Simpliciana

Schriften der
Grimmelshausen-Gesellschaft

XXXV. Jahrgang | 2013

PETER LANG

ISBN 978-3-0343-1503-6
9 783034 315036
www.peterlang.com

SIMPLICIANA

Schriften der Grimmelshausen-Gesellschaft

XXXV (2013)

JOHANN JAKOB CHRISTOPH VON GRIMMELSHAUSEN-GESELLSCHAFT e.V.

SIMPLICIANA

Schriften der Grimmelshausen-Gesellschaft
XXXV (2013)

In Verbindung mit
dem Vorstand der Grimmelshausen-Gesellschaft
herausgegeben von
Peter Heßelmann



PETER LANG
Bern · Berlin · Bruxelles · Frankfurt am Main · New York · Oxford · Wien

Textherstellung und Layout: Nadine Lenuweit
Druck: Primerate, Budapest, Ungarn
Kommissionsverlag: Peter Lang AG, Internationaler Verlag der Wissenschaften, Bern

Anschrift der Redaktion:
Prof. Dr. Peter Heßelmann, Westfälische Wilhelms-Universität Münster, Germanistisches Institut, Schlossplatz 34, D-48143 Münster,
E-Mail: info@grimmelshausen.org





ISSN 0379-6415 br. ISSN 2235-7467 eBook
ISBN 978-3-0343-1503-6 br. ISBN 978-3-0351-0692-3 eBook

Die Jahrgänge I-VIII sind im Francke Verlag Bern erschienen:
I: ISBN 3-7720-1463-1 II: ISBN 3-7720-1511-5
III: ISBN 3-7720-1544-1 IV / V: ISBN 3-7720-1570-0
VI / VII: ISBN 3-7720-1598-0 VIII: ISBN 3-317-01628-0.
Diese und die folgenden, im Verlag Peter Lang erschienenen Bände sind zu beziehen über den Schatzmeister der Grimmelshausen-Gesellschaft (s. Liste des Vorstands) oder beim Verlag Peter Lang AG.

Inhalt

Weitere Beiträge

Simpliciana Minora

Mitteilungen

Anhang

Editorial

In diesem Band der *Simpliciana* werden sechzehn Vorträge veröffentlicht, die während einer Tagung mit dem Rahmenthema „Der Teutsche Michel. Kulturpatriotismus und Sprachverhalten im Werk Grimmelshausens und in der oberrheinischen Literatur der Frühen Neuzeit" Mitte Juni 2013 in Oberkirch und Renchen gehalten wurden. Darüber hinaus erscheinen in diesem Jahrbuch drei weitere Beiträge zum Werk des simplicianischen Autors und ein Aufsatz zum Fortleben der Figur des deutschen Michels in Karikatur und Volkskunde in Böhmen. Der Rezensionsteil berichtet wie gewohnt über Neuerscheinungen zu Grimmelshausen und zur Literatur und Kultur der Frühen Neuzeit.

Im Dezember 2012 ist das achte Beiheft zu unserem Jahrbuch erschienen. Es handelt sich um die Dissertation von Jana Maroszovà mit dem Titel *„Denn die Zeit ist nahe". Eschatologie in Grimmelshausens Simplicianischen Schriften: Zeit und Figuren der Offenbarung*.

Unsere nächste Tagung widmet sich dem Thema „Chiffrieren und Dechiffrieren im Werk Grimmelshausens und in der Literatur der Frühen Neuzeit". Sie wird vom 12. bis zum 14. Juni 2014 in Gelnhausen stattfinden. Die Einladung und das Tagungsprogramm sind in diesem Jahrbuch in der Rubrik „Mitteilungen" zu finden. Ich hoffe, daß zahlreiche Mitglieder der Grimmelshausen-Gesellschaft und weitere Gäste in die Geburtsstadt des Dichters kommen werden, um dort nicht nur interessante Vorträge zu hören, sondern auch das Stadtmuseum mit der neuen „Grimmelshausenwelt" zu besuchen.

Vom 11. bis zum 13. Juni 2015 wird die Grimmelshausen-Gesellschaft in Oberkirch und Renchen eine Tagung zum Thema „Grimmelshausens *Der Seltzame Springinsfeld*" durchführen. Die Ankündigung befindet sich ebenfalls in der Rubrik „Mitteilungen". Vortragsangebote nimmt der Präsident der Grimmelshausen-Gesellschaft gern entgegen.

Dieter Breuer, langjähriger Präsident und nunmehr Ehrenpräsident der Grimmelshausen-Gesellschaft, beging im Februar 2013 seinen 75. Geburtstag. Klaus Haberkamm, Gründungs- und Vorstandsmitglied der Gesellschaft, konnte im Oktober 2013 auf 75 Lebensjahre zurückblicken. Beiden gebührt der Dank für ihr jahrzehntelanges Wirken im Vorstand. Im Namen aller Mitglieder der Grimmelshausen-Gesellschaft gratuliert ihnen der amtierende Vorstand nachträglich herzlich.

Münster, im Dezember 2013 — Peter Heßelmann

Beiträge der Tagung „Der Teutsche Michel. Kulturpatriotismus und Sprachverhalten im Werk Grimmelshausens und in der oberrheinischen Literatur der Frühen Neuzeit“

JÜRGEN MACHA (Münster)

„so fang das vatter unser auch auf calvinisch an". Sprachliche Konfessionalismen in der Frühen Neuzeit

1. Einleitung[1]

Den Veranstaltern der Oberkircher und Renchener Grimmelshausen-Tagung sei auch hier noch einmal für ihre freundliche Einladung gedankt und dafür, dass ein Sprachhistoriker, sozusagen ein ‚nonresident alien', ein ‚nichtansässiger Ausländer' im Lande der Literaturgeschichte, über einige Befunde zu Sprache und Konfession berichten kann. Diese Ausführungen haben zwar durchaus mit dem Rahmenthema des Treffens „Kulturpatriotismus und Sprachverhalten" zu tun, insofern auch im vorliegenden Beitrag – jedenfalls anrainend – Fragen berührt werden, die mit der barocken Debatte um die „drei Großen R" der deutschen Sprache (Reinheit, Richtigkeit, Redlichkeit) zusammenhängen, dennoch ist die grundsätzliche Thematik anders gelagert. Während der letzten Jahre ging es unseren münsterschen Forschungen um eine Analyse der frühneuzeitlichen Sprachwirklichkeit, bei der weniger die Rela-

1 Die Veröffentlichung des Vortrags geschieht auf ausdrücklichen Wunsch des Herausgebers. Drei Hinweise erscheinen in diesem Zusammenhang angebracht und notwendig: 1. In wichtigen Punkten repliziert der Beitrag Forschungsergebnisse, die bereits in einer jüngst erschienenen Monographie dargestellt sind: Jürgen Macha: *Der konfessionelle Faktor in der deutschen Sprachgeschichte der Frühen Neuzeit*. Würzburg 2013. In diesem Band werden die theoretischen Grundlagen des Zugriffs auf ‚Sprache und Konfession' sowie einzelne sprachhistorische Forschungsfelder ausführlich und problemorientiert diskutiert. 2. Im Hinblick darauf ist auch der Anmerkungsapparat des vorliegenden Beitrags bewusst ‚schlank' gehalten worden. 3. Mit voller Absicht wurden dem ursprünglichen Vortrag für die literate Form nicht sämtliche Züge der Mündlichkeit ausgetrieben.

tion ‚Sprache und Nation' als vielmehr die Relation ‚Sprache und Konfession' ins Zentrum der Aufmerksamkeit gerückt wurde.[2]

2. Sprachhistorische Situierung des Themas

Man kann wohl als Tatsache konstatieren, dass die Frühe Neuzeit in beträchtlichem Maße durch die Ausbildung konfessionskultureller Eigenwelten gekennzeichnet war. Hier sei die plakative Aussage aus einem Beitrag zur Geschichte der Universität Dillingen zitiert: „Der evangelische und katholische Konfessionalisierungsprozeß im 16. und 17. Jahrhundert hatte zur Ausbildung grundverschiedener Verhaltens- und Denkweisen in allen Lebensbereichen geführt. Die Konfessionalität prägte zutiefst das jeweilige Bewußtsein und wirkte polarisierend. In jedem Territorium schottete man sich gegen den andersgläubigen Nachbarn ab."[3] Auch wenn in der historischen Forschung durchaus kein Konsens darüber herrscht, wie verhaltensprägend der Einfluss der Konfessionalisierung insgesamt und im Einzelnen war,[4] so ist doch kaum zweifelhaft, dass zeitgenössische Lebenswelten unter den Signaturen ‚katholisch', ‚evangelisch-lutherisch' oder ‚evangelisch-reformiert' in je eigener Weise ausgebildet und profiliert wurden. Vertreter der Theologiegeschichte, der historischen Volkskunde und der historischen Frühneuzeitforschung haben das Konfessionalisierungs-Paradigma in den letzten dreißig Jahren ausführlich traktiert. Ihnen konnte nicht entgehen, dass konfessionelle Sonderung in vielerlei Hinsicht mit spezifi-

---

2 Den organisatorischen Rahmen der Forschungsaktivitäten bildete der von der Deutschen Forschungsgemeinschaft an der Westfälischen Wilhelms-Universität Münster etablierte Exzellenzcluster ‚Religion und Politik in den Kulturen der Vormoderne und Moderne'. Er schuf die Möglichkeit, den Untersuchungsgegenstand unter verschiedenen Blickwinkeln zu vermessen.

3 Herbert Rösch: Entwicklungsfaktoren im 17./18. Jahrhundert und die Auseinandersetzung mit der Aufklärung. In: *Die Universität Dillingen und ihre Nachfolger. Stationen und Aspekte einer Hochschule in Schwaben. Festschrift zum 450. Gründungsjubiläum*. Hrsg. von Rolf Kießling. Dillingen 1999, S. 79–128, hier S. 89.

4 Vgl. zu diesen komplizierten Zusammenhängen neuerdings den Sammelband *Konfessionelle Ambiguität. Uneindeutigkeit und Verstellung als religiöse Praxis in der Frühen Neuzeit*. Hrsg. von Andreas Pietsch und Barbara Stolberg-Rilinger. Gütersloh 2013.

schen Manifestationen gekoppelt erscheint. Man denke an Lebens- und Essgewohnheiten (z. B. in Spitälern u. ä.), aber auch an das Kleidungsverhalten in konfessionell verschiedenen Milieus, wo zur gegenseitigen Abgrenzung gerade auch die subtileren Unterschiede dienten. Angesichts der Situation in Augsburg bemerkt Etienne François dazu: Es zeigt sich, „[...] daß man zwar nicht von ‚katholischer Tracht' und ‚protestantischer Tracht' sprechen kann, daß die beiden Konfessionen aber überall dort, wo sie zusammenlebten, ihre Verschiedenartigkeit durch Details zum Ausdruck brachten, die je nach Ort und Milieu variierten."[5] Es gab also offenbar eine konfessionelle Divergenz, die sich auf eine Reihe von kulturellen Formen und Praktiken erstreckte. In diesem Zusammenhang fragt man sich, inwieweit Sprache davon betroffen war. Diente die Sprache gewissermaßen ubiquitär und unmarkiert als neutrales Medium? Der rhetorische Unterton dieser Frage lässt es bereits erahnen: Im Hintergrund der folgenden Ausführungen steht die Erwartung, dass dem nicht so gewesen ist. Dabei ist einzuräumen, dass die germanistische Sprachgeschichtsforschung erst in neuerer und neuester Zeit begonnen hat, die Relevanz der Größe ‚Konfession' für die Sprache der Frühen Neuzeit unter kontrastivem Blickwinkel ernst zu nehmen und systematisch zu untersuchen. Bei den Gründen für die auffällige disziplinhistorische Ausblendung kommt Verschiedenes zusammen. Unter anderem ist hier möglicherweise immer noch ein sprachhistorischer Mythos aus dem 19. Jahrhundert virulent, in dem unter Bezug auf die herausragende Sprachgewalt Martin Luthers bereits für das 17. und die erste Hälfte des 18. Jahrhunderts eine weitgehende Spracheinheitlichkeit des Deutschen angesetzt wird.[6] In der neueren Forschungsgeschichte ist es da vor allem das große Verdienst Dieter Breuers, seit den 1970er Jahren diese monokulare, preußisch-protestantische Optik der Dinge in Frage gestellt und der südlich-katholischen Hemisphäre des deutschen Sprachraums zu mehr Dignität verholfen zu haben.[7]

---

5 Vgl. Etienne François: *Die unsichtbare Grenze. Protestanten und Katholiken in Augsburg 1648–1806*. Sigmaringen 1991, S. 189, Anm. 91.

6 Vgl. Jürgen Macha: Alles Luther oder was? Zum Mythos deutscher Spracheinheit in der Frühen Neuzeit. In: *Sprachmythen. Fiktion oder Wirklichkeit?* Hrsg. von Lieselotte Anderwald. Frankfurt a. M. [u. a.] 2012, S. 219–229.

7 Vgl. neben einer Fülle von diesbezüglichen Aufsätzen auch jüngst Dieter Breuer: Der Streit über die Frage, „wo das beste Teutsch zu finden". In: *Konfession und Sprache in der Frühen Neuzeit. Interdisziplinäre Perspektiven*. Hrsg. von Jürgen Macha, Anna-Maria Balbach und Sarah Horstkamp. Münster, New York, München [u. a.] 2012, S. 31–43.

3. Sprachliche Konfessionalismen

Hier ist nicht der Raum, das theoretische Verhältnis zwischen Sprache und Konfession ausführlich zu erörtern, zu seiner Modellierung finden sich in der Forschungsliteratur verschiedene Ansätze, die zum Teil so weit gehen, die Existenz von ‚Glaubenssprachen' oder ‚Konfessiolekten' zu postulieren.[8] Solche Bezeichnungen scheinen allerdings aufgrund ihrer terminologischen Grobschlächtigkeit nur bedingt dazu geeignet, die komplexen Beziehungen zwischen Sprache und Konfession – gerade auch in historischer Perspektive – angemessen auf den Punkt zu bringen. Man sollte sich meines Erachtens deshalb lieber an einer vorsichtig gehaltenen Aussage von Wolfgang Moelleken orientieren: „Language registers can contain subtle evidence capable of classifying speakers according to their religious affiliation."[9] In diesem Statement wird nicht mehr und nicht weniger eingeräumt als die Möglichkeit, aufgrund typischer Merkmale des Sprachgebrauchs auf religiöse Zugehörigkeit schließen zu können. Man kann eine solche merkmal- bzw. variablenorientierte Betrachtungsweise sprachkulturellen Gegebenheiten der Frühen Neuzeit applizieren und in diesem Zusammenhang die Kategorie der ‚sprachlichen Konfessionalismen' einführen.[10] Im deutschen Sprachgebrauch ist der Terminus ‚Konfessionalismus' semantisch bereits besetzt, weshalb seine begriffliche Modifikation und Neufassung knapp zu erläutern ist. In Lexika und Wörterbüchern findet man das Lemma ‚Konfessionalismus' mit den Erklärungen ‚strenge Bekenntnistreue', ‚einseitige Überbewertung einer der christlichen Konfessionen gegenüber dem gesamtkirchlichen Erbe' oder ähnlich.[11] Dagegen wird hier mit dem Begriff der ‚sprachlichen Konfessionalismen' eine andere Bedeutung intendiert: Der Terminus soll dazu dienen, Klas-

8 Vgl. die Ausführungen in Macha, *Der konfessionelle Faktor* (wie Anm. 1), S. 28–31.

9 Vgl. Wolfgang W. Moelleken: Multilinguism in Religion (Mehrsprachigkeit in Religion, Plurilinguism en matière de religion). In: *Kontaktlinguistik. Ein internationales Handbuch zeitgenössischer Forschung*. Hrsg. von Hans Goebl, Peter H. Nelde, Zdeněk Stary und Wolfgang Wölck. Halbbd. 1. Berlin, New York 1996 (Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft 12. 1), S. 391–398, hier S. 394.

10 Vgl. Macha, *Der konfessionelle Faktor* (wie Anm. 1), S. 31–32.

11 Vgl. *Duden. Deutsches Universalwörterbuch*. 4. Neu bearb. und erw. Auflage. Hrsg. von der Dudenredaktion. Mannheim [u. a.] 2001, S. 933.

sen von Erscheinungen sprachlicher Art zusammenzufassen, bei denen der Erklärungsgröße ‚Konfession' ein besonderer Stellenwert zukommt. Die Begriffsbildung geschieht somit in Analogie zu anderen, mittlerweile fest etablierten linguistischen Fachausdrücken wie ‚Anglizismen', ‚Regionalismen' oder dergleichen. Die Redeweise von ‚Erscheinungen sprachlicher Art' soll zudem deutlich machen, dass ‚Konfessionalismen' verschiedenen Sphären der Sprachlichkeit zugehören können. Sie finden sich auf graphisch-lautlicher, grammatischer und lexikalischer Ebene; es gibt sie aber nicht nur dort, sondern auch in den Dimensionen der Onomastik und der Sprachpragmatik. Im Folgenden werden ausgewählte Fälle aus der Frühen Neuzeit vor Augen geführt.

3.1. Graphematische Konfessionalismen

Es spricht einiges an empirischer Evidenz dafür, dass in der geschriebenen und gedruckten Sprache der Frühen Neuzeit bisweilen auch scheinbar marginale Schreibspezialitäten zu Trägern konfessioneller Symbolik werden konnten. Zu denken ist etwa an das sogenannte ‚e Saxonum' bzw. ‚lutherische e', das einige Berühmtheit erlangt hat.[12] Beispielsweise findet sich im Schlusschor der Matthäuspassion von Johann Sebastian Bach, deren Textdichter Christian Friedrich Henrici alias Picander aus dem ostmitteldeutschen Sprachraum, genauer: aus der Nähe von Dresden stammt, das -e in der Formulierung ‚Ruhe sanfte, sanfte ruh!' Das angehängte -e taucht hier also auch im adverbialen Zusammenhang von ‚sanfte' auf. Es erscheint aber ebenso in einer Reihe anderer grammatischer Kontexte, so z. B. im Nominativ bestimmter Feminina. Dazu passt ein zeitgenössisches Zitat von 1782:

> Wenn Nichts wäre als das Lutherische e, das sie [die Katholiken, J. M.] sich durch Lesung derselben [ostmitteldeutscher Autoren, J. M.] allmählig angewöhnten, immer Schade genug! Es klang doch ehemals so genuin katholisch: *die Seel, die Kron, die Sonn, die Blum* u. s. w., und nun schreiben die Unsrigen [die Katholiken, J. M.] fast durchgängig: *die Seele, die Krone, die Sonne, die*

12 Vgl. zum Folgenden ausführlich Macha, *Der konfessionelle Faktor* (wie Anm. 1), S. 128–135.

> *Blume*, wie die leibhaften Ketzer auch schreiben. In Wahrheit, man sollte sich schämen![13]

Wie man an der Ironie dieser Passage merken kann, wird in der Zeit der Aufklärung das Phänomen konfessionstypischer Schreibungen heruntergespielt. Ähnliches spricht auch aus einem weiteren Zitat von 1764. Im Rückblick auf die Karriere des ‚armen Buchstabens' -e schreibt Ignaz Weitenauer:

> Woher entspringet doch dieser unversöhnliche Haß wider das unglückliche E? [...] Von der Religion [...] zu reden, ist es schwer zu begreifen, wie man sie in die Rechtschreibung eingemischet. Was hat immermehr die Glaubenslehre mit dem E zu thun?[14]

In der Tat: Retrospektiv gesehen mag dieser Zusammenhang tatsächlich unverständlich erschienen sein, einige Generationen zuvor war das freilich nicht der Fall. Das lutherische -e hatte sich zeitweilig zu einem veritablen Streitpunkt entwickelt, man registrierte die Unterschiedlichkeit und zog gegebenenfalls Konsequenzen daraus.

Im Folgenden rückt ein bisher wenig bekanntes, zeitweilig aber wohl ebenfalls konfessionell markiertes Schreibphänomen in den Blick. In gedruckten und handschriftlichen Texten der Frühen Neuzeit findet sich eine graphematische Auffälligkeit, die beispielsweise bei genauer vergleichender Betrachtung der Titelblätter von gedruckten Leichenpredigten zutage tritt. Bekanntlich haben katholische und lutherische Protagonisten in inhaltlicher Hinsicht unterschiedliche Auffassungen von dem, was eine ‚richtige' Predigt sein und bewirken soll. Aber dass sie in der Frühen Neuzeit tendenziell auch andere Schreibformen des Wortes ‚Predigt' favorisiert haben, ist vermutlich überraschend.[15] Tatsächlich realisieren jedoch manche Texte das Wort ‚Predigt' ohne t am Ende, während sich in anderen nahezu stets die Form mit -t findet. Man könnte geneigt sein, dies als Petitesse unter der Rubrik ‚frühneuhochdeutsche Variabilität' zu verbuchen. Eine Stichprobe an Titelblät-

---

13 Vgl. Adolf Socin: *Schriftsprache und Dialekte im Deutschen nach Zeugnissen alter und neuer Zeit*. Heilbronn 1888. [Nachdruck Hildesheim, New York 1970], S. 437.

14 Vgl. Ignaz Weitenauer: *Zweifel von der deutschen Sprache, vorgetragen, aufgelöst, oder andern aufzulösen überlassen, sammt einem orthographischen Lexikon*. Augsburg, Freiburg i. Br. 1764, S. 24.

15 Vgl. die weiter ausgreifende Darstellung bei Macha, *Der konfessionelle Faktor* (wie Anm. 1), S. 135–139.

tern von gedruckten Leichen- und anderen Predigten ergibt jedoch einen charakteristischen Verteilungsbefund: Von den Titelblättern katholischer Provenienz enthalten 83, 3% die Form ohne auslautendes -t (also: Predig), noch klarer ist die Lage bei den evangelisch-lutherischen Quellen: 96, 5% zeigen die t-haltige Form (also: Predigt). Ein Blick auf andere Textsorten bestätigt die Vermutung, dass der Gebrauch der spezifischen Wortformen ‚predig' oder ‚predigt' in Zusammenhang mit einer konfessionellen Ausrichtung der jeweiligen Texte steht. Gibt es also vergleichbar dem ‚lutherischen -e' gewissermaßen auch ein ‚lutherisches -t'? Es spricht Einiges dafür. Dieses epithetische -t begegnet zwar nicht in einer Vielfalt von grammatischen Kontexten, wie das beim lutherischen -e der Fall ist, es kann freilich als wortgebundenes Phänomen wegen seiner Verankerung und Verbreitung in kultusbezogenen Kontexten bei den Zeitgenossen durchaus den Status eines ‚Identifikationsmarkers' besessen haben. Die heute gebräuchliche neuhochdeutsche Wortform ‚Predigt', zu der sich der normale Sprachbenutzer kaum eine Alternative vorstellen kann, bildet nach dem Ausweis der Wörterbücher erst seit Adelung 1798[16] und Campe 1809[17] die allein vorfindliche Normalform. Die andere, daneben existierende Variante ‚predig' wird vom Grimmschen Wörterbuch als eine ältere sowie z. T. noch mundartlich vorhandene Erscheinung charakterisiert.[18] In diese Richtung weist auch eine sprachhistorische Aussage vom Beginn des 20. Jahrhunderts: „In obd. Ma. gelten bis heute Formen wie P r e d i (g). Für das nhd. P r e d i g t hat Luther entschieden [...]."[19] Aufschlussreich ist in diesem Kontext, dass die räumliche Ausbreitung der -t-haltigen Form im 16. und 17. Jahrhundert von Virgil Mosers *Frühneuhochdeutscher Grammatik* so beschrieben wird, dass ihr sprachgeographischer Vormarsch im Wesentlichen mit der arealen Ausbreitung der protestantisch-lutherischen Lehre zusammenstimmt.[20]

---

16 Vgl. Johann Christoph Adelung: *Grammatisch-kritisches Wörterbuch der Hochdeutschen Mundart, mit beständiger Vergleichung der übrigen Mundarten, besonders aber der Oberdeutschen*. Tl. 3. *M–Scr*. Leipzig 1798 [Neudruck Hildesheim 1970], Sp. 829.

17 Vgl. Johann Heinrich Campe: *Wörterbuch der Deutschen Sprache*. Bd. III. *L–R*. Braunschweig 1809 [Neudruck Hildesheim, New York 1969], S. 686.

18 Vgl. *Deutsches Wörterbuch*. Bd. 7. Bearb. von Matthias von Lexer. Leipzig 1889, Sp. 2083.

19 Vgl. Friedrich Kluge: *Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache*. Bearb. von Walther Mitzka. Berlin, New York [21]1975, S. 563.

20 Vgl. Virgil Moser: *Frühneuhochdeutsche Grammatik*. Bd. I. Tl. 3. Heidelberg 1951, S. 74, Anm. 56.

3.2. Lexikalische Konfessionalismen

Es liegt auf der Hand, dass allfällige Differenzen zwischen den Bekenntnissen vor allem in den kultnahen Bereichen des Wortschatzes auftreten, also in solchen, die im weitesten Sinne mit der Ausgestaltung und Ausübung religiöser Praxis zusammenhängen. Ein Punkt betrifft etwa die lexikalische Konkurrenz von *Kommunion* versus *Abendmahl* versus *Nachtmahl*, wobei das Phänomen durchaus europäische Parallelen aufweist. Ein Blick auf das frühneuzeitliche Frankreich mit seinem Antagonismus zwischen Altgläubig-Katholischen und Hugenotten lässt erkennen, was gemeint ist. „Die kirchlichen Institutionen der Protestanten werden auf Französisch nicht mit denselben Termini wie ihre katholischen Entsprechungen benannt. Statt von *église s*pricht man von *temple*, statt *messe* sagt man *culte*, statt *curé* heißt es *pasteur*, statt *communion* zieht man *cène* vor.“[21] Verschiedene Benennungspraktiken zeigen sich auch im anglophonen Raum. „Particular words, phrases or schemata will characterize the interactions of a group. For example, while most Catholics say *mass*, some Anglicans say *Eucharist*, others *the Lord's Supper*, and others *Holy Communion*; Presbyterians say *The Lord's Supper*, or *communion*, while Pentecostals are more likely to refer to a *Remembering Service*.“[22] Für die deutschen Verhältnisse ergibt sich Vergleichbares. Erste lexikographische Hinweise gibt das Grimmsche *Wörterbuch*: „abendmahl *oder* nachtmahl *kamen erst durch die reformation auf, jenes bei den Lutheranern, dieses bei den Reformierten* [...].“[23] Bei Werner Besch heißt es: „Konfessionell scheinen dann *Abendmahl* und *Nachtmahl* kennzeichnende ‚Fahnenwörter‘ für Lutheraner und Reformierte geworden zu sein.“[24] Und ähnlich liest man bei Hugo Moser: „So wird durch Luther *Abendmahl* statt Abendessen

21 Vgl. Johannes Kramer: Religion, Philosophie und Sprachgeschichte: Galloromania. In: *Romanische Sprachgeschichte. Ein internationales Handbuch zur Geschichte der romanischen Sprachen*. Hrsg. von Gerhard Ernst, Martin-Dietrich Gleßgen, Christian Schmitt und Wolfgang Schweickard. Teilbd. 2. Berlin, New York 2006 (Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft 23. 2), S. 1324–1333, hier S. 1331.

22 Gary D. Bouma und Haydn Aarons: Religion. In: *Soziolinguistik*. Hrsg. von Ulrich Ammon, Norbert Dittmar, Klaus J. Mattheier und Peter Trudgill. Berlin, New York ^{2}2004, S. 351–354, hier S. 352.

23 Vgl. *Deutsches Wörterbuch*. Bd. 1. Bearb. von Jacob Grimm. Leipzig 1854, Sp. 25, s. v. ‚abendmahl‘.

24 Vgl. Werner Besch: *Deutscher Bibelwortschatz in der frühen Neuzeit. Auswahl – Abwahl – Verhalten*. Frankfurt a. M. [u. a.] 2008, S. 213.

in die protestantische Kirchensprache eingeführt; die Ausdrücke *Sakrament*, *Tisch des Herrn* und *Kommunion* treten dort zurück, halten sich aber im katholischen Gebrauch."[25] Solche und ähnliche Unterschiede im kirchlichen Vokabular finden sich nicht selten, wobei aber in der linguistischen Interpretation darauf zu achten ist, ob sich die jeweiligen Bezeichnungen auch auf identische Referenten in der kultisch-liturgischen Wirklichkeit beziehen. Nur wenn die Bezeichnungen in der Tat dasselbe meinen würden, hätte man es mit einer echten konfessionellen Heteronymik zu tun.

Die nächsten Beobachtungen betreffen die Wort- bzw. Formelverwendung in der Sphäre des Gebets, speziell den Umgang mit dem Vaterunser. Dabei ist es zum Einen der Anfangspassus, der die Aufmerksamkeit auf sich gezogen hat. So betont ein Ingolstädter katholischer Druck von 1608 die konfessionelle Unterschiedlichkeit in der Anrede Gottes: „Wie sollte doch das jmmer müglich noch glaublich seyn/ dass er solt ein Kelchle gestolen haben/ der inn so jnnbrünstiger Andacht […] ein Vatter vnser/ oder auf Lutherisch ein vnser Vatter/ offeriert/ vnd darbeut [...]".[26] Der Beginn des Vaterunsers scheint also wie ein Schibboleth gewirkt zu haben. Auch in einem anderen katholischen Druck von 1602 tauchen entsprechende Formulierungen auf, mit denen der Verfasser eine Differenz zur evangelischen Seite markiert. Es geht um „[...] das Vatter vnser (oder wie es vonn ewren Predicanten vonn der hand verbessert worden) das Vnnser Vatter [...]".[27] In der ‚Belehrungsszene' des *Wunderbarlichen Vogel-Nests* von Grimmelshausen

25 Hugo Moser: *Sprache und Religion. Zur muttersprachlichen Erschließung des religiösen Bereichs*. Düsseldorf 1964 (Beiheft Wirkendes Wort 7), S. 37.

26 Vgl. Andreas de Cornu [Andreas Angermayer]: *Cornucopiae. Das ist: Stattliche/ völlige/ vnd vberflüßige Erweisung. Das Johannes Deltzer/ Lutherischer Diaconus zu Donawerth/ kein Kelch- noch Becherdieb sey: Wie er von Jacob Probsten zu Steynitz in Steyer/ angezogen worden*. Durch: Andream de Cornu, den vnschuldigen Man zu Hilff vnd Trost bescheiden vnd in offentlichen Truck geben. Ingolstadt 1608, S. 13–14.

27 Vgl. Johannes Decumanus: *Kurtze ſummariſche warhaffte RELATION: Von dem zu Regenſpurg newlicher Zeit/ Zwiſchen den Catholiſchen eins/ vnd der Augſpurgiſchen Confeſſion zugethanen Theologen andern theils/ gehaltnen Colloquio: Sampt einer nothwendigen Reuiſion deren/ von demſelben hin vnd wider ausgeſprengten Zeittungen. Allen Liebhabern der Warheit/ in form eines Luſtigen Dialogi oder Geſprächs/ zwischen einem Bayrn vnd Saxen/ gleichſamb zu einem Vortrab/ biß die Acta vnd Protocoll völlig hernach kom̄en/ zu guttem geſtellt*. Durch IOANNEM DECVMANVM, Oeſterreichiſchen Theologen. Gedruckt im Cloſter Brugk an der Teya/im Marggraffthum̄ Märhern/ Anno 1602, Bl. 44.

äußert die Bettler-Prinzipalin klare Gebetsvorgaben: „[...] wann du eigendlich weist/ daß du an einem Calvinischen Ort bist/ so fang das Vatter Unser auch auff Calvinisch an/ und sag Unser Vatter/ etc. und nicht Vatter Unser wie es vor Alters der Brauch gewesen ist [...].“[28] Dass diese Initialformel in reformierten Kontexten tatsächlich üblich war, bezeugt für das anhaltische Fürstentum eine Passage aus dem ‚Coswiger Superintendenturbuch‘ vom Anfang des 17. Jahrhunderts. Ihr kann man entnehmen, dass der damalige Superintendent „[…] den Geistlichen seiner Inspektion den Auftrag erteilt hat, [...] nicht ‚Vater Unser‘ sondern ‚Unser Vater‘ zu beten.“[29] Nicht nur der Beginn, sondern auch der Schluss des Vaterunsers hat offenbar als konfessionelles Signal gewirkt. Noch einmal sei Grimmelshausen zitiert, dessen Bettlerin ihrem Lehrling einschärft:

> Gib nur Achtung daß du im beten nicht fehlest/ wo du merckest daß es nicht Catholisch ist/ da laß bey leib das Ave Mariæ aus/ und heisch auch nicht umb unserer lieben Frauen willen/ aber hingegen bete das Reich und die Krafft und die Herrligkeit an das Vatter Unser […]. (*VN I* 318)

Die Doxologie erfüllt also ihre Funktion als eindeutiger Konfessionsindikator und dient dazu, potentielle, in diesem Falle protestantische Almosengeber günstig zu stimmen.

3. 3 Onomastische Konfessionalismen

In diesem sehr gerafften Überblick geht es im Folgenden um die Frage: Gab es in der Frühen Neuzeit ‚onomastische Konfessionalismen‘, anders formuliert: Welche Rolle spielte die Namengebung im Konfessionskontext? Beiläufig sei angemerkt, dass eine aus der damaligen Zeit

---

28 Vgl. Hans Jacob Christoffel von Grimmelshausen: *Das Wunderbarliche Vogel-Nest I. Teil*. In: *Werke* I. 2. Hrsg. von Dieter Breuer. Frankfurt a. M. 1992 (Bibliothek der Frühen Neuzeit 4. 2), S. 319. – Der Text wird im Folgenden nach der Edition von Breuer mit Sigle *VN I* und Seitenangabe in runden Klammern zitiert.

29 Vgl. Heinrich Duncker: *Anhalts Bekenntnisstand während der Vereinigung der Fürstentümer unter Joachim Ernst und Johann Georg (1570–1606)*. Dessau 1892, S. 234.

stammende und für den Bibelleser bis heute spürbare Verschiedenheit in der deutschen Übertragung biblischer Eigennamen vorliegt. Bei ihrer Wiedergabe orientierten sich die Katholiken an der griechisch-lateinischen Vorlage, während protestantische Übersetzungen mit Luther auch auf den hebräischen Text schauten. Daraus ergab sich im Deutschen eine doppelte Eigennamentradition: katholisch Isaias – protestantisch Jesaja; katholisch Samson – protestantisch Simson; katholisch Ezechiel – protestantisch Hesekiel, katholisch Nabuchodonósor – protestantisch Nebukadnézar und anderes mehr.[30]

Was nun die gesellschaftliche Vergabe von Rufnamen in der Zeit nach der Reformation betrifft, so setzt eine Reihe von Studien eine starke Relevanz der Konfessionalisierung an, ebenso viele gehen vom Gegenteil aus.[31] Es liegt deshalb auf der Hand, dass hier keine resümierenden Ausführungen zur tatsächlichen Mächtigkeit des Einflusses der Glaubensrichtungen auf die Rufnamengebung präsentiert werden können. Es sollen vielmehr ausgehend von den Ergebnissen einer Studie von Anna-Maria Balbach[32] zur Entwicklung der Augsburger Rufnamengebung lediglich einige Punkte akzentuiert werden. Balbach hat auf der Grundlage von Grabinschriften ein umfangreiches Namenkorpus zusammengestellt, das die Zeit von vor 1500 bis 1800 diachron zu betrachten erlaubt. Dabei wurde Augsburg als Untersuchungsort gewählt, weil diese Stadt bekanntlich aufgrund ihres eigenartigen Status als paritätische Reichsstadt und ihrer guten Überlieferungslage ein besonders geeignetes Untersuchungsfeld für Konfessionsstudien bildet. Die Analyse der Rufnamengebung erbrachte u. a. folgende Ergebnisse:

1. Die spätmittelalterliche Rufnamengebung war durch starke Anteile sprachlich exogener, also vor allem griechischer und lateinischer Heiligennamen charakterisiert. Dieser Grundzug findet mit den Veränderungen der Reformation keineswegs sein abruptes Ende, sondern er bleibt partiell als gemeinsame deutsche Tradition auch nach 1517 erhalten. Für Augsburg kann nachgewiesen werden, dass die Namensvarianten *Hans* bzw. *Johann(es)* in beiden Konfessionen über die gesamte Untersuchungszeit, also von der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts bis

30 Vgl. Ernst Jenni: Biblische Namen. In: *Namenforschung. Ein Internationales Handbuch zur Onomastik*. Hrsg. von Ernst Eichler, Gerold Hilty, Heinrich Löffler [u. a.] Teilbd. 2. Berlin, New York 1996, S. 1852–1856, hier S. 1853.

31 Vgl. dazu Macha, Der *konfessionelle Faktor* (wie Anm. 1), S. 149–150.

32 Anna-Maria Balbach: Jakob, Johann oder Josef? – Frühneuzeitliche Vornamen im Streit der Konfessionen. In: *Konfession und Sprache in der Frühen Neuzeit* (wie Anm. 7), S. 11–30.

1745 bei weitem am häufigsten gewählt werden. Zusammen mit G*eorg* und *Christoph*, die ebenfalls zu den häufig optierten männlichen Rufnamen gehören, bildet also *Johannes* eine Art von gemeinsamem Namensockel, der quantitativ-statistisch betrachtet die beiden Glaubensrichtungen über die Zeiten hinweg verbindet. Einer ähnlichen ‚Dauerbeliebtheit' erfreut sich auch der weibliche Rufname *Anna* mit seiner stetigen Präsenz.

2. Dieser Konstanz bzw. Kontinuität in der Rufnamengebung stehen jedoch gewichtige Tendenzen einer Auseinanderentwicklung entgegen. Die Entscheidungen darüber, welche Namen zu welchen Zeiten neu ins Spiel kommen oder revitalisiert werden, fallen je nach konfessioneller Orientierung unterschiedlich aus. Zur besseren Transparenz empfiehlt es sich in diesem Zusammenhang allerdings, die Rufnamen nach dem Geschlecht auseinanderzuhalten. Für Augsburg wie auch für andere regionale Konstellationen stellt sich nämlich heraus, dass eine als programmatisch konfessionell zu deutende Namenwahl offenbar vor allem und weitaus sichtbarer im Blick auf den männlichen Nachwuchs praktiziert worden ist.

3. Was ‚Divergenzwellen' in der Rufnamengebung der schwäbischen Reichsstadt betrifft, so lassen sich zwei Phasen einer intensiveren Auseinanderentwicklung entdecken. Zum Einen finden sich bei den männlichen Rufnamen der protestantischen Seite in den ersten Jahrzehnten nach der Reformation vermehrt biblische, besonders alttestamentarische Namen wie Daniel, David oder Jakob, dazu kommen altdeutsche Formen, weniger hingegen werden fremdsprachlich entlehnte Heiligennamen vergeben. Nach den Befunden nähert sich die Namengebungspraxis der Konfessionen in der Zeit gegen und nach 1600 wieder an, um jedoch in den Jahrzehnten nach dem Dreißigjährigen Krieg wieder verstärkt gegensätzliche Konturen zu zeigen. Diese haben dann bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts Bestand. Aus den Häufigkeitsranglisten spricht eine recht klare Opposition. Auf katholischer Seite greifen Namen wie *Franz* oder *Joseph* Platz, die ihre neue Präsenz gegenreformatorischer Aktivität verdanken, andererseits demonstrieren die Protestanten mit der Orientierung an alttestamentlichen Namen und ihrer Vorliebe für deutschsprachige, sogenannte ‚pietistische' Neonyme wie *Gottfried* oder *Gottlieb* ein eigenes Namengebungsprofil.[33]

33 Vgl. Balbach, Jakob (wie Anm. 32), S. 29–30.

3.4 Sprachpragmatische Konfessionalismen: Grußverhalten[34]

In sprachwissenschaftlicher Perspektive gehört die Thematik ‚Grußverhalten und Grußformeln‘ zum Bereich der linguistischen Pragmatik.[35] Konkret handelt es sich beim Grüßen um eine Sonderform von sprachlichem Handeln, nämlich um den Gebrauch fester Wendungen zur Eröffnung bzw. Beendigung eines interaktiven Kontaktes. Da Grußformeln als bedeutsame Bestandteile der sogenannten ‚phatischen Kommunikation‘[36] primär soziale Funktion besitzen und zudem aufgrund ihrer häufigen Verwendung überall in einem Gemeinwesen präsent sind, bilden sie ein eminent auffälliges Element der gesellschaftlichen Sprachpraxis. Im Folgenden geht es um das sprachhistorische Schicksal der Grußformel ‚Gelobt sei Jesus Christus‘. Seitens der katholischen Kirche hat es in der Frühen Neuzeit zweimal den sprachpolitischen Versuch gegeben, massiv auf die konkrete Grußpraxis der Gläubigen Einfluss zu nehmen und einen sprachpragmatischen Konfessionalismus zu etablieren. Bereits 1587, in der Aufbruchszeit der Gegenreformation wird durch den Vatikan eine Verordnung von Papst Sixtus V. propagiert, mit der denjenigen, die sich dieser Grußformel bedienen, der Ablass eines Teiles ihrer zeitlichen Sündenstrafen im Fegefeuer in Aussicht gestellt wird. Im Jahr 1728 renoviert Papst Benedikt XIII. diese Bulle und bekräftigt sie erneut mit päpstlicher Autorität.[37] Beide Male geht es um den Gebrauch der Grußformel ‚Gelobt sei Jesus Christus. – In Ewigkeit. Amen.‘ Erwähnenswert ist, dass dieser Lobspruch-Gruß als eine zweistufige Gruß-Gegengruß-Konstruktion

---

34 Vgl. zu diesem Zusammenhang ausführlich: Macha, *Der konfessionelle Faktor* (wie Anm. 1), S. 168–169.

35 Es liegt auf der Hand, dass dieser Gegenstand für die geistes- und sozialwissenschaftliche Forschung auch in volkskundlich-ethnographischer, soziologischer und kulturhistorischer Hinsicht von Interesse ist. Vgl. dazu die Literaturangaben bei Gerda Grober-Glück: Eine Sonderform bäuerlicher Grußkommunikation im Vergleich mit üblichen Grußformeln. In: *Kulturen – Sprachen – Übergänge*. Hrsg. von Gunther Hirschfelder, Dorothea Schell und Adelheid Schrutka-Rechtenstamm. Köln [u. a.] 2000, S. 263–282, hier S. 263–264, Anm. 3, 4 und 7.

36 „Phat[ische] K[ommunikation] ist [...] eine solche Kommunikation, in der sprachl[iche] Einheiten gerade nicht zum Zwecke des Informationsaustausches, sondern unter dem Gesichtspunkt ihrer reinen Abarbeitung und unabhängig vom propositionalen Gehalt der Äußerungen als Mittel und Realisierungen von Gemeinschaft zwischen Sprechern und Adressaten verstanden werden.“ (*Metzler-Lexikon Sprache*. Hrsg. von Helmut Glück. Stuttgart, Weimar 1993, S. 317).

37 Vgl. *Indvlgentiae* [...] Romae Typis Reu. Camerae Apostolicae 1728.

funktioniert, was im Blick auf das damit verbundene sprachliche Handeln vor allem für den reagierenden Partner die soziale Verpflichtung bedeutet, das ‚Richtige' zu sagen und die Äußerung in angemessener Weise zum Abschluss zu bringen. Diese spezifisch katholische Verordnung einer bestimmten Grußformel hat genügend Zündstoff in sich getragen, um für Unruhe zu sorgen. In besonderer Weise trägt sie in der Causa der sogenannten ‚Salzburger Exulanten' um 1730 zur Eskalation der Lage bei.[38] Aus der Sicht des protestantischen Zeitgenossen Theophilander wird der Ausgangspunkt des Gruß-Streites wie folgt gefasst:

> Es hat Anno 1728. der Pabst *Benedictus* der XIII. an alle, die der Römischen Kirche unterthänig und gehorsam seyn, oder gehorsam seyn wollen, durch eine Bulle diese Verordnung und Befehl ergehen lassen [...] daß alle Römisch Catholische an statt des Grusses: GOTT grüsse Euch! Oder eines Wunsches: GOtt gebe Euch einen guten Morgen, guten Abend, gute Nacht! [...] sie hinführo sagen, und einander mit diesen Worten grüssen sollen: Gelobet sey Jesus Christus! Der Gegrüssete zur Antwort darauf geben solle: Amen, oder, In Ewigkeit. Und so oft sie dieses thun, 100 Tage Ablaß von dem Pabst bekommen.[39]

Außer dem Ablass-Moment werden noch andere Punkte hervorgehoben, derentwegen die protestantisch gesinnten Bewohner des Salzburger Erzstifts die Verwendung dieses Grußes ablehnen. Vor allem fürchtet man die konfessionelle Entlarvung:

> Anbey ein jeder auch leicht ermessen kann, daß der Päbstliche Hof eine subtile Absicht unter dem *Praetext* dieser heiligen *Parole* gehabt habe, alle diejenigen dadurch erkennen zu lernen, welche dem Pabst nicht gehorsam leisten, oder leisten wollen [...] Ist also dieser Gruß ein *Signum distinctivum*, und Unterscheidungs-Zeichen, diejenigen zu erkennen, welche sich zu der Römischen Kirche bekennen oder nicht [...].[40]

---

38 Vgl. dazu Mack Walker: *Der Salzburger Handel. Vertreibung und Errettung der Salzburger Protestanten im 18. Jahrhundert*. Göttingen 1997, S. 47–49. Vgl. dazu auch Gerhard Florey: *Geschichte der Salzburger Protestanten und ihrer Emigration 1731/32*. Wien, Köln, Graz 1977, S. 79–83.

39 Vgl. Theophilander [Christoph Gottfried Franckenstein]: *Historische Nachrichten von dem neuen Grusse: Gelobet sey Jesus Christus*. o. O. 1733, S. 6–7. (Digitale Bibliothek der Bayerischen Staatsbibliothek 4 H. eccl. 90#Beibd. 1 URL: <http://reader.digitale-sammlungen.de/resolve/display/bsb10003845.html>, Abruf 10.10.2013).

40 Theophilander, *Historische Nachrichten* (wie Anm. 39), S. 8.

Die Propagierung der katholischen Grußformel durch den Salzburger Erzbischof Firmian trägt neben anderen Repressalien dazu bei, dass die Lage für die Protestanten im Bistum zunehmend schwerer erträglich wird und letztlich in die Auswanderung mündet.

4. Ausblick

Im Vorigen wurden in sehr abbrevierter Manier Phänomene vorgestellt, die man als frühneuzeitliche ‚sprachliche Konfessionalismen' interpretieren kann. In verallgemeinernder Perspektive wird darüber hinaus die Meinung vertreten, dass sich der Faktor Konfession gut zwei Jahrhunderte lang, beginnend mit der ersten Generation nach der Reformation und bis über die Generationen der Aufklärung hinaus nachhaltig in den kollektiven Sprachhaushalt deutschsprachiger Menschen eingeschrieben hat. Dieser sprachhistorisch folgenreiche Prozess hat Erscheinungen hervorgebracht und Spuren hinterlassen, die sowohl im engeren Sinne linguistische als auch soziopragmatische Dimensionen des Sprachgebrauchs betreffen. Im Rahmen des hier vorgelegten Überblicks lassen sich zum Schluss einige wenige Aspekte zumindest andeuten.[41]

Der Zusammenhang zwischen Sprache und Konfession erscheint in einem relativ klaren Licht, wenn man auf die spezifisch religiösen Ausdrucksdomänen der Bekenntnisse schaut. Dann treten sprachliche Differentialia ins Blickfeld, die sowohl mit Formen des persönlichen Frömmigkeitsverhaltens als auch mit kultisch-rituellen Bereichen der jeweiligen Institutionen verknüpft sein können Sie manifestieren sich primär auf den Ebenen der Lexik und des Textes. Es ist kaum verwunderlich, dass die Konfessionen im Gefolge von Reformation und Gegenreformation gerade auf diesem Sektor nachhaltig auseinanderdriften. Hier drückt sich der Konnex also in einer sehr unmittelbaren und direkten Weise aus.

Neben den eindeutigen Sachlagen existieren freilich Fälle, in denen eher von einer indirekten Wirkung der Konfession auf die Sprache auszugehen ist. Gemeint sind Veränderungen des Sprachgebrauchs, für die

41 Vgl. ausführlicher dazu Macha, *Der konfessionelle Faktor* (wie Anm. 1), S. 207–212.

in Raum und Zeit keine unmittelbare konfessionelle ‚Verordnungsinstanz' verantwortlich gemacht werden kann und bei denen außer dem Faktor ‚Konfession' auch andere gesellschaftliche Einflussgrößen intervenierend wirksam gewesen sind. In einen solchermaßen komplizierten Zusammenhang gehört etwa die geschilderte frühneuzeitliche Rufnamengebung zwischen Tradition und Modernität. Weiterhin ist an den Sprachgebrauchswandel im Spannungsfeld von Religion und Politik zu denken, wie er sich in verschiedenen Städten und Regionen des deutschsprachigen Raumes beobachten lässt. Effekte konfessioneller Ausrichtung finden sich dabei auch in profanen Texten, die *prima facie* wenig bis gar nichts mit glaubensmäßiger und weltanschaulicher Orientierung zu tun haben.[42]

Ein letzter Punkt bleibt zu erwähnen: Betrachtet man den Einfluss konfessioneller Wirkkräfte auf den Sprachgebrauch der Frühen Neuzeit in chronologischer Sicht, so wird erkennbar, dass die entsprechenden Prozesse keinen gleichförmig-linearen Verlauf aufweisen, sondern dass es offenbar Konjunkturschwankungen in der Bedeutung des Faktors gegeben hat. Ein wichtiges Ergebnis ist in diesem Kontext: Die Erwartung, nach dem Ende des ‚Konfessionellen Zeitalters', das bekanntlich von manchen Historikern auf das Jahr 1648 datiert wird, sei die sprachkulturelle Unterschiedlichkeit der Konfessionen kleiner geworden oder gar minimiert worden, trifft nicht zu. Vielmehr ergeben Analysen zu bestimmten Textsorten und kommunikativ-sozialen Praktiken ein anderes Bild. Es hat offenbar auch und gerade nach der politisch-formellen Befriedung durch den Westfälischen Frieden und im juristisch geregelten Nebeneinander der Bekenntnisse weiterhin ein Bedürfnis danach bestanden, die eigene konfessionelle Identität zu betonen und die jeweilige Sonderart als Protestant oder Katholik zum Ausdruck zu bringen.

42 Vgl. hierzu Macha, *Der konfessionelle Faktor* (wie Anm. 1), S. 49–94.

DIETER BREUER (Aachen)

Grimmelshausens Ansichten vom „allergottsbesten Teutsch“. Simplicianischer Stil und „teutsche Bewegung“ (*Teutscher Michel*, Caput XI)

Gut gelaunt und voller Selbstironie kommt Grimmelshausens *Teutscher Michel* daher, und schon dies unterscheidet ihn von all den verkniffenen trocken-gelehrten Schriften des Jahrhunderts zu Sprachreform und Sprachkritik. Wie im *Satyrischem Pilgram* handelt er eine bunte Palette von Gegenständen ab, hier sind es Sprachprobleme, aber nun ohne den strengen dialektischen Formzwang des Für und Wider;[1] ernsthaft und spöttisch heiter zugleich zieht er die verschiedensten gelehrten Sprachhelden seiner Zeit durch die Hechel: „Wie deß Mahlers Farb-gemeng So ist unser Sprach-gepräng“. Der tänzelnde Narr vor seiner Staffelei auf dem Titelkupfer zum *Teutschen Michel* ist sich seiner Sache ganz sicher. Aber wie kann Grimmelshausen als Autodidakt so sicher sein? Sein gelehrter Nachbar, der Pfarrer von Bodersweyer jedenfalls, wünscht höchst verärgert, daß diesem Homo satyricus jemand „das Maul stopffe“.[2] Doch die gelehrten Nürnberger Freunde ziehen es vor, den „geringen Dorff-Schulteß“ mit Schweigen und Nichtbeachtung zu strafen. Woher aber nimmt Grimmelshausen seine Sicherheit in sprachlichen und sprachtheoretischen Dingen wie Orthographie, Fremdwortgebrauch, Beurteilung von Fremdsprachenkenntnis für die Bildung, Stammworttheorie, Phonetik, Namenkunde, Dialektgeographie, Stilistik, Etymologie, Sprachnormierung?

Wie schon Bierbüsse gezeigt hat, ist Grimmelshausen, ohne Namen zu nennen, vertraut mit den Positionen führender Sprachreformer

1 Zum dreischrittigen Argumentationsverfahren des *Satyrischen Pilgram* vgl. Wilhelm Kühlmann: „Syllogismus practicus“ – Antithese und Dialektik in Grimmelshausens „*Satyrischem Pilgram*“. In: *Simpliciana* XIII (1991), S. 391–405.

2 Quirin Moscherosch im Postscriptum seines Briefes an Sigmund von Birken, undatiert (Januar 1674). Abdruck bei Manfred Koschlig: *Das Ingenium Grimmelshausens und das „Kollektiv“. Studien zur Entstehungs- und Wirkungsgeschichte des Werkes*. München 1977, Abb. 19.

seiner Zeit,[3] folgt ihnen aber nicht. Auch hier ist die Garzoni-Übersetzung von 1619 seine Hauptquelle, nicht nur für Sachinformationen, sondern nach wie vor auch in sprachlicher Hinsicht.[4] Der Frankfurter Übersetzer der *Piazza Universale* hat ihm neben dem reichen bildkräftigen Wortschatz auch die Norm des Hochdeutschen vermittelt, das gemäßigte Oberdeutsch der Mess- und Handelsstadt Frankfurt, die als freie Reichs- und Krönungsstadt Kaiser und Reich in besonderer Weise verbunden war. Diese hochsprachliche Norm liegt Grimmelshausens Kritik der sogenannten Sprachhelden zugrunde und gibt ihm die provokante Sicherheit des Urteils über Neuerungen der Rechtschreibung, den Purismus bei der Eindeutschung von Fremd- und Lehnwörtern oder das An- und Einflicken des unbetonten ‚e'. Letzteres moniert er nicht aus konfessionellen Gründen (als lutherisches ‚e'),[5]

---

3 Gisbert Bierbüsse: *Grimmelshausens „Teutscher Michel". Untersuchungen seiner Benutzung der Quellen und seiner Stellung zu den Sprachproblemen des 17. Jahrhunderts*. Diss. Bonn 1958 (Masch.). Bierbüsse untersucht Grimmelshausens Benutzung von Hans Heinrich Schill: *Der Teutschen Sprach Ehren-Krantz* (Straßburg 1644); Christoph Schorer: *Newe außgeputzte Sprach-Posaun, An die Vnartigen Teutschen Sprach-Verderber* (1648); Justus Georg Schottelius: *Ausführliche Arbeit Von der Teutschen Haubt Sprache* (Braunschweig 1663); Georg Philipp Harsdörffer: *Poetischer Trichter* (Nürnberg 1650–1653); ders.: *Frauenzimmer Gesprechspiele* (Nürnberg 1644–1649); Martin Zeiller: *Itinerarii Germaniae Novantiquae Compendium. Das ist: Teutschlands neu-verkürztes Reisebuch* (Ulm 1662); Balthasar Schupp: *Schrifften* (Hanau 1663).

4 Tomaso Garzoni: *Piazza Vniversale, das ist: Allgemeiner Schauwplatz/ oder Marckt/ vnd Zusammenkünfft aller Professionen/ Künsten/ Geschäfften/ Händlen vnd Handtwercken/ so in der gantzen Welt geübt werden* […]. *Erstlich durch Thomam Garzonum auß allerhand Authoribus* […] *Italiänisch zusammen getragen* […]. *Numehro aber gemeinem Vatterlandt Teutscher Nation zu gut auffs trewlichste in vnsere Muttersprach vbersetzt* […]. Gedruckt zu Franckfurt am Mayn/ bey Nicolao Hoffman/ in Verlegung Lucae Jennis. M.DC.XIX. – Meist wird dem Verleger Lucas Jenni die Übersetzung zugeschrieben. Grimmelshausen hat im *Ewig-währenden Calender* Autor und Übersetzer in einer Person unter dem Anagramm Zonagri geehrt: „Hochgeehrter Herr Zonagri/ seine berühmte Weltbekandte Weisheit und Doctrinität in allen Dingen/ neben dessen leutseligen und bereitfertigen Freywilligkeit solche habende hohe Talenta andern/ ja auch den Geringsten mitzutheilen und zu communicirn/ erkühnen mich denselben mit einer einfältigen Erzehlung und daranhangender Frag zu beschwehren; um abermal aus dem reichen Brunnen seiner Wissenschafften zu schöpffen." (Johann Jakob Christoffel von Grimmelshausen: *Des Abenteurlichen Simplicissimi Ewig-währender Calender*. Faksimile-Druck der Erstausgabe Nürnberg 1671. Mit einem erklärenden Beiheft hrsg. von Klaus Haberkamm. Konstanz 1967, IV. Materia, S. 5).

5 Zum lutherischen ‚e' vgl. Dieter Breuer: *Oberdeutsche Literatur 1565–1650. Deutsche Literaturgeschichte und Territorialgeschichte in frühabsolutistischer*

sondern weil es gegen eine Eigentümlichkeit der deutschen Sprache verstoße. Grimmelshausen wählt in diesem umstrittenen Fall einen Standort jenseits der konfessionspolitisch vorbelasteten Positionen für seine Kritik an den Versuchen, das Ostmitteldeutsche, die Sprache Luthers, zur hochsprachlichen Norm zu erheben. Diese ungute Verquickung von Sprachreform und Machtpolitik sei kurz erläutert.[6]

Spätestens seit der militärischen Niederlage der reformierten Konfessionspartei 1620 sind die Bemühungen um eine Reform von Sprache und Poesie nach dem Vorbild der Romania und der Niederlande nicht mehr zu trennen von den konfessionspolitischen Auseinandersetzungen im Deutschen Reich. 1624 hatte Opitz in seinem *Buch von der Deutschen Poeterey* künftige Dichtung auf das Ostmitteldeutsche bzw. Meißnische der sächsischen Kanzlei festgelegt, d. h. auf die Sprache des Reformators Luther.[7] Er hatte alle übrigen Regionalsprachen als „derer örter sprache/ wo falsch geredet wird“, für die volkssprachliche Dichtung ausgeschlossen.[8] Er hatte damit eine Demarkationslinie vorgegeben, die sich im Verlaufe des 17. Jahrhunderts mehr und mehr verfestigte: Hier das Ostmitteldeutsche, das die niederdeutsche Schriftsprache verdrängte, als Hochsprache der protestantischen Territorien,

---

Zeit. München 1979, S. 48–50; Heribert Raab: „Lutherisch-deutsch“. Ein Kapitel Sprach- und Kulturkampf in den katholischen Territorien des Reiches. In: *Zeitschrift für Bayerische Landesgeschichte* 47 (1984), S. 15–42; Mechthild Habermann: Das sogenannte „Lutherische e“. Zum Streit um einen armen Buchstaben. In: *Sprachwissenschaft* 22 (1997), S. 435–477.

6 Vgl. dazu Dieter Breuer: Deutsche Nationalliteratur und katholischer Kulturkreis. In: *Nation und Literatur im Europa der Frühen Neuzeit*. Hrsg. von Klaus Garber. Tübingen 1989 (Frühe Neuzeit 1), S. 701–715; ders.: Raumbildungen in der deutschen Literaturgeschichte der Frühen Neuzeit als Folge der Konfessionalisierung. In: *Zeitschrift für Deutsche Philologie* 117 (1998) Sonderheft „Regionale Sprachgeschichte“, S. 180–191; Jürgen Macha: Frühneuzeitliche Sprachpraxis und der Einfluß der Konfessionen. In: *Konfession und Sprache in der Frühen Neuzeit. Interdisziplinäre Perspektiven*. Hrsg. von Jürgen Macha, Anna-Maria Balbach und Sarah Horstkamp. Münster, New York [u. a.] 2012, S. 99–112. Zur politischen Situation im Deutschen Reich vgl. den Überblick von Georg Schmidt: *Der Dreißigjährige Krieg*. München [2]1996, u. a. S. 96–98.

7 Vgl. Ingrid Eichler und Günter Bergmann: Zum Meissnischen Deutsch. Die Beurteilung des Obersächsischen vom 16. bis zum 19. Jahrhundert. In: *Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur* 89 (Halle 1967), S. 1–57; Hans Eggers: *Deutsche Sprachgeschichte. III. Das Frühneuhochdeutsche*. Reinbek bei Hamburg 1969, S. 191–202.

8 Martin Opitz: *Buch von der Deutschen Poeterey (1624). Studienausgabe*. Hrsg. von Herbert Jaumann. Stuttgart 2002, S. 35.

dort das Oberdeutsche in der Tradition des „gemeinen Teutsch“ als Hochsprache der katholischen Territorien.[9] Die stets aktivere protestantische Sprachpolitik mit dem Ziel, ein streng reguliertes Meißnisch im gesamten deutschen Sprachraum durchzusetzen, hatte so lange nicht Erfolg, wie die Vormacht im Reich bei den katholischen Reichsständen lag. Das war bis zu den Schlesischen Kriegen seit 1740 der Fall. Erst nach der militärischen Niederlage sahen sich die katholischen Staaten des Reiches zu umfassenden Reformen nach dem Vorbild Sachsens und Preußens genötigt. Dadurch wurde auch die hochsprachliche Abgrenzung hinfällig und nach und nach zu Gunsten des Meißnischen abgebaut.[10]

Zu Grimmelshausens Lebenszeit aber war der Kampf um eine einheitliche deutsche Hochsprache noch völlig offen, mochten auch einflußreiche protestantische Sprach- und Literaturreformer wie Justus Georg Schottelius, Kaspar Stieler, Erdmann Neumeister, Daniel Georg Morhof das Meißnische als Hochsprache rühmen und zum alleinigen Maßstab der Sprachpuritas festsetzen, das Oberdeutsche aber herabsetzen und die katholischen Autoren für verstockt oder gar für „undeutsch“ erklären.[11] Grimmelshausen steht fest in der oberdeutschen Sprachtradition, und dies mit einer Selbstsicherheit, die wir auch bei anderen oberdeutschen Erfolgsautoren seiner Zeit finden: bei Aegidius Albertinus, Procopius von Templin, Laurentius von Schnüffis, Abraham a Santa Clara, Martin von Cochem.[12] Wie der Jesuit Albert Curtz (1669) und der Kapuziner Laurentius von Schnüffis (1665) zieht auch Grimmelshausen seinen Hut vor der „Fruchtbringenden Gesellschaft“ und deren Einsatz gegen Überfremdung und für die Würde der deut-

---

9 Vgl. Macha, Frühneuzeitliche Sprachpraxis (wie Anm. 6), S. 105–110.

10 Vgl. Breuer, *Oberdeutsche Literatur* (wie Anm. 5), S. 51–90; Peter Wiesinger: Die Reform der deutschen Schriftsprache in der Mariatheresianischen Zeit. In: *Strukturwandel und kulturelle Praxis. Beiträge zu einer kulturwissenschaftlichen Sicht des theresianischen Zeitalters*. Hrsg. von Franz M. Eybl. Wien 2002 (Das 18. Jahrhundert in Österreich 17), S. 131–140.

11 Vgl. Dieter Breuer: Der Streit über die Frage, „wo das beste Teutsch zu finden“. In: *Konfession und Sprache in der Frühen Neuzeit* (wie Anm. 6), S. 31–43.

12 Vgl. Breuer, *Oberdeutsche Literatur* (wie Anm. 5), S. 51–85; ders.: Die Lieddichtung des Procopius von Templin. In: *Morgen-Glantz* 14 (2004), S. 53–76; ders.: Frühneuzeitliche Hagiographie am Beispiel des „Leben Christi“ von Martin von Cochem. In: *Wer schreibt meine Lebensgeschichte? Biographie, Autobiographie, Hagiographie und ihre Entstehungszusammenhänge*. Hrsg. von Walter Sparn. Gütersloh 1990, S. 105–115.

schen Sprache,[13] ohne jedoch deshalb die konfessionell durch die Luther-Bibel abgesicherte meißnische Sprachnorm anzuerkennen. Das konfessionelle Argument kommt im *Teutschen Michel* wie gesagt nicht einmal beim Streitpunkt der oberdeutschen Elidierung des unbetonten ‚e‘ zur Sprache: diesem zeitüblichen Marker der Konfessionszugehörigkeit (*TM* 39–40, 57–60).[14] Grimmelshausen stellt nur lapidar fest, daß es schlicht überflüssig sei und die zahlreichen einsilbigen Stammwörter des Deutschen, diesen „Reichthum und Adel unserer Heldensprach“ (*TM* 59), durch An- und Einflicken eines ‚e‘ nur verunziere. Mit simplicianischem Humor spielt er sogar den Extremfall eines gänzlichen Verzichts auf das unbetonte ‚e‘ durch (*TM* 59–60).[15] Ob er die Transkription seines *Simplicissimus Teutsch* in meißnisches Deutsch im Frankfurter Raubdruck von 1669 (E3[a]) überhaupt wahrgenommen hat, ist ungewiß.[16]

Sein Sprachideal ist „unsere[r] vollkommene[n] in/ an/ und vor sich selbst bestehende[n] Teutsche[n] Helden-Sprach“ (*TM* 16) mit den ihr innewohnenden alten teutschen Tugenden wie „Redlichkeit“, „Aufrichtigkeit“, „Standthafftigkeit“, „Verträulichkeit“ und „Treue“ (*TM* 56),[17] eine Position, die über die Reformationen Luthers und Cal-

---

13 Grimmelshausen: *Deß Weltberuffenen Simplicissimi Pralerey und Gepräng mit seinem Teutschen Michel*. Hrsg. von Rolf Tarot. Tübingen 1976 (Gesammelte Werke in Einzelausgaben. Unter Mitarbeit von Wolfgang Bender und Franz Günter Sieveke hrsg. von Rolf Tarot), S. 22. Der Text wird im Folgenden nach der Edition von Tarot mit Sigle *TM* und Seitenangabe in runden Klammern zitiert.

14 Vgl. auch Anm. 5.

15 Vgl. die Ankündigung des *Galgen Männlin*, das daran erinnern werde, „auff was Weiß man mit den guten ehrlichen E gesparsamer umbgehen: vnd die einsilbige Wörter in unserer teutschen Sprach widerumb vermehren möge […].“ (*TM* 59–60).

16 Die Vorrede zur rechtmäßigen Ausgabe E[4] ist im Duktus des geschädigten Verlegers Felßecker abgefaßt und beklagt nur, daß man mit dem *Simplicissimus* „wie mit einem Vatterlosen Waisen/ oder wie die Katz mit der Mauß umgangen“. Die Bilder zielen auf den Rechtsbruch, weniger auf die sprachliche Überarbeitung des Verlegers Georg Müller nach den Reformvorschriften von Christian Gueintz: *Deutsche Sprachlehre* (Köthen 1641); *Die deutsche Rechtschreibung* (Halle 1666). Vgl. dazu Manfred Koschlig: *Grimmelshausen und seine Verleger. Untersuchungen über die Chronologie seiner Schriften und den Echtheitscharakter der frühen Ausgaben*. Leipzig 1939, S. 105.

17 Vgl. „die ehemahls so hochberühmte teutsche Standthafftigkeit“ (*TM* 18); „betrachtet doch selbst; was ein rechtschaffner/ ehrlicher alter Teutscher gedencken und sagen möchte?“ (*TM* 22); „die Art der auffrichtigen redlichen Teutschen;“ (*TM* 63).

vins auf die Zeit vor der konfessionellen Spaltung des Reiches zurückverweist und in der Reichsverfassung mit dem Zusammenwirken von Kaiser und Reichsständen ihr politisches Ideal sieht. Es ist die reichspatriotische Programmatik der sogenannten „Teutschen Bewegung“[18], zu der sich angesichts der fortschreitenden Zerstörung des Reiches der „ertz-teutsche“ Pfarrer Johann Rist (*TM* 60) und der „redliche Teutsche“ Martin Zeiller (*TM* 58) ebenso bekennen wie der Straßburger Jesaias Rompler von Löwenhalt und seine „Tannen“-Freunde[19], wie Johann Michael Moscherosch[20], aber auch der Jesuit Jacob Balde[21], der Kapuziner Laurentius von Schnüffis[22] oder der „Kaiserliche Prediger“ Abraham a Santa Clara aus dem Augustiner Barfüßer Orden[23].

Auch Grimmelshausens Beantwortung der Frage, „Wo das beste Teutsch zu finden“ (Caput XI [*TM* 54]), gehört wie die kritischen Anmerkungen zu den verschiedenen Spezies der „Teutsch-Verderber“ in den übrigen Kapiteln in diesen reichspatriotischen Kontext. Gegen

18 Vgl. Wilhelm Kühlmann: „Baldanders“ – Grimmelshausen und die ‚altdeutsche Bewegung‘ am Oberrhein. In: *Simpliciana* XXV (2003), S. 15–32; Gundula Caspary: *Späthumanismus und Reichspatriotismus. Melchior Goldast und seine Editionen zur Reichsverfassungsgeschichte*. Göttingen 2006; Erika Vogt: *Die gegenhöfische Strömung in der deutschen Barockliteratur*. Diss. Gießen. Leipzig 1931.

19 *Des Jesaias Romplers von Löwenhalt erstes gebüsch seiner Reim-getichte* 1647. Mit einem Nachwort, Kommentaren und bibliographischem Anhang hrsg. von Wilhelm Kühlmann und Walter E. Schäfer. Tübingen 1988, S. 51*–96* (Nachwort).

20 Wilhelm Kühlmann und Walter E. Schäfer: *Frühbarocke Stadtkultur am Oberrhein. Studien zum literarischen Werdegang J. M. Moscheroschs (1601–1669)*. Berlin 1983 (Philologische Studien und Quellen 109); Walter Ernst Schäfer: *Moral und Satire. Konturen oberrheinischer Literatur des 17. Jahrhunderts*. Tübingen 1992 (Frühe Neuzeit 7), S. 30–134.

21 Wilhelm Kühlmann: Alamode-Satire, Kultursemiotik und jesuitischer Reichspatriotismus. Zu einem Gedichtzyklus in den „Sylvae“ (1643) des Elsässers Jacob Balde SJ. In: *Simpliciana* XXII (2000), S. 201–226.

22 Dieter Breuer: Laurentius von Schnüffis und die österreichische Literaturgeschichte. In: *Literatur – Geschichte – Österreich. Probleme, Perspektiven und Bausteine einer österreichischen Literaturgeschichte*. Hrsg. von Christoph Fackelmann und Wynfrid Kriegleder. Festschrift für Herbert Zeman. Wien 2011 (Austria Literatur- und Sprachwissenschaft 18), S. 465–474.

23 Dieter Breuer: Abraham a Sancta Clara. Der Kaiserliche Prediger als Erfolgsschriftsteller. In: *Die österreichische Literatur. Ihr Profil von den Anfängen im Mittelalter bis ins 18. Jahrhundert (1050–1750)*. Hrsg. von Herbert Zeman. Graz 1986, Tl. 2, S. 1335–1358. – Vgl. auch Franz M. Eybl: *Abraham a Sancta Clara. Vom Prediger zum Schriftsteller*. Tübingen 1992 (Frühe Neuzeit 6), S. 49–53.

Schottelius, der 1663 „die rechte Meißnische Ausrede/ wie sie zu Leipzig/ Merseburg/ Wittenberg/ Dresden üblich“[24], preist, oder Stieler, der behauptet, daß das „prächtige Dresden/ das heilige Wittenberg/ und das Süßeste aller Städte/ Leipzig“ Ursprung, Pflegestätte und Richtschnur der hochdeutschen Sprache seien,[25] – gegen diese Auffassung setzt Grimmelshausen gleichsam mit einem Paukenschlag seine verblüffende wie fest umrissene konträre Sicht: Früher habe die Stadt Mainz die Ehre des „beste[n] und zierlichste[n] Teutsch“ gehabt, und zwar „von langen Zeiten her“. Zur Zeit aber gebühre vor Mainz und „allen anderen Stätten vnd Provintzen in gantz Teutschland“ der Stadt Speyer dieser Ruhm (*TM* 54). Man fragt sich, woher er das hat. Bierbüsse führt als Quelle Kaspar Schoppes lateinische *Consultationes De Scholarum & studiorum ratione* (Amsterdam 1660) an, hier die zweite Consultatio, die unter anderem Ratschläge zum Erlernen der griechischen, französischen, spanischen und auch der deutschen Sprache gibt.[26] Doch ist zweifelhaft, ob Grimmelshausen diese Quelle benutzt hat.

Schoppe gibt unter den deutschen Regionalsprachen (Dialectus) in der Pronuntiatio dem Meißnischen als einer Gemeinsprache (Sermo communis) den Vorzug,[27] was Grimmelshausen aber gerade nicht tut. Vom rheinischen Dialekt weiß Schoppe zu berichten, daß dieser nach

24 Justus Georg Schottelius: *Ausführliche Arbeit Von der Teutschen Haubt Sprache 1663*. Nachdruck. Hrsg. von Wolfgang Hecht. Tl. 1. Tübingen 1967, S. 159.

25 Kaspar Stieler: *Der Teutschen Sprache Stammbaum und Fortwachs oder Teutscher Sprachschatz*. Nachdruck der Ausgabe Nürnberg 1691. Mit einem Nachwort von Stefan Sonderegger. Tl. 1–2. München 1968, Bl.)(iij^{v}.

26 Bierbüsse, *Grimmelshausens „Teutscher Michel“* (wie Anm. 3), S. 104. Der Titel der Schrift lautet: *Gasparis Scioppii Comitis à Claravalle Consultationes De Scholarum & Studiorum ratione, Deque Prudentiae & Eloquentiae parandae modis*. Amsterdam 1660, S. 21–44: „Consultatio secunda De Prudentiae & Eloquentiae parandae modis in adolescentis cuiusdam Germani usum“. Am Schluß datiert: „Augustae Vindelicorum, ad diem XII. Junii, Anno M.DC.XVI“.

27 Scioppius, *Consultationes* (wie Anm. 26), S. 28: „Inter principes familiam ducit & primas obtinet dialectus Misnica, quae Germanis idem est, quod Graecis Attica, Italis Florentina, Gallis Aurelianensis, Hispanis Toletana. Misnenses enim optimis & probatissimis vocabulis ac phrasibus utuntur, quamvis in pronunciandis diphthongis & consonantium nonnullis, risum caeteris Germanis merito debeant.“ Ebd. S. 31: „[…] longe omnibus[dialectis] praeferri debet, quae Communis appellari potest: cuius loquendi genera sive phrases a Misnensibus potissimum petuntur […].“

allgemeinem Urteil in der Stadt Mainz am reinsten gesprochen werde.[28] Das ist aber nicht Grimmelshausens Argument, der ja auf eine frühere Zeit verweist, als die Reichsabschiede noch von der Mainzer Erzkanzlei des Reiches abgefaßt und in Umlauf gebracht wurden. Speyer betreffend stellt Schoppe fest, daß man sich dort und am kaiserlichen Hof die deutsche Gemeinsprache leicht aneignen könne, „weil dorthin viele Menschen aus allen Teilen Deutschlands zusammenströmen, die sich ganz besonders davor hüten, nicht durch Idiotismen ihres Heimatdialekts aufzufallen und von ihren Gesprächspartnern ausgelacht zu werden“[29]. Grimmelshausen argumentiert ähnlich, aber sehr viel detaillierter:

> diß ist gewiß/ wer mehr lißt und schreibt als er mit Leuthen die nicht recht Teutsch reden/ mündlich conversirt/ der lernet unvermerckt eins und anders also aussprechen/ wie ers zu lesen und zu schreiben pflegt; wann dann zween oder mehr zierlich redende literati von andern gehöret werden/ die gleichwohl ungelehrt oder wol gar nur Weiber oder Kinder seyn/ so öhmen sie jenen alsobalden entweder ohngefehr oder auch wol mit Fleiß ihre Sprach nach; dahero es dann kompt/ daß Speyr und seine Benachbarte wegen der vilen Gelehrten beständigen Beywohnung je länger je besser teutsch machen. (*TM* 55)

Das gelte im übrigen auch für die Kleinseite von Prag: Dort werde „so gut Teutsch geredet/ als irgendswo in gantz Teutschland“ (*TM* 55). Zur Begründung fügt Grimmelshausen an, daß „die Teutschredende keine baurische Nachbarn auff den umbligenden Dörffern haben/ die ihnen ihre Sprach verderben;“ (*TM* 55). Die Insellage, die rudolfinische Reichskanzlei und nach 1620 die habsburgisch-böhmischen Verwaltungsbehörden und Adelshöfe dürften Grimmelshausen Recht geben.

Unbeschadet der nur teilweise geklärten Quellenfrage bleibt jedoch festzuhalten, daß der Autor sich bei seiner Antwort auf die Frage nach dem besten Teutsch an den Institutionen von Kaiser und Reich zu orientieren scheint: Mainzer Erzkanzlei, Speyrer Reichskammergericht, kaiserliche Kanzleien, wo traditionell ein gemäßigtes Oberdeutsch gesprochen und geschrieben wurde und wird, wenngleich diese Institutionen in den 70er Jahren des 17. Jahrhunderts ihre große Zeit schon hinter

---

28 Scioppius, *Consultationes* (wie Anm. 26), S. 28: „Moguntiae cives eam [dialectus Rhenensis] reliquis emendatius pronunciare judicantur.“

29 Scioppius, *Consultationes* (wie Anm. 26), S. 31: „Haec Spirae & in Aula Caesaria facile addiscitur, quod eo ex omnibus Germaniae partibus multi confluere soleant, qui magnopere cavent, ne vernaculae linguae idiotismis, quos ceteri omnes ut viciosos exsibilant, risum iis, quibuscum versantur, commoveant.“

sich haben. Übrigens empfiehlt Schoppe zum Erlernen der deutschen „Lingua Communis“ neben Sattlers Wörterbuch die oberdeutsch verfaßten Prosawerke der Jesuiten Georg Scherer und Conrad Vetter,[30] was sich mit seinem Plädoyer für das Meißnische als Hochsprache gar nicht verträgt. Grimmelshausen in seinem Reichspatriotismus argumentiert hier konsequenter, scheint sich aber in der Beurteilung der Gelehrten in Caput XI selbst zu widersprechen, was schon Bierbüsse in Erklärungsnot gebracht hat.[31] Einerseits sind die Gelehrten, wie die übrigen Kapitel zeigen, die größten Teutsch-Verderber, andererseits heißt es nun, es seien die Gelehrten, die „viel lesen und schreiben“, sowie die weitgereisten Kaufleute und Soldaten, die das beste Teutsch reden, das „allerbeste“ Teutsch aber finde man „hin und wider in den Fürstlichen Cantzleyen […]/ allwo man einen weit andern und ansehenlichern Stylum“ in Rede und Schrift pflege als bei den Sprachreformern und Teutsch-Verderbern. (*TM* 56)

Ich sehe jedoch hier keinen Widerspruch, sondern nur die garzonische Dialektik, die dem simplicianischen Stil zugrunde liegt. Sie besagt, daß „in der gantzen Welt nichts vollkommenes erfunden wird/ daß nicht seine Mängel habe“, und nichts „so schlimm noch nichts würdig/ das nicht etwas sonderbahres an sich hette/ so zuloben were […].“[32] Der dritte Schritt nach Erörterung von Für und Wider, der „Nachklang“, der die Gegensätze unter einem übergeordneten Gesichtspunkt beurteilt, fehlt auch hier, im *Teutschen Michel*, nicht: Grimmelshausen setzt der mehr formalen Sprachbetrachtung eine inhaltlich-substantielle entgegen. Die These von der Herausbildung einer deutschen Hochsprache durch gleichsam natürliche Eliminierung von dialektalen und regionalen Besonderheiten in den Zentren der Macht zum Zwecke der besseren Verständigung verkürzt ja die Sprache ebenso auf ihre formal-mediale Funktion wie die künstlichen und eigenmächtigen Manipulationen der Sprachreformer bzw. „Teutsch-Verderber“. Beide Male bleibt

30 Scioppius, *Consultationes* (wie Anm. 26), S. 31–32: „Phrasiologia & Rhetorica Germanica Satleri […] Posterioris vero Constitutiones sive Recessus Imperii & Georgii Schereri Jesuitae opera. […] Conradus Vetter, Jesuita verborum & phrasium copiam augere potest, sed in postremis suis libris, cum idiotismos Suevicos ac Bavaricos, tum plebeia non pauca nimisque humilia & sordida orationi infercit […].“

31 Bierbüsse, *Grimmelshausens „Teutscher Michel“* (wie Anm. 3), S. 104.

32 Grimmelshausen: *Satyrischer Pilgram*. Hrsg. von Wolfgang Bender. Tübingen 1970 (Gesammelte Werke in Einzelausgaben. Unter Mitarbeit von Wolfgang Bender und Franz Günter Sieveke hrsg. von Rolf Tarot), S. 13 („An den Leser“).

der von den Reichspatrioten angenommene besondere sittlich-substantielle Gehalt des „Teutschen" außer Betracht. „Teutsch" beinhaltet für Grimmelshausen wie für die reichspatriotische Bewegung insgesamt bestimmte Tugenden; Grimmelshausen zählt sie auf: „ohne alle Gefährden/ Falschheit/ Untreu/ und Argelist/ fein redlich/ auffrichtig/ treu- und offenhertzig/ unerschrocken/ ernst-Mann- und standhafft/ gerecht/ etc. und was vor dergleichen Teutscher Aigenschafften mehr sich finden/ seyn und leben […]." (*TM* 56)

Diesem sittlichen Anspruch werden aber, so Grimmelshausen, „etliche[n] Sprachhelden/ die zwar darvor gehalten werden wollen" (*TM* 56), nicht gerecht. Ihre Absicht, die „Teutsche sprach zu reformirn" und zu reinigen, stehe im Widerspruch zu ihrer ganz der französischen Mode ergebenen Lebensart: „da sie doch ihre aigne Sitten nit corrigirn […] ihre Leiber und Gemüther aber nichts desto weniger mit Frantzösischen Kleydungen/ Barüquen und kleinen wintzigen Knöbelbärtgern (wann sie nichts mehrers vermögen) gleich den natürlichen Frantzosen verstellen/ zieren und tragen; ja wanns nur seyn könte/ wol was anders mehr auff Frantzösisch thun […]." (*TM* 56) Grimmelshausen scheut sich nicht, wie zuvor schon im *Stoltzen Melcher*[33] die damals aktuellen politischen Folgen der zwiespältigen Haltung der sogenannten Teutschen Sprachhelden zu benennen:

> Wie werden aber wir bestehen/ wann uns ein Volck bekriegen und unser Freyheit unter sich zwingen wolte/ dessen Sprache wir schon reden/ dessen Lebens-Art uns wolgefält/ dessen Kleidung wir bereits tragen/ dessen Thun und Wandel wir lieben und ihme in allem nachäffen? (*TM* 65)

Wer dächte nicht angesichts solcher Warnungen an den stutzerhaften Alamode-Jüngling Philander von Sittewalt, der sich vor dem Gericht der uralten teutschen Könige auf Burg Geroltzeck dafür verantworten muß, daß er als „ein geborn Teutsch-Kerl […] die Teutsche weiß zu leben vnd zu reden fast verkehrt vnd verkätzert" habe; es sei auch keine Entschuldigung zu meinen, „es sey heut also die gewonheit vnd der

33 Grimmelshausens Flugschrift erschien anonym im Herbst 1672, der *Teutsche Michel* vor Weihnachten 1673. Vgl. Dieter Breuer: *Grimmelshausen Handbuch*. München 1999, S. 157–158 und S. 233–234. Vgl. die Warnung vor den Folgen der Übernahme der fremden Lebensart im *Stoltzen Melcher* (Hans Jacob Christoffel von Grimmelshausen: *Der Stolze Melcher*. In: *Werke*. II. Hrsg. von Dieter Breuer. Frankfurt a. M. 1997 (Bibliothek der Frühen Neuzeit 5), S. 701–702.

brauch“[34]. Philander wird der Unwert seiner angelernten französischen Conduite anhand eines Katalogs von teutschen Tugenden drastisch aufgewiesen; es sind die gleichen, die wir auch bei Grimmelshausen wiederfinden: „alte Teutsche Redlichkeit und Auffrichtigkeit“, „alte Teutsche Tapfferkeit“, „Wahrheit“, „ehrliche Teutsche Mannheit“, „Treue“, „Vertraulichkeit“. Grimmelshausen folgt allerdings ebenso wenig wie Moscherosch den Forderungen der alten teutschen Sittenrichter. Er schließt sich vielmehr der konzilianteren Meinung von Moscheroschs altersweisem Expertus Robertus an, der ein Einsehen mit der veränderten Gegenwart hat: „Nicht ohn ist es/ sprach Expertus Robertus, daß sowohl die Kleider alß die Sprach sich nach der Zeit richten müssen.“[35]

Das „allergottsbeste Teutsch“ umfaßt Sprechen, Schreiben und Handeln gleichermaßen: als Ausdruck einer religiös-patriotisch begründeten Sittlichkeit. Sprachpurismus gehört allerdings nicht dazu: „gegenwärtiger Zeit Wörter mag man sich wol gebrauchen/ man soll aber der Alten Sitten: vornemblich aber ihrer Standhafftigkeit und Tugend nachfolgen […].“ (*TM* 65)

Grimmelshausen stimmt andererseits mit Philanders Richtern darin überein, daß wer immer „der alten Teutschen Tugenden übet und liebet“, das „beste Teutsch“ spreche, selbst wenn er „nit besser oder zierlicher redet als ein kropffiger Pingauer“ (*TM* 57). Das wäre zwar nicht die hochsprachliche oberdeutsche Lingua Communis, wie der Autor sie im Umkreis des Reichskammergerichts und der angrenzenden Höfe entstehen sieht, aber es wäre ein „dapffer Teutsch“ (*TM* 51), bei dem auf einer weniger elaborierten Stufe Sprachform und inhaltliche Aussage sich entsprechen. So gesehen kommen am Ende auch noch die zuvor als Verhinderer der Hochsprache gescholtenen Bauern und gemeinen Leute zu ihrem Recht, potentiell sogar noch die Kölner mit ihrem „läppische[n] Teutsch“ (*TM* 55).[36]

---

34 Johann Michael Moscherosch: *Wunderliche und Wahrhafftige Gesichte Philanders von Sittwalt*. Ausgewählt und hrsg. von Wolfgang Harms. Stuttgart 1986, S. 151.

35 Moscherosch, *Gesichte Philanders* (wie Anm. 34), S. 163.

36 Vgl.: „Unter allen teutschen namhafften Stätten aber bedunckt mich keine läppischer Teutsch reden als das sonst Majestätische Cölln/ deren Sprach sonst niemand besser anstehet als dem Weibervolck; doch nur denen die sonst auch schön seyn.“ (*TM* 55)

SEBASTIAN ROSENBERGER (Göttingen)

Grimmelshausen und der sprachpatriotische Diskurs[1]

1. Der sprachpatriotische Diskurs im 17. Jahrhundert

Mit Andreas Gardt lassen sich vier dominante sprachreflexive Diskurse für das 17. Jahrhundert unterscheiden:[2] Der sprachmystische Diskurs, der die angenommene Seinsadäquatheit der gottgegebenen paradiesischen Ursprache, die durch den Sündenfall verloren gegangen sei, wiederherzustellen sucht (Hauptvertreter: Jacob Böhme); der sprachuniversalistische Diskurs, der, im Gegensatz zur Sprachmystik von der Arbitrarität des sprachlichen Zeichens ausgehend, Eindeutigkeit im Verhältnis zwischen Ausdruck und Inhalt anstrebt (John Locke, Johann Amos Comenius, Gottfried Wilhelm Leibniz); der sprachpragmatische Diskurs, der gegen Ende des Jahrhunderts aufkam und bereits in das Zeitalter der Aufklärung weist; dieser fasste Sprache primär als Werkzeug im kommunikationszentrierten sozialen Handeln zur Erreichung der eigenen Ziele auf (Christian Weise,[3] Christian Thomasius); schließlich der sprachpatriotische Diskurs, um den es in diesem Beitrag hauptsächlich gehen wird.

Der sprachpatriotische Diskurs lässt sich in zwei Hauptstränge gliedern, in den Sprachnormierungsdiskurs und den fremdwortpuristi-

1 Bei diesem Aufsatz handelt es sich um einen komprimierten Auszug aus meiner Dissertation mit dem Titel *Satirische Sprache und Sprachreflexion. Grimmelshausen im diskursiven Kontext seiner Zeit*, die ich im April 2013 bei der Neuphilologischen Fakultät der Universität Heidelberg eingereicht habe. Im Folgenden wird durch „Rosenberger in Vorb." auf diese Arbeit verwiesen.

2 Andreas Gardt: *Sprachreflexion in Barock und Frühaufklärung. Entwürfe von Böhme bis Leibniz*. Berlin, New York 1994.

3 Zu Weise vgl. Andreas Gardt: Vom „rechten teutschen Wort" zur „galanten Rede". Der Sprachbegriff Christian Weises. In: *Christian Weise. Dichter – Gelehrter – Pädagoge. Beiträge zum ersten Christian-Weise-Symposium aus Anlass des 350. Geburtstages*. Hrsg. von Peter Behnke und Hans-Gert Roloff. Bern [u. a.]. 1994, S. 79–101.

schen Diskurs. Beiden Diskurssträngen ist das Ziel gemeinsam, die als rückständig empfundene deutsche Sprache in Dichtung und Wissenschaft auf das kulturell höhere Niveau zu heben, auf dem die Bibelsprachen Hebräisch und Griechisch, die internationale Gelehrtensprache Latein sowie die romanischen Sprachen Französisch, Italienisch und Spanisch angesiedelt waren. Zugleich wurde in der Sprache das einzige Element gesehen, das im politisch, konfessionell und kulturell zerrissenen Heiligen Römischen Reich während und nach dem Dreißigjährigen Krieg die zu diesem Zeitpunkt nur als Gedankenkonstruktion existierende ‚deutsche Nation' einigen konnte. Dafür musste aber gegenüber den vielfältigen dia-, sozio- und funktiolektalen Varietäten des Deutschen eine einheitliche Schrift- oder Hochsprache etabliert werden, die für alle Schreiber des Deutschen normiert und verbindlich werden sollte. Dieses Ziel verfolgte der Sprachnormierungsdiskurs. In dieser Frage bestand jedoch keine Einigkeit, vielmehr bildeten sich zwei konkurrierende Lager. Während die eine Seite die Sprachnorm nach einem bestimmten, als besonders hochwertig angesehenen Sprachvorbild, meist dem Meißnischen, gestalten wollte, favorisierte die andere Seite eine Normierung nach sprachimmanenten Prinzipien. Die erste Partei bevorzugte den Sprachgebrauch (Anomalismus; Fürst Ludwig von Anhalt-Köthen, Christian Gueintz), die andere das Sprachsystem (Analogismus; Justus Georg Schottelius, Georg Philipp Harsdörffer).

Im fremdwortpuristischen Diskurs ging es primär um die Frage, inwiefern fremde Elemente Teil der deutschen Sprache sein bzw. werden könnten. Grundsätzlich wurde eine möglichst ‚reine', d. h. von Fremdwörtern wie von Regionalismen und Vulgarismen freie deutsche Hochsprache angestrebt. Die meisten Autoren verhielten sich relativ moderat, sie unterschieden etwa zwischen etablierten Fremdwörtern, die in die deutsche Sprache integriert waren und, so die zeitgenössische Metaphorik, das *Bürgerrecht* erhalten hatten, und *alamodistischen* Modewörtern, mit deren Benutzung man, so der Vorwurf, nur die eigene Eitelkeit befriedigen oder sich an die höheren Stände oder die französische Kultur anbiedern wollte. Andere Autoren versuchten, mit meist mäßigem Erfolg, Fremdwörter zu verdeutschen. Herausragend ist hier Philipp von Zesen, dessen gelungene und bis heute gebräuchliche Verdeutschungen wie *Bücherei* für *Bibliothek* oder *Anschrift* für *Adresse* im Spott über misslungene Verdeutschungen wie *Tageleuchter* für *Fenster* oder *Jungferzwinger* für *Nonnenkloster* untergingen.

Hauptträger beider Diskursstränge waren die Mitglieder der so genannten Sprachgesellschaften, insbesondere der ‚Fruchtbringenden Ge-

sellschaft', die sich selbst auch als Vertreter eines bestimmten Tugendideals verstanden.

Für die Sprachpatrioten ist die deutsche Sprache *uralt*, *reich* und mit einer besonders engen Verbindung von Zeichen und Bezeichnetem ausgestattet (das Konzept der ‚Eigentlichkeit'). Diese Sprachauffassung hat zur Folge, dass die Sprachpatrioten, anders als die moderne Linguistik, kein arbiträres Verhältnis von Zeichen und Bezeichnetem annahmen, sondern ein durch das spezifische Sein des Bezeichneten motiviertes, was insbesondere durch die Onomatopoesie und durch etymologische Spekulationen nachgewiesen werden sollte. Durch diese Rückbindung speziell der deutschen Sprache an das reale Sein sollte deren besonderer Vorzug vor den anderen Sprachen begründet und damit zugleich auch die eigene, zu dieser Zeit noch keineswegs selbstverständliche Arbeit an der Volkssprache legitimiert werden.

In diesem diskursiven Umfeld entstand Grimmelshausens sprachkritischer und sprachkritik-kritischer (also meta-kritischer) Traktat *Deß Welt-beruffenen Simplicissimi Pralerey und Gepräng mit seinem Teutschen Michel* (1673). Ziel meiner Dissertation war es, Grimmelshausens theoretische und sprachpraktische Positionierung zu diesem Diskurs herauszuarbeiten und zu beschreiben. Zu diesem Zweck wurde der sprachpatriotische Diskurs mit Methoden der linguistischen Diskursanalyse untersucht; die Ergebnisse der Analyse wurden danach für eine umfassende Interpretation des *Teutschen Michel* herangezogen.

Um die Positionierung Grimmelshausens zu und in den Diskursen seiner Zeit (nicht nur zum sprachpatriotischen) angemessen herausarbeiten zu können, ist es notwendig, die spezifischen Eigenheiten des Grimmelshausenschen Gesamtwerks zu berücksichtigen. Primär sind dies der satirische Charakter der meisten Texte und die vielfache Verflechtung der Texte auf verschiedensten Ebenen, die es, auch im Hinblick auf die oben formulierte Fragestellung, nahelegen, von einem Autordiskurs zu sprechen, den Grimmelshausens Werke bilden. Auf beides kann in diesem Beitrag aus Platzgründen nicht näher eingegangen werden.[4]

---

4 In meinem Oberkircher Vortrag am 22. Juni 2013 habe ich kurz angedeutet, mit welchen Mitteln Grimmelshausen seinen Autordiskurs herstellt und welche Motive er für dessen Bildung gehabt haben könnte. Für eine ausführlichere Darstellung und Nachweise muss ich auf meine Dissertation und ggf. separate Publikationen verweisen. Dies gilt auch für die Satiretheorie, die ich zum Zweck meiner Analyse entwickelt habe.

2. Zur Analysemethode

Bevor exemplarische Ergebnisse der Analyse vorgestellt werden, sollen zunächst deren theoretische Grundlagen und Methoden in aller Kürze vorgestellt werden.

Die Untersuchung der Stellung Grimmelshausens im sprachpatriotischen Diskurs des 17. Jahrhunderts bewegt sich im theoretischen und methodischen Rahmen der an Michel Foucault orientierten linguistischen Diskursanalyse. Diese stellt das „handlungsleitende und sozial stratifizierende kollektive Wissen bestimmter Kulturen und Kollektive“[5] ins Zentrum ihrer Forschung. Es geht ihr darum, das durch gesellschaftliche Diskurse konstituierte und durch diese repräsentierte Wissen zu analysieren und zu beschreiben. Wichtig ist dabei, dass ein konstruktivistischer Wissensbegriff vorausgesetzt wird: Wissen ist keine Kumulation von objektiven Fakten, die für alle Zeiten gültig sind, sondern das Ergebnis von kognitiver Verarbeitung von Daten (im weitesten Sinne) und Aushandlungsprozessen, die sich in Diskursen manifestieren. Anders ausgedrückt: Wissen wird durch sprachliche Prozesse konstituiert und schlägt sich in Sprachsystem und Sprachgebrauch nieder. Eine Aufgabe linguistischer Diskursanalyse ist es daher, das Wissen, das im Sprachgebrauch der Diskursakteure repräsentiert ist, zu rekonstruieren und zu beschreiben.

Diskurse sind demnach Korrelationen von Aussagen, die das gesellschaftliche Wissen sowohl repräsentieren als auch konstituieren. Demnach hat Diskursanalyse ferner das Ziel, „Beziehungen der Aussagen untereinander“[6] zu untersuchen und die Formationssysteme[7] und

---

5 Jürgen Spitzmüller, Ingo Warnke: *Diskurslinguistik. Eine Einführung in Theorien und Methoden der transtextuellen Sprachanalyse*. Berlin [u. a.] 2011, S. 8. Aus der umfangreichen Literatur zu Theorie und Methoden der Diskurslinguistik seien hier, neben dem Folgenden, noch die beiden Sammelbände genannt: Ingo Warnke: *Diskurslinguistik nach Foucault. Theorie und Gegenstände*. Berlin [u. a.] 2007, und Ingo Warnke, Jürgen Spitzmüller: *Methoden der Diskurslinguistik. Sprachwissenschaftliche Zugänge zur transtextuellen Ebene*. Berlin [u. a.] 2008, sowie der grundlegende Aufsatz: Dietrich Busse, Wolfgang Teubert: Ist Diskurs ein sprachwissenschaftliches Objekt? Zur Methodenfrage der historischen Semantik. In: *Begriffsgeschichte und Diskursgeschichte. Methodenfragen und Forschungsergebnisse der historischen Semantik*. Hrsg. von Dietrich Busse, Fritz Hermanns und Wolfgang Teubert. Opladen 1994, S. 10–28.

6 Michel Foucault: *Archäologie des Wissens*. Frankfurt a. M. 1981, S. 44.

7 Ein Formationssystem ist in Foucaults Terminologie die „Struktur, die es erlaubt,

ihren Wandel, mit dem der Wandel von Wissen und Wissensstrukturen einhergeht, zu beschreiben.

Im Zentrum des Interesses diskursanalytischer und speziell diskurslinguistischer Untersuchungen steht neben dem ‚kanonischen' Wissen die Frage nach dem Wissen, das in einer Gesellschaft als allgemein bekannt gilt und deshalb nicht expliziert wird, sondern unterhalb der Textoberfläche als Präsupposition, Implikatur o. Ä. repräsentiert ist und durch semantische Analysen herausgearbeitet werden muss.

Dieses implizierte oder präsupponierte Wissen fasst Dietrich Busse mit dem Terminus des ‚verstehensrelevanten Wissens'[8], worunter das Wissen zu verstehen ist, das für einen Sprachbenutzer notwendig ist, um einen Text produzieren oder verstehen zu können.

Um das implizierte oder präsupponierte Wissen rekonstruieren zu können, ist eine genaue semantische Analyse des Diskurses notwendig, die das Denken, Fühlen und Meinen der Diskursakteure sowie deren implizit oder explizit geäußertes Wissen, das sich in den Texten an oder unter der Textoberfläche widerspiegelt, offen zu legen sucht. Dabei geht es vor allem darum, semantische Verknüpfungen zwischen den Aussagen verschiedener Diskursakteure herauszuarbeiten. Da diese zum gleichen Formationssystem gehören, lassen sich signifikante Gemeinsamkeiten in diesen Äußerungen finden, die als regelhaft aufgefasst werden können. Busse formuliert diesen Gedanken so:

> Diskurse zeichnen sich zum einen dadurch aus, dass die ihnen zuzuordnenden Texte Regelmäßigkeiten im Auftreten bestimmter inhaltlicher Elemente aufweisen; zum anderen Teil schlagen sich zu Regelmäßigkeiten verfestigte inhaltliche Elemente in den einzelne Diskurse bildenden […] Texten nieder. Dies führt dazu, dass Texte (und ihre Bestandteile) nicht […] quasi ab ovo durch die Intentionalität des Produzenten geformte originale Erzeugnisse sind, sondern Versatzstücke verwenden, die zu der epistemisch-kognitiven Grundausstattung der

dass sich eine bestimmte Form von Wissen zu einem gegebenen Zeitpunkt konstituieren kann". So Spitzmüller, Warnke, *Diskurslinguistik* (wie Anm. 5), S. 70. Foucault definiert dementsprechend Diskurs als „Menge von Aussagen, die einem gleichen Formationssystem zugehören". – Foucault, *Archäologie* (wie Anm. 6), S. 156.

8 Dietrich Busse: Diskurslinguistik als Epistemologie – Das verstehensrelevante Wissen als Gegenstand diskurslinguistischer Forschung. In: Warnke, Spitzmüller, *Methoden* (wie Anm. 5), S. 57–87.

> Textproduzenten gehören bzw. von ihnen aus anderen, zuvor rezipierten Texten ad hoc aufgeschnappt worden sind.[9]

Das verstehensrelevante Wissen wird demnach häufig in vorgeformten Versatzstücken versprachlicht, etwa in rhetorischen Topoi, Metaphern, Redewendungen, Sprichwörtern usw. Solche sprachlichen Versatzstücke können unter das Konzept der ‚diskurssemantischen Grundfigur' gefasst werden[10]. Der Terminus hebt auf die Bedeutungsnetze ab, die sich in Diskursen auf semantischer Ebene durch die Anwendung des verstehensrelevanten Wissens zwangsläufig bilden. Diese können mit den Mitteln der linguistischen Semantik, beispielsweise der relationalen Semantik (Jochen A. Bär[11]) oder der Frame-Semantik (z. B. Charles Fillmore[12], Klaus-Peter Konerding[13], Alexander Ziem[14]), beschrieben werden.

Diskurssemantische Grundfiguren konstituieren sich u. a. durch den wiederholten Gebrauch bestimmter Topoi und Metaphern. Als wichtige Topoi im sprachpatriotischen Diskurs lassen sich etwa der

---

9 Dietrich Busse: Das Eigene und das Fremde. Annotationen zu Funktion und Wirkung einer diskurssemantischen Grundfigur. In: *Die Sprache des Migrationsdiskurses. Das Reden über „Ausländer" in Medien, Politik und Alltag*. Hrsg. von Matthias Jung, Martin Wengeler und Karin Böke. Opladen 1997, S. 17–35, hier S. 19.

10 Zum Konzept der diskurssemantischen Grundfigur vgl. grundlegend Busse, *Das Eigene und das Fremde* (wie Anm. 9), ders.: Historische Diskurssemantik. Ein linguistischer Beitrag zur Analyse gesellschaftlichen Wissens. In: *Sprache und Literatur in Wissenschaft und Unterricht* 31 (2000), Heft 86, S. 39–53, und ders.: Linguistische Epistemologie in der Weltgesellschaft. Theoretische und methodische Anmerkungen zur semantischen Analyse „globalisierter" Diskurse. In: *Aptum – Zeitschrift für Sprachkritik und Sprachkultur* 3 (2007), Heft 2, S. 105–121, sowie Joachim Scharloth: *Sprachnormen und Mentalitäten. Sprachbewusstseinsgeschichte in Deutschland im Zeitraum von 1766–1785*. Tübingen 2005.

11 Jochen A. Bär: *Semantische Grammatik, grammatische Semantik. Zu Theorie und Praxis linguistischer Hermeneutik*. Bislang unveröffentlichte Habilitationsschrift, eingereicht bei der neuphilologischen Fakultät der Universität Heidelberg (2007) (in Vorb.).

12 Zum Beispiel Charles Fillmore: Frame Semantics and the Nature of Language. In: *Origins and Evolution of Language and Speech*. Hrsg. von Steven R. Harnad, Horst D. Steklis und Jane Lancaster. New York 1976, S. 20–32.

13 Konerding, Klaus-Peter: *Frames und lexikalisches Bedeutungswissen. Untersuchungen zur linguistischen Grundlegung einer Frametheorie und zu ihrer Anwendung in der Lexikographie*. Tübingen 1993.

14 Ziem, Alexander: *Frames und sprachliches Wissen. Kognitive Aspekte der semantischen Kompetenz*. Berlin, New York 2008.

‚Turmbau zu Babel', ‚Ascenas', der ‚Dreißigjährige Krieg' oder ‚Karl der Große' herausarbeiten. Wichtige und häufig belegte Metaphern sind die Kleider-, die biologistische, die anthropomorphisierende oder die Knechtschaftsmetapher. Diese haben den kognitiven Zweck, dass sie einen hohen Wiedererkennungswert haben und Gedankenkomplexe und Argumentationsstrukturen in hoher Verdichtung repräsentieren. Aus diesen Metaphern und Topoi können sich durch Kombination diskurssemantische Grundfiguren konstituieren. So wird etwa mit Hilfe der Topoi ‚Turmbau zu Babel' und ‚Ascenas' das hohe ‚Alter' der deutschen Sprache begründet, das wiederum als diskurssemantische Grundfigur verstanden werden kann, mit der einer der Vorzüge der deutschen Sprache vor den anderen Sprachen begründet wird. Voraussetzung dafür, dass sie vom Rezipienten verstanden werden, ist jedoch ein gewisser Bekanntheitsgrad der semantischen Extensionalität und der Anwendungsbereiche der Metaphern, Topoi und diskurssemantischen Grundfiguren. Damit transportieren sie das verstehensrelevante Wissen in sich und setzen es zugleich voraus.

Indem man nun das implizierte und präsupponierte Wissen, das in solchen Metaphern, Topoi und diskurssemantischen Grundfiguren mittransportiert wird, rekonstruiert, legt man zugleich einen wesentlichen Teil des zeitgenössischen kollektiven Wissens frei, leistet also, mit Foucault gesprochen, eine *Archäologie des Wissens*.

Um Missverständnissen vorzubeugen, sollen noch einige Worte über Topoi und diskurssemantische Grundfiguren verloren werden, zumal erstere aufgrund ihrer „vielfältigen Schwerpunktsetzungen, Überformungen, Erweiterungen, Einengungen und Verzweigungen"[15] in den letzten 2500 Jahren nicht eindeutig definierbar sind und auf zahlreiche Gegenstände angewandt werden können und letztere als relativ neues Konzept noch nicht durchweg etabliert sind.

Der hier vertretene Toposbegriff speist sich zum einen aus dem Toposverständnis von Fritz Hermanns, der, mentalitätsgeschichtliche Forschungsziele verfolgend, Topoi als *loci communes* versteht, welche die „allgemein bekannten, sozusagen gebräuchlichen Gedanken"[16] repräsentieren und somit sehr nahe an dem sind, was oben als ‚verstehensrelevantes Wissen' bezeichnet wurde. Es handelt sich demnach

15 Klaus Ostheeren: Topos. In: *Historisches Wörterbuch der Rhetorik.* Hrsg. von Gert Ueding. Bd. 9. *St–Z.* Darmstadt 2009, Sp. 630–722, hier Sp. 630.

16 Fritz Hermanns: Linguistische Anthropologie. Skizze eines Gegenstandsbereichs linguistischer Mentalitätsgeschichte. In: *Begriffsgeschichte und Diskursgeschichte* (wie Anm. 5), S. 29–59, hier S. 49.

um gewohnheitsmäßig eingeübte und stetig wiederholte Gedanken, die sich auf Stereotypen beziehen. In Hermanns' Worten: Topos ist die „typsemantische Bedeutung der Vokabel, die den Gegenstand beschreibt"[17]. Für Hermanns sind Topoi also keine Fundgrube für plausible Argumente wie in der klassischen Rhetorik, sondern im Diskurs manifeste und in ihm konstituierte Attribute, die sich zu Stereotypen ververfestigen. Als Beispiel nennt er Attribute wie ‚blutleer', ‚jüdisch', ‚zersetzend' oder ‚großstädtisch', mit denen die ‚Intellektuellen' in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts belegt wurden und die eine Bedeutungsverschlechterung des Substantivs zur Folge hatten. Nach vielfach wiederholter Attribuierung mussten schließlich die Attribute nicht mehr mit dem Substantiv explizit in Zusammenhang gebracht werden, „topisches (stereotypes) Wissen [wird] aktiviert und immer wieder aktualisiert"[18].

Nach diesem Verständnis sind Topoi also Platzhalter für Stereotype und Denkmuster, die das als bekannt vorausgesetzte Wissen immer wieder aktualisieren, ohne es explizit zu nennen. Anders ausgedrückt: Topoi sind Repräsentanten von Denkschemata und Einstellungen von Individuen und Gruppen, die diese verwenden und zumeist nicht hinterfragen. Auf diese Weise können Topoi Gruppenidentität herstellen und zugleich Alterität ausdrücken, sie können inkludierend wie exkludierend wirken.

Sehr viel prominenter in der Diskurslinguistik vertreten ist der Toposbegriff Martin Wengelers, der diesen in zahlreichen Arbeiten und Aufsätzen entwickelt und expliziert hat.[19] Kurz gefasst lehnt er den seit Ernst Robert Curtius in der Literaturwissenschaft etablierten Toposbegriff ab, weil dieser zu sehr auf den Klischeecharakter der Topoi abhebe. Vielmehr führt er die Topoi auf ihren Ursprung als Argumentationsschemata zurück und macht sie so für die linguistische Argumentationsanalyse fruchtbar.

---

17 Hermanns, *Anthropologie* (wie Anm. 16), S. 50.

18 Hermanns, *Anthropologie* (wie Anm. 16), S. 50.

19 Exemplarisch seien hier nur genannt: Martin Wengeler: Vom Nutzen der Argumentationsanalyse für die linguistische Diskursgeschichte. Konzepte eines Forschungsvorhabens. In: *Sprache und Literatur in Wissenschaft und Unterricht* 80 (1997), S. 96–109, ders.: *Topos und Diskurs. Begründung einer argumentationsanalytischen Methode und ihre Anwendung auf den Migrationsdiskurs (1960–1985)*. Tübingen 2003, ders: Topos und Diskurs – Möglichkeiten und Grenzen der topologischen Analyse gesellschaftlicher Debatten. In: *Diskurslinguistik nach Foucault* (wie Anm. 5), S. 165–186.

Wengeler führt selbst die mögliche Verbindung des Hermannsschen Toposkonzepts mit seinem eigenen an. Über Hermanns' Toposbegriff schreibt er:

> Die Analyse von Topoi dient also als Hilfsmittel für die sprachwissenschaftliche Aufgabe, etwas über die prototypische Bedeutung wichtiger Vokabeln herauszufinden, was bei Hermanns wiederum zu mentalitätsgeschichtlich relevanten Aussagen führen soll. Hermanns versteht dabei *Topos* als den sprachlich expliziten Ausdruck gewohnheitsmäßiger Gedanken, die im Denken und Sprechen eingeschliffen sind. Das zweite Verständnis von Topos als Argumentationsfigur wird von ihm zwar erwähnt, aber nicht für seine Zwecke übernommen. In diesem Verständnis sind Topoi oft gerade nicht explizit ausgedrückt, sondern in unvollständigen sprachlichen Realisierungen nur impliziert.[20]

Wenn Topoi zu formelhaften Wendungen gerinnen, dann können sie, so Wengeler, ebenfalls „typische sprachliche Realisierungen von Topoi im argumentationsanalytischen Sinn sein".[21]

Topoi im hier vertretenen Sinne sind damit durch den jeweiligen Diskurs konstituierte lexikalische oder phrasematische Einheiten, die als Verkürzung und Repräsentation von Gedankenfiguren, Einstellungen und Argumentationsschemata fungieren. Verkürzend sind sie deshalb, weil sie durch ihre bloße Nennung beim Zuhörer oder Leser bestimmte Vorstellungen oder Gedankengänge evozieren. So spielt etwa Harsdörffer mit der Aussage von Ascenas als „der Teutschen Stammvatter"[22] deutlich auf den spätestens seit Aventin bestehenden und namentlich durch Schottelius für den sprachpatriotischen Diskurs fruchtbar gemachten Mythos von Ascenas, Noahs Urenkel, der die Deutschen nach dem Turmbau zu Babel nach Europa führte und in Deutschland ansiedelte, an. Mit diesem Topos werden das hohe ‚Alter' und die hohe Abkunft der Deutschen und ihrer Sprache behauptet; er ist damit eine wesentliche Konstituente des sprachpatriotischen Diskurses.

Während Topoi eher an der Oberflächensemantik angesiedelt sind, bewegen sich diskurssemantische Grundfiguren auf tiefensemantischer Ebene. Gleichwohl werden sie auch immer wieder explizit gemacht, gerade dann, wenn es um die Begründung und Legitimation der hinter ihnen stehenden Gedankenfiguren geht. Im sprachpatriotischen Diskurs des 17. Jahrhunderts sind sie häufig durch wortbildungsmorphologisch

---

20 Wengeler, *Topos und Diskurs* (wie Anm. 19), S. 248.

21 Wengeler, *Topos und Diskurs* (wie Anm. 19), S. 248–249.

22 Georg Philipp Harsdörffer: *Poetischer Trichter*. Tl. 1. Nürnberg 1650, S. 124. [Nachdruck Darmstadt 1969]

oder semantisch nahe stehende lexikalische Einheiten repräsentiert, so dass sie sich auch an der Textoberfläche nachweisen lassen. So wird die Grundfigur ‚Reinheit' etwa durch Adverbien wie *reinlich* (1) und *unsauber* (2) oder durch Implikation (3) repräsentiert, z. B. in folgenden Fällen:

> (1) Es haben unsere uhralte Teutsche Vorfahren eiferig in acht genommen jhre Mutter-Sprache/ dieselbe frey und reinlich gebraucht/ behalten […].[23]

> (2) So stehet es auch zum hefftigsten vnsauber/ wenn allerley Lateinische/ Frantzösische/ Spanische vnnd Welsche wörter in den text vnserer rede geflickt werden […].[24]

> (3) […] daß man sich aller Lateinischen/ Frantzösischen/ Welschen und dergleichen Wörter enthalte […].[25]

Ihre volle Wirksamkeit entfalten solche Textstellen erst, wenn man sich den vollständigen Argumentationsgang, der hinter der Gedankenfigur ‚Reinheit' steht, vergegenwärtigt: Seit ihrem auf biblische Zeiten zurückgehenden Ursprüngen blieb die deutsche Sprache von allen fremden Elementen frei und bewahrte so ihre ‚Reinheit'. Diese ‚Reinheit' ist eines der wesentlichen Merkmale, durch welche die deutsche Sprache in der Sprachenhierarchie einen oberen, wenn nicht den obersten Platz einnimmt. Wenn nun immer mehr lateinische, französische, spanische oder italienische Wörter in die deutsche Sprache eingeführt werden, dann verliert diese jenes Merkmal, durch das sie über die anderen Sprachen erhoben wird. Daher sind Fremdwörter in der deutschen Sprache zu vermeiden.

Mit einem solchen Hintergrund und mit Unterstützung durch andere diskurssemantische Grundfiguren, nämlich ‚Alter', ‚Reichtum', ‚Eigentlichkeit', ‚Verhältnis zu anderen Sprachen'[26] und ‚Poetizität'

---

23 Justus Georg Schottelius: *Ausführliche Arbeit von der Teutschen HaubtSprache*. [Nachdruck hrsg. von Wolfgang Hecht. Tübingen 1967], S. 123.

24 Martin Opitz: *Buch von der Deutschen Poeterey*. In: Martin Opitz: *Gesammelte Werke*. Kritische Ausgabe. Hrsg. von George Schulz-Behrend. Bd. II. *Die Werke von 1621 bis 1626*. Tl. 1. Stuttgart 1978, S. 331–416, hier S. 372.

25 August Buchner: *Anleitung zur deutschen Poeterey*. Hrsg. von Marian Szyrocki. Tübingen 1966, S. 33.

26 Dies ist eine verkürzende Formulierung. Gemeint ist damit, dass die deutsche Sprache durch die Diskursakteure sehr häufig in Beziehung mit anderen Sprachen, vor allem mit dem Lateinischen und dem Französischen gesetzt wird. Die eigentliche diskurssemantische Grundfigur ist dieses In-Beziehung-Setzen der eigenen

wird im Diskurs versucht, die Sonderstellung der deutschen Sprache zu begründen und zu verteidigen. Die Grundfiguren erläutern und stützen sich dabei gegenseitig und können daher nicht unabhängig voneinander behandelt werden. Sie bilden vielmehr dichte Beziehungsnetze, die mit den Methoden der Semantik beschrieben werden können.

Aus diesen theoretischen Voraussetzungen ergeben sich einige Konsequenzen sowohl für den Textbegriff als auch für die Anlage der Analyse. Zum einen kann es in einer Arbeit mit solchen Untersuchungszielen nicht mehr darum gehen, einzelne Texte für sich genommen zu interpretieren. Der Einzeltext rückt vielmehr in den Hintergrund und wird auf seine Beziehungen zu anderen Texten hin untersucht. Damit wird dem Umstand Rechnung getragen, dass erstens Texte in ihrer Gesamtheit[27] Produkte der Auseinandersetzung des Textproduzenten mit den Texten Anderer zum gleichen oder zu einem vergleichbaren Thema sind, und dass sie zweitens in vielerlei Hinsicht von anderen Äußerungen abhängig und beeinflusst sind. Mit anderen Worten: Der Textproduzent verfasst einen Text, der zum großen Teil aus Versatzstücken (den oben angesprochenen Topoi, Metaphernkomplexen und diskurssemantischen Grundfiguren) und Erzeugnissen anderer besteht. Der Text ist damit wesentlich durch den Diskurs, in den er sich einreiht, mitgeprägt. Andererseits trägt er selbst auch zur Perpetuierung des Diskurses bei und modifiziert ihn zugleich.[28] Jeder Text ist Teil eines oder (normalerweise) mehrerer Diskurse, trägt (bildlich gesprochen) den Diskurs in sich und führt ihn zugleich weiter. Nimmt man diesen Gedanken ernst, dann kann man nicht umhin, jeden Text vor dem Hintergrund der diskursiven Umgebung, in der er entstand, zu betrachten.[29]

Sprache mit der je fremden. Motive sind meist die Dominantsetzung der eigenen und Abwertung der fremden Sprache. Damit ist die diskurssemantische Grundfigur letztlich Teil einer übergeordneten diskurssemantischen Grundfigur, die Busse als ‚Das Eigene und das Fremde' beschreibt. Vgl. Busse, *Das Eigene und das Fremde* (wie Anm. 9). Dieses einfache Beispiel zeigt auch, dass diskurssemantische Grundfiguren in Beziehungen zueinander stehen und Hierarchien bilden können. Zudem sind sie nicht auf einen Diskurs beschränkt, sondern können Bestandteile mehrerer Diskurse sein, die dadurch wiederum miteinander verknüpft sind und wiederum in vielfältigen semantischen Beziehungen zueinander stehen. Dieser Vorgang lässt sich theoretisch bis ins Unendliche verfolgen.

27 Dies bedeutet nicht, dass nicht auch relevante Gedanken in *einem* Text vorkommen können. Doch dies ist eher die Ausnahme als die Regel.

28 Das Gleiche gilt übrigens auch für wissenschaftliche Literatur, die über den Diskurs verfasst wird, so auch für den vorliegenden Aufsatz.

29 Dieser Gedanke ist keineswegs neu oder besonders originell. Vielmehr folgt

Daher wird der *Teutsche Michel* in meiner Dissertation auch nicht als Einzeltext, sondern als Konstituente mehrerer Diskurse interpretiert.[30]

3. Der Topos ‚Turmbau zu Babel' im sprachpatriotischen Diskurs

Im Folgenden sollen exemplarisch der Topos ‚Turmbau zu Babel und die Babylonische Sprachverwirrung' im sprachpatriotischen Diskurs sowie die Behandlung dieses Topos in Grimmelshausens *Teutschem Michel* auszugsweise analysiert werden. Damit sollen anhand eines eng umrissenen Beispiels die Analysemethode vorgeführt und deren Ergebnisse präsentiert werden.

Prinzipiell dient der biblische Mythos in sprachreflexiven Diskursen zur Erklärung der Verschiedenheit der Sprachen. Dabei wird von einer vollkommenen paradiesischen Ursprache ausgegangen, die durch Gottes Eingriff zur Bestrafung des menschlichen Hochmuts in viele defizitäre Sprachen aufgespalten wurde. Die deutschen Sprachpatrioten des 17. Jahrhunderts bemühen den Topos, in Korrelation mit dem ‚Ascenas'-Topos, um das hohe ‚Alter' der deutschen Sprache, das ihr eine besondere Qualität verleiht, begründen zu können. Aus den beiden

bereits die klassische Quellenkunde dieser Voraussetzung, schließlich geht sie der Frage nach, welche Texte und Textauszüge in einen bestimmten Text eingearbeitet und auf diese Weise in neue Zusammenhänge gestellt werden. Zudem fragt sie letztlich, diskursanalytisch gesprochen, in welche Diskurse ein Text eingebettet ist. Der Unterschied zwischen der Quellenkunde und der Diskursanalyse ist jedoch der, dass die Quellenkunde die Prätexte benennt und ihre Verwendung durch den Autor nachweist und die (linguistische) Diskursanalyse nach den inhaltlichen Beziehungen zwischen den Texten und dem semantischen Gehalt dieser Beziehungen fragt.

30 Die hier propagierte Untersuchungsmethode ist damit ziemlich das Gegenteil dessen, was in der Literaturwissenschaft seit den 50er Jahren des 20. Jahrhunderts als ‚textimmanente Interpretation' oder ‚*close reading*' firmiert. Die Möglichkeiten dieser Methode zur Aufdeckung von Makro- und Mikrostrukturen eines Textes, von Argumentationsgängen oder Figurenkonstellationen (bei fiktionalen Texten), von Metaphernsystemen usw. sollen hier nicht geleugnet werden. Sie sind jedoch nur eine Seite der Medaille; die andere ist eine Analysemethode, welche einen Text im Hinblick auf die diskursiven Zusammenhänge und Verflechtungen untersucht, in denen er zwangsläufig steht.

Topoi ‚Ascenas' und ‚Babel' werden deshalb verschiedene Gründungsmythen des deutschen Volkes und der deutschen Sprache konstruiert, etwa bei Carl Gustav von Hille[31] oder bei Schottelius[32].[33]

Der Topos ‚Babel' wird im sprachpatriotischen Diskurs auf folgende Themenbereiche angewandt (in Auswahl):

- das Hebräische ist die älteste aller Sprachen, es existierte bereits vor der Verwirrung
- das Deutsche entstand bei der Babylonischen Sprachverwirrung (aus dem Hebräischen)
- die deutsche Sprache entstand nach der Sprachverwirrung durch göttliche Vermittlung
- die deutsche Sprache blieb seit der Babylonischen Verwirrung unverändert
- die deutsche Sprache hat sich seit der Sprachverwirrung verändert
- die Sprachverwirrung als Gottesstrafe
- die Sprachverwirrung schuf keine neuen Sprachen, sondern verwirrte die Adamitische Erzsprache
- […]

Es zeigt sich, dass sich die Themenbereiche teilweise widersprechen. Dies ist nur ein Beispiel dafür, dass Topoi unabhängig von der Einzelmeinung für nahezu jede Position verwendet werden können.

Der Topos korreliert im Diskurs mit zahlreichen anderen Topoi, mit Metaphern und diskurssemantischen Grundfiguren (die Zahlen hinter dem jeweiligen Element geben die Anzahl der Belege im Quellenkorpus an, in denen die jeweilige Korrelation gegeben ist, und zeigen damit auch das Ausmaß der Verknüpfungen von Metaphern, Topoi und diskurssemantischen Grundfiguren untereinander an; in vielen Belegen sind mehrere dieser Elemente miteinander verknüpft):

- *Sintflut* (9)
- *Adam* (3),
- *Ascenas* (10)
- *Karl der Große* (1)
- *Martin Opitz* (1)
- *Martin Luther* (1)
- Kleidermetaphorik (3)

---

31 Carl Gustav von Hille: *Der Teutsche Palmbaum. Die Fruchtbringende Gesellschaft. Quellen und Dokumente in vier Bänden*. Hrsg. von Martin Bircher. Bd. 2. München 1970, S. 79.

32 Schottelius, *Ausführliche Arbeit* (wie Anm. 23), S. 34–35.

33 Mit Eric Hobsbawm lässt sich dieser Vorgang als *Invention of Tradition* beschreiben. Vgl. Eric Hobsbawm: Introduction: Inventing Traditions. In: *The Invention of Tradition*. Hrsg. von Eric Hobsbawm und Terence Ranger. Cambridge [17]2009, S. 1–14.

- biologistische Metaphorik (2)
- anthropomorphisierende Metaphorik (2)
- Knechtschaftsmetaphorik (1)
- ‚Alter' (11)
- ‚Eigentlichkeit' (3)
- ‚Reinheit' (3)
- ‚Reichtum' (1)
- ‚Verhältnis zu anderen Sprachen' (3)

Anhand solcher Aufstellungen wird ersichtlich, mit welchen diskursiven Elementen bestimmte Topoi, Metaphern und diskurssemantische Grundfiguren bevorzugt korreliert werden. Für den Topos ‚Turmbau zu Babel' sind insbesondere die Verknüpfungen mit den Topoi ‚Sintflut' und ‚Ascenas' sowie mit der Grundfigur ‚Alter' auffällig, was auf die oben angedeuteten Argumentations- und Begründungszusammenhänge schließen lässt. Dies ist ein Beispiel dafür, wie quantitative und qualitative Analyse zusammengeführt werden können.

Einige exemplarische Belegstellen zeigen deutlich, zu welch unterschiedlichen Zwecken der Topos ‚Turmbau zu Babel' angewandt werden kann. Für Philipp von Zesen etwa dient er als Begründung dafür, dass die Sprachen nicht, wie es aus seiner Sicht wünschenswert wäre, unveränderlich sind. Zugleich behauptet er damit die besondere Würde des Hebräischen, das als einzige Sprache die Gestalt der Ursprache bewahrt habe. Den Topos korreliert er mit dem von der ‚Sintflut':

> […] da hat Gott solches hochmuhts und solcher trotzigen worte wegen ihre wörter und ihre gantze sprache verwürret/ das ist/ zu vielen mund-ahrten gemacht/ so/ daß die heilige sprache/ die schönste sprache/ die folkomneste sprache/ die zwar noch bei wenigen/ nähmlich den kindern Ebers/ erhalten worden/ von dem nun an (wie der mensch der sterbligkeit/ und verwesung/ ja wie der Erden-kreis nach der Sünd-fluht dem verderblichen überlauffe der wasser) dem zeitlichen untergange oder veränderung immerzu unterworfen sein muste.[34]

Es ist deutlich zu sehen, wie negativ Zesen das Ereignis bewertet: Für ihn ist es die dritte „haupt-züchtigung" nach der Vertreibung aus dem Paradies und der Sintflut. Die Babylonische Verwirrung ist für Zesen einer der Gründe, warum allgemeiner Wohlstand und kulturelle Erhöhung so schwierig zu erreichen sind, weil die Veränderung der Sprachen

34 Philipp von Zesen: *Rosen-mând*. In: *Sämtliche Werke*. Unter Mitwirkung von Ulrich Maché und Volker Meid hrsg. von Ferdinand van Ingen. Bd. 11. Bearb. von Ulrich Maché. Berlin, New York 1974, S. 100.

> große verwürrung und uneinigkeit nicht allein der zungen/ sondern auch dem mänschen selbst veruhrsachet/ und viel ja fast vergebliche mühe schaffet/ indem man so vielerhand sprachen lernen mus/ wan man miteinander/ als fremde mit fremden/ ümgehen/ und ihre Bücher lesen wil; und solches alles mit großem verluste der zeit/ die man sonst auf andere künste und wissenschaften anwenden könnte.[35]

Schottelius, der die Sprachverwirrung nicht minder negativ bewertet, legt sehr viel Wert auf die Feststellung, dass mit der Verwirrung keine neuen Sprachen geschaffen worden seien, sondern dass die adamitische Ursprache in viele Dialekte zerteilt worden sei:

> Es ist aber zu mercken/ daß es eine Verwirrung/ und nicht eine Erschaffung newer Sprachen gewesen/ denn dieselbige allervollenkommenste Ertzsprache/ welche dem Adam gegeben/ und nach welcher der Adam alle dinge/ und zwar nach jhrer rechten Eigenschafft benahmet hat/ und die biß auf dieselbe Zeit der Noa und seine Nachkommen behalten hatten/ dieselbige eintzige Welt-Sprache ist durch Göttliche Allmacht also zerworren/ verdorben und zertheilet in vielerley *dialectûs* und *idiomata*, daß sie sich untereinander gar nicht verstanden […].[36]

Es stellt sich die Frage, warum Schottelius darauf besteht, dass in Babel keine neuen Sprachen geschaffen worden seien. Die Antwort liegt in der diskurssemantischen Grundfigur ‚Eigentlichkeit', die an dieser Stelle implizit evoziert wird („nach jhrer rechten Eigenschafft"). Schottelius spricht hier von der ‚Eigentlichkeit', d. h. von der gottgegebenen Seinsadäquatheit der Adamischen Ursprache. Wenn bei der Babylonischen Verwirrung neue Sprachen entstanden wären, dann könnte keine dieser neuen Sprachen diese Sachadäquatheit aufweisen. Nur aufgrund der Annahme, dass in Babel aus der Adamischen Ursprache alle anderen Sprachen hervorgingen, kann Schottelius, ohne sich in Widersprüche zu verwickeln, behaupten, dass es eine Grundeigenschaft der deutschen Stammwörter sei, dass sie „jhr ding […] eigentlich außtrücken"[37]. Auch hier dient der Topos also dem sprachpatriotischen Motiv, die eigene Sprache in besonders günstigem Licht erscheinen zu lassen. Zudem liegt hier ein Beispiel vor, wie Topoi diskurssemantische Grundfiguren konstituieren können.

---

35 Zesen, *Rosen-mând* (wie Anm. 33), S. 100.

36 Justus Georg Schottelius: *Teutsche Sprachkunst*. Braunschweig 1641, S. 61.

37 Schottelius, *Teutsche Sprachkunst* (wie Anm. 36), S. 90.

Völlig gegensätzlich zu Zesen setzt Harsdörffer den Topos ein. Für ihn ist der stetige Wandel der Sprache ein Faktum, das jeden Versuch, die Sprache unveränderlich zu machen, zwecklos erscheinen lässt: Er wäre ebenso vergeblich wie der Versuch, den Babylonischen Turm zu bauen:

> Etliche Unberichte wollen dieses flüchtige Quecksilber mit einem Diamantnem Nagel anhafften/ und dem Fluß der Vergessenheit/ welches mit Verlauff der Zeiten/ alles überschwemmet/ einen berghohen Damm setzen; werden aber darüber zu Schanden/ wie dorten die Bauleute/ welche nach der Bleywaage ihres Unverstandes/ den Babilonischen Thurnbau frevelich unternommen/ und mit Schanden unterlassen müssen [....].[38]

In anderer Weise benutzt Johann Klaj den Topos, um seine Zeitgenossen zu kritisieren. Er befürchtet angesichts der vielen Fremdwörter ein *neues Babel*:

> Noch dennoch bauen wir jetzo ein neues Babel von Welschen Steinen und Frantzösischem Holtzwerk auf den teutschen Boden/ daß zu befürchten/ ob künftig jemand in Teutschland leben möchte/ der uns das Teutsche verteutschete. Ja es ist diese Gewonheit leider albereit so weit eingerissen/ daß sie für ein gutes Gesetz gehalten wird/ und die Teutsche Freyheit mit der Lateinischen Libertät benamet wird [...].[39]

Hier wird der Topos alamodekritisch eingesetzt, wobei der Ersatz des deutschen Ausdrucks ‚Freiheit‘ durch das lateinische ‚Libertät‘ eine besondere ironische Pointe mit sich bringt.

Der Topos ‚Turmbau zu Babel‘ kann, so ist als Zwischenfazit dieser knappen Analyse festzuhalten, zu folgenden Zwecken gebraucht werden:

- Nachweis, dass das Hebräische die älteste aller Sprachen sei
- Nachweis, dass das Deutsche bei der Babylonischen Sprachverwirrung entstanden sei
- Nachweis der Überlegenheit der deutschen Sprache über die romanischen
- Unterschiedliche Bewertung des stetigen Wandels der Sprache

Im nächsten Schritt sind die Ergebnisse dieser Analyse auf die Stellen anzuwenden, an denen Grimmelshausen in seinem Werk, besonders im *Teutschen Michel*, den Topos ‚Turmbau zu Babel‘ gebraucht.

---

38 Harsdörffer, *Poetischer Trichter* (wie Anm. 22), Tl. 3., S. 2.

39 Johann Klaj: *Redeoratorien und „Lobrede der Teutschen Poeterey“*. Hrsg. von Conrad Wiedemann. Tübingen 1965, S. 410.

4. Der Topos ‚Turmbau zu Babel' bei Grimmelshausen

Der Topos ‚Turmbau zu Babel' wird in Grimmelshausens *Teutschem Michel* an zwei Stellen virulent. Im ersten Kapitel heißt es bereits:

> Dann gleichwie GOtt zu Nimbrods Zeiten durch Zertheilung der Sprachen die Menschen voneinander trennet/ daß sie den vorhabenden gewaltigen Thurn zu Babylon nicht auszubauen vermöchten; Also hat Er nach der Himmelfahrt unsers Erlösers durch Sendung seines H. Geists den Aposteln die Gab geben mit mancherhand Zungen zu reden/ damit sie durch solches Mittel die Menschen wieder in Einigkeit zusammen bringen: und Ihme also die Christliche Kirch aufferbauen könten.[40]

Der Turmbau zu Babel ist für ihn also nur der erste Teil einer zweiseitigen Angelegenheit. In der christlichen Kirche werden die in Babel geschaffenen Differenzen aufgelöst. Während Grimmelshausen mit ‚Babel' einen Topos aufgreift, der im sprachpatriotischen Diskurs häufig verwendet wird, sind Hinweise auf das Pfingstwunder dort nicht zu finden. Dies hat offensichtlich seinen Grund darin, dass die Rückführung der deutschen Sprache auf die Babylonische Verwirrung Teil der *Invention of Tradition* im Sinne Hobsbawms war[41], mit der das Prestige der deutschen Sprache gesteigert werden sollte. Das Pfingstwunder lässt sich in diese Geschichte nur schwer einfügen, weshalb es von den sprachpatriotisch gesinnten Autoren in der Regel übergangen wird. Dieser Befund ist bereits ein Hinweis dafür, dass Interpretationen, die den *Teutschen Michel* als reichspatriotisch orientierten Text auffassen, zu kurz greifen.

Zur ‚Ursprache', die vor der Babylonischen Verwirrung bestanden haben soll und durch „Zertheilung" auseinandergetrennt worden sei, sagt Grimmelshausen an dieser Stelle nichts. Doch in der Mummelsee-Episode im V. Buch des *Simplicissimus* findet sich eine interessante Aussage. Dort heißt es:

---

40 Grimmelshausen: *Deß Welt-beruffenen Simplicissimi Pralerey und Gepräng mit seinem Teutschen Michel*. Hrsg. von Rolf Tarot. Tübingen 1976 (Gesammelte Werke in Einzelausgaben. Unter Mitarbeit von Wolfgang Bender und Franz Günter Sieveke hrsg. von Rolf Tarot). – Der Text wird im Folgenden nach der Edition von Tarot mit Sigle *TM* und Seitenangabe in runden Klammern zitiert. Hier: *TM* 8.

41 Vgl. Anm. 33.

> Als er [der Sylphe] auch sahe/ daß ich mich über ihn und alle die so mit ihm waren/ verwunderte/ daß sie als Peruaner/ Brasilianer/ Mexicaner und Jnsulaner *de los latronos* auffgezogen und dannoch so gut teutsch redeten/ da sagte er/ daß sie nicht mehr als eine Sprach könten/ die aber alle Völcker auff dem gantzen Umbkreiß der Erden in ihrer Sprache verstünden/ und sie hingegen dieselbe hinwiderumb: welches daher komme/ dieweil ihr Geschlecht mit der Thorheit so bey dem Babylonischen Thurn vorgangen/ nichts zu schaffen hätte.[42]

Die Sylphen, die auf dem Grund des Mummelsees leben und über unterirdische Kanäle mit den Gewässern der ganzen Welt verbunden sind, sprechen also nur eine Sprache, in der aber alle anderen Sprachen enthalten zu sein scheinen, so dass sie sich mit jedem menschlichen Wesen auf jedem Kontinent verständigen können. Dies ist deshalb der Fall, weil ihre Sprache in Babel nicht verwirrt wurde. Auf dieser Basis scheint es nicht verwegen, anzunehmen, dass die Sylphen die ‚Ursprache' in ihrem Zustand vor der Verwirrung sprechen, deren Grundzüge sich in den Einzelsprachen erhalten haben. Stimmt diese Vermutung, so wäre das eine kühne Abweichung vom im sprachpatriotischen Diskurs verbreiteten Konsens, dass die *lingua Adamica* das Hebräische gewesen sein müsse, wie es etwa aus der oben zitierten Stelle bei Zesen hervorgeht; in Grimmelshausens Version wäre sie eine nicht näher bestimmte Sprache, die in irgendeiner Weise den kleinsten gemeinsamen Nenner aller Sprachen der Welt bildet.[43]

Die zweite Verwendung des Topos betrifft die Kritik an der Fremdwortverdeutschung:

> Wird demnach schwer und schier ohnmüglich fallen/ wann man allen frembden Gewächsen und *Materiali*en/ die jetziger Zeit aus der Frembde zu uns gebracht werden/ und ihre aigne Namen selbst mit sich bringen/ anders nennen müste; wie eine kauderwelsche Sprach würden wir bekommen? was würde es nur vor

42 Hans Jacob Christoffel von Grimmelshausen: *Simplicissimus Teutsch*. In: *Werke* I. 1. Hrsg. von Dieter Breuer. Frankfurt a. M. 1989 (Bibliothek der Frühen Neuzeit 4. 1), S. 511–512.

43 Der in der Diskussion nach meinem Vortrag geäußerte Einwand, der Beleg sage nichts über die Sprachen der Menschen aus, weil die Sylphen keine menschlichen Wesen seien, geht meines Erachtens am Thema vorbei, weil es hier um die Sprachauffassung Grimmelshausens prinzipiell geht. Für Grimmelshausen ist die Sprachfähigkeit eine grundsätzliche Eigenschaft des Menschen, die ihn als vernunftbegabtes Wesen auszeichnet und damit von den Tieren unterscheidet (vgl. *TM* 7). Simplicissimus kann sich mit den Sylphen gerade deshalb problemlos verständigen, weil auch diese vernunftbegabt sind.

> eine neue Babylonische Verwirrung in den Apotecken darvon setzen? (*TM* 29–30).

Diese Stelle erinnert an die oben zitierte Stelle bei Klaj[44], wo der Topos ‚Turmbau zu Babel' gegen das Alamode-Wesen gerichtet wird. Grimmelshausen dagegen setzt ihn kritisch gegen die Praxis der Fremdwortverdeutschung und vor allem gegen den stets implizit mitgemeinten, jedoch niemals namentlich genannten Zesen ein. Anhand dieses Beispiels wird nochmals ersichtlich, dass ein und derselbe Topos für gegensätzliche Positionen eingesetzt werden kann.

Zusammenfassend lässt sich folgendes konstatieren: Grimmelshausens Gebrauch des Topos ‚Babel' schließt einerseits unmittelbar an den sprachpatriotischen Diskurs an. Er spielt auf die bei diesem Ereignis verwirrte Adamitische Ursprache an, hier ganz in der Tradition, die im Diskurs etabliert wurde. Grimmelshausen setzt jedoch eigene Akzente, etwa durch die Erweiterung des Topos um das Pfingstwunder, wodurch er zu einer originellen Verwendung des Topos kommt und sich somit vom sprachpatriotischen Diskurs distanziert. Anhand seiner Verwendung dieses Topos wird beispielhaft deutlich, wie Grimmelshausen als Außenseiter dieses Diskurses zwischen dem Willen zur Integration in die gelehrten Kreise, die den Diskurs tragen, und der Abgrenzung von diesen, die sich in teilweise scharfer Gelehrtensatire äußert, oszilliert.

---

44 Dies ist nicht die einzige Stelle, die nahelegt, dass Grimmelshausen Klajs *Lobrede von der Teutschen Poeterey* gekannt haben könnte. Klaj erzählt in diesem Text folgende Anekdote: „Es durchreise einer Engelland […] und andere Länder/ er wird sich nirgends des befahren dürfen/ was jenem Frantzosen bey uns in dem Wirthshause begegnet/ welcher/ als ihn gehungert/ auf die Zähne gedeutet/ da denn der Wirth/ der Sprachen unkündig/ nach dem Barbierer geschikket/ üm dem Gast die Zähne auf zubrechen/ und ihm an Statt des Hungers den Schmertzen zu stillen". – Klaj, *Lobrede* (wie Anm. 38), S. 403. Grimmelshausen erzählt im *Teutschen Michel* eine ähnliche Geschichte, jedoch ausführlicher und stärker auf die Pointe hin ausgerichtet (vgl. *TM* 10–11). Möglicherweise kannte Grimmelshausen diese Geschichte aber auch unabhängig von Klaj aus anderen Quellen oder aus mündlichen Erzählungen, die seinerzeit kursiert sein könnten.

5. Schlussbemerkungen

Die Untersuchung der Vernetzung des *Teutschen Michel* sowohl mit dem Grimmelshausenschen Autordiskurs als auch mit dem sprachpatriotischen Diskurs zeigt zahlreiche Indizien, die für eine vielfältige Einbettung des Textes in beide Diskurse sprechen. Gerade im Falle des sprachpatriotischen Diskurses werden Verknüpfungen offenkundig, die bisher kaum erkannt oder berücksichtigt wurden. Obwohl sich Grimmelshausen als literarischer Außenseiter[45] erkennbar distanziert zum sprachpatriotischen Diskurs verhält, knüpft er durch zahlreiche thematische, topische, metaphorische und diskurssemantische Beziehungen an diesen an. Grimmelshausens Außenseiterstellung zeigt sich vor allem darin, dass er an den Sprachnormierungsdiskurs kaum und an den fremdwortpuristischen Diskurs nur selektiv anschließt. Für diskursgeschichtliche Untersuchungen ergeben sich Fragestellungen wie die nach der Einbettung der verschiedenen im *Teutschen Michel* wie in Grimmelshausens anderen Texten angesprochenen Themen und Motive in die Diskurse der Zeit sowie die nach dem kollektiven Wissen, das über die Metaphern, Topoi und diskurssemantischen Grundfiguren transportiert wird. Die Frage, wie gut Grimmelshausen tatsächlich über die Fragestellungen, Konflikte und Kontroversen der gelehrten und ungelehrten Einzeldiskurse informiert war, muss auf diese Gesichtspunkte hin überprüft werden. Dies wäre Stoff für weitergehende diskurshistorische und mentalitätsgeschichtliche Untersuchungen auch in anderen zeitgenössischen Wissensdomänen (z. B. Aberglaube, Geldwirtschaft, politische Theorie und Praxis, Fragen der Konfession, der Ethik, des gesellschaftlichen Zusammenlebens, der Ständehierarchie, der Kunst und Literatur, der Medizin usw.).

45 Diese Außenseiterstellung begründet sich vor allem durch das fehlende Studium, durch das Grimmelshausen den Status eines anerkannten Gelehrten nicht erlangen konnte. Außerdem werden konfessionelle Differenzen unterschwellig virulent, wenn man bedenkt, dass die ‚Fruchtbringende Gesellschaft' als institutioneller Hauptträger des sprachpatriotischen Diskurses fast ausschließlich Protestanten zu ihren Mitgliedern zählte und als Großgruppe dem vereinzelten Konvertiten Grimmelshausen gegenübersteht.

ROSMARIE ZELLER (Basel)

Grimmelshausen und die Sprachtheorie seiner Zeit

Grimmelshausen greift mit seiner Schrift des *Teutschen Michel* offenbar eine Diskussion auf, die in den Vierziger- und Fünfzigerjahren des 17. Jahrhunderts virulent war. In der Tat erschienen damals eine Reihe von Sprachschriften, allen voran natürlich die *Teutsche Sprachkunst* von Justus Georg Schottelius und *Deutscher Sprachlehre Entwurf* von Christian Gueintz, der er dann 1645 seine Rechtschreibelehre folgen ließ.[1] 1643 hat Philipp von Zesen seine *Hooch-deutsche Spraach-Übung*, 1651 seinen *Rosen-Mand* publiziert,[2] die sich der Aufwertung der deutschen Sprache widmen, sich aber auch mit der Fremdwörterproblematik befassen. Es ist sicher kein Zufall, dass das Flugblatt mit dem Titel *Der deutsche Michel* das Druckjahr 1642 umschreibt mit „Getruckt im Jahr, da die teutsch Sprach verderbt war/ 1642."[3] Moscheroschs erster Teil der *Gesichte des Philander von Sittewald*, welcher sich ebenfalls mit dem à-la-mode-Phänomen befasst, ist 1640 erschienen. Ebenfalls 1642 hat Johann Rist seinen *Baptistae Armati, Vatis Thalosi. Rettung der Edlen Teutschen Hauptsprache/ wieder alle deroselben muhtwillige Verderber und alamodisirende Auffschneider* […] publiziert.[4] Und schließlich hat Georg Philipp Harsdörffer 1644 in der 2. Auflage des 1. Teils seiner *Frauenzimmer-Gesprächspiele* die *Schutzschrift/ für Die Teutsche Spracharbeit* veröffentlicht und auch in den andern Teilen der *Gesprächspiele* werden immer wieder Fragen

1 Justus Georg Schottelius: *Teutsche Sprachkunst* […]. Braunschweig 1641. Christian Gueintz: *Deutscher Sprachlehre Entwurf*. Köthen 1641.

2 Diese jetzt zugänglich in: Philipp von Zesen: *Sämtliche Werke*. Hrsg. von Ferdinand van Ingen. Bd. 11. *Spraach-übung. Rosen-Mand* […]. Bearb. von Ulrich Maché. Berlin 1974.

3 *Ein schön new Lied genannt Der Teutsche Michel/ etc. Wider alle Sprachverderber* […]. 1642 (VD17 12:666828H). Im *Verzeichnis der im deutschen Sprachraum erschienenen Drucke des 17. Jahrhunderts* (VD 17) finden sich zwei weitere Lieder, eines von 1638, ein anderes von 1640 mit einem ähnlichen Titel (VD 17: 12:626952Z; 1:687736E).

4 Johann Rist: *Sämtliche Werke*. Bd. 7. *Prosaabhandlungen*. Hrsg. von Eberhard Mannack. Berlin 1982, S. 67–149.

wie Wortzusammensetzungen, Ableitungen und Fremdwörtergebrauch diskutiert.[5] 1646 hat er alle diese Fragen in seinem *Specimen Philologiae Germaniae* wieder aufgenommen und breiter ausgeführt.[6] Mit dem Erscheinen von Schottelius' *Ausführlicher Arbeit von der Teutschen HaubtSprache* im Jahre 1663 musste man nicht mehr um die Anerkennung der deutschen Sprache kämpfen.[7] In dieser Arbeit waren alle Argumente für die deutsche HaubtSprache, deren Alter und Vortrefflichkeit zusammengetragen, zudem enthielt die *Ausführliche Arbeit* neben der Wortlehre, der Grammatik und Rechtschreibung auch eine Vers- und Reimlehre. Sie wurde zum Standardwerk, bis sie 1748 von Gottscheds *Grundlegung einer Deutschen Sprachkunst* abgelöst wurde.[8]

Das heißt, die Diskussion um die sogenannte Schreibrichtigkeit der deutschen Sprache, um den Fremdwörtergebrauch und die Eindeutschung von Fremdwörtern, das Alter der deutschen Sprache sowie um den Nutzen von Fremdsprachen, die Grimmelshausen aufgreift, geht auf die 40er und 50er Jahre des 17. Jahrhunderts zurück, als die deutsche Sprache sich in den Augen der Zeitgenossen erst als den andern europäischen Sprachen gleichberechtigt zu etablieren vermochte.[9]

---

5 Georg Philipp Harsdörffer: *Schutzschrift für die Teutsche Spracharbeit und Derselben Beflissene* […]. In: ders.: *Frauenzimmer Gesprächspiele* (^{2}1644). Hrsg. von Irmgard Böttcher. Tl. 1. Tübingen 1968, S. [342]–[395]. Zu Harsdörffer, Schottelius und Gueintz siehe: Markus Hundt: *„Spracharbeit" im 17. Jahrhundert. Studien zu Georg Philipp Harsdörffer, Justus Georg Schottelius und Christian Gueintz*. Berlin 2000 (Studia Linguistica Germanica 57).

6 Georg Philipp Harsdörffer: *Specimen Philologiae Germanicae, Continens Disquisitiones XII.: De Linguae nostrae vernaculae Historia, Methodo, & Dignitate. Praemissa est Porticus Virtutis*. Nürnberg 1646. Dazu Hundt, *„Spracharbeit"* (wie Anm. 5, S. 71–83) und Catharina Banneck: *Georg Philipp Harsdörffers „Specimen Philologiae Germanicae". Strategien zur Profilierung des Deutschen im 17. Jahrhundert*. Berlin 2012 (Germanistische Arbeiten zur Sprachgeschichte 8).

7 Justus Georg Schottelius: *Ausführliche Arbeit von der Teutschen HaubtSprache* 1663. Hrsg. von Wolfgang Hecht. 2 Bde. Tübingen 1967. Der Untertitel lautet: „Worin enthalten Gemelter dieser HaubtSprache Uhrankunft/ Uhralterthum/ Reinlichkeit/ Eigenschaft/ Vermögen/ Unvergleichlichkeit/ Grundrichtigkeit/ zumahl die SprachKunst und VersKunst Teutsch und guten theils Lateinisch völlig mit eingebracht/ wie nicht weniger die Verdoppelung/ Ableitung/ die Einleitung/ Nahmwörter/ Authores vom Teutschen Wesen und Teutscher Sprache/ von der verteutschung/ Item die Stammwörter der Teutschen Sprache samt der Erklärung und derogleichen viel merkwürdige Sachen."

8 Siehe den Artikel ‚Schottelius' von Markus Hundt. In: *Neue deutsche Biographie*. Bd. 23. Berlin 2007, S. 499.

9 Siehe dazu Hundt, *„Spracharbeit"* (wie Anm. 5), S. 109: „Zwischen 1641 und

Das zeigt sich auch rein äußerlich daran, dass in der Anthologie *Sprachhelden und Sprachverderber* von William Jervis Jones nach Grimmelshausen sich nur noch Christian Weise in seinen Schulschriften mit dem à-la-mode-Sprachgebrauch auseinandersetzt, alle späteren Texte umfassen kaum mehr eine halbe Seite und beziehen sich meistens auf die Poesie.[10]

Im Bewusstsein der Zeitgenossen war in den Vierzigerjahren des 17. Jahrhunderts noch viel Arbeit zu leisten, wie aus dem Lobgedicht auf Zesens *Spraach-übung* von Johann Rist hervorgeht. Nach dem Tod von Opitz, dem ersten „Meister unsrer Sprach" hat der Himmel zum Glück für das große Reich, die Stelle nicht lange leer gelassen, sondern sie gleich durch mehrere Personen ersetzt, nämlich durch Schottelius, Harsdörffer, Zesen, Tscherning, Buchholtz und schließlich Rist selbst. Interessant ist in dieser Aufzählung, dass nur die ersten drei und Rist selbst sich zu Sprachfragen geäußert haben, Tscherning und Buchholtz betätigen sich auf dem Gebiet der Dichtung. Das zeigt, wie eng die Poetik, die Dichtung und die Spracharbeit in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts miteinander verbunden sind. Die Dichtung ist es, die die ganze Vielfalt von Möglichkeiten, die in der deutschen Sprache angelegt sind, überhaupt erst zeigen kann. Diejenigen, die am Bau der Sprache arbeiten, sind in den Augen Rists Helden, die „sehr klug und scharff sind von Verstand" und deren Tugend belohnt werden wird.[11]

Ich werde mich im Folgenden auf Schottelius, Harsdörffer und Zesen stützen, um einige Aspekte des *Teutschen Michel* näher zu beleuchten, und zwar: das Alter der deutschen Sprache, die Einsilbigkeit der Stammwörter, die Fremdwörterproblematik sowie die Orthographie. Die Auswahl der Referenztexte fiel auf diese Autoren, weil Grimmelshausen sie gekannt zu haben scheint. Vielleicht hat er Schottelius nur indirekt über Harsdörffers *Frauenzimmer Gesprächspiele* zur Kenntnis genommen, auf Zesen gibt es direkte Anspielungen. In der Forschung werden noch Johann Heinrich Schills *Der teutschen Sprache Ehren-Krantz*, der übrigens auch in den Vierzigerjahren, nämlich 1642 erschienen ist, und Moscheroschs *Gesichte Philanders von Sittewald*

1650 wurden in der FG [Fruchtbringenden Gesellschaft] die wichtigen grammatischen Schriften diskutiert, Wörterbuchprogramme entworfen und auch die Sprachnormdiskussion heftig geführt."

10 *Sprachhelden und Sprachverderber. Dokumente zur Erforschung des Fremdwörterpurismus im Deutschen (1478–1750).* Ausgewählt und kommentiert von William Jervis Jones. Berlin 1995 (Studia Linguistica Germanica 38).

11 Zesen, *Spraach-übung* (wie Anm. 2), S. 9–10.

angeführt sowie die bei Grimmelshausen immer präsente *Piazza universale* von Garzoni, die mit drei Kapiteln zum *Teutschen Michel* beigetragen hat.[12]

Von den Argumenten, die für die Überlegenheit der deutschen Sprache über andere Sprachen angeführt werden, ist das Alter eines der konstant wiederkehrenden und langlebigsten. Schottel spricht von dem „Uhralterthum“ der deutschen Sprache und widmet diesem seine 3. Lobrede in der *Ausführlichen Arbeit von der Teutschen HaubtSprache*. Das Altersargument dient generell der Aufwertung einer Sache.[13] Da das Hebräische im 17. Jahrhundert als die älteste Sprache galt, ja in vielen Theorien als die eigentliche Ursprache, die Gott Adam gegeben hat und mit der dieser die Welt benannt hat, muss das Deutsche möglichst nahe zum Hebräischen gebracht werden, ja, am besten sollte es von diesem selbst abstammen und so an dessen Eigenheit teilhaben. In Harsdörffers *Gesprächspielen* gibt es zahlreiche Etymologien, die deutsche Wörter auf hebräische zurückführen, so unter anderem das Wort ‚Spiel‘.[14]

Es gibt zwei Erklärungen, wie das Deutsche entstanden ist. Die eine besagt, dass Noah die Welt unter seine Söhne aufteilte und dass er Sem Asien, Cham Afrika und Japhet Europa gab, wobei jedem der Söhne eine Sprachgruppe zugeordnet wird. Deutsch wäre in diesem Konzept der Ursprung der europäischen Sprachen. Die andere besagt, dass die deutsche Sprache beim Turmbau zu Babel entstanden ist. Harsdörffer vertritt die Meinung, dass Japhet schon vor dem Turmbau ausgewandert sei, wodurch er eine unverdorbene Sprache mit Zwi-

---

12 Felix Scholz (Grimmelshausens Verhältnis zu den Sprachgesellschaften und sein „Teutscher Michel“. In: *Euphorion. Ergänzungsheft* 17 [1924], S. 79–96) versucht einige sprachliche Parallelen zwischen Schriften Moscheroschs und Schills zusammenzustellen, die mir aber teilweise nicht überzeugend scheinen und zum andern aufs Ganze gesehen nur den kleinsten Teil des Textes betreffen. Breuer erwähnt noch weitere Texte, die aber für den vorliegenden Zusammenhang nicht relevant sind (Dieter Breuer: Simplicianische Sprachkritik – Grimmelshausens Traktat „Deß Weltberuffenen Simplicissimus Pralerey und Gepräng mit seinem Teutschen Michel“. In: *Reflexionen über Sprache aus literarischer und sprachwissenschaftlicher Sicht*. Hrsg. von Axel Gelhaus und Horst Sitta. Tübingen 2000, S. 1–12); Gisbert Bierbüsse: *Grimmelshausens „Teutscher Michel“. Untersuchung seiner Benutzung der Quellen und seiner Stellung zu den Sprachproblemen des 17. Jahrhunderts*. Diss. masch. Bonn 1958, war mir nicht zugänglich.

13 Zum Altersargument siehe Hundt, *„Spracharbeit“* (wie Anm. 5), S. 254–260.

14 Siehe zum Beispiel Harsdörffer, *Frauenzimmer Gesprächspiele* (wie Anm. 5), Tl. IV, S. [510].

schenstationen nach Europa gebracht hätte.[15] Schottelius verbindet beide Erklärungen. Die Familie von Noah sei so zahlreich geworden, dass er von Gott ermahnt worden sei, seinen Kindern das Erdreich zu verteilen:

> Darauf hat Noa unter seine drey Söhne den bekandlichen Erdbodem also geteihlet/daß dem Sem ein Weltteihl Ostenwerts/ und ein halbteihl Nordenwerts. Dem Japhet ein Weltteihl Westenwerts/ samt dem anderen halbteihle Nordenwerts; Dem Cham aber das Weltteihl Sudenwerts zugesprochen/ und jhren Nachkömlingen zubewohnen/ gegeben worden. Und ist glaublich/ daß von dieser Zeit an die drey Weltteihle Asia/ Africa/Europa jhren unterscheid und Nahmen gehabt […].
>
> Nach dem nun diese junge und kekke Welt vernommen/ daß sie aus Göttlichem Befehle und durch jhren Altvater Noa getahnen Ausspruch/ sie sich trennen/ und ein jeder das jhm gefallenes Land zuüberziehen/ sich entfernen muste: Jst sie nach gehaltenem Rahte des Sinnes und beständigen Vorsatzes worden/ ein ewiges angedenken bey allen Nachkommen zuverlassen/ und darum eine grosse Stadt/ und darin einen solchen hohen Tuhrn zu bauen/ dessen Spitze bis zu dem Himmel reichen solle.[16]

Das Problem dieser Erklärung ist, dass die deutsche Sprache in Folge des Turmbaus entstanden ist und also gegenüber der Harsdörfferschen Position eine verdorbene, d. h. defizitäre Sprache ist. Wenn aber das Deutsche die Qualität einer Hauptsprache haben soll, müsste es möglichst nahe bei der Ursprache Hebräisch angesiedelt sein. Dies gelingt Schottelius mit dem Argument, es sei zu einer Verwirrung der Sprache, nicht aber zu einer Neuschaffung von Sprachen gekommen:

> Es ist aber zu merken/ daß es eine Verwirrung/ und nicht eine Erschaffung neuer Sprachen gewesen/ denn dieselbige allervollenkommeste Ertzsprache/ welche dem Adam gegeben/ und nach welcher der Adam alle Dinge/ und zwar nach jhrer rechten Eigenschaft benahmet hat/ und die bis auf dieselbe Zeit der Noa und seine Nachkommen behalten hatten/ dieselbige eintige WeltSprache ist durch Göttliche Allmacht also zerworren/ verdorben und zerteihlet in vielerley *dialectus* und *idiomata*, daß sie sich untereinander gar nicht verstanden.[17]

---

15 Siehe Banneck, *Georg Philipp Harsdörffers „Specimen Philologiae Germanicae“* (wie Anm. 6), S. 197. Harsdörffer wurde von Gueintz wegen dieser These Gotteslästerung und Geschichtsfälschung vorgeworfen.

16 Schottelius, *Ausführliche Arbeit* (wie Anm. 7), S. 33.

17 Schottelius, *Ausführliche Arbeit* (wie Anm. 7), S. 33.

Damit ist die deutsche Sprache aber noch nicht in Europa, dazu braucht es eine weitere Figur, den Ascenas, den Sohn Gomers, der seinerseits Sohn des Japhet ist: Ascenas ist „mit seinem gantzen Geschlechte durch klein Asien in Europen gezogen/ sich daselbst niedergelassen/ die Länder ausgeteihlet/ dieselbe gebauet/ und also ein Vater aller Celtischen Völker geworden.“[18] Schottelius gibt noch die Herkunft des Ascenas von Adam her an, aus der hervorgeht, dass Ascenas in der 13. Generation Nachfahre Adams ist.[19] Grimmelshausen erwähnt im 3. Kapitel des *Teutschen Michel* Ascenas, wo er betont, dass die Deutschen „seit unsers Großvatters deß Aschenatz Zeiten ihr Vatterland unvermischt und rein erhalten/ beständig bewohnet“[20]. Im 12. Kapitel behauptet er, „daß Aschenatz vor Erbauung deß Babylonischen Thurns in Teutschland kommen“ (*TM* 58) sei. Ob diese falsche Aussage Absicht ist und zur Satire gehört oder ob Grimmelshausen Zeiller, auf den er sich im Kontext bezieht, falsch gelesen oder erinnert hat, ist schwer zu sagen.

Gemäß Schottelius haben alle Völker, welche die Griechen und Lateiner Celtas nennen, Deutsch gesprochen, weshalb man in allen Sprachen Europas Wurzeln und Stammwörter der deutschen Sprache findet. Zesen geht in seiner *Spraach-übung* sogar so weit, zu sagen, Wörter wie Krone, Kreuz, Kloster seien nicht etwa aus dem Lateinischen, sondern die lateinischen Sprachen hätten diese Wörter aus dem Deutschen entlehnt, da das Deutsche ja eindeutig älter sei:

> Daß aber selbige aus dem Lateinischen oder Griechischen entsprungen/ werden die jenigen verneinen/ die da bezeugen/ daß die Deutsche Spraache eher im schwange gewesen alß die Griechische und Lateinische und werden vielmehr bejahen/ daß die Lateiner und Griechen selbige Wörter von den Alten Deutschen und teils von den Hebräern entlehnet.[21]

---

18 Schottelius, *Ausführliche Arbeit* (wie Anm. 7), S. 34.

19 Schottelius, *Ausführliche Arbeit* (wie Anm. 7), S. 34. Dieser Mythos von Ascenas, der nach Europa gekommen ist, wird auch von Martin Zeiller in seinem *Itinerarium Germaniae Novae Antiquae. Teutsches Reyßbuch* […]. Straßburg 1632 gleich zu Beginn referiert. Zeiller wird bei Grimmelshausen auch zitiert.

20 Grimmelshausen: *Des Weltberuffenen Simplicissimi Pralerey und Gepräng mit seinem Teutschen Michel*. Hrsg. von Rolf Tarot. Tübingen 1976 (Gesammelte Werke in Einzelausgaben. Unter Mitarbeit von Wolfgang Bender und Franz Günter Sieveke hrsg. von Rolf Tarot). – Der Text wird im Folgenden nach der Edition von Tarot mit Sigle *TM* und Seitenangabe in runden Klammern zitiert. Hier: *TM* 20

21 Zesen, *Spraach-übung* (wie Anm. 2), S. 20–21.

Dies einmal festgestellt, sind etymologischen Spielereien, wie wir sie auch aus Harsdörffers *Gesprächspielen* kennen, Tür und Tor geöffnet.

Das hohe Alter der deutschen Sprache und folglich ihre Nähe zum Hebräischen hat zur Folge, dass sie selbst auch beinahe eine motivierte Sprache ist, das heißt, dass zwischen Bezeichnung und Bezeichnetem eine Beziehung der Ähnlichkeit besteht, dass das Wort das Wesen der Sache wiedergibt.

Das beginnt bereits bei der Schreibung, die Sprache soll „in ihren eigenen Natürlichen und nicht fremden Letteren" geschrieben werden, meint Schottelius. Die deutschen Buchstaben haben die besondere Qualität, dass sie „einlautend" sind und deswegen „zu Erlernung des Lesens die allerbequämlichsten seyn".[22] Wie man das zu verstehen hat, erläutert er am Beispiel, wie man Dal in verschiedenen Sprachen buchstabieren würde, im Hebräischen ergäbe das ‚Daleth', ‚Aleph', ‚Lamech', im Griechischen ‚Delta', ‚Alpha', ‚Lamda', während man im Deutschen ‚De', ‚a', ‚el' sagt, was der natürlichen Aussprache entspreche. Auf dieselbe Weise drückt die deutsche Sprache auch „jhr Ding eigentlich" aus.[23] Zusammenfassend stellt er fest: Es sei unmöglich

> eine leichtere/ gründlichere und wundersamere Art der Letteren oder Buchstaben und Wörter/ als die Teutschen sind/ aufzubringen; Sie sind nicht allein einlautend/ die durch einen natürlichen Zufall den gehörigen Laut veruhrsachen/ sonderen jhr einstimmiger Laut ist so wunderreich/ und jhre Zusammenstimmung so überkünstlich/ daß die Natur sich hierin völlig und aller dinges ausgearbeitet hat. Denn/ ein jedes Ding/ wie seine Eigenschaft und Wirkung ist/ also muß es vermittelst unserer Letteren/ und kraft derer/ also zusammengefügten Teutschen Wörter/ aus eines wolredenden Munde daher fliessen/ und nicht anders/ als ob es gegenwärtig da were/ durch des Zuhörers Sinn und Hertze dringen.[24]

Hervorzuheben ist, dass diese besondere Wirkung „durch eines wolredenden Mund" erzielt wird, das heißt, wenn man die Wörter falsch ausspricht, wird die Wirkung verfehlt. Von daher stammen auch die

---

22 Schottelius, *Ausführliche Arbeit* (wie Anm. 7), S. 51.

23 Schottelius, *Ausführliche Arbeit* (wie Anm. 7), S. 51. Zesen schreibt: „Ja man hat sich zum höchsten zu verwundern/ daß ihre art zu schreiben der natur noch so nahe kömmet/ und weit weit näher/ als alle andern sprachen: die gleichsam gantz eine verwürrete schreibart haben welche den ursprung der wörter so gar verdunkelt/ daß man nicht sehen könte/ aus was für einem stamme sie geflossen/ wo man die hochdeutsche nicht hätte und aus derselben natürligkeit von jener urtheilen könte." – Zesen, *Rosen-mand* (wie Anm. 2), S. 176, ähnlich S. 201.

24 Schottelius, *Ausführliche Arbeit* (wie Anm. 7), S. 59.

Bemühungen um eine adäquate Orthographie, auf die noch einzugehen ist. Den zweiten Schluss, den man ziehen kann, ist, dass es eigentlich, wenn die Wörter richtig ausgesprochen werden, auch kein Missverständnis geben kann. An dieser Stelle zieht jedenfalls Schottelius Zweideutigkeiten oder Homonyme, die es ja in dieser Perspektive streng genommen nicht geben kann, nicht in Betracht. In der Praxis versucht er sie durch verschiedene Schreibung zu unterscheiden.[25]

Wenn für diese besondere Qualität der deutschen Sprache Beispiele gegeben werden, sind es meistens lautmalerische Wörter, welche Naturphänomene oder Tierlaute nachahmen. Das Deutsche wird so zu einer Natursprache.

Im 139. *Gesprächspiel*, wo es darum geht, Wörter zu nennen, „welche die Natur gleichsam selbsten außspricht“, werden unter anderem folgende Beispiele gegeben:

> A. Es krachen die Wolken.
> R. Es prauset und sauset der Wind.
> C. Es blitzt zugleich.
> D. Und in dem sich das Gewülk zertrennet/
> J. folgt bißweilen der Hagelschlag mit vielem Geprassel.[26]

In der *Schutzschrift* geht Harsdörffer noch weiter, indem er behauptet, die deutsche Sprache rede mit der Zunge der Natur:

> Sie [die deutsche Sprache] redet mit der Zungen der Natur/ in dem sie alles Getön und was nur einen Laut/ Hall und Schall von sich giebet/ wol vernemlich ausdrucket; Sie donnert mit dem Himmel/ sie blitzet mit den schnellen Wolken/ […] zischet wie die Schlange/ mauet wie die Katz/ schnattert wie die Gans/ qwacket wie die Ente […].[27]

Die Übereinstimmung sei so groß, dass etliche meinten, „der erste Mensch Adam habe das Geflügel und alle Thier auf Erden nicht anderst als mit unseren Worten nennen können/ weil er jedes eingeborne selbstlautende Eigenschafft Naturmässig ausgedruket.“[28] Adam hätte also nicht Hebräisch sondern Deutsch gesprochen! Und um die Unübertrefflichkeit des Deutschen in diesem Bereich hervorzuheben, fordert er

25 Zum Problem der Homophone siehe Hundt, *„Spracharbeit“* (wie Anm. 5), S. 183–185.
26 Harsdörffer, *Frauenzimmer Gesprächspiele* (wie Anm. 5), III, S. [310].
27 Harsdörffer, *Schutzschrift* (wie Anm. 5), I, S. [355].
28 Harsdörffer, *Schutzschrift* (wie Anm. 5), I, S. [357].

diejenigen, die behaupten, ihre Sprache sei der deutschen überlegen, heraus, ein lautmalendes Gedicht zu übersetzen, aus dem hier einige Verse zitiert werden:

> Es schertzet das flüchtig und schüchtere Reh/
> Das setzet gehetzet durch Kräuter und Klee/
> Es klirren und girren die Tauben im Schatten
> Es wachet und lachet die Störchin im Matten
> […]
> Die Lerche tirieret ihr tiretilier
> […]
> Die Frösche koachsen und wachsen in Lachen/
> Reckrecken und strecken sich lustig zu machen.[29]

Hier wird deutlicher als in dem Beispiel aus den *Gesprächspielen*, dass der lautmalerische Effekt durch das poetische Mittel der Lautwiederholungen in allen Varianten (Assonanzen, Binnenreime, Reime) erzeugt wird, dass es sich also um eine sekundäre Motivierung handelt. Diese poetische Überformung tut in den Augen Harsdörffers und Schottelius' dem Argument keinen Abbruch, denn auch Schottelius bringt ausschließlich poetische Beispiele als Beleg dafür, dass das Deutsche eine motivierte Sprache sei. Die Poesie ist in dieser Sicht eine besonders korrekte Sprache.

Einige Verse aus Rists Gedicht auf den Tod Gustav Adolfs, welches Schottelius anführt, seien hier zitiert:

> Er hielt bey seinem Volk zuvoderst an der Spitzen
> Jm dikken Pulverdampf/ Carthaunen Creutzweis blitzen/
> Der Kugelregen felt/ Stein/Eisen/ Hagel/ Bley/
> Nimmt gantze Glieder weg/ reisst Roß und Mann entzwey.[30]

Schottelius schreibt, man lese das Gedicht mit einem angenehmen Grausen. Das Grausen entsteht aber wiederum durch die sekundäre Motivierung: einerseits durch die Häufung der i-Laute: Spitzen, dikken blitzen, durch die harte K-Alliteration: Carthaunen, Creutzweis, Kugelregen, dann natürlich durch das Asyndeton: Stein/ Eisen/ Hagel/ Blei.

Eine weitere Implikation dieser Auffassung, dass es für jedes „Ding" das adäquate Wort gibt, ist, dass das Deutsche über die richtige Anzahl Wörter verfügen muss, um alles auszudrücken, im Deutschen

29 Harsdörffer, *Schutzschrift* (wie Anm. 5), I, S. [356].
30 Schottelius, *Ausführliche Arbeit* (wie Anm. 7), S. 63.

seien es einige tausend Stammwörter.[31] Sollte in Anbetracht der fast unendlichen Anzahl von Dingen einmal kein Stammwort für etwas existieren, so verfügt die deutsche Sprache über die besondere Fähigkeit der Zusammenfügung von Wörtern, welche Schottelius „Doppelung" nennt, was erlaube, „gründlich und wohllautend ein jedes Ding" auszusprechen.[32] In Harsdörffers *Gesprächspielen* gibt es zahlreiche Spiele, die sich der Demonstration des Reichtums der deutschen Sprache mittels der Zusammenfügung von Wörtern bzw. Anfügung von Vor- und Endsilben widmen.[33]

In dieser Perspektive stellt sich die Frage, warum man dann überhaupt Fremdwörter braucht, da ja die deutsche Sprache an sich vollkommen ist und auch für alles neue Wörter generieren kann. Obwohl die Grammatiker und Sprachtheoretiker des 17. Jahrhunderts die Unterscheidung von Langue als Sprachsystem und Parole als Sprachgebrauch nicht machen konnten, hatten sie einen Sinn für den vom System abweichenden Sprachgebrauch. Die Vorstellung von der Vollkommenheit der deutschen Sprache betrifft die Langue. Man war sich bewusst, dass der Sprachgebrauch diese angestrebte Vollkommenheit nicht immer erreicht, am ehesten vielleicht noch in der Dichtung. Die Vertreter der „Spracharbeit"[34] bemühen sich aber immer wieder darum, Langue und Parole in Übereinstimmung zu bringen und zum Beispiel Fremdwörter durch deutsche Wörter zu ersetzen. Die Argumentation gegen die Fremdwörter geht denn auch genau davon aus, dass sie das deutsche Sprachsystem gefährden, weil ihnen die referentielle Zuverlässigkeit, die die deutschen Stammwörter kennzeichnet, notwendigerweise fehlt. Somit ist auch die moralisch-sittliche Integrität der Deutschen gefährdet.[35]

Ein erstes Beispiel der Diskussion ist der Gebrauch eines Fachwortschatzes. Zesen lehnt in seiner *Spraach-übung* Fremdwörter strikt

31 Schottelius, *Ausführliche Arbeit* (wie Anm. 7), S. 65.

32 Schottelius, *Ausführliche Arbeit* (wie Anm. 7), S. 65.

33 Im 3. Teil der *Gesprächspiele* (wie Anm. 5) sind die Spiele CXXXIX–CXLVII der „Vortrefflichkeit der deutschen Sprache" gewidmet, indem sie verschiedenste Aspekte (Worddoppelung, Vorsilben, Endsilben, Fremdwörter, Rechtschreibung) behandeln.

34 Zum Begriff Spracharbeit siehe Hundt, *„Spracharbeit"* (wie Anm. 5), S. 56–58.

35 Schottelius schreibt, die deutsche Sprache werden durch den Einschub fremder Brocken „verunartet". – *Ausführliche Arbeit* (wie Anm. 7), S. 167. Vgl. auch Andreas Gardt: Das Fremdwort aus der Sicht der Grammatiker und Sprachtheoretiker des 17. und 18. Jahrhunderts. Eine lexikographische Darstellung. In: *Zeitschrift für deutsche Philologie* 116 (1997), S. 393.

ab, weil die deutsche Sprache „eben so vollkommen und wort reich ist" wie das Latein oder Griechisch.[36] Deutschlieb gibt denn auch gleich eine Reihe von Beispielen aus der Rechtssprache, die man sehr gut auf Deutsch, übersetzen könne, von denen ich nur einige nennen möchte, die sich eingebürgert haben, um darauf hinzuweisen, dass die Wahrnehmung Zesens als eines extremen und ungeschickten Verdeutschers nicht richtig ist, auch wenn er schon zu Lebzeiten satirische Pfeile auf sich gezogen hat. Er schlägt zum Beispiel vor: ‚Vollmacht' für ‚plenipotenz', ‚Vertrag' für ‚contract', ‚Erbsatzung' oder ‚letzter Wille' für ‚testamentum' zu brauchen.[37] Adelmund verfehlt nicht, ihm beizustimmen, da die Frauen Latein nicht verstehen könnten.

Harsdörffer, der sich dieser Frage in den *Gesprächspielen* mehrfach widmet, nimmt in der Fremdwortfrage eine mäßigere Haltung ein, lässt aber Reymund, den Gelehrten in der Gesprächspielgesellschaft zusammenfassen: „Sage also/ daß wir unser reine Muttersprache auß Fremdgierigkeit/ nicht sollen verunreinen/ und schliese mit deß Herrn Anfang: Wir sollen uns nicht allein der alten Teutschen Redlichkeit/ sondern auch ihrer unverfälschten Sprache befleissigen."[38] Dies ist eine für Harsdörffer sehr typische Haltung, er sieht die Legitimation und Aufwertung der deutschen Sprache auch als ethische Aufgabe,[39] der Fremdwortgebrauch ist tendenziell unmoralisch, verstößt gegen die Redlichkeit. Deutsche Redlichkeit und Reinheit der deutschen Sprache werden auch von andern Autoren gleichgesetzt. Im 2. Teil der *Gesprächspiele* findet sich ein Gesprächspiel, welches sich der Einbürgerung fremder Wörter widmet. Es werden nur solche Fremdwörter zugelassen, die im Deutschen fehlen, die bei allen bekannt sind und die man deutsch schreibt und ausspricht. Die meisten von den Teilnehmern und Teilnehmerinnen vorgeschlagenen Wörter finden keine Gnade vor Vespasian, der als ältester der Gesprächsteilnehmer den Schiedsrichter spielt, so lehnt er ‚Dame', ‚Cavalier' und ‚Compagnie' ab, ebenso ‚meritiren', ‚serviren', ‚obligiren', ‚Firmament', ‚Diskretion', ‚Fundament', für letztere schlägt er ‚Feste deß Himmels', ‚Bescheidenheit' und ‚Grund' vor. Er selbst lässt Fremdwörter nur gelten für „von andern Ländern zu uns gebrachte Gewächs/ Früchten/ Blumen/ Gewürtz und Kleidungsarten". Die Deutschen sollten sich vielmehr darum bemühen,

36 Zesen, *Sprach-übung* (wie Anm. 2), S. 38.
37 Zesen, *Sprach-übung* (wie Anm. 2), S. 39.
38 Harsdörffer, *Frauenzimmer Gesprächspiele* (wie Anm. 5), III, Spiel Nr. CXLIV, S. [329].
39 Siehe Hundt, *„Spracharbeit"* (wie Anm. 5), S. 318.

auch die Termini technici zu verdeutschen.[40] Rist bemerkt in der Vorrede seines *Kriegs und Friedens Spiegel,* dass er etliche „vnteutsche Wörter“ verwendet habe, insbesondere für die Bezeichnung von Tänzen, aber auch Wörter wie „Cavallier vnd Dame“ oder militärtechnische Ausdrücke wie ‚Brigade‘, ‚General‘, ‚Kapitän‘[41] – Ausdrücke, die Harsdörffer zu verdeutschen wünscht.[42]

Nach diesen Bemerkungen zum Argumentationszusammenhang, welcher dem Bemühen zu Grunde liegt, aus dem Deutschen eine Hauptsprache zu machen, die nicht nur den bis anhin bekannten Hauptsprachen Hebräisch, Griechisch und Latein ebenbürtig ist, sondern den beiden letzteren durch das Alter und die Reinheit – es wird immer wieder betont, dass sich die Deutschen nicht mit andern Völkern vermischt hätten – überlegen ist, sei nun ein Blick auf Grimmelshausen geworfen, der aus verschiedenen Quellen diese Argumentationen zu kennen scheint, aber auf seine eigene Art damit umgeht.

Im ersten Kapitel des *Teutschen Michel*, das dem „Lob der Sprachkündigen“ gewidmet ist und in dem es um ein Lob der Vielsprachigkeit geht, nimmt Grimmelshausen nicht die von Schottelius, Zesen und Harsdörffer vertretene Linie des Deutschen als einer direkt beim Turmbau von Babel entstandenen Sprache auf, sondern schildert die Deutschen als ein wildes Volk, welches die Weisheit ebenso wie die Buchstaben von den Hebräern, Griechen und Lateinern übernommen habe.[43] Die drei Haupt-Sprachen sind für ihn Hebräisch, Griechisch und Latein.[44] Grimmelshausens Quelle für dieses Kapitel ist einmal mehr Garzonis *Piazza universale*. Aus Garzoni stammt auch der Anfang des Kapitels über den Menschen, der den Tieren durch seine Sprache überlegen ist, und das Lob der „Sprachkündigen.“[45] Im dritten Kapitel greift

40 Harsdörffer, *Gesprächspiele* (wie Anm. 5), Spiel Nr. LXX, das Zitat II, S. [200].

41 Zit. nach *Sprachhelden und Sprachverderber* (wie Anm. 10), S. 91.

42 Siehe Harsdörffer, *Gesprächspiele* (wie Anm. 5), II, S. 180. Vespasian sagt, er ziehe ‚Jungfrau‘ und ‚Frau‘ dem Wort ‚Dame‘ vor, ‚Gesellschaft‘ dem Wort ‚Compagnie‘.

43 *TM* 8: „massen mehr als genugsam bekandt/ daß unsere kriegerische rohe Vorfahren sich/ als ein wildes Volck/ nicht so bald der Weisheit beflissen/ wie die Aegyptier/ Hebræer/ Griechen/ Lateiner und andere Völcker gethan/ die auch anfänglich/ und zwar gar zeitlich zu ihrer Sprach bequeme Buchstaben erfunden.“

44 Vgl. *TM* 22.

45 Die Quelle ist der 48. Diskurs: „Von denen so unterschiedliche Sprachen lehren wollen/ Jtem von denen/ so andere Sprachen außlegen/ vbersetzen/ und allerhand Commentarien Schreibern.“ – Thomas Garzoni: *Piazza universale. Das ist: Allgemeiner Schawplatz* […] Frankfurt a. M. 1641.

er aber dann doch das Argument auf, dass die Deutschen die älteste Nation seien und die Franzosen selbst von den Deutschen abstammten, wenn er die Nachahmer fremder Sitten anspricht: „wisset ihr dann nicht/ daß ihr von den Teutschen der Allerdapffersten: der Alleredelsten: der Allerältisten *Nation* unter der Sonnen entsprungen?“ (*TM* 19) Und er behauptet, dass die andern Sprachen „unserer vollkommenen in/ an/ und vor sich selbst bestehenden Teutschen Helden-Sprach weder an Güte noch Alterthumb das Wasser nit zu bieten vermögen.“ (*TM* 16)

Soll man dies, nachdem was man im ersten Kapitel gelesen hat, nun ironisch nehmen oder soll es ernst sein? Wie auch immer, die Widersprüche innerhalb des Textes zeigen, dass es Grimmelshausen nicht darum geht, seinen Lesern das Bemühen um die deutsche Sprache näher zu bringen. Das wird auch deutlich in der Art, wie er die Stammwort-Lehre behandelt, die er aus Zeillers *Itinerarium Germaniae* kennt, wobei er genau weiß, dass sie dazu dient, die deutsche Sprache zu adeln und ihr Alter zu beweisen (vgl. *TM* 58).[46] Das hindert ihn aber nicht daran, sich darüber lustig zu machen, indem er die „Sprachhelden“ auffordert, eine große Menge solcher Stammwörter selbst zu erzeugen, indem man das unnötige ‚e‘ in vielen Wörtern weglasse wie ‚Saam‘ statt ‚Same‘, ‚Gart‘ statt ‚Garten‘ usw. (vgl. *TM* 58). Dass er als Beispiel die Rede eines Bauern aus dem Breisgau und das Argument, man könnte so auch Papier sparen, anführt, lässt keinen Zweifel an der satirischen Absicht aufkommen (vgl. *TM* 59). Diese wird noch unterstützt durch die Tatsache, dass Grimmelshausen viele Beispiele für die Weglassung des ‚e‘ anführt, die von Schottelius als falsch bezeichnet werden.[47] Wenn Grimmelshausen dann behauptet, es gehe ihm nicht darum, die Sprache zu reformieren, sondern er wolle sie nur loben und daran erinnern, dass sie ausreiche, um das mitzuteilen, was ein Mensch wissen müsse (vgl. *TM* 59), so vertuscht er auch hier wieder seine wahre Absicht, denn wenn es ihm um das Lob ginge, würde er die, wie er sehr wohl weiß, zum Lob der deutschen Sprache erfundene Stammworttheorie nicht ins Lächerliche ziehen. Im *Galgen-Männlin* verwendet er die-

46 „Wanns nun die Teutsche Sprach adelt/ und ihr zu sonderbahrem Ruhm geraicht; zumahlen ihr Alterthumb: und daß Aschenatz vor Erbauung deß Babylonischen Thurns in Teutschland kommen/ daraus erwiesen wird […] sofern sich viel einsylbige Wörter in derselben befinden; so wolte ich unsern Sprachhelden/ die so ernstlich für ihr Vatterland eyffern/ […] getreulich gerathen haben/ sie wolten Fleiß anlegen/ sich mehr solcher einsylbigen Wörter/ als ihrer neuerfundenen Fratzen zu gebrauchen.“ (*TM* 58–59.)

47 Siehe Schottelius, *Ausführliche Arbeit* (wie Anm. 7), S. 209–210.

sen „Simplicianischen Stylo“, wie er ihn im *Teutschen Michel* nennt (*TM* 59), um seine Erklärungen über das Galgen-Männlein aufzuschreiben, „mehr einige Sprach-helden/ sonderlich seinen Sohn Simplicissimum damit zu schertzen/ als vor sich selbst etwas newes und seltzames auff die bahn zu bringen.“[48] Er bekennt sich im Übrigen zum Kanzleistil, wie er in fürstlichen und andern vornehmen Kanzleien geschrieben werde.

Auch die Bemühungen vor allem von Zesen, Harsdörffer und Schottelius, die Orthographie anzupassen, um die Nähe der deutschen Sprache zur Natur deutlich zu machen, werden von Grimmelshausens satirisch beleuchtet, ja er geht so weit, die Orthographiereformer Sprachverderber zu nennen (vgl. *TM* 21–22). Die Vorschläge, die Orthographie zu reformieren, gingen dahin, dass Buchstaben, die nicht ausgesprochen werden wie das ‚e‘ beim ‚ie‘ oder das ‚h‘ als Dehnungszeichen, das ‚b‘ in ‚umb‘ usw. auch nicht geschrieben werden. Zudem sollen undeutsche Buchstaben wie ‚c‘ und ‚v‘ abgeschafft werden.[49] So schreibt zum Beispiel Schottelius:

> Gleich wie die Teutsche Haubtsprache ihr eigen/ unverfrömd/ rein/ und mit der Natur selbst künstlich verbunden und verschwestert ist/ […] also sol und muß sie auch/ nach solchen ihren Eigenschaften rein/ klar/ unvermengt/ und deutlich gelassen/ geschrieben/ gelesen und geredet werden […]. Hieraus folget nun erstlich/ weil der Buchstaben Amt und Eigenschaft eigentlich diese ist/ den Laut und Tohn der wol ausgesprochenen Wörter/ deutlichst und vernehmlichst zubilden und auszuwirken; daß in Teutschen Wörteren/ alle diejenige Buchstabe/ welche der Rede keine Hülfe tuhn/ und also überflüssig seyn/ sollen und müssen ausgelassen und nicht geschrieben werden.[50]

Sehr weit gegangen in der konsequenten Umsetzung des Prinzips einer Übereinstimmung von Aussprache und Schrift ist bekanntlich Zesen. Im Erstdruck der *Adriatischen Rosemund* setzt er seine Orthographie konsequent um, indem das Längezeichen immer ‚h‘ ist, er das nicht ausgesprochene ‚e‘ weglässt und keine dem Deutschen fremde Buchstaben wie ‚c‘, ‚q‘ und ‚v‘ verwendet. Zur Illustration sei ein Ausschnitt aus der Vorrede „dem vernünftigen Leser“ zitiert:

---

48 *Grimmelshausen: Galgen-Männlin.* In: ders.: *Kleinere* Schriften. Hrsg. von Rolf Tarot. Tübingen 1973 (Gesammelte Werke in Einzelausgaben. Unter Mitarbeit von Wolfgang Bender und Franz Günter Sieveke hrsg. von Rolf Tarot), S. 75.

49 Graphem und Phonem wurden im 17. Jahrhundert nicht unterschieden, weshalb Hundt, *„Spracharbeit“* (wie Anm. 5), S. 183–185 von Graphonem spricht.

50 Schottelius, *Ausführliche Arbeit* (wie Anm. 7), S. 188.

> Es ist weder einem Deutschen nahchteilig/ noch einem Kristen zur Sünde zu rächnen/ wan er sich mit einer keuschen libes-beschreibung belustiget; aber solches alles zu gewüsser zeit. Das Feuer der blühenden Jugend erräget oftermahls sehr ahrtige gedanken/ di zwahr ihr/ aber keinem Greisen/ dessen feuer schohn verbloschen ist/ wohl-anständig sein.[51]

Es besteht kein Zweifel, dass Grimmelshausen mit seiner Polemik gegen gewisse Schreibungen im 4. Kapitel auf Zesen zielt, allerdings treffen nicht alle Beispiele auf Zesen zu, so vermeidet er das ‚ch' im Laut ‚sch' nicht. Hingegen erwägt Schottelius, dass man vor ‚w', ‚l', ‚m', ‚n' das ‚ch' weglassen könnte, also ‚slecht' statt ‚schlecht' schreiben könne, und das Wort trotzdem richtig aussprechen würde.[52] Aus Gründen des Sprachgebrauchs, welcher in orthographischen Fragen ebenso wichtig ist wie die systemischen Gründe, verzichtet er aber auf diese konsequente Schreibung.[53] Grimmelshausen hingegen macht sich über diese Versuche, die auf dem Hintergrund der Hauptsprachenlehre alles andere als lächerlich sind, lustig, indem er sich vor allem über die Ersetzung des ‚v' durch ‚f', und des ‚c' durch ‚k' auslässt. Er bringt die Beispiel: „fäst vor vest"; „Kwaal vor Quahl" (*TM* 22), „Kaspar vor Caspar", „Zizero vor Cicero" (*TM* 23). Im Falle von „Kristus vor Christus" (*TM* 23) behauptet er gar, man könnte für einen Ketzer gehalten werden, denn man habe vieles wie z. B. die Göttlichkeit bzw. die Menschheit Christi bestritten, aber man habe bisher noch keinen gefunden

> der sich so kecklich unterstanden/ auch seinen allerheiligsten Namen mit Verzwack- und Verwechslung einiger Buchstaben anzufechten und zu verunehren/ wie ihr thut/ wann ihr nemblich das C mit dem K vertauscht/ und das H gar hinwerfft! (*TM* 24)

Diese Art der Argumentation kann aus der hier dargestellten, in Deutschland geführten Sprachdiskussion nicht abgeleitet werden, sie stammt vielmehr wie der nachfolgende Abschnitt zeigt, aus der Kabbala, deren Kenntnis Grimmelshausen wiederum Garzonis *Piazza universale* verdankt.[54] Er referiert, dass in den hebräischen Buchstaben Zahlen

51 Philipp von Zesen: *Adriatische Rosenmund.* In: *Sämtliche Werke*. Bd. 4, 2. Bearb. von Volker Meid. Berlin 1993, Vorrede, S. 10.

52 Schottelius, *Ausführliche Arbeit* (wie Anm. 7), S. 196.

53 Vgl. dazu Hundt, *„Spracharbeit"* (wie Anm. 5), S. 42–46.

54 Garzoni, *Piazza universale* (wie Anm. 45), S. 304 u. 305. Es handelt sich um den 29. Diskurs „Von den Cabalisten".

stecken und dass deswegen in den Namen Geheimnisse verborgen seien, die man, wenn die Buchstaben verändert werden, ja nicht mehr erkennen könne. Das heißt, um die Orthographiereform kritisieren zu können, begibt er sich auf ein ganz anderes Feld und behauptet damit, dass die deutsche Sprache gleich der Hebräischen in ihren Buchstaben weitere Geheimnisse verberge, was selbst die radikalsten Sprachpatrioten in Deutschland nie behauptet haben. Das würde ja implizieren, dass die Schreibung eines Wortes ein für allemal festgelegt sei und so richtig sei, weil darin ein Geheimnis verborgen sein könnte.

Ein weiteres Diskussionsfeld der Spracharbeit, welches Grimmelshausen satirisch aufgreift, ist der Fremdwörtergebrauch. Die Bemühungen, Fremdwörter, auch solche, die längst eingebürgert sind, durch deutsche Entsprechungen zu ersetzen, bezeichnet er als eine „unnütze […] Thorheit" (*TM* 28). Als einziges Beispiel nennt er ausgerechnet Zesens umstrittenen ‚Tagleuchter' für ‚Fenster' und greift damit eine jahrzehntealte Polemik gegen Zesen auf.[55] Zudem weist er darauf hin, dass man unmöglich alle fremden Gewächse mit deutschen Namen nennen könne, womit er offene Türen einrennt, denn auch Harsdörffer, der viel verdeutschen will, akzeptiert diese Ausnahme im Bereich des Fremdwörtergebrauchs.[56]

Betrachtet man Grimmelshausens *Teutschen Michel* im Kontext der Sprachdebatte des 17. Jahrhunderts, dürfte klar geworden sein, dass man ihn nicht in die sprachpatriotischen Schriften einreihen kann, wie es die Forschung bisher getan hat und dass es sich dabei nicht um einen „Lobpreis der deutschen Sprache" handelt,[57] auch wenn Grimmelshausen dies im 12. Kapitel als Absicht behauptet. Als Lob der deutschen Sprache kann man den Text höchstens verstehen, wenn man die Ironie gewisser Stellen überliest, weil man Grimmelshausen mit allen Mitteln für den Sprachpatriotismus und das nationale Denken retten will, wie es

55 Das Beispiel kommt noch ein zweites Mal vor, wo es um das wegzulassende ‚e' geht. Grimmelshausen schreibt hier gar: „wird auch besser teutsch klingen/ wann sie Fenstr vor Tageleuchtere schreiben." (*TM* 59).

56 „Es wird niemand in Abred seyn/ daß die von andern Ländern zu uns gebrachte Gewächs/ Früchten/ Blumen/ Gewürtz und Kleidungsarten/ mit fremden Namen zu nennen/ weil selbe durch den Gebrauch gleichsamb geteutscht werden/ als Citronen/ Tulipanen/ Jndigo/ Muscat/ etc." – Harsdörffer, *Frauenzimmer Gesprächspiele* (wie Anm. 5), II, S. [200]. Konsequenterweise erscheinen die Namen für die Pflanzen und Gewürze an dieser Stelle in Fraktur.

57 Gunter E. Grimm: *Letternkultur. Wissenschaftskritik und antigelehrtes Dichten in Deutschland von der Renaissance bis zum Sturm und Drang*. Tübingen 1998, S. 60.

zuletzt Gunter E. Grimm getan hat.[58] Es seien, um die hier vertretene Position zu begründen, noch zwei Beispiele angeführt, die von Grimm genannt werden. Grimmelshausen habe Vorbehalte gegen die Sprachmengerei,[59] was wie oben gezeigt wurde, so nicht stimmt, zieht er doch die Eindeutschungen ins Lächerliche, mehr noch, wenn man Grimmelshausens Beispiele in diesem Abschnitt näher ansieht, kann man sie nicht anders als ironisch interpretieren:

> Von diesen [der zweiten Art von Sprach-Helden, R. Z.] kompt die Einmischung so viler frembten Wörter unter die teutsche Sprach/ warwider unsere Sprach-Helden so hefftig schmählen; und billich! dann neue frembde Wörter bringen selten etwas guts/ sonder bedeuten je und allweg etwas böses; Wie grausamb/ wie erschröcklich? wie landverderblich ist uns nur das eintzige damahls gantz neue uns ungewöhnliche Wort *Contribution* in verwichenen 30. jährigen Teutschen Krieg gewesen? (*TM* 35)

Dass diese Stelle ironisch zu lesen ist, scheint mir auf der Hand zu liegen, es geht nicht um das Wort, sondern um die Sache. Ähnlich an einer andern Stelle, wo es um die deutsche Redlichkeit geht, die, wie oben gezeigt, mit der Reinheit der deutschen Sprache in eins gesetzt wird. Grimmelshausen nimmt nun aber genau dies auseinander und polemisiert einmal mehr gegen die

> Sprachhelden/ die zwar darvor gehalten werden wollen/ ob wissten sie allein die Teutsche Sprach zu *reformi*rn/ und sie von aller Unsauberkeit/ gleichwie der Drescher den Waitzen zu läutern/ da sie doch ihre aigne Sitten nit *corrigi*rn; diese vermeine ich/ welche das Teutsch von allen frembden Wörtern gerainiget und geläutert wissen wollen; ihre Leiber und Gemüther aber nichts desto weniger mit Frantzösischen Kleydungen/ *Barüqu*en und kleinen wintzigen Knobelbärtgern (wann sie nichts mehrers vermögen) gleich den natürlichen Frantzosen verstellen/ zieren und tragen. (*TM* 56)[60]

Ja sie würden noch mehr auf Französisch tun wollen und letztlich „das allergottbeste Teutsch“ verderben helfen, was man nur so verstehen kann, dass das von Fremdwörtern gereinigte Deutsch nicht das beste ist. Man solle „gegenwertiger Zeit Wörter“ gebrauchen und „der Alten Sitten nachfolgen“ (*TM* 57), zitiert er einen Weisen, was doch nicht anderes heißen soll, als dass man auch Fremdwörter gebrauchen könne,

58 Grimm, *Letternkultur* (wie Anm. 577), S. 59–63.
59 Grimm, *Letternkultur* (wie Anm. 57), S. 61. Als Beleg bringt er Kapitel VI.
60 Es ist auffällig, wieviele Fremdwörter Grimmelshausen selbst in diesem Abschnitt braucht.

wenn man nur die deutschen Sitten befolge. Und so ist es nur konsequent, wenn er feststellt:

> Jst diesemnach der jenige der allerbeste Teutsche/ welcher der alten Teutschen Tugenden übet und liebet/ wann er gleich nit besser oder zierlicher redet als ein kropffiger Pingauer/ und bey einem solchen ist auch das beste Teutsch zu finden. (*TM* 57)

Grimmelshausen kehrt das gängige Argument um, der Gebrauch der reinen deutschen Sprache ist nicht ein Zeichen von deutscher Redlichkeit, sondern wenn man die deutsche Tugend ausübt, spricht man auch das beste Deutsch. Soll man wirklich glauben, dass Grimmelshausen, der sich im folgenden Kapitel über die Sprechweise der Breisgauer Bauern, die in drei Silben sagen, wofür die „hoffärtigen Sprachhelden" sieben Silben brauchen, lustig macht, das Lob des Pinzgauers ernst gemeint habe?[61] Schon die diesem Lob vorangehende Aufzählung der Eigenschaften des „allergottbeste[n] Teutsch" (*TM* 56) muss wohl als Ironiesignal gelesen werden:

> […] welches da ist ohne alle Gefährden/ Falschheit/ Untreu/und Argelist/ fein redlich/ auffrichtig/ treu- und offenhertzig/ unerschrocken/ ernst- Mann- und standhafft/ gerecht/ etc. und was vor dergleichen Teutscher Aigenschafften mehr sich finden/ seyn und leben […]. (*TM* 56)

Dass sich Grimmelshausen „ganz im Fahrwasser der Fruchtbringenden Gesellschaft" bewege, wie Grimm meint,[62] kann durch die vorliegende Untersuchung nicht bestätigt werden. Als Belege für diese Befunde werden immer nur ältere Arbeiten vom Anfang des 20. Jahrhunderts zitiert, die aus dem Geist des Nationalismus verfasst und in Anbetracht der Fortschritte der Forschungen zur Sprachtheorie des 17, Jahrhunderts und zu Grimmelshausen veraltet sein dürften.[63] Den Verfassern und Verfasserinnen dieser Arbeiten sind Übereinstimmungen mit gewissen

---

61 Die Breisgauer sagen: „welchs wengr haun?" während die Sprachhelden sagen: „welches wollet ihr haben?" (*TM* 59).

62 Grimm, *Letternkultur* (wie Anm. 57), S. 62.

63 Grimm *Letternkultur* (wie Anm. 57), S. 62, stützt sich auf die Dissertationen von Fritz Sternberg: *Grimmelshausen und die deutsche satirisch-politische Literatur seiner Zeit*. Triest 1913, und auf Herbert Binder*: Der „Teutsche Michel" und die Sprachbewegung der Zeit*. Diss. masch. Wien 1939, sowie Erika Vogt: *Die gegenhöfische Strömung in der deutschen Barockliteratur*. Diss. Leipzig 1932. Die nach heutigem Forschungsstand überholten Dissertationen waren mir nicht zugänglich.

Aspekten der Sprachtheorie wie Stammworttheorie, Orthographiereform und Fremdwörtergebrauch aufgefallen, sie haben aber nicht gesehen, dass Grimmelshausen dies alles mit einem satirischen Blick betrachtet und ins Lächerliche zieht, indem er übertreibt, gewisse Prinzipien wie das Weglassen des ‚e' verabsolutiert, den Sprachhelden, zum Beispiel bei der Eindeutschung von eingebürgerten Fremdwörtern viel weitergehendere Absichten unterstellt, als man sie in der zeitgenössischen Literatur findet, und überhaupt mit Vorliebe extreme Beispiele heranzieht, wobei er auch vor inneren Widersprüchen in der Argumentation nicht zurückschreckt, bald die „Sprachkündigen", bald die Einsprachigen lobt, kurz ein ganzes Arsenal von satirischen Verfahren anwendet. Der satirischen Absicht dienen auch die zahlreichen „Stückchen", die er bei allen Gelegenheiten erzählt. Der *Teutsche Michel*, so viel dürfte deutlich geworden sein, ist weder eine Schrift gegen die Sprachverderber und den à-la-mode-Sprachgebrauch, wie er im Flugblatt vom Teutschen Michel angesprochen wird, noch eine sonstwie sprachpatriotische Schrift, sondern eine satirische Schrift, welche Unterhaltung auf Kosten der Sprachhelden bietet, die er, wie er im *Galgen-Männlin* schreibt, necken will.[64] Allerdings funktioniert die Satire nur, wenn man annimmt, dass den Lesern diese Diskussionen einigermaßen bekannt gewesen sind.

64 Ich danke Jürgen Macha, der mich ermutigt hat, diese These schärfer zu formulieren als im Vortrag.

TIMOTHY SODMANN (Südlohn-Oeding)

Wie „teutsch“ ist Grimmelshausens *Teutscher Michel*?

Vom *Teutschen Michel*, Grimmelshausens locker-humorvoller Auseinandersetzung mit den Sprachproblemen seiner Zeit, ist – soweit bisher bekannt – nur eine Ausgabe zu Lebzeiten des Verfassers erschienen, ein schmales Duodez-Bändchen, das aus fünf Bogen unterschiedlicher Länge mit insgesamt 62 Blättern oder 124 Seiten besteht. Hinzu kommt das bekannte, wegen seiner größeren Breite gefalzte Titelkupfer (Frontispiz).[1] Laut Chronogramm und zuweilen auch nach Ausweis der handschriftlichen Datierung zeitgenössischer Leser (etwa im Exemplar der Bayerischen Staatsbibliothek, München) ist das Werk im Jahre 1673 erschienen. Im Zuge einer langen – und teils auch recht polemischen – Diskussion wurde vor allem die Frage nach dem Erscheinungsort bzw. nach dem Verleger (Nürnberg bei Felßecker oder Straßburg bei Dollhopff) diskutiert. Erst seit der Entdeckung und Auswertung des bekannten Briefes von Quirin Moscherosch an Sigmund von Birken, aus dem hervorgeht, dass

> der beruffene Simplicissimus, sonsten mein Nachbar, u. nur ein geringer Dorfschultes, aber ein Dauß Eß, u. homo Satyricus in folio, bey H. Felßeckern vor weynachten ein Tractätlein trucken lassen, deßen Titel des Teutschen Michels Sprachengepräng, nach art des Mahlers Farben gemäng,

liegen sowohl der Verleger als auch der Erscheinungsort und der monatsgenaue Publikationstermin fest.[2]

---

1 Grimmelshausen: *Deß Weltberuffenen Simplicissimi Pralerey und Gepräng mit seinem Teutschen Michel*. Hrsg. von Rolf Tarot. Tübingen 1976 (Gesammelte Werke in Einzelausgaben. Unter Mitarbeit von Wolfgang Bender und Franz Günter Sieveke hrsg. von Rolf Tarot), S. VIII. – Der Text wird im Folgenden nach der Edition von Tarot mit Sigle *TM* und Seitenangabe in runden Klammern zitiert; Dieter Breuer: *Grimmelshausen- Handbuch*. München 1999 (UTB 8182), S. 232–239.

2 Manfred Koschlig: Dokumente zur Grimmelshausen-Bibliographie. In: ders.: *Das Ingenium Grimmelshausens und das „Kollektiv“. Studien zur Entstehungs- und*

„Der *Teutsche Michel* ist in den Meßkatalogen weder angekündigt noch angezeigt." Diese Feststellung von Rolf Tarot,[3] die sich leicht anhand der Veröffentlichungen von Arthur Bechtold[4] und Manfred Koschlig[5] überprüfen lässt, ist einerseits wahr, andererseits jedoch eigentlich nicht besonders verwunderlich, denn in den Leipziger bzw. Frankfurter Messkatalogen für die Jahre 1665 bis 1675 sind insgesamt nur etwa die Hälfte aller Werke Grimmelshausens erwähnt. In diesem Zeitraum werden in beiden Katalogen insgesamt zehn Werke teils mehrfach angekündigt oder als erschienen gemeldet (*Satyrischer Pilgram*, *Keuscher Joseph*, verschiedene Ausgaben des *Simplicissimus*, *Dietwalt und Amelinde*, die *Courasche*, der *Ewig-währende Calender*, der *Teutsche Friedens-Raht*, die *Verkehrte Welt*, *Proximus und Lympida* sowie der zweite Teil des *Vogel-Nests*). In den Messkatolgen unerwähnt bleiben dagegen *Springinsfeld*, *Beernhäuter*, *Gaukeltasche*, *Ratio Status*, *Vogel-Nest I*, *Rathstübel Plutonis*, der *Stoltze Melcher*, *Bart-Krieg*, der *Teutsche Michel* sowie das *Galgenmännlin*.

Unsicher ist meiner Meinung nach, inwieweit die kleineren Werke wie der *Teutsche Michel*, das *Galgenmännlin*, der *Bart-Krieg* oder der

---

Wirkungsgeschichte des Werkes. München 1977, S. 238–296 [Erstdruck: *Jahrbuch der Deutschen Schillergesellschaft* 16 (1972), S. 71–125, 735–738]. Dazu auch noch Günther Weydt: *Nachahmung und Schöpfung im Barock. Studien um Grimmelshausen*. Bern, München 1968, S. 305–307: „Zum Kalenderwerk Grimmelshausens und zur Frage seiner Authentizität" (u. a. Datierung und Verleger des *Teutschen Michel*). Dazu ausführlich auch Wolfgang Bender in der Einleitung zu seiner Ausgabe des *Rathstübel Plutonis* (Tübingen 1975, S. X–XV); Hans-Rüdiger Fluck, „Ergetzlichkeit in der Kunst". Zum literarischen Werk Quirin Moscheroschs (1623–1675), in: *Daphnis* 4 (1975), S. 13–42 (zur Datierung des Briefes S. 38–40); Hans-Rüdiger Fluck: Quirin Moscherosch – ein „Nachbar" Grimmelshausens. In: *Daphnis* 5 (1976), S. 549–566; Timothy Sodmann: Randbemerkungen zu einigen Problemen der Grimmelshausen-Bibliographie. In: *Leuvense Bijdragen* 65 (1976), S. 311–318 (zum Erscheinungsjahr und Verleger des *Teutschen Michel* S. 311–312).

3 *TM*, Einleitung, S. VII.

4 Arthur Bechtold: Grimmelshausens Schriften in den Meßkatalogen 1660–1675. In: *Der Simplicissimusdichter und sein Werk*. Hrsg. von Günther Weydt. Darmstadt 1969 (Wege der Forschung CLIII), S. 82–88 [Erstdruck: *Euphorion* 23 (1921), S. 496–499].

5 Manfred Koschlig: Grimmelshausens Schriften in den Meßkatalogen 1665–1675. In: Weydt, *Der Simplicissimusdichter* (wie Anm. 4), S. 103–110 [Erstdruck: Manfred Koschlig: *Grimmelshausen und seine Verleger. Untersuchungen über die Chronologie seiner Schriften und den Echtheitscharakter der frühen Ausgaben*. Diss. Berlin 1939; Buchhandelsausgabe: Leipzig 1939 (Palaestra 218), S. 1–5 sowie Tabelle nach S. 309].

Stoltze Melcher überhaupt für den eigentlichen „Buchhandel“ vorgesehen waren. Der Hinweis etwa auf den Titelseiten des *Stoltzen Melchers* oder des *Bart-Kriegs*, dass sie „der Fridens-satten- und gern-kriegenden teutschen Jugend“ bzw. den „redlichen/ uffrechten Roht-bärten neben Wünschung eines glückseligen Neuen-Jahrs“ jeweils als „Meßkram verehret“ werden,[6] lässt eher an ein kostenloses Pamphlet als an echten Kommerz denken.[7] Wie hätte man auch damals überhaupt ein Buch bestellen können, das ohne Angabe des Erscheinungsortes, des Verlegers oder des wahren Verfassernamens veröffentlicht wurde, und für das es darüber hinaus weder eine Ankündigung noch eine Anzeige in den Messkatalogen gab? Oder reichte allein das Prädikat „simplicianisch“? Dass der Markenname „Simplicissimus“ wohl recht zugkräftig war, bezeugen neben den vielen „simplicianischen“ Nachahmungen des 17. Jahrhunderts[8] auch die bis in das folgende Jahrhundert hinein mehrfach aufgelegten Gesamtausgaben. Einen weiteren Hinweis auf die Popularität des „simplicianischen Stylus“ liefert auch der eben erwähnte Brief Quirin Moscheroschs. Neben Klagen über Mängel an den ausgelieferten Exemplaren seines bei Felßecker gedruckten Erbauungsbuches *Poetisches Blumen-Paradiß* ärgert er sich über den ausgeprägten Geschäftssinn des Verlegers, um anschließend resigniert festzustellen:

> Hoffe doch nicht, daß Ehrngedachter H. Felßecker grossen schaden leiden werden. Hat er nicht so grossen gewinn an den geistl. Büchlein wegen des unartigen weltlaufs, muß er gedencken, daß die närrischen Simplicianischen Tractätl. bey der izigen Narrenwelt, desto mehr eintragen.[9]

---

6 Grimmelshausen: *Kleinere Schriften*. Hrsg. von Rolf Tarot. Tübingen 1973 (Gesammelte Werke in Einzelausgaben. Unter Mitarbeit von Wolfgang Bender und Franz Günter Sieveke hrsg. von Rolf Tarot), S. 29 und 51.

7 *Kram* ist auch mundartlich in der Bedeutung ‚xenium, Geschenk, Mitbringsel‘ überliefert.

8 Timothy Sodmann: Zeitgenössische „Nachahmungen“. In: *Simplicius Simplicissimus. Grimmelshausen und seine Zeit*. Hrsg. von Peter Berghaus und Günther Weydt. Münster 1976, S. 193–201; Peter Heßelmann: *Simplicissimus Redivivus. Eine kommentierte Dokumentation der Rezeptionsgeschichte Grimmelshausens im 17. und 18. Jahrhundert (1667–1800)*. Frankfurt a. M. 1992 (Das Abendland. N. F. 20); Breuer, *Grimmelshausen-Handbuch* (wie Anm. 1), S. 249–252.

9 Fluck, Quirin Moscherosch (wie Anm. 2), S. 559; Heßelmann, *Simplicissimus Redivivus* (wie Anm. 8), S. 40.

Obwohl allem Anschein nach nur ein einziges Mal zu Lebzeiten des Dichters erschienen, war dem *Teutschen Michel* dank seiner Platzierung in der dreibändigen Gesamtausgabe – *Der aus dem Grab der Vergessenheit wieder erstandene Simplicissimus* – nach dem Tode des Autors eine beachtliche Überlieferung zuteil, denn er fand zusammen mit dem *Simplicissimus* Aufnahme im ersten Band. Während also die Werke, die in den Bänden II und III zusammengefasst waren, bis einschließlich 1713 insgesamt nur viermal aufgelegt wurden, erlebten *Simplicissimus* und *Teutscher Michel* im Rahmen der Gesamtausgaben nicht weniger als sieben Auflagen bzw. Neuausgaben: 1683 (vermutlich auf 1684 vorausdatiert) [C^1], 1685 nachgedruckt, 1685 neu herausgegeben [C^2], 1701, 1703 und 1705 nachgedruckt, 1713 neu herausgegeben [C^3].[10]

Lohnend ist ein Vergleich des Textes der Erstausgabe des *Teutschen Michel* mit der Überlieferung in den Gesamtausgaben C^1 und C^2. Seit Adelbert Kellers Gesamtausgabe (1854–1862), über Scholtes *Probleme der Grimmelshausenforschung* (1912) bis hin zu Manfred Koschlig (1977), Martin Bircher (1990) und Peter Heßelmann (1992) hat man immer wieder auf die Bedeutung der drei Gesamtausgaben hingewiesen, ohne dass bis heute auch nur „die primitivsten Fragen" (Bircher) dazu beantwortet worden wären.[11] Um einiges vorweg zu nehmen: Die dort vollbrachte editorische Leistung ist für die damalige Zeit und in Anbetracht der überwiegend kommerziellen Interessen der Herausgeber, d. h. eigentlich des Verlages, beachtenswert. Ist man bereit, das in Kauf zu nehmen, was der theologisch vorbelastete Korrektor/Editor, sei es Johann Christoph Beer, wie Koschlig vorschlägt,[12] oder ein anderer, in Überfluss zu bieten hat, nämlich oft genug läppische Wiederholungen, zweitklassige Ergänzungen sowie nie enden wollende Moralisierungen, so wird man doch gelegentlich eine Antwort auf Fragen finden, die sich allein anhand der frühen Ausgaben nicht

10 Heßelmann, *Simplicissimus Redivivus* (wie Anm. 8), S. 72–74; Breuer, *Grimmelshausen-Handbuch* (wie Anm. 1), S. 248.

11 *Der abenteuerliche Simplicissimus und andere Schriften von Hans Jakob Christoph von Grimmelshausen*. Hrsg. von Adelbert von Keller. 4 Bde. Stuttgart 1854–1862 (Bibliothek des Litterarischen Vereins in Stuttgart, 33, 34, 65, 66); Jan Hendrik Scholte: *Probleme der Grimmelshausenforschung*. Groningen 1912, S. 253–254; Koschlig, *Das Ingenium Grimmelshausens* (wie Anm. 2); Martin Bircher: Grimmelshausen und die Schweiz. Schweizer Künstler als Interpreten des „Simplicissimus". In: *Librarium* 33 (1990), S. 73–102, hier S. 76; Heßelmann, *Simplicissimus Redivivus* (wie Anm. 8), S. 72–135.

12 Manfred Koschlig: Die simplicianische Arbeit des Johann Christoph Beer (1638–1712). In: ders.: *Das Ingenium Grimmelshausens* (wie Anm. 2), S. 279–534.

unbedingt lösen lassen. So sind beispielsweise nicht nur die meisten in der Tarot'schen Ausgabe des *Teutschen Michels* verzeichneten und dort auch berichtigten „Druckversehen“[13] bereits in der Gesamtedition von 1684 verbessert, sondern darüber hinaus ebenfalls viele der im Anmerkungsapparat der Ausgabe von 1976 aufgeworfenen Fragen ebenfalls 1684 schon gelöst.

Hochinteressant in diesem Zusammenhang ist eine Stelle im IV. Kapitel („Noch von einer anderen Art Sprach-Verbesserer/ oder wahrhaffter zu reden/ Teutsch-Verderber“). Auch eine allzu große Liebe zur Muttersprache könne sich zuweilen als schädlich erweisen. Als überaus verwerflich verurteilt der Verfasser den Versuch, *C* durch *Z* bzw. *K* oder *Ph* durch *F* zu ersetzen. Da in der Bibel jeder Buchstabe in den dort vorkommenden Namen und Wörtern seine besondere Bedeutung habe, verbiete es sich, sie durch willkürliche Eingriffe in die überkommene Orthographie zu verunstalten:

> Wann [...] es gewiß ist/ daß die aigne Namen und Wörter der heiligen Schrifft auff dise Weise voller Geheimnussen stecken/ zumahlen jeder Buchstaben seine sonderbare Bedeutung hat; wer macht euch naßweise Spätling dann so kühn/ das ein oder andere zuveränderen? vermeinet ihr Herren wol/ es sey nur umb der Gänse willen/ oder ungefähr und vor die lange Weil geschehen/ daß GOtt selbst dem Abram mit Zuthuung eines Buchstabens seinen Namen verlängert/ als er ihn Abraam: seiner Sarai aber einen hinweg nahm/ und sie Sara nennet? oder als Er den Namen Jacob gantz in Israel verändert? Ihr möchtet mir villeicht antworten und vorhalten/ diß zeug Judæe nach Hebraischer Phantasey der Talmuthisten und Cabalisten! müst mir aber hingegen auch gestehen/ daß Christus selbst nit umbsonst dem H. Petro seinen Namen verwechslet/ so den [1684: dem] Apostel Paulo/ der ehebevor Saul hiesse/ gleichfahls widerfahren; daß ihr aber solches Christo thun wollet/ kombt euch noch lang nicht zu [...]. (*TM* 24–25)

Während der Text der ersten Gesamtausgabe[14] nahezu gleich lautet, hat die zweite Gesamtausgabe[15] anstelle von

> Ihr möchtet mir villeicht antworten und vorhalten/ diß zeug Judæe nach Hebraischer Phantasey der Talmuthisten und Cabalisten [...]

13 *TM*, Einleitung, S. VI.

14 Benutzt wurde das Exemplar der Herzog August Bibliothek Wolfenbüttel (Lo 2310:1), hier S. 885–886.

15 Benutzt wurde das Exemplar der Herzog August Bibliothek Wolfenbüttel (Töpfer 131:1), hier S. 692–693.

> Ihr möchtet mir vielleicht antworten und vorhalten: diß sey ein Werckzeug Judäe nach Hebräischer Phantasey der Talmuthisten und Cabalisten [...],

was durchaus mehr Sinn ergibt und die Form „Judæe" (Gen. sing.) begründet erscheinen lässt.

Ob diese Formulierung auf eine adhoc-Erweiterung des Editors zurückgeht, was mir nicht plausibel erscheint, oder eine Wiederherstellung des ursprünglichen Grimmelshausen'schen Texts nach einer handschriftlichen oder verlorengegangenen gedruckten Vorlage, sei dahingestellt. Wichtig ist hier allein die Tatsache, dass die Gesamtausgaben mehr als nur langweilige oder gar sinnlose Erweiterungen zu bieten haben.

Der Abdruck des Teutschen Michel im Rahmen der ersten Gesamtausgabe besteht aus einem eigenen Titelblatt, dem Verzeichnis der 13 Kapitel mit kurzen Angaben zum jeweiligen Inhalt und etwa 60 Seiten Text. Ein Vergleich mit der Ausgabe von 1673 ergab, dass gegenüber dem Erstdruck insgesamt etwa 900 Veränderungen bewusst (etwa in Form von Korrekturen) oder unbewusst (in Form von Druckfehlern) vorgenommen wurden. Knapp die Hälfte aller Änderungen sind orthographischer Art (etwa nn st. n, m oder mp anstelle von mb (sampt / sambt), s oder ss anstelle von ß (oder umgekehrt), ä statt e (bässer / besser), ie st. i (diese und viel gegenüber dise bzw. vil) oder der verstärkte Einsatz des h (postvokalisch zur Kennzeichnung der Vokallänge: etwa wohl / wol) und nach t (nöthig, Heymath). Generell war man wohl bemüht, weniger geläufige Formen wie sonder oder nit gegen sondern bzw. nicht auszutauschen sowie unbetonte e-Laute wieder dort einzusetzen, wo sie durch Syn- bzw. Apokope verloren gegangen waren. In nur relativ wenigen Fällen ist es zu Tempusveränderungen bzw. zur Hinzufügung neuer oder Austausch einzelner Wörter gekommen. Diese letztgenannten Eingriffe haben aber oft zur Folge, dass das Textverständnis erschwert oder gar unmöglich wird. Spätestens dann, wenn beispielsweise aus Stadt plötzlich Soldat, aus endlich weder / entweder, aus nichts wissten / wissen oder gar aus üblich / lieblich werden, hat der Leser ein Problem. Insgesamt lässt sich eine allgemeine, wenn auch keinesfalls konsequent gehandhabte Tendenz feststellen, eine zeitgemäßere Rechtschreibung einzuführen und gleichzeitig ältere Formen sowie Regionalismen zu ersetzen, wobei das Endergebnis doch nicht ganz befriedigend ist.

Die Neuausgabe des *Teutschen Michel* im Rahmen der zweiten Gesamtausgabe besteht aus einem eigenen Titelblatt, dem Inhaltsverzeich-

nis und etwa 55 Seiten Text. Im Gegensatz zu der Fassung in C^1 wurde der ursprüngliche Text jedoch nicht mehr oder weniger unverändert übernommen, sondern erheblich erweitert. Insgesamt 82 Mal hat der Herausgeber nicht nur einzelne Wörter ausgetauscht oder angehängt, sondern stellenweise auch ganze Seiten hinzugefügt, wobei zumindest die längeren Einschübe – auch innerhalb des fortlaufenden Texts – meist durch Asterisken als Zusatz (des Herausgebers) gekennzeichnet sind.[16]

Neu etwa ist, dass nun jedes Kapitel nach der Überschrift eine zusätzlich gereimte (Reimschema wechselnd) Inhaltsangabe von zwischen drei und sechs Zeilen erhält. Hier als Beispiel der Fünfzeiler aus dem Anfang des III. Kapitels:

> *Was es für Narren gebe doch/
> Die sich mit Sprachen blähen hoch/
> Und können kaum recht Teutsch offt noch/
> Von solchen/ und dergleichen Helden/
> Wird dis Capitel klärlich melden.*[17]

Darüber hinaus bekommt wiederum jedes Kapitel eine gereimte Zusammenfassung von zwischen vier und bis zu 16 Zeilen, wobei auch hier das Reimschema stark variiert. Als Beispiel sei hier der neue Schluss des VI. Kapitels angeführt:

> *Demnach/ so merckets fein/ und seyd nicht solche Narren/
> Mit eurer Edlen Sprach/ man lachet euch nur aus/
> Daß Ihr beym reinen Teutsch/ nicht könnt/ noch wolt verharren/
> Und machet also nur/ ein Bettlers-Mantel draus.
> Ein jeder bleib bey seiner Sprach/
> Und äff nicht fremder Zunge nach.*[18]

Die anderen innerhalb des fortlaufenden Texts eingeschobenen Zusätze sind vorwiegend in Prosa gehalten. Ausnahmen bilden dabei ein Zweizeiler auf S. 691 und ein Sechszeiler auf S. 694 (beide zu Kapitel IV gehörig), ein Zweizeiler auf S. 703 (Kapitel VI) sowie 26 Zeilen auf

---

16 Trotz der zahlreichen Texterweiterungen hat man bei in etwa gleichbleibender Blattgröße durch den stellenweisen Einsatz einer kleineren Schrifttype sowie durch die Erhöhung der Zeilenzahl je Seite von durchschnittlich 38 auf 46 eine Reduktion des Gesamtumfangs von 60 Seiten (C^1) auf nunmehr 55 Seiten (C^2) erreicht.

17 Gesamtausgabe C^2, S. 684.

18 Gesamtausgabe C^2, S. 706.

S. 705–706 (ebenfalls Kapitel VI), die sowohl aus dem *Schön new Lied genannt Der Teutsche Michel*[19] oder aus Johann Michael Moscheroschs *A la Mode Kehraus*[20] stammen könnten:

> Fast jeder Schneider/
> Will jetzund leyder/
> Der Sprach erfahren seyn/
> Und redt Latein [...].

Während in manchen Kapiteln (I, III, IX, X, XI und XII) die Prosaeinschübe nur aus wenigen Einzelwörtern bestehen und das letzte Kapitel XIII bis auf die Reime sogar völlig ohne Zusätze geblieben ist, enthalten die Kapitel III, V und VII zwischen zwei und zehn Zeilen mit Texterweiterungen. Absolute „Spitzenreiter" sind die Kapitel IV mit 25 Zeilen, II mit 58 Zeilen und VI mit insgesamt 118 Zeilen zusätzlichen zusammenhängenden Text.

Es würde hier zu weit führen, auf alle Einzelheiten einzugehen. Und doch sollen einige Beispiele der gelehrten Bildung und unerschütterlichen Ansichten des Bearbeiters zitiert werden.

Im zweiten Kapitel wird auch von der Gabe gesprochen, in fremden Sprachen reden zu können:

> [...] es ist nicht jedem gegeben mit Zungen zu reden (und gleichwol haben wir keinen Mangel an erfahrnen/ weisen/ tapffern/ kunstreichen/ und allerhand geschickten Leuten! deren man gemeiniglich mehr als der Sprachkündigen findet.) Der Engel ist diese Gab eigen/ und den heiligen Dienern GOttes wird sie bißweilen zu Außbreitung seines allerheiligsten Nahmens Ehr verliehen/ wie wir von den Aposteln und andern mehr lesen. (*TM* 12–13)[21]

Unmittelbar daran schließt sich die Texterweiterung an:

> *Wer die Sprachen nicht höchst nothwendig zu nutzen und zu brauchen weis/ der laß es bleiben/ zum blossen Fürwitz und praviren sind sie nicht gegeben.

19 *Ein schön new Lied | genannt Der | Teutsche Michel/ Wider alle Sprachverderber/ Cortisanen/ Concipisten vnd Concellisten/ welche die alte | teütsche Muttersprach mit allerley frembden/ Lateinischen/ Welschen/ Spannischen vnd Frantzösischen | Wörtern so vielfältig vermischen/ verkehren vnd zerstehren/ daß Sie jhr selber nicht mehr gleich sihet/ | vnd kaum halber kan erkant werden*. o. O. 1642.

20 Johann Michael Moscherosch: *A La Mode Kehraus. Erstes Wunderliches und Warhafftiges Gesichte Philanders von Sittewalt*. [Leiden 1646], S. 85–86.

21 In der Gesamtausgabe C^2 auf S. 681–682 nahezu buchstabengetreu abgedruckt.

> Dem Lehrer/ dem Handelsmann/ dem Regenten/ dienen sie wol/ aber den Ofensitzern / sind sie nichts nütze.*[22]

Im IV. Kapitel heißt es in Verbindung mit orthographischen Fragen zunächst bei Grimmelshausen:

> Betrachtet doch/ ich bitt euch umb GOttes willen! betrachtet doch selbst; was ein rechtschaffner/ ehrlicher alter Teutscher gedencken und sagen möchte? wann er siehet/ daß ihr Fader für Vatter: slächt vor schlecht: entslagen vor entschlagen: Kwäll vor Quell: fon für von: sleichen vor schleichen: fer vor ver: fil vor viel: ädel vor edel: fäst vor vest: Kwaal vor Quahl/ und so fortan schreibet? därfft ihr euch wol einbilden/ er werde vermeinen/ solches seye recht und wol geschrieben? Ach nein! ein solcher alter: oder auch wol aus unsern Nachkömlingen ein jeder junger Teutscher/ werden im ersten Anblick/ wann sie über euere Schrifften kommen/ urtheln und schliessen/ entweder der Schreiber sey ein Weib oder A-B-C-Schütz: wo nit gar ein Narr: oder der unschuldige Setzer und Corrector in der Druckerey wären hinlässige Hudler und ungelehrte Tropffen gewesen. (*TM* 22)[23]

Hierzu wird dann in der Erweiterung ausgeführt:

> *Ein solches Lob/ verdienet ihr mit eurer Kunst/ ihr Teutsch-Verderber! die ihr nit einmal so endlich [ehrlich?] seyd/ das Maul recht aufzumachen und frisch auszusprechen/ welches euere neue Schreib-Art zuerkennen giebet/ wie träg und Mistfaul solche in der pronunciacion heraus kommet.
>
> Und wann vor Alters einer die redlich Teutsche Sprache also verketzert und radbrecht geschrieben/ wie unsere heutige Teutsche Klügel-Witz und Spitzler zum Theil/ (die doch Meister und Künstler derselben seyn/ und heissen wollen) zu thun pflegen/ so würden die lieben Alten ihn für einen ausgestochnen Narren/ und ungeschickten Dölpel/ welcher weder Schreiben noch recht Buchstabiren könne/ gehalten haben. Ja/ es hätten auch wohl/ sie so heut zu Tage also seyn/ und (um ihnen nur einen grossen Namen zumachen) solche Albertäten und Possen aufgebracht haben/ vor einen 20. und mehr Jahren zurück/ noch wohl für Narren schelten därffen/ dem/ der also geschrieben und Teutsch geredet hätte/ wie sie an heute thun: so weit ist es mit der reinen Teutschen Sprache kommen.*[24]

Aus dem Grimmelshausen’schen Florett wird das Hackebeilchen eines Metzgers.

---

22 Gesamtausgabe C^2, S. 682.

23 In der Gesamtausgabe C^2 bis auf einige orthographische Abweichungen sowie einen kurzen Einschub auf S. 690 mehr oder weniger wörtlich abgedruckt.

24 Gesamtausgabe C^2, S. 690.

Abschließend in diesem Zusammenhang noch eine Bemerkung zum Verhältnis der Fassungen des *Teutschen Michel*, wie sie in E^1 und C^2 überliefert sind. Der Teil der Neuausgabe C^2, der auf den Text von 1673 zurückgeht, enthält – wie auch die Ausgabe in C^1 – zahlreiche Abweichungen gegenüber der Fassung E^1. Insgesamt fast 1000 Mal (998) liegen andere Lesarten vor. Hier lassen sich ähnliche Schwerpunkte und Tendenzen wie in der Fassung der ersten Gesamtausgabe feststellen. Auch diesmal handelt es sich bei mehr als der Hälfte aller Eingriffe um Änderungen in Orthographie und Interpunktion, nicht jedoch immer dieselben, die bereits in C^1 durchgeführt wurden. In einer Handvoll Fälle enthält die Ausgabe C^2 Lesarten, die auf eine Textfassung zurückgehen, wie sie in E^1 überliefert ist, in C^1 aber fehlen und wohl kaum vom Herausgeber der Neuausgabe hätten ad hoc erdacht werden können. Als Vorlage für C^2 wird man eine andere Fassung als die in der Gesamtausgabe C^1 überlieferte annehmen müssen.

Der *Teutschen Michel* enthält, eingebettet in einen standardsprachlichen Grundtext, neben mehreren lateinischen Zitaten (Augustinus, Beda, Virgil sowie Abschnitte aus den sibyllinischen Orakeln), verschiedenen mundartlichen Passagen sowie einem Beispiel für die Sprache der Gauner, auch einige weitere Abschnitte, die zur Illustrierung der Abhandlung dienen, sich aber wegen ihrer besonderen Eigenarten für eine Untersuchung der Sprache Grimmelshausens hier weniger eignen. Gemeint sind die fünf Anekdoten im XIII. Kapitel, die einst im Rahmen „eine[r] lustige[n] Gartengesellschafft“ erzählt wurden („Nicht weniger kombts lächerlich heraus/ wann einer entweder aus Watereylung/ aus Unachtsamkeit/ Zorn/ Forcht/ oder auch wol gar mit Fleiß [...] das hinterst zum vördersten vorbringt“ [*TM* 45–47]).[25] In der nun fol-

25 Bei diesen „Anekdoten“ handelt es sich um Beispiele für die Sprachstörung, die in der Psychologie unter dem Namen „Wernicke-Aphasie“ bekannt ist. Innerhalb einzelner Worte können beim Sprechen Buchstabenvertauschungen auftreten (beispielsweise „fußbar“ oder „Botenpost“ anstelle von „barfuß“ oder „Postbote“). Selbst über mehrere Worte hinweg können antizipative Fehler beobachtet werden, wie hier in den Sätzen „Alsdann heb das Bett auß dem Hintern/ taige den Knett: und mach Bachofen ins Feur“. Es fällt dabei auf, dass die syntaktische Struktur trotz der semantischen Fehler durchaus in Ordnung ist. „Man kann also nicht sagen, dass die Planung der verbalen Äußerung völlig gescheitert wäre; vielmehr verweisen die Fehler auf ein sehr spezifisches Problem bei der Zuordnung von Sequenzelementen zu syntaktisch definierten Sequenzpositionen“. (Victoria Fromkin: *Errors in Linguistic Performance. Slips of the Tongue, Ear, Pen and Hand.* New York 1980; Bernhard Hommel: *Dieter Nattkemper, Handlungspsychologie. Planung und Kontrolle intentionalen Handelns*. Berlin, Heidelberg

genden Beschäftigung mit einzelnen sprachlichen Aspekten, wie sie sich im *Teutschen Michel* manifestieren, bleiben die letztgenannten Abschnitte sowie die Paraphrase einer spätmittelalterlichen Urkunde (*TM* 53) unberücksichtigt.

Die im *Teutschen Michel* enthaltenen mundartlichen Passagen, Proben des Rotwelschen und das fehlerhafte Deutsch mancher Ausländer dienten Grimmelshausen als unterhaltsame Beispiele, um die Vielfalt der deutschen Sprache herauszustellen. Dabei hat der größte deutsche Erzähler des 17. Jahrhunderts nicht einfach seine Genialität walten lassen, sondern die in seine Werke scheinbar zwanglos eingeflochtenen sprachlichen Beispiele mit Sachverstand und Sorgfalt zusammengestellt.[26]

I. Regionales

Im *Teutschen Michel* sind Proben folgender Dialekte enthalten: Alemannisch aus der Schweiz und aus der Umgebung von Freiburg im Breisgau, Schwäbisch, Hessisch (und zwar speziell das Wetterauische aus Grimmelshausens Heimat) sowie Mittelbairisch aus Österreich. Das Niederdeutsche, das im *Simplicissimus* so oft verwendet wird, fehlt bis auf eine, an die bekannte Stelle aus Hugo von Trimbergs *Renner* erinnernde Erwähnung der Aussprache der „Niderländer, und was gut alt Sächsisch Teutsch oder Westphalisch redet“ (*TM* 56).

Im VII. Kapitel macht Grimmelshausen sich über die Neigung seiner Landsleute lustig, ihre jeweilige Mundart für die schönste zu halten:

2011, S. 133). In Verbindung mit der *Verkehrten Welt* geht Scholte auf dieselbe Erscheinung ein (Jan Hendrik Scholte: Grimmelshausen und die Illustrationen seiner Werke. In: ders.: *Der Simplicissimus und sein Dichter. Gesammelte Aufsätze*. Tübingen 1950, S. 219–264 [gekürzter Wiederabdruck von: ders.: J. J. Christoph v. Grimmelshausen und die Illustrationen seiner Werke. In: *Zeitschrift für Bücherfreunde* N. F. 4 (1912), S. 1–21 u. S. 33–56. Auch als Separatdruck (nicht im Buchhandel). Leipzig 1912]).

26 Die folgenden drei Abschnitte sind aus einem früheren Beitrag hervorgegangen: Timothy Sodmann: Mundart, „welsches Deutsch“ und Rotwelsch in Grimmelshausens „Teutschen Michel“. In: *Gedenkschrift für Jost Trier*. Hrsg. von Hartmut Beckers und Hans Schwarz. Köln, Wien 1975, S. 298–308.

> [...] da foppt man die Schweitzer mit ihrem Kilcha gho und garind rühra/ weil es thonet/ als wann sie es noch mitten im Halß auff Hebræisch gebären müsten. Die Schwaben mit ihrem Aun Aun la mi gaun; die Wetterauer mit ihrem Naut im Schanck: und andere mit etwas anders; ja es ist bey nahe kein Dorff geschweige eine Stadt so mit der andern gleiche Aussprach hat/ und deßwegen nicht von seinen nächsten Nachbarn: geschweige von weiters Entsessenen gefoppt und außgehönet werde/ da heist je ein Haaß den andern Langohr [...]. (*TM* 42)

Das schweizerische *garind rühra* ‚auf den Kopf schlagen', das bereits im *Springinsfeld* Verwendung fand, sowie die Formen *Kilche* ‚Kirche' und *gho* ‚gehen' sind alle im Schweizerischen Idiotikon belegt.[27] Zu *Naut im Schanck,* auch aus dem *Simplicissimus* (I, 30) in der Bedeutung ‚nichts im Schrank' bekannt, zeigt Karte 73 des *Deutschen Sprachatlas* im deutschen Sprachraum ein einziges *naut*-Gebiet, und zwar in der oberhessischen Wetterau.[28] *Schanck* in der Bedeutung ‚Schrank' ist ebenfalls in der Wetterau überliefert[29]. Die Echtheit von *Aun Aun la mi gaun* ‚Ach, ach laß mich gehen' wird durch Belege im *Schwäbischen Wörterbuch* bestätigt.[30]

Das Schwäbische wird auch an einer zweiten Stelle im *Teutschen Michel* wiedergegeben. Grimmelshausen kritisiert leichtfertiges Heraufbeschwören irdischer oder himmlischer Kräfte zur Beteuerung „nichtiger und liederlicher Ding [...] die offt keiner Lauß werth seynd":

> Auff solche Weiß gieng jener Schwab treflich artlich an/ da er nemblich etwas unwahrhafftigs mit einem Trunck beteuern wolte/ und (massen solches noch vil

27 *Schweizerisches Idiotikon. Wörterbuch der schweizerdeutschen Sprache*. Begonnen von Friedrich Staub und Ludwig Tobler und fortgesetzt unter der Leitung von Albert Bachmann, Otto Gröger, Hans Wanner, Peter Dalcher, Peter Ott und Hans-Peter Schifferle. Frauenfeld 1881. *garind (Grind) riihra*: Bd. 6, Sp. 1254; *chilche*: Bd. 3, Sp. 229; *gho*: Bd. 2, Sp. 322.

28 *Deutscher Sprachatlas auf Grund des Sprachatlas des deutschen Reichs von Georg Wenker*. Begonnen von Ferdinand Wrede, fortgesetzt von Walther Mitzka und Bernhard Martin. Marburg 1927–1956.

29 Wilhelm Crecelius: *Oberhessisches Wörterbuch*. Darmstadt 1897–1899, S. 717.

30 *Schwäbisches Wörterbuch*. Hrsg. von Hermann Fischer Fischer und Wilhelm Pfleiderer. Tübingen 1905–1936. Bd. 1, Sp. 353: *au*, nasaliert *ãõ, aun* als Interjektion des Bedauerns oder der Verwunderung; Bd. 4, Sp. 1000: Imp. sing. vor *mir*, *mich* öfters verkürzt, *la mi*; Viktor Schirmunski: *Deutsche Mundartkunde*. Berlin 1962, S. 451: Im Schwäbischen, Bairischen und in den meisten schweizer Dialekten sind die Formen ohne auslautendes *-ch* für alle Stellungen verallgemeinert worden, *mi: (mi), di: (di)* für *mich* und *dich.* – Schirmunski, *Deutsche Mundartkunde*, S. 559: zentral Schwäbisch *gao*^{n} ‚gehen'.

> zu thun pflegen) als er trincken wolte/ GOtt darüber anrueffte mit disem Wunsch: wann es nit waur ischt/ so gea GOtt/ daß dieser Wain a Gifft und Popperment in mir weard; da er aber den bittern Geschmack (dann es war Wermut-Wein) empfande/ und dannenhero sich nichts anders einbildet/ er wurde nun auff den letzten Loch pfeiffen müssen/ auß gählingen Schröcken auffschrye/ Aun nu sey GOtt meiner armen Seylen gneydig! aun main arm Weib und Kinn! Aun ihr Haira hairet umb GOttes willa/ es isch wearle els nit waur was ih gseit haun! (*TM* 50–51)

Einige von den hier als Schwäbisch gekennzeichneten Formen kommen ebenfalls im Erzählwerk vor, so der Übergang von der dentalen Spirans [*s*] zum palatalen [ʃ], geschrieben *-sch-,* in *ischt* (*isch*), der eine der Linien in der Abgrenzung des alemannischen Schwäbischen gegenüber dem Hochfränkischen bildet.[31] Typisch für das Schwäbische ist auch die Diphthongierung des mhd. *ê* in *hêr, hêrre* zu *Hair.*[32] *Waur* (mhd. *wâr*) und *haun* (mhd. *hân*) zeigen die gleiche Entwicklung wie *gaun* (mhd. *gân*) im ersten Zitat. Das *Schwäbische Wörterbuch* gibt für die dritte Person Singular des Konjunktivs praes. von ‚geben‘ „meist *gēə*“ und für dieselbe Form von ‚werden‘ *wər(ĕ, -ət).*[33] *Seylen* (mhd. *sêle*) hat einen offenen Diphthong, wie im westlichen und zentralen Schwäbischen zu erwarten ist.[34] *gneydig* (mhd. *gnædec*) und *wearle* (mhd. *wærlich*) müssten den gleichen Stammsilbenvokalismus aufweisen. In der Tat hat *wearle* das zu erwartende lange offene *ē*,[35] während *gneydig* einen diphthongierten Stammvokal hat, wie er im östlichen Schwäbischen im Raum Ulm/Augsburg auftritt.[36]

Für das standardsprachliche ‚höret‘ hat das Westschwäbische heute hochsprachliches *ö:* oder *e:*, im östlichen Teil des Dialektgebietes *ea* oder *öa.*[37] Im Süden um Spaichingen ist ein geschlossenes Diphthongierungsgebiet mit *ai*; dazu gibt es vereinzelt Belege für *ai* innerhalb des Westschwäbischen. Zur reduzierten Form *ih* (= i:) ‚ich‘ sei auf Schir-

---

31 Schirmunski, *Deutsche Mundartkunde* (wie Anm. 30), S. 361–362; Karte bei Walther Mitzka: Hochdeutsche Mundarten. In: *Deutsche Philologie im Aufriß.* Hrsg. von Wolfgang Stammler. Berlin ²1957–1962. Bd. 1, Sp. 1599–1728, hier Sp. 1645–1646.

32 Schirmunski, *Deutsche Mundartkunde* (wie Anm. 30), S. 236.

33 *Schwäbisches Wörterbuch* (wie Anm. 30), Bd. 3, Sp. 120; Bd. 4, Sp. 691.

34 Schirmunski, *Deutsche Mundartkunde* (wie Anm. 30), S. 236.

35 Schirmunski, *Deutsche Mundartkunde* (wie Anm. 30), S. 213.

36 *Deutscher Sprachatlas* (wie Anm. 28), Karte 58 ‚Schäfchen‘.

37 *Deutscher Sprachatlas* (wie Anm. 28), Karte 49 ‚schön‘.

munski verwiesen.[38] *gseit* ‚gesagt', als Kontraktionsform schon mhd. belegt, ist ebenfalls bestes Schwäbisch.[39]

Grimmelshausen geht auch auf in Österreich anzutreffende Fehlinterpretationen sprachlicher Herkunft ein:

> Vornemblich schelten die Oestreicher die Hochteutsche/ welche zu ihnen hinunter kommen/ samptlich und ohne Unterscheid Schwaben: weil sie vermeinen sie allein reden unter allen das beste Teutsch/ und nicht wissen/ was ihre Sprach vor Mängel und Kranckheiten hat […]. (*TM* 43)

Um zu zeigen, dass sich die Österreicher in ihrer hohen Wertschätzung der eigenen Sprache irren könnten, erzählt Grimmelshausen die folgende Geschichte:

> [...] einsmahls kam sein Weib zu ihm mit einem Rausch beladen/ dann sie war bey einer Kindsschencke oder Hochzeit gewesen/ die bewillkombte er mit diesen Worten/ Pfoich Taiffel Wey! d' stinckst holt wia Niltsbolg/ vermahn d' hobst ins Heemat gschissn? Sie antwortet/ ha! may Ma/ ich hob holt a tlans Pfaistrl wolln lassn aussa straichn/ da is ma d' Treeck mittananda ausse gepfitzt/ ihns Heembt und auff d' Stögen [...]. (*TM* 43)

Taiffel enthält nicht die Lautform einer bäuerlichen Mundart, sondern entspricht mit seinem Diphthong *ai* für mhd. *iu* eher der städtischen Umgangssprache Österreichs.[40] Die Formen *Wey* ‚Weib' mit Schwund des *-b* und *may Ma* ‚mein Mann' mit Nasalabfall unmittelbar nach dem Haupttonvokal sind weit verbreitet im Mittelbairischen, d. h. auch in Österreich ohne den westlichen Teil von Tirol, Südtirol und Kärnten.[41] Dagegen ist das prothetische *n-* in *Niltsbolg* ‚Iltisbalg' (durch falsche Trennung im Sandhi hinzugefügt) im Bairisch-österreichischen weitverbreitet[42] wie ebenfalls die Verdumpfung von *a* zu *o* (*holt* ‚halt', *Niltsbolg, hobst* ‚hast', *hob* ‚habe').[43] *Heemat* ‚Hemd' ist die hier erhal-

---

38 Schirmunski, *Deutsche Mundartkunde* (wie Anm. 30), S. 449.

39 *Schwäbisches Wörterbuch* (wie Anm. 30), Bd. 5, Sp. 534.

40 Eberhard Kranzmayer: *Historische Lautgeographie des gesamtbairischen Dialektraumes*. Wien 1956, Par. 16.b.2.

41 Kranzmayer, *Historische Lautgeographie* (wie Anm. 40), Par. 30.6.3 und Par. 46.c.2.

42 Kranzmayer, *Historische Lautgeographie* (wie Anm. 40), Par. 46.a.2; die Karte ‚Iltis', *Deutscher Wortatlas*. Hrsg. von Walther Mitzka und Ludwig Erich Schmitt. Bd. 13, Gießen 1963, zeigt für den ganzen bairisch-österreichischen Raum nur ‚Iltis' in verschiedenen lautlichen Variationen.

43 Kranzmayer, *Historische Lautgeographie* (wie Anm. 40), Par. 1.6.1; zu *hobst*

tene zweisilbige Form (mhd. *hemede*) mit Dehnung in offener Tonsilbe; daneben ist hier auch die einsilbige Form *Heembt* belegt, ebenfalls mit gedehntem Vokal.

Die Formen *ausse, auff* sowie *straichn* und *Pfaistrl* geben die zu erwartende Diphthongierung von mhd. *û* bzw. *î* wieder.[44] Der Schwund des auslautenden *r* in unbetonter Stellung bei *ma* ‚mir‘ entspricht den Verhältnissen im Nord- und Mittelbairischen.[45] Die Vokallänge in *Treeck* ‚Dreck‘ ist das Ergebnis der nord- und mittelbairischen Einsilbendehnung.[46] *tlans* ‚kleines‘ bringt im Vokalismus mit der Monophthongierung von mhd. *ei* zu *ā* noch ein Beispiel für eine Form aus der österreichischen Stadt- und Verkehrsmundart.[47]

Aus dem Wortschatz sind *pfitzen* (*gepfitzt*) und *Stögen* interessant. Das *Bayerische Wörterbuch* von Schmeller kennt *pfitzen* als lautmalenden Ausdruck: „pfitzen des heißen Schmalzes beim Daranschütten der zerklopften Eier“.[48] Die *Stögen* sind die Zipfel aus grobem Leinen, die den unteren Teil des langen Frauenhemdes ausmachen. Nach dem Material des *Bairisch-Österreichischen Wörterbuchs* ist das Wort im Singular als *štōg* für den mittelbairischen Raum bis in die 1950er Jahre belegt; die mundartliche Form des Plurals lautet bei Entrundung *štēg, štēng* oder *štēga. Stögen* ist mit seinem gerundeten Vokal eine eher hochsprachliche Form.[49]

Der Hinweis auf „stoltz Straßburgisch“ (*TM* 51) im X. Kapitel des *Teutschen Michel* mit den drei Wörtern *Kwal* ‚Qual‘, *Fader* ‚Vater‘ und *Mieder* ‚Mutter‘ bezieht sich wohl mehr auf die damaligen orthographischen Reformbestrebungen als auf die eigentliche Mundart Straß-

‚(du) hast‘ vgl. Johann Andreas Schmeller: *Bayerisches Wörterbuch*. Zweite […] vermehrte Ausgabe […] bearb. von Georg Karl Frommann. Bd. 1. München 1872, Sp. 1030.

44 Kranzmayer, *Historische Lautgeographie* (wie Anm. 40), Par. 13; *Pfaistrl gehört* zu *pfeisen,* mhd. *pfîsen* ‚zischend blasen, sausen‘.

45 Kranzmayer, *Historische Lautgeographie* (wie Anm. 40), Par. 50.g.1.

46 Kranzmayer, *Historische Lautgeographie* (wie Anm. 40), Par. 34.k.2.

47 Kranzmayer, *Historische Lautgeographie* (wie Anm. 40), Par. 20.g.1; zum Anlaut (*tl-* statt *kl-*) ebd., Par. 29.e.5.

48 Schmeller, *Bayerisches Wörterbuch* (wie Anm. 43), Sp. 446.

49 Briefl. Mitteilung. Einige Male wurde darauf hingewiesen, dass diese oder jene Lautung in dem eben besprochenen Text den Verhältnissen der österreichischen Verkehrsmundart entspricht. Es nimmt nicht weiter Wunder, wenn Grimmelshausen den Wirt diese überregionale Umgangssprache benutzen lässt, da der Österreicher zumindest mit Binnendeutschen „alles Orthographicè außzusprechen“ bemüht war.

burgs.[50] So ist auch die Schreibung *Kwal* für Jesaias Rompler von Löwenhalt, das Haupt der Straßburger „Tannengesellschaft“, belegt; bei ihm findet sich auch *f* statt *v* in solchen Wörtern wie *foll, for, fortheyl, forhin* und *beforab. Fader* selbst ist in diesem Zusammenhang, soweit ich weiß, nicht überliefert.[51]

Als genuin dialektale Form ist *Mieder* (mhd. *muoder)* lautgeschichtlich für den Straßburger Raum möglich. Im Elsass war mhd. *uo* schon in spätmhd. Zeit durchgehend zu *üe* geworden,[52] was in den Entrundungsgebieten dann zu *ie, ia* werden kann, wie etwa der Beleg für *Briader* (mhd. *bruoder*) aus dem Illtal südlich von Straßburg zeigt.[53]

Im XII. Kapitel greift Grimmelshausen den Gedanken der Einsilbigkeit vieler Wörter als Beweis für die Urtümlichkeit einer Sprache auf.[54] Zurückweisend auf das VII. Kapitel des *Teutschen Michel* stellt er fest, man könne die Anzahl der Einsilber im Deutschen durch Streichung der „überflüssigen“ *e*-Laute erheblich erhöhen, und zitiert dabei die Breisgauer, „die vorlängst gewohnt seyn mit 3. Sylben zu sagen/ welchs wengr haun? da hingegen die hoffärtigen Sprachhelden mit 7. Sylben sprechen/ welches wollet ihr haben?“ (*TM* 59)

Die Form *welchs* bietet keine Schwierigkeiten. Für *wengr haun* steht wieder das Material des *Deutschen Sprachatlas* zur Verfügung. Die mundartlichen Übertragungen des 30. Wenker-Satzes „Wieviel Pfund Wurst und wieviel Brod wollt ihr haben?“ bringen für ‚wollt ihr

50 Vgl. Jan Hendrik Scholte: Grimmelshausens Beziehungen zur Straßburger Tannengesellschaft. In: *Euphorion* 37 (1936), S. 324–339; Jan Hendrik Scholte: Einige sprachliche Erscheinungen in verschiedenen Ausgaben von Grimmelshausens „Simplicissimus“ und „Courasche“. In: *Beiträge zur deutschen Sprache und Literatur* 40 (1915), S. 268–303, hier S. 292–295.

51 Virgil Moser: Deutsche Orthographiereformen des 17. Jahrhunderts. In: *Beiträge zur deutschen Sprache und Literatur* 60 (1936), S. 193–258; *Beiträge zur deutschen Sprache und Literatur* 70 (1948), S. 467–496; *Beiträge zur deutschen Sprache und Literatur* 71 (1949), S. 386–465, hier 71, S. 403; zu *f* statt *v* siehe Bd. 70, S. 481.

52 Virgil Moser: *Frühneuhochdeutsche Grammatik*. Bd. 1, 1. Heidelberg 1929, Par. 81, 1, Anm. 7.

53 Schirmunski, *Deutsche Mundartkunde* (wie Anm. 30), S. 229; *Deutscher Sprachatlas* (wie Anm. 28), Karte 12.

54 Vgl. Gisbert Bierbüsse: *Grimmelshausens „Teutscher Michel“. Untersuchung seiner Benutzung der Quellen und seiner Stellung zu den Sprachproblemen des 17. Jahrhunderts*. Diss. Bonn 1958 [Masch.], S. 16 und S. 35–36, der Grimmelshausens Quellenangabe als „Farce“ bezeichnet und auf Schottel verweist.

haben‘ aus dem Raum um Freiburg *wengr ha.*[55] *Haun* dagegen ist eher eine schwäbische Form, so dass hier ein Lapsus vorzuliegen scheint.

II. „un kanst der Teutsch nit guter spreck“

Die deutsche Sprache im Mund eines ihrer nur unvollkommen Mächtigen taucht mehrfach im Gesamtwerk Grimmelshausens auf, um einer Erzählung oder besonderen Pointe Lebendigkeit und Farbe zu verleihen. So begegnet dem Leser eine dritte Variation neben dem schriftsprachlichen Text und den Dialektstellen: das „welsche“ Deutsch. Wir kennen dieses sprachliche Stilmittel nicht nur aus der Pariser-Episode des *Simplicissimus*:

> Alle Mons. Beau Alman, gee schlaff mein Hertz/ gom/ rick su mir! [...] Sie konte nichts anders Teutsch/ als Rick su mir mein Hertz! das übrige gab sie sonst mit Geberden zu verstehen,[56]

sondern ebenfalls aus dem ersten Teil des *Wunderbarlichen Vogel-Nests* und dem *Stoltzen Melcher*. Zuerst aus dem *Vogel-Nest*:

> Es beichtet einsmals ein Welscher unter andern auch diese Formalia: Bin ich auch auff das Kürbe mit die Leyrere lustig gesin! Was mehr? fragte der Beichtvatter: Hab ich auch mit ihm auff das Hew der gantze Nacht geschlaff! Was weiters? fragte der Beichtvatter ferners; Ehe/ antwortet der Welsche/ der übrig könt ihr ja wol selbst merk [...].[57]

Dazu noch aus dem *Stoltzen Melcher* die Anekdote:

---

55 Die Belege aus dem unveröffentlichten Material des *Deutschen Sprachatlas* wurden freundlicherweise vom Deutschen Sprachatlas in Marburg zur Verfügung gestellt.

56 Grimmelshausen: *Der Abentheurliche Simplicissimus Teutsch und Continuatio des abentheurlichen Simplicissimi*. Hrsg. von Rolf Tarot. Tübingen 1967 (Gesammelte Werke in Einzelausgaben. Unter Mitarbeit von Wolfgang Bender und Franz Günter Sieveke hrsg. von Rolf Tarot), S. 307.

57 Grimmelshausen: *Das wunderbarliche Vogel-Nest*. Hrsg. von Rolf Tarot. Tübingen 1967 (Gesammelte Werke in Einzelausgaben. Unter Mitarbeit von Wolfgang Bender und Franz Günter Sieveke hrsg. von Rolf Tarot), S. 244.

> [...] der Saphoyer wurde von einem Würtz-Krämer der alle Woch einmahl mit seiner Wahr in vnserm Dorffb haussirte/ erkandt vnd besprochen [...] Ech! Bruder Cladi/ wo ist Bruder Entonnier? Jener [aus Savoyen] antwortet/ Bruder Entonnir ist gehang! darauff sagte dieser [der Krämer]/ iß Bruder Entonnir gehang! an die Galg? Ne/ antwortet jener/ an der Erlebaum; Ha/ beschlosse der ander/ das iß prave![58]

Im VII. Kapitel des *Teutschen Michel* vergleicht Grimmelshausen „ein Art weise Sprach-Herren [...] welche über ein jedes Wort oder Silbe disputieren, ethymologisirn, streitten/ fechten und zancken können", mit zwei Welschen, die – im Regen nass geworden – sich mit den Feinheiten der deutschen Sprache auseinandersetzen, ohne der Wahrheit etwas näher zu kommen.

> [...] der eine sagte/ Gotz dausig! das Reg mack mir naß! Der ander aber antwortet; Phy schamen dir: bist du siben teutschen Landen in der Jahr gewest/ un kanst der Teutsch nit guter spreck? Es heissen nit/ das Reg mack mir naß; es heissen/ die Rege mack my naß […]. (*TM* 40)

Während die zuerst zitierte Stelle vor allem Verstöße in der Aussprache des Deutschen enthält, denn der Parisienne hatte „Simplicissimi alte Ländsmännin" die wichtigsten Wörter beigebracht, bieten die übrigen Stellen Fehler aus allen Teilen der Grammatik. Sie sind zweifellos charakteristisch – vor allem die deutliche Unsicherheit in Genus- und Kasusfragen – für die Versuche aller Ausländer, sich ohne ausreichende Kenntnisse in der deutschen Grammatik zurechtzufinden.

III. Rotwelsch

Ein weiteres Beispiel für die im *Teutschen Michel* dokumentierte sprachliche Vielfalt des Deutschen ist Grimmelshausens Verwendung von Elementen aus der Sprache, die die „Bettler/ Landsknecht/ Strolchen/ Zigeuner und andere Maußköpffe" benutzen, um „ehrliche Leuth/ die solche nicht verstehen/ zu betriegen/ zu hintergehen/ zu übervortheln und gar zu bestehlen" (*TM* 64), das Rotwelsch oder die Gaunersprache.[59]

---

58 Grimmelshausen, *Kleinere Schriften* (wie Anm. 6), S. 50.

59 „Das Rotwelsch ist eine Schöpfung der mittelalterlichen Landstraßen als dem ein-

Im Kapitel XIII zeigt Grimmelshausen, wie jene dunklen Elemente der Bevölkerung ihr fragwürdiges Tun und Treiben durch eine Geheimsprache zu verschleiern bestrebt sind. Dass es für sie möglicherweise schlecht ausgehen kann, wenn ein ehrlicher Mensch ihre Sprache versteht, beweist seine Geschichte. Im weiteren Sinn will der Autor zeigen, „daß es nicht jederzeit rathsamb sey/ sich mit seinen frembden Sprachen an den Laden zu legen“. Wer bei einer „auffrichtigen/ teutschgesinnten und verträulichen Gesellschaft die Sprach verändert“, „in Gegenwart seiner ehrlichen teutschen Landleuth eine frembde ihnen unverständliche Sprach auff die Bahn“ (*TM* 63) bringt – und sei es nur aus einer Modetorheit heraus, müsse damit rechnen, dass man ihn für einen Dieb und Beutelschneider halte:

> Doch gehen offt solche Dockmäuser gewaltig an/ wann man ihnen die Hand im Sack erwischt/ wie jene zween Landsknecht/ die im Wirthshauß ein Halbs trancken/ da einer zum andern sagt/ dort stehet ein Bleysack (Kandel) und paar Trittling (Schuch) ich wills bracken (stehlen)/ dem aber die Magd antwortet/ Ihr Lenninger (Soldaten) lassts bracken seyn/ oder der Schächer (Wirth) soll euch grandige Kuffen stecken/ das ist/ schwere Schläg geben. (*TM* 64)[60]

Die Quelle für die Anekdote ist, wie bereits Friedrich Kluge festgestellt hat,[61] wohl die *Steganologia et Steganographica* von Daniel Schwenter (Nürnberg o. J. [um 1620]), in der eine nahezu gleichlautende Geschichte überliefert ist.[62] Erzähltechnisch besonders geschickt ist, dass es sich bei Grimmelshausen erst am Ende der Erzählung herausstellt,

---

zigen Zuhause der großen Gemeinschaft aller durch Gesetz und ständische Ordnung von bürgerlichem Stadtleben oder ländlicher Seßhaftigkeit Ausgeschlossenen: der fahrenden Leute und der Unehrlichen.“ So Siegmund A. Wolf: *Wörterbuch des Rotwelschen. Deutsche Gaunersprache*. Mannheim 1956, S. 11.

60 Zum Fortleben und zur Etymologie der einzelnen Wörter siehe Wolf, *Wörterbuch des Rotwelschen* (wie Anm. 59).

61 Friedrich Kluge: *Rotwelsch. Quellen und Wortschatz der Gaunersprache und der verwandten Geheimsprachen*. Bd. 1. *Rotwelsches Quellenbuch*. Straßburg 1901, S. 164.

62 [Daniel Schwenter]: *Steganologia & Steganographia Nova. Geheime, Magische, Natürliche Red- vnd Schreibkunst. Einem in der Nähe vnd ferne alsbalden oder in gewiser* [!] *zeit/ so wohl in Schimpf als Ernst/ etwas verborgens vnnd geheimes zu eröffnen/ durch Reden/ Schreiben vnd mancherley Instrumenta; Item wie verborgene Schrifften zu machen/ auffzulösen/ und mit sonderlichen Künsten zu schreiben*. A*uff vielfältiges einer hohen Person begern/ publicirt vnd an tag gegeben Durch Resene Gibronte RuneClus Hanedi*. Nürnberg/ inn verlegung Simon Halbmayers. [Im Kolophon: Gedruckt zu Nürnberg/ duch Balthasar Scherffen.] Hier S. 16–17.

dass auch die Magd der Geheimsprache mächtig ist: Auf diese Weise wird dem Ganzen eine hübsche und zugleich überraschende Pointe verliehen.

Für eine Charakterisierung des übrigen, standardsprachlichen Texts kann man natürlich viele Parameter auswählen. Gisbert Bierbüsse hat die zeitgenössischen Quellen für den *Teutschen Michel* mit größter Sorgfalt ermittelt und besprochen.[63] Orthographie, Interpunktion, Laut- und Formenlehre sowie Wortschatz und Syntax bieten reiche Ansätze für jede solide Auseinandersetzung mit der Sprache des simplicianischen Autors. In dieser Hinsicht ist auch einiges geschehen, wie die von mir 2009 veröffentlichte Auswahlbibliographie bisheriger Arbeiten zu sprachlichen Erscheinungen in den Werken Grimmelshausens zeigt.[64] Trotz wichtiger Ansätze vor allem Jan Hendrik Scholtes, sind wir heute – drei Generationen später! – in der Frage nach Sprache und Stil des bedeutendsten deutschen Dichters der Barockzeit noch lange nicht dort angekommen, wo wir längst hätten sein müssen.

Ohne über Gebühr in die Tiefe zu gehen, möchte ich hier mit einigen Beobachtungen zum Wortschatz Grimmelshausens, vor allem zu dem des *Teutschen Michel,* schließen.

Das „Traktätlein“ enthält fast 18.000 Wörter. Nach Abzug der bereits oben genannten Stellen, die sich für eine Analyse der Sprache des Autors nicht oder zumindest weniger gut eignen, bleibt immer noch ein Textkorpus von etwa 17.000 Wörter übrig. Wenn man alle Einzelbelege alphabetisiert und entsprechend ihrer Häufigkeit auflistet, bekommt man schon die ersten interessanten Ergebnisse:

Der Text des *Teutschen Michel* besteht aus etwa 5.000 Einzelwörtern, die in vielen Fällen hier nur ein einziges Mal belegt sind. Insgesamt kommen nur 24 Ausdrücke mehr als 100 Mal vor. Weitere 213 sind zwischen 10 und 98 Mal belegt; 1285 sind zwischen 2 und 9 Mal verzeichnet. Was übrig bleibt, sind etwa 3.400 Wörter bzw. Wortformen, insgesamt mehr als zwei Drittel aller Belege, die im vorliegenden Werk nur ein einziges Mal verwendet wurden.

Unter den „Top Twenty“ stehen *aber*, *wie*, *wann*, *als, daß* ... natürlich ebenfalls die Artikel *der*, *die*, und *das*, die Pronomina *ich*, *er*, *sie*, *es* sowie *sich*. Addiert man alle Wörter, die „teutsch“ enthalten, bekommt man als Gesamtsumme 157 Belege, so dass *teutsch* (mit allen

---

63 Bierbüsse, *Grimmelshausens „Teutscher Michel“* (wie Anm. 54).

64 Timothy Sodmann: Überlegungen zur Erfassung des Grimmelshausen’schen Wortschatzes. In: *Simpliciana* XXXI (2009), S. 469–478, hier S. 472–476.

Ableitungen) zwischen den Wörtern *auch* und *mit* zu stehen kommt. Als „Spitzenreiter“ ist mit weitem Abstand zu allen anderen Konkurrenten und 681 Belegen das bescheidene, aber wie wir hier auch sehen können, unentbehrliche Wörtchen *und*.

Schon thematisch bedingt stehen im Mittelfeld Wörter wie *Sprache* (96 Belege), *Sprachhelden* (12 Belege), *Sprachkündiger* (13 Belege), *Muttersprache* (11 Belege) und *Vatterland* (14 Belege).

Isoliert betrachtet, grenzt ein solches „Ranking“ an Spielerei. Wenn man aber die Zahlenverhältnisse, wie sie hier für den *Teutschen Michel* vorliegen, mit denen anderer Werke Grimmelshausens oder mit den Ergebnissen für Werke anderer Autoren vergleichen würde, käme – so vermute ich – bei entsprechender Interpretation der Ergebnisse schon etwas mehr dabei herum.

Interessant ist übrigens auch der Fremdwortanteil bzw. der Anteil an rezenteren Entlehnungen aus anderen Sprachen (hier ohne geographische, Personen- oder Pflanzennamen und unter Ausschluss der explizit im Text zitierten Beispiele). Im vorliegenden Werk benutzt Grimmelshausen insgesamt 162 Fremdwörter, von denen ich bisher zwei Drittel in anderen Werken aus seiner Feder wiederfinden konnte. Der Anteil am Gesamtwortschatz des *Teutschen Michel* beträgt 3, 24%. Viel oder wenig? Für Grimmelshausen? Für die deutsche Prosa des 17. Jahrhunderts? Das herauszufinden, wäre schon eine Untersuchung wert.

Auf jeden Fall ist der Vergleich des Wortschatzes im *Teutschen Michel* mit dem in seinen anderen Werken erhaltenen Material sinnvoll. Für die Wortschatzstrecke A–D, das sind für unser Werk 1.200 Wörter oder knapp ein Viertel aller im *Teutschen Michel* enthaltenen Ausdrücke, habe ich bisher nur wenige entdecken können, die in meiner vorläufigen Gesamtliste (auf etwa 400 Seiten der Wortschatz von bisher insgesamt 10 Werken Grimmelshausens) fehlen. Interessant sind natürlich vor allem die nicht ganz so „alltäglichen“ Ausdrücke, die im Gesamtwerk vielfach vertreten sind. Vor allem im Rahmen der Suche nach dem „Stil“, dem Sprachduktus Grimmelshausens, könnte die vollständige Erfassung seines Wortschatzes unter Berücksichtigung aller orthographischen Varianten und ihrer Streuung im Gesamtwerk von großer Hilfe sein. Beeindruckend ist auf jeden Fall die schillernde Farbigkeit und sprachliche Vielfalt, die Grimmelshausens charakterisiert.

Ich schließe mit einigen Zitaten, die nicht aus dem 17. Jahrhundert, sondern aus der Forschung stammen:

> Grimmelshausen vereinigt [...] ein weltlich Herz, ein ringsum waches Auge und eine sprachgewaltige Zunge, nur in seinem Buch verschmelzen sich Vielleserei, Beredsamkeit und Erfahrungsmasse, statt sich zu behindern, nur bei ihm wird das Fleisch Wort, das Wesen Werk: er hat alle Dimensionen und er hat sie im Fleisch wie im Wort. Wir müssen bis zu Luther [...] zurückgehen, um eine ähnliche Sprachkraft in Deutschland zu finden. [...] So bezeichnet Grimmelshausen das Höchstmaß des deutschen Worts im 17. Jahrhundert trotz den Kunststücken der Harsdörffer, Schottel, Zesen, trotz den neuen Feinheiten der „Fettschwätzer“ und Schwulst-Schlesier.

> [...] Über Luther hinaus erweiterte sich sein Redevorrat durch Fach- und Cliquenausdrücke vieler Schichten [...] Bauer und Bergknappe, Pfaff und Krämer, Handwerker und Lanzknecht boten ihm Alltagsvokabeln des Nähr-, Lehr- und Wehrstandes [...] Mit jeder Klüngelsprache von der Predigersalbung bis zum Gaunerrotwelsch ist Grimmelshausen vertraut [...].[65]

Richard Alewyn sah, wenn auch etwas nüchterner formuliert, in Grimmelshausen den großen „Sprachbildner“, „den größten seit Luther.“ Sein Deutsch reiche nach unten „noch tiefer als das Luthers, reicher um das etwa, was Fischart der Sprache an Elementarem zugeführt hatte, es reicht auch breiter bis in die Fachsprachen der Stände hinein [...].“[66] Über den überaus großen Wortschatz Grimmelshausens kommt er auf den semantisch- syntaktischen Zusammenhang und dann auf das Ganze zu sprechen:

> Aber die Wörter hängen in Sätzen, das bestimmt ihre Geltung, und ihr Funktions- oder Stellenwert ist ein anderer als ihr Nennwert. Und die Sätze bilden große Geflechte, mit Ruhe, Spannung oder Geschiebe der Kräfte. Und endlich, die Wörter beziehen sich auf Sachen, sinnliche oder geistige, und die Sätze auf Sachverhalte, und der Arten dieser Beziehungen sind sehr viele, so viele als Beziehungen der Phantasie zur Wirklichkeit sind, des Romans zum Leben.[67]

Und ein eigenes Resümee? Grimmelshausen verehrte seine Muttersprache und zwar in ihrer ganzen sozialen und dialektalen Vielfalt. Wie er sie in seinem sonstigen Œuvre einsetzte, so hat er sie auch im *Teut-*

---

65 Friedrich Gundolf: Grimmelshausen und der Simplicissimus. In: Weydt, *Der Simplicissimusdichter und sein Werk* (wie Anm. 4), S. 111–132, hier S. 117–119 [Erstdruck: *Deutsche Vierteljahresschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte* 1 (1923), S. 339–358].

66 Richard Alewyn: Grimmelshausen-Probleme. In: Weydt, *Der Simplicissimusdichter und sein Werk* (wie Anm. 4), S. 389–408, hier S. 406 [Erstdruck: *Zeitschrift für Deutschkunde* 44 (1930), S. 89–102].

67 Alewyn, Grimmelshausen-Probleme (wie Anm. 66), S. 406.

schen Michel porträtiert: in all ihrer regionalen Farbigkeit, in all ihren schichtenspezifischen Varianten und in der vollen Pracht ihres reichen Wortschatzes. Die vielen Facetten der deutschen Sprache des 17. Jahrhunderts lassen die Muttersprache Grimmelshausens in seinem Werk wie ein ebenso oft geschliffener Edelstein glänzen. Ihre Werte hat er erkannt, ihre Vielfalt in seinem literarischen Schaffen zu stilistischen Zwecken mit herausragendem Erfolg eingesetzt.

Wie „teutsch“ ist Grimmelshausens *Teutscher Michel*? Auf diese Frage hätte Mark Twain wahrscheinlich mit einem launigen „pretty damned German“ geantwortet und sich in aller Ausführlichkeit über die im Werk enthaltenen Beispiele für seltsame Ausdrücke, merkwürdige Zusammensetzungen, unübersichtliche Bandwurmsätze, verschollene Verben, syntaktische Klimmzüge sowie die im wahrsten Sinne des Wortes „barocke“ Orthographie ausgelassen.[68] Man kann ein solch hartes Urteil aber auch von der positiven Seite sehen: Wie „teutsch“ ist Grimmelshausens *Teutscher Michel*? „Pretty damned German“, durch und durch Deutsch, durch und durch Grimmelshausen.

68 Vgl. hierzu: Mark Twain [d. i. Samuel Langhorne Clemens]: *The Awful German Language / Die schreckliche deutsche Sprache*. Übersetzung von Ana Maria Brock. Mit einem Nachwort von Helmut Winter. Waltrop, Leipzig [9]2004.

PETER HESS (Austin)

Sprachkrise und Identität. Der *Teutsche Michel* als Leseanleitung für den *Simplicissimus*-Roman

I. Einführung

Sprache und Sprachverhalten sind die zentralen Themen der polemischen Schrift *Deß Weltberuffenen Simplicissimi Pralerey und Gepräng mit seinem Teutschen Michel* (Nürnberg 1673) von Hans Jakob Christoffel von Grimmelshausen.[1] Der Text stellt einen satirischen Kommentar zu den Sprachbemühungen seiner Zeitgenossen dar. Der deutsche Michel wird von den Zeitgenossen gemeinhin als Wahrzeichen für den aufrechten Deutschen dargestellt; dieses Bild wird auch in Flugblättern gegen die Gefahren modischer und sprachlicher Überfremdung entworfen.[2] Grimmelshausen steht auf der Seite der „altdeutschen Opposition“, die sich anachronistisch gegen die absolutistische, an Frankreich und Italien orientierte Hofkultur und gegen damit verbundene Innovationen positioniert.[3] Weniger klar ist die im Titel des Textes angesprochene Verbindung zu Simplicissimus, dem Titelhelden des Romans *Der Abentheurliche Simplicissimus Teutsch* (1668).[4] Die Beziehung des

---

1 Grimmelshausen: *Deß Weltberuffenen Simplicissimi Pralerey und Gepräng mit seinem Teutschen Michel*. Hrsg. von Rolf Tarot. Tübingen 1976 (Gesammelte Werke in Einzelausgaben. Unter Mitarbeit von Wolfgang Bender und Franz Günter Sieveke hrsg. von Rolf Tarot). – Der Text wird im Folgenden nach der Edition von Tarot mit Sigle *TM* und Seitenangabe in runden Klammern zitiert.

2 Volker Meid: *Grimmelshausen. Leben, Werk, Wirkung*. Stuttgart 2011, S. 123; Wilhelm Kühlmann: „Baldanders“ – Grimmelshausen und die ‚altdeutsche‘ Bewegung am Oberrhein. In: *Simpliciana* XXV (2003), S. 15–32, hier S. 23–25.

3 Meid, *Grimmelshausen* (wie Anm. 2), S. 124; Dieter Breuer: Simplicianische Sprachkritik. Grimmelshausens Traktat „Deß Weltberuffenen Simplicissimi Pralerey und Gepräng mit seinem Teutschen Michel“. In: *Reflexionen über Sprache aus literatur- und sprachwissenschaftlicher Sicht*. Hrsg. von Axel Gellhaus und Horst Sitta. Tübingen 2000 (Germanistische Linguistik 218), S. 1–12, hier S. 9.

4 Hans Jacob Christoffel von Grimmelshausen: *Simplicissimus Teutsch*. In: *Werke*. I. 1. Hrsg. von Dieter Breuer. Frankfurt a. M. 1989 (Bibliothek der Frühen Neuzeit 4. 1). – Der Text wird im Folgenden nach der Edition von Breuer mit Sigle *ST*

Teutschen Michel zum *Simplicissimus*-Roman soll in diesem Aufsatz genauer untersucht werden.

Ausgangspunkt ist die Hypothese, dass das im *Teutschen Michel* beschriebene sprachliche Fehlverhalten dem transgressiven Sprechen und Verhalten des Protagonisten im *Simplicissimus*-Roman entspricht. Als transgressiv gilt ein Akt, der allgemein akzteptierte Normen und Werte verkehrt, verkürzt oder ihnen widerspricht.[5] Mit dem Begriff transgressiv möchte ich Sprechakte oder Handlungen beschreiben, die in irgendeiner Form Normen des sozial Akzeptablen missachten, explizite oder implizite gesellschaftliche Schranken überschreiten und sich so einer symbolischen oder wirklichen Bestrafung aussetzen. Die Diskussion transgressiver Prozesse eröffnet die Möglichkeit einer dialektischen Dynamik: einerseits beinhaltet sie immer die Möglichkeit, die Legitimität normativer Ordnungsvorstellungen in Frage zu stellen. Gleichzeitig dient allerdings die Aufrufung der transgressiven Handlung als Mittel der Wiederherstellung dieser Ordnung.[6]

Eine Untersuchung der beiden Texte ergibt, dass das im *Teutschen Michel* kritisierte trangressive Verhalten schon im *Simplicissimus*-Roman thematisiert wird. Dort bedient sich der Protagonist einer Sprache, die seinem Wesen nicht entspricht, was im Roman als transgressiv dargestellt wird und zudem weitere transgressive, ordnungsstörende Handlungen verursacht. Transgressive Kleidung, d. h. Kleidung, die mit Status und sozialer Rolle nicht übereinstimmt, spielt im Roman[7] und im *Teutschen Michel* eine zentrale Rolle: In beiden Texten lässt sich die Frage nach der Identität sozusagen an der kritisierten transgressiven Kleidung aufhängen. Diese Verbindung zwischen Sprachverhalten und ethischen Handlungsweisen steht in diesem Aufsatz im Vordergrund.

---

und Seitenangabe in runden Klammern zitiert.

5 Barbara Babcock: *The Reversible World. Symbolic Inversion in Art and Society*. Ithaca 1978, S. 14; Peter Stallybrass, Allon White: *The Politics and Poetics of Transgression*. Ithaca 1986, S. 17–18.

6 Karolina Agata Kazimierczak: ‚Linguistic Fandom': Performing Liminal Identities in the Spaces of Transgression. In: *Liminalities: A Journal of Performance Studies* 6 (2010), Heft 2, S. 1–16, hier S. 5.

7 Bianca Maria Neri: Das typologische Verhältnis zwischen Simplicissimus und dem Einsiedler. Zur allegorischen Funktion des Kleiderwechsel-Motivs in Grimmelshausens Roman. In: *Simpliciana* IX (1987), S. 63–87, hier S. 69–70; Peter Hess: The Poetics of Masquerade: Clothing and the Construction of Social, Religious, and Gender Identity in Grimmelshausen's „Simplicissimus". In: *A Companion to the Works of Grimmelshausen*. Hrsg. von Karl F. Otto, Jr. Rochester 2003, S. 299–331, hier S. 300.

Dieter Breuers These, dass sich Grimmelshausens *Teutscher Michel* auch als Rechtfertigung des eigenen Schreibens verstehen lässt,[8] kann in diesem Kontext weiterentwickelt werden.

II. Sprachbewusstsein und Sprachfähigkeit

Das Problem des fehlenden Sprachbewusstseins und des uneigentlichen Sprechens durchzieht den *Simplicissimus*-Roman wie ein roter Faden. Gleich zu Beginn wird der Protagonist als Junge ohne Sprache dargestellt und führt so gewissermaßen ein tierisches Leben: Selbst einfachste Begriffe sind ihm unbekannt, wie Wolf (*ST* 23) oder Dorf. (*ST* 36) Es ist die tierische Bewusstseinsstufe, die Grimmelshausen im *Teuschen Michel* beschreibt: Die erste These dieses Textes ist, dass sich der Mensch von Tieren durch die Sprache unterscheidet; in der menschlichen Rede zeigten sich Vernunft und Verstand, welche den Tieren mangelten. Zwar könnten Vögel deutsche Wörter aussprechen, aber sie hätten kein Verständnis dafür. (*TM* 7)

Dies entspricht dem Sprachzustand des Protagonisten am Anfang des Romans. Kapitel 10 des ersten Buches thematisiert die Unfähigkeit des jungen Simplicissimus, zwischen Wirklichkeit und Repräsentation zu unterscheiden. Er nimmt bildliche Darstellung für wirklich und spricht ungeduldig und aufgeregt mit den Figuren in den Holzschnitten der Bibel des Einsiedels. (*ST* 43–44) Der Einsiedel interveniert schließlich: „Liebes Kind/ diese Bilder können nicht reden." (*ST* 44) Er erklärt, dass die visuelle Darstellung statisch sei, während die Sprache einen dynamischen Ablauf darzustellen imstande sei. Die potentielle Krisenhaftigkeit der Sprache ist so gleich am Anfang des Romans thematisiert. Der junge Simplicissimus geht von der Eindeutigkeit der Zeichen aus und erkennt nicht den Spielraum zwischen Wort und Ding, zwischen Signifiant und Signifié. Er nimmt alles wörtlich, wie es der köstliche Dialog zwischen dem Einsiedel und Simplicissimus im 8. Kapitel demonstriert. Der „Wunsch nach Eindeutigkeit des Wortsinns" ist die Kehrseite einer „Krise des Zeichens", die sich in der „Entdeckung einer

8 Dieter Breuer: *Grimmelshausen-Handbuch*. München 1999, S. 239; Meid, *Grimmelshausen* (wie Anm. 2), S. 127.

nicht-endlichen Instabilität des Wortes“ manifestiert.[9] Im ersten Buch stürzt ihn die fehlende Einsicht in die Multivalenz und Unberechenbarkeit von Zeichenfolgen ins Verderben.

In der Festung Hanau wird Simplicissimus nach der französischen Mode neu eingekleidet und „wie ein junger Graf/ zum besten accommodirt.“ (*ST* 78) Die Diskrepanz zwischen seinem durch höfische Kleidung markierten Erscheinungsbild einerseits und seiner Einfalt und rhetorischen Unbeholfenheit andererseits wird nun offensichtlich und wird von seiner Umwelt ausgenutzt. Bei seiner Musterung erhält er aufgrund seiner Einfalt den vollen Namen Simplicius Simplicissimus. (*ST* 131) In der Hanauer Szene am Ende des ersten Buches wird in der Folge die Objektivierung des Protagonisten aufgrund seiner mangelhaften Sprachbeherrschung thematisiert. Dort lernt Simplicissimus vom Pagen, der später sein Herzbruder wird, die Kunst des ‚Wahrsagens‘. (*ST* 101–102) Herzbruder überredet Simplicissimus, seinen Kopf unter die Bettdecke zu stecken, um diese Kunst zu lernen. Herzbruder furzt, worauf Simplicissimus erstaunt reagiert: „du hast einen streichen lassen.“ Herzbruder antwortet schlagfertig: „Und du [...] hast wahr gesagt/ und kanst also die Kunst am besten.“ (*ST* 102)

Was Simplicissimus hier wirklich lernt, ist die Kunst des uneigentlichen Sprechens. Herzbruder lügt nicht im wörtlichen Sinne: Er bringt Simplicissimus dazu, eine wahre Aussage zu machen. Die Täuschung besteht darin, dass er ihn glauben macht, dass er ihn Wahrsagen im übertragenen Sinne lehrt, d. h. die Zukunft voraussagen. Bis zum jetzigen Zeitpunkt ist Simplicissimus ein leichtgläubiger und naiver Junge, der die Dinge immer wörtlich nimmt. Hier lernt er, dass es eine Distanz und gar Spannung gibt zwischen wörtlichen und idiomatischen Wortbedeutungen, die man für eigene Zwecke ausnutzen kann. Man kann also lügen und manipulieren, indem man die Wahrheit sagt, indem man die verschiedenen semantischen Ebenen gegeneinander ausspielt. Die Einsicht in die Unzuverlässigkeit sprachlicher Zeichen wird zum performativen Prinzip: Die Technik, Möglichkeiten der Signifikation auszuleuchten, wird Simplicissimus in der Folge im Roman spielerisch durch „Formen der (ironischen) Indirektheit, der Selbstinszenierung, des Rollenspiels, des Wörterstreits“[10] perfektionieren.

---

9 Eckhard Lobsien: Renaissance-Krisen. In: *Krisis! Krisenszenarien, Diagnosen und Diskursstrategien*. Hrsg. von Henning Grunwald und Manfred Pfister. München 2007, S. 95–113, hier S. 106.

10 Lobsien, Renaissance-Krisen (wie Anm. 9), S. 107.

Am Anfang des zweiten Buches wird Simplicissimus in Hanau in sein Kalbskostüm gesteckt, (*ST* 137–138) wie es seinem simplen Wesen entspricht und ihm aufgrund seines sprachlichen Unvermögens zusteht. Nach der Logik des ersten Kapitels des *Teutschen Michel* steht ihm dies aufgrund seines tierischen Sprachverständnisses auch zu. Just in diesem Moment, wo Simplicissimus in ein Kostüm gesteckt wird, das seinem simplen Wesen entspricht, und wo somit seine Kleidung nicht transgressiv ist, beginnt er, aus dieser Rolle herauszuwachsen. Der Sprachlernprozess beginnt genau an jenem Punkt, wo er zu dem gemacht wird, was er durch sein fehlendes Sprachvermögen auch darstellt. Freilich beinhaltet seine neue Sprachgewalt auch das Potential zum uneigentlichen Sprechen und zur Manipulation, was durch den Umstand markiert wird, dass seine Kleidung nun wiederum als transgressiv, also nicht seinem Status entsprechend bezeichnet werden muss. Und das ist genau die Ambivalenz, die wir auch im *Teutschen Michel* sehen. So wie die Multivalenz der Wörter bislang dazu diente, die Naivität des Protagonisten zu entlarven, beginnt dieser nun, diese aktiv auszunutzen und zu seinem eigenen Vorteil zu manipulieren. Närrischsein ist nun nicht mehr sein Wesen, sondern wird zum Prinzip des Verstellens: „Damals fieng ich erst an/ in mich selbst zu gehen/ und auff mein Bestes zu gedencken. Jch setzte mir vor/ mich auff das närrischte zu stellen/ als mir immer möglich seyn möchte." (*ST* 138)

Die sprachliche Unterentwicklung des Protagonisten dauert also genau bis zu dem Moment, wo Simplicissimus im II. Buch seines Romans gezwungen wird, sich am Hanauer Hof als Kalb zu verkleiden. Im Moment der erzwungenen Verkleidung beginnt er nun, seine Verkleidung als Maske mit all ihren Möglichkeiten zu begreifen, die es ihm vor allem gestattet, durch Eloquenz zu verwirren und zu manipulieren, zumal seine Maske am Hanauer Hof als solche nicht erkannt wird,[11] was ihm seine Hofkritik ermöglicht.

Mit völlig überraschender Wortgewalt beginnt Simplicissimus in der Manier eines Hofnarren zur Verwunderung aller mit dem Gouverneur über wichtige Themen zu disputieren. Auf die Bemerkung des Gouverneurs, dass Simplicissimus in der Verkleidung als Kalb viel verständiger und zu einem eigentlichen Schalk geworden sei, (*ST* 159) rechtfertigt Simplicissimus nicht seine eigenen Handlungen, sondern

11 Yves Carbonnel: Voyage et vêtement dans le „Simplicius Simplicissimus" de Grimmelshausen. In: *Cahiers d'Études Germaniques* 9 (1985), S. 33–75, hier S. 64.

verteidigt die Tiere mit ausufernden Beispielen gegen den Vorwurf der Narrheit. (*ST* 159–161) Was im Roman ironisch verkehrt wird, spricht Grimmelshausen im *Teuschen Michel* klar und deutlich aus, dass sich nämlich der Mensch durch Sprache und Vernunft vom Tier unterscheide und dass der verständige Sprachgebrauch die Grundlage für die sittliche und vernünftige Existenz des Menschen ausmache. (*TM* 7–8)

Dieses Prinzip wird im Roman auf den Kopf gestellt, indem der Protagonist sich nun durch semantische Spiele eine Überlebensstrategie zurechtlegt. Simplicissimus nimmt in einem von niemandem ganz kalkulierbaren semiotischen Feld ‚Spielzüge' vor. Jedes in dieses Spiel eingebrachte Zeichen verändert den Wert der anderen und trägt zum Überleben des schalkhaften Protagonisten bei. Das narrative Problem ist, dass dieses verbale Spiel des Ich-Erzählers ästhetisch attraktiv, ethisch jedoch problematisch ist. Gerade die Zeichenkrise löst das Vergnügen beim Lesen des *Simplicissimus*-Romans aus, denn „[d]ie Zeichenkrise wird zur risikofreien neuen Leseerfahrung."[12] Sie verursacht aber gleichzeitig eine Identitätskrise, die nicht nur den Protagonisten, sondern zunehmend auch die Erzählerfigur betrifft. In der *Continuatio* ist die ironische Spannung zwischen Protagonisten und Erzähler, die den Romananfang markiert hatte, kaum mehr zu erkennen: Auch der Erzähler vermag das Labyrinth von Täuschung und Lüge und so die selbstverursachte Sinnkrise nicht aufzulösen. Das Problem wird erst drei Kapitel vor dem Ende der *Continuatio* durch eine neue Erzählerfigur gelöst: der neue Erzähler Jan Cornelis van Harlem erzählt die Geschichte mit dem Ethos eines verantwortungsbewussten Kapitäns zu Ende, der sich selbst und seine Rolle in dieser Welt erkennt. Die krisenhafte Instabilität der Zeichen wird durch den neuen Erzähler zurückgenommen. Er skizziert den alten Simplicissimus als einen unsteten und unglaubwürdigen Charakter und rückt damit das narrative Ethos wieder ins Lot, allerdings auf Kosten des Lesevergnügens.[13] Grimmelshausen modelliert in seinem Roman durch seinen zweiten Erzähler, was der Protagonist und Ich-Erzähler in der Romanwirklichkeit nicht zu leisten vermag: eine Auflösung der Sinnkrise, der Sprachkrise, und letztlich der Erzählkrise.

---

12 Lobsien, Renaissance-Krisen (wie Anm. 9), S. 110.
13 Hess, The Poetics of Masquerade (wie Anm. 7), S. 325–327.

III. Mehrsprachigkeit und ethisches Sprechen

Im *Teutschen Michel* führt Grimmelshausen weiter aus, dass Menschen, die mehrere Sprachen sprechen, nicht nur Tiere weit übertreffen, sondern auch Menschen, die nur eine Sprache sprechen. (*TM* 8) Die Mehrsprachigkeit sei eine göttliche Gabe, die den Menschen vom Makel der Barbarei befreie:

> So ist auch der Nutz/ den man von den Sprachkündigen hat/ an sich selbsten sehr nahe unaussprechlich/ und zwar/ wann man nur schlechthin bedenckt/ was vor Künste und Wissenschafften unsere gelehrte liebe Teutsche durch Ubersetzung frembder Bücher ihrem Vatterland beygebracht und mitgetheilet haben! massen mehr als genugsam bekandt/ daß unsere kriegerische rohe Vorfahren sich/ als ein wildes Volck/ nicht so bald der Weisheit beflissen/ wie die Aegyptier/ Hebræer/ Griechen/ Lateiner/ und andere Völcker gethan [...]. (*TM* 8)

Grimmelshausen bemüht den Topos von der Wildheit der Deutschen, die durch ein Übersetzungsprogramm zivilisiert werden sollen, so wie es die Poetiken der Zeit auch postulieren.

Fehlende individuelle Sprachfähigkeit hat nicht nur kulturelle, sondern auch moralische Implikationen. Im Roman gerät der Mangel an Sprachkenntnissen für Simplicissimus zum Problem. Von Köln aus reist er nach Paris, wo ihm seine Einsprachigkeit und die daraus resultierende Abhängigkeit von Deutschsprechenden zum Verhängnis werden. Eine umgekehrte Anekdote erzählt Grimmelshausen, vielleicht nicht ganz zufällig, im *Teuschen Michel* von einem Franzosen in Köln, der kein Deutsch kann, dort orientierungslos umherirrt und als Resultat seiner Einsprachigkeit einen Zahn verliert. (*TM* 10–11) In der Pariser Episode wird der sprachunkundige Simplicissimus zu einem Lusthaus gebracht, wo sein Körper wiederholt zum Verkehr mit attraktiven, anonymen Damen kommodifiziert wird. Da er kein Französisch kann, muss er alles wehrlos über sich ergehen lassen.

Der Ich-Erzähler schildert eine der Pariser Szenen wie folgt:

> […] und so bald ich hinzu kam/ fiel sie mir umb den Hals/ bewillkompte mich mit vielem küssen/ und bisse mir vor hitziger Begierde schier die unter Lefftzen herab/ ja sie fieng an meinem Schlaffbeltz auffzuknöpffeln [...]. (*ST* 369)

Auffallend ist nicht nur die effeminierte Passivität von Simplicissimus, sondern auch die Wahl der Wörter, die seine Körperteile beschreiben

und objektivieren: Lefzen sind Hundelippen, und auch der Schlafpelz deutet auf sein tierisches Vegetieren.[14] Die Szene markiert invertierte Geschlechterrollen. Es ist seine physische Schönheit, die er hier, selbstironisch kommentiert, eine Rolle spielt, nicht diejenige der Frauen.[15] Die Frauen sind maskiert, was ihre Identität verschleiert, aber auch schützt. Die Frauen sind zudem die sexuell aktiven Partner.[16] Durch die transgressive Inversion der Sexualrollen wird der männliche Protagonist emaskuliert und sein Körper kommodifiziert, zumal er auch für den Akt bezahlt wird.[17]

Während Grimmelshausen die Verbindung zwischen fehlender Sprachfähigkeit und tierischen Attributen im Roman anekdotisch herstellt, macht er sie im *Teutschen Michel* explizit:

> Ist also die Gab unterschiedliche Sprachen zu reden/ nicht allein eine nutzliche und höchstnothwendige: sonder auch eine Göttliche Gab/ ohne welche die hiebevor barbarisch gewesene Völcker immerhin im Finstern leben/ und wie das Viehe sterben müssten […]. (*TM* 8–9)

Die „Gab unterschiedliche Sprachen zu reden" wird dem Menschen durch „Gottes Gnad" vermittelt und „zu seines Schöpffers Ehr: zu seiner Seelen Heyl/ und zu seines Nächsten und Vatterlands Nutz wol angelegt." (*TM* 9) Sprachfähigkeit wird demnach zu einer moralischen Verpflichtung des Einzelnen und dient sowohl dem Erlangen des individuellen Seelenheils als auch dem kulturellen Fortschritt. Gott habe zu Babylon die Teilung der Sprachen verordnet; die Menschen wieder in Einigkeit zusammenzuführen, sei nicht nur ein geistliches, sondern auch ein linguistisches Projekt der christlichen Kirche. (*TM* 8)

Die moralische Fragwürdigkeit seines Pariser Treibens wird Simplicissimus erst zu einem ungelegenen Zeitpunkt klar, während des Liebeaktes nämlich: „Jch gedachte zwar heim an meine Liebste/ aber was halffs/ ich war leyder ein Mensch [...]". (*ST* 369) Er muss sich in Erinnerung rufen, dass er wirklich ein Mensch ist und von solch tierischem Treiben ablassen sollte. Das vom Erzähler kommentierend ein-

14 Die alte Frau in Hanau hat ebenfalls eine „undere Lefftzen". (*ST* 136) Ihre physischen Attribute werden dort negativ kommentiert.

15 Richard E. Schade: Simplicius in Paris: The Allegory of the Beautiful Lutenist. In: *Monatshefte für deutschen Unterricht, deutsche Sprache und Literatur* 88 (1996), S. 31–42, hier S. 32.

16 Isabel V. Hull: *Sexuality, State, and Civil Society in Germany, 1700–1840*. Ithaca 1996, S. 83.

17 Hess, The Poetics of Masquerade (wie Anm. 7), S. 319–321.

geschobene Adverb „leyder" ironisiert jedoch diese Aussage: er tröstet sich damit, dass viehisches Verhalten und damit moralische Schwäche für ihn Teil seiner menschlichen Natur ist.

Mehrsprachigkeit hat nach Grimmelsausen auch eine nützliche Komponente: Sie helfe den Theologen, Juristen, Medizinern, Regenten, Kaufleuten und vielen anderen dem Fortkommen in ihrer professionellen Beschäftigung oder persönlichen Berufung, aber sie mache die Gelehrtheit nicht aus. (*TM* 9–10) Im zweiten Kapitel des *Teutschen Michel* jedoch argumentiert Grimmelshausen im Gegensatz dazu, dass mangelnde Sprachkenntnisse nicht zum Nachteil gereichen müssen. Als Beispiel dafür nennt er den berühmten Einsiedel Antonius (ca. 251–356), der nicht lesen konnte und keine Fremdsprachen beherrschte, und der dennoch durch seine Weisheit und biblische Gelehrtheit Berater von Königen wurde.[18] (*TM* 15) Es sei „ein blinder Wahn" zu glauben, dass man ohne Fremdsprachen nicht verständig sein könne (*TM* 15) und beschließt das zweite Kapitel mit diesem Fazit:

> [...] dannenhero kombts/ daß sich bißhero noch kein verständiger Teutscher zu todt gegrämt/ vil weniger sich gar erhenckt/ umb willen er keine andere als seiner Mutter Sprach begreiffen mögen; wirds auch fürterhin noch keiner thun/ weil er keine sonderbare grosse Ursach darzu hat. (*TM* 15)

In der Forschung wurde oft betont, dass sich Grimmelshausen in seinem *Teuschen Michel* in sprachlichen Fragen für einen Mittelweg stark mache.[19] Dies trifft zwar tendenziell zu, greift aber als Erklärungsversuch zu kurz; Grimmelshausen selbst erklärt den scheinbaren Gegensatz. Er stellt die rhetorische Frage, warum zum Beispiel die Vielsprachigkeit beim Kirchenlehrer Hieronymus als Quelle seiner Weisheit gelte, nicht aber bei Mithridates oder Crassus:

> aber waren dise beyde Sprachkündige drumb besser/ edler/ weiser/ klüger/ und was das meiste ist/ glückseliger als andere Menschen ihrer Zeit/ die nur ihre eintzige Mutter-Sprach geredet? (*TM* 14)

---

18 Zur Antonius-Verehrung vgl. Lars Kaminski: *Vita Simplicii. Einsiedlerleben und Antoniusverehrung bei Grimmelshausen*. Frankfurt a. M. [u. a.] 2010.

19 Kühlmann, Baldanders (wie Anm. 2), S. 24. – Die Idee von Grimmelshausens ‚Mittelstellung' hält sich seit Klara Hechtenberg: *Das Fremdwort bei Grimmelshausen. Ein Beitrag zur Fremdwörterfrage des 17. Jahrhunderts*. Diss. Heidelberg. Heidelberg 1901, S. 46.

Grimmelshausen hält dies für einen Irrglauben, den „sich etliche Sprachkündige entblödeten den Unwissenden einzubilden“ und erreicht diese Schlussfolgerung: „Hätten sie [...] so heilig gelebt/ und wären so selig gestorben als der heilige Kirchenlehrer Hieronymus“, (*TM* 14) dann wäre auch diesen beiden der Zugang zur Weisheit und „zu dem höchsten Gut“ offen gewesen. (*TM* 15) Erst durch seinen exemplarischen Lebenswandel gereicht Hieronymus die Vielsprachigkeit zur Weisheit. Für Grimmelshausen ist der Sprachkundige nicht ein Mensch, der möglichst viele Sprachen beherrscht, sondern einer, der die Sprache seinem Stand in der Gesellschaft und seinem eignen Wesen gemäß einsetzt und sich im Sprachgebrauch nach ethischen Prinzipien richtet, wie es sich für einen Redner nach den Regeln des *decorum* auch geziemt. Denn nur ein ethischer Redner und Poet kann nach den Regeln der humanistischen Rhetorik auch ein guter Redner und Poet sein, und nur diesem kann Vielsprachigkeit auch zum Vorteil gereichen. Der *Simplicissimus*-Roman illustriert diese Sprachauffassung, während sie der *Teutsche Michel* kodifiziert.

IV. Sprachliche Fehlleistungen

Daraus lässt sich die These ableiten, dass sprachliche Fehlleistungen, d. h. transgressives Sprechen, mit fehlender ethischer Grundhaltung in Verbindung stehen. Dies thematisiert Grimmelshausen in den Bereichen von Fremdwörtermissbrauch, Sprachreinigung, Orthographie und gewisser sprachlicher Eigenarten. Sprachliche Fehlleistungen der sogenannten Sprachhelden spielen im *Teutschen Michel* eine wichtige Rolle und lassen sich auch im *Simplicissimus*-Roman nachweisen.

Das im *Teutschen Michel* zentrale Thema Sprachreinigung wird im Roman explizit nur einmal und an völlig unerwarteter Stelle thematisiert. In der Mummelsee-Episode bezeichnet der Ich-Erzähler den See der Sylphen als „Taglöcher oder Fenster“. (*ST* 514) ohne diese Wortwahl weiter zu kommentieren. Es handelt sich hier um eine Verballhornung der Wortneuschöpfung ‚Tagleuchter‘ von Philipp von Zesen. In Anspielung auf die Tiefe des Sees wird der ‚Leuchter‘ zu ‚Löchern‘, was von den Zeitgenossen zweifellos als ironisches Wortspiel verstanden wird, das Zesens Sprachreinigungsbewegung lächerlich macht.

Genau dieses Beispiel des ‚Tagleuchters' nimmt Grimmelshausen im *Teutschen Michel* am Anfang des fünften Kapitels wieder auf:

> Wann ihr ein Fenster/ darumb daß es lateinisch klingt/ nit mehr Fenster: sonder einen Tagleuchter benahmet/ warumb nennet ihr dann nicht auch die Pforten und Thüren anders/ deren Namen ebenmässig von den Lateinern und Griechen herstammen? (*TM* 28)

Seine Kritik an diesen Neologismen erklärt Grimmelshausen:

> Unsere alte Teutsche Vorfahren seyn warlich keine Kinder: sonder denen/ die im Anbegin die Teutsche Sprach geredet/ viel näher gewesen als ihr; welche auch den Wörtern Fenster/ Thür und Pforten/ das Burgerrecht bey ihrer Sprach freywillig geschenckt/ als sie auffhöreten in Hütten zuwohnen/ darinnen weder Fenster/ Thüren noch Pforten niemahls gesehen worden; Nachdem sie nemblich die Nothwendigkeit und den Gebrauch solcher Ding bey den Lateinischen Römern wahrgenommen/ und selbige nennen hören. (*TM* 28)

Ein moderater Fremdwörtergebrauch ist demnach angemessen, vor allem wenn nicht nur Wörter importiert werden, sondern auch die Objekte, welche durch diese Wörter bezeichnet werden. Genauso wie kulturelle und zivilisatorische Errungenschaften, wie Türen und Fenster, von den Römern übernommen wurden, so ist es auch sinnvoll, deren Bezeichnungen in die deutsche Sprache aufzunehmen. Es wäre sinnlos und zudem zu umständlich, deutsche Begriffe für alle importierten Dinge zu erfinden, und würde „eine neue Babylonische Verwirrung" herbeiführen. (*TM* 30) Für die Kräuterkundigen und Apotheker könnte diese Verwirrung gar schwerwiegende Folgen haben. Wenn man wie „einfältige Bauren [...] einem und andern frembden Ding neue teutsche Namen" geben wollte,

> so würdet ihr in kurtzer Zeit einen solchen ungeheuren: mit allerhand närrischen Rätherschen verwornnen labyrinthum aus der tapffern Teutschen Helden-Sprach machen und aufferbauen/ daß sich niemand mehr hinein finden oder heraus wickeln: ja endlich weder der Teuffel noch seine Mutter verstehen [...]. (*TM* 31)

Die Verwendung des Wortes ‚Labyrinth' impliziert eine moralische Komponente: Im *Simplicissimus* ist die Welt als gefährliches und chaotisches Labyrinth dargestellt; der Ungläubige wird „in diesem gefährlichen Jrrgarten untergehen und verderben." (*ST* 75)

Genauso, wie sich Grimmelshausen gegen die Manie der Sprachreformer wendet, allen Dingen deutsche Namen zu geben, kritisiert Grim-

melshausen auch die übermäßige und missbräuchliche Verwendung von Fremdwörtern.[20] Ungebildete Menschen wollten durch Fremdwörtergebrauch Sprachenkenntnisse vortäuschen oder ein modisches Auftreten markieren, (*TM* 14) was oft auch eine falsche Verwendung von Fremdwörtern mit sich bringe, (*TM* 37) was trügerischen Handlungen Vorschub leiste. Auch in seiner eigenen Sprachpraxis versucht er einen Ausgleich: Er schreibt ein „Oberdeutsch überformtes Deutsch", das auf allgemeine Verständlichkeit ausgerichtet ist und zudem kaum konfessionell markiert ist.[21]

Genauso ist der Fremdwörtergebrauch im *Simplicissimus*-Roman moderat.[22] Vor allem die militärische Sprache und technische Beschreibungen enthalten viele Fremdwörter, was nach den im *Teuschen Michel* formulierten Grundsätzen legitim ist, denn diese Technologien sind zumeist ausländischen Ursprungs. Auch beim Gebrauch des Lateinischen vertritt Grimmelshausen eine pragmatische Stellung, und die begrenzte Verwendung lateinischer Fremdwörter im Roman erscheint als allgemein unproblematisch, zumal das Lateinische für ihn eine legitime Funktion als Gelehrtensprache hat. Allerdings verurteilt Grimmelshausen diejenigen, „die ihre aigne angeborne teutsche Tauff- und Zunamen verlateinisiren oder gantz Griechisch dargeben." (*TM* 33)

Bei Grimmelshausen bietet sich immer wieder die Möglichkeit, die lateinische Sprache zum Zweck von Täuschung zu missbrauchen. Im Roman sehen wir, dass in der Tischrunde in Hanau, wo der Gouverneur und seine Leute sich auf Lateinisch unterhalten, „damit ichs nicht verstehen solte." (*ST* 162) Analog dazu ist die These im *Teuschen Michel*, dass die Juden Hebräisch zu sprechen beginnen, wenn sie die Christen betrügen wollen. (*TM* 61) Varianten davon sind die Anekdoten von zwei Stadtschreibern. Der erste wird vom Bürgermeister angewiesen, nicht Lateinisch sondern Deutsch zu sprechen, damit kein Verdacht des Betrugs aufkomme. (*TM* 61) Dem zweiten gereicht das Verschweigen

20 Breuer, Simplicianische Sprachkritik (wie Anm. 3), S. 6.

21 Dieter Breuer: Der Streit über die Frage, „wo das beste Teutsch zu finden". In: *Konfession und Sprache in der Frühen Neuzeit: Interdisziplinäre Perspektiven*. Hrsg. von Jürgen Macha, Anna Maria Balbach und Sarah Horstkamp. Münster 2012, S. 31–43, hier S. 40.

22 Hechtenberg, Das Fremdwort bei Grimmelshausen (wie Anm. 19), S. 5. – Vgl. dazu das Projekt eines Grimmelshausen-Wörterbuches: Barbara Molinelli-Stein: Welche Relevanz kann ein Autoren-Wörterbuch für seine Zeit haben? In: *Insights into English and Germanic lexicology and lexicography: past and present perspectives*. Hrsg. von Laura Pinnavaia und Nicholas Brownlees. Monza 2010, S. 374–393.

seiner Lateinkenntnisse zum Vorteil, weil er die lateinische Unterhaltung seiner Verhandlungspartner mitbekommt und so deren Verhandlungsdispositiv kennt. (*TM* 62–63) Ein Problem der Fremdsprachen besteht also darin, dass sie mit täuschenden und betrügerischen Absichten verwendet werden können. Auch hier liegt das Problem nicht in der Sprache selbst, sondern in ihrer ethischen Verwendung.

Schon Hechtenberg hat nachgewiesen, dass Grimmelshausen verhältnismäßig häufiger französische Fremdwörter verwendet als andere Autoren der Zeit.[23] Grimmelshausen benutzt die französische Sprache vor allem in Liebessachen und verwandten höfisch-alamodischen Themenkreisen. In der Jupiter-Episode des Romans ironisiert Grimmelshausen die höfisch-alamodische Sprache, (*ST* 264–265) und in der Pariser Episode sind Spiele um Französischkenntnisse im Kontext der höfischen Untugend der Verstellung anzusiedeln. (*ST* 368) Die Liebessprache enthält bei Grimmelshausen viele Fremdwörter, um deren französischen Ursprung und den galanten Kontext zu markieren.[24] Hier ergibt sich allerdings auch das Potential der ironischen Kommentierung, denn gerade die Liebessprache ist von täuschender Sprache meist aus dem Französischen durchzogen. So will Simplicissimus als Jäger von Soest die „Wolredenheit" aus der unvergleichlichen *Arcadia* von Sir Philip Sidney lernen. (*ST* 315) Der Begriff Wohlredenheit wird hier im Sinne von galanter Komplimentierkunst ironisiert, deren Zweck es natürlich ist, zu lernen „mit der Leimstangen [zu] lauffen", (*ST* 315) d. h. durch verführerische Sprache junge Frauen für sich zu gewinnen.

Im *Teutschen Michel* fällt in der Diskussion der Fremdsprachen im 6. Kapitel dieser ironisch-kritische Verweis:

> Hier möchte mir nun jemand entweder heimlich ins Ohr/ oder offentlich ins Gesicht/ oder hinterrucks nachsagen/ Simplex nimb dich selbst bey der Nasen; [...] wisse/ daß ichs mache wie die gute Prediger/ die in Bestraffung der Laster kein Blat vors Maul nemmen/ sonder nicht stillschweigen können/ wann sie gleich wissen/ daß sie sich selbsten offt/ ja mehr als offt treffen […]. (*TM* 36–37)

Hier gibt sich die Erzählerfigur des *Teutschen Michel* als Simplex zu erkennen, der sich selbst „bey der Nasen" nehmen solle, d. h., dass sich

23 Hechtenberg, *Das Fremdwort bei Grimmelshausen* (wie Anm. 19), S. 46.

24 Zur galanten Bewegung vgl. Dirk Niefanger: Galanterie. Grundzüge eines ästhetischen Konzepts um 1700. In: *Künste und Natur in Diskursen der Frühen Neuzeit*. Hrsg. von Hartmut Laufhütte. Bd. 1. Wiesbaden 2000, S. 459–472; Peter Hess: Galante Rhetorik. In: *Historisches Wörterbuch der Rhetorik*. Hrsg. von Gerd Ueding. Bd. 3. *Eup–Hör*. Tübingen 1996, S. 507–523.

der Erzähler Simplex nicht immer an die von ihm im *Teutschen Michel* formulierten Regeln halte. Simplex gibt dies auch zu: Er halte es wie der Prediger, der genauso gegen die Regeln verstoße, die er anderen beibringen wolle. Diese Bemerkung ist aus zwei Gründen wichtig: Erstens besteht die Möglichkeit der Lizenz, welche eine Missachtung der Regel erlaubt. Zweitens gibt sich Simplex hier als der Erzähler zu erkennen, der auch für die anderen Simplicianischen Schriften verantwortlich ist. Dies lässt die These zu, dass Grimmelshausen hier seinen Simplex Sprachregeln erklären lässt, die dem Schreiben der Simplicianischen Schriften als Grundlage gedient hatten.

Grimmelshausen beanstandet auch andere Formen des unnatürlichen Sprechens, die nicht mit Fremdwörtern in Beziehung stehen. Immer wieder wendet sich Grimmelshausen im *Teutschen Michel* gegen geckisches und affektiertes Sprechen: So vergehe man sich durch das Beifügen von Extrasilben an der deutschen Sprache, (*TM* 39–40) die sich von Natur aus durch einsilbige Stammwörter auszeichne. (*TM* 57) Ebenso kritisiert er Menschen, die gewohnheitsmäßig sonderbare Sprüche und Sprichwörter verwenden: „ES seynd ihrer vil/ die nehmen unvermerckt sonderbare Wörter und Sprüch an sich/ welche sie ihnen dermassen angewehnen und in ihrem Maul so läuffig machen [...].“ (*TM* 48) Zur Illustration zitiert er eine Anekdote aus dem *Wunderbarlichen Vogel-Nest*. (*TM* 49)[25] Diese Stelle gibt uns Einblicke in Grimmelshausens Arbeitsweise: Dadurch, dass er seinen eigen Text zitiert und interpretiert, wird die hermeneutische Dimension des *Teutschen Michel* sichtbar. Offenbar soll der *Teutsche Michel* als Leseanleitung für seine literarischen Texte dienen.

Transgressive sprachliche Fehlleistungen vergehen sich für Grimmelshausen an der altdeutschen Kultur. Schwerwiegender aber ist, dass sprachliche Fehlleistungen immer auch Indiz sind für täuschendes und betrügerisches Sprechen mit allen moralischen Implikationen.

---

25 Hans Jakob Christoffel von Grimmelshausen: *Das wunderbarliche Vogel-Nest. Erster Teil*. In: *Werke*. I. 2. Hrsg. von Dieter Breuer. Frankfurt a. M. 1992 (Bibliothek der Frühen Neuzeit 4. 2), S. 337–339.

V. Selbsterkenntnis und Identität

In einem letzten Argumentationsschritt soll aufgezeigt werden, wie sehr sich die Grundauffassungen im *Simplicissimus*-Roman und im *Teutschen Michel* ähnlich sind. Grimmelshausen beginnt seinen Roman:

> ES eröffnet sich zu dieser unserer Zeit (von welcher man glaubt/ daß es die letzte seye) unter geringen Leuten eine Sucht/ in deren die Patienten/ wann sie daran kranck ligen/ und so viel zusammen geraspelt und erschachert haben/ daß sie neben ein paar Hellern im Beutel/ ein närrisches Kleid auff die neue Mode/ mit tausenderley seidenen Banden/ antragen können/ oder sonst etwan durch Glücksfall mannhafft und bekant worden/ gleich Rittermäßige Herren/ und Adeliche Personen von uhraltem Geschlecht/ seyn wollen […]. (*ST* 17)

Grimmelshausen thematisiert hier die zentralen Motive des Romans: mangelnde Selbsterkenntnis und der Wunsch, sich als sozial und ökonomisch besser darzustellen, als man als man wirklich ist. Im *Teutschen Michel* findet sich eine entsprechende Passage: „Es ist aber schon vorlängst eine allgemaine Sucht eingerissen/ der Art/ daß die jenige/ so daran kranck ligen/ weit von ihrem Vatterland gebürtig zu seyn wünschen". (*TM* 17) In beiden Zitaten wird der Wunsch, eine andere, bessere Identität zu projizieren, als krankhafte Sucht bezeichnet.

Und noch etwas haben die beiden Texte gemeinsam: die zentrale Stellung von Kleidung. Schon der erste Satz im Roman besagt, dass Kleidung Bedeutung hat. Kleidung wird verwendet, um eine soziale Realität auszudrücken und individuelle Identitäten zu konstruieren.[26] Aber der erste Satz sagt auch aus, dass Verkleidung, d. h. die transgressive Verwendung von Kleidung, der fälschlichen Selbstdarstellung dient und so Identitäten und soziale Rollen neu konstruieren kann. Im *Teutschen Michel* ist an 15 verschiedenen Stellen von Kleidung die Rede. Im *Simplicissimus*-Roman geschieht dies an Dutzenden Stellen. Die Kleidung, die Simplicissimus im Roman trägt, wird immer dann beschrieben, wenn Simplicissimus sich verkleidet, d. h. durch transgressive Kleidung eine ihm zu diesem Zeitpunkt nicht angemessene Rolle annimmt.[27] So trägt er Pilger- und Einsiedlerkleidung zu Zeiten

---

26 Joanne Entwistle: *The Fashioned Body: Fashion, Dress, and Modern Social Theory*. Cambridge 2000, S. 114.

27 Hess, The Poetics of Masquerade (wie Anm. 7), S. 300; Neri, Das typologische Verhältnis (wie Anm. 7), S. 69–70.

spirituellen Zweifelns. Er will zwar wie sein Vater werden, aber er versteht die spirituelle Dimension des Einsiedlerdaseins nicht, so dass die Ähnlichkeit im Äußerlichen verhaftet bleibt. Die täuschende Verwendung von Pilger- und Einsiedlerrobe ist somit eine Maske für eine tiefe moralische und spirituelle Krise, die sich durch den ganzen Roman hindurchzieht, und die auch am Schluss nicht aufgelöst wird. Die Analyse seiner einfachen Kleidung zeigt vielmehr, dass Simplicissimus nie aufhört, ein rastloser Charakter ohne moralisches Zentrum zu sein.

Der erste Satz des Romans signalisiert das Bedürfnis der Menschen, ihre soziale Stellung durch reiche Kleidung heben. Im Roman finden sich zahlreiche Episoden, in denen Simplicissimus genau dies bewirken will. Ironischerweise hören aber alle Versuche, sich besser zu kleiden, in dem Moment auf, wo Simplicissimus von seiner noblen Geburt erfährt. (*ST* 479–480) Von diesem Moment an zieht er Bauernkleidung vor, kleidet sich also unter dem neu gewonnenen Status, was ebenfalls eine Transgression darstellt.[28]

Wenn wir nun die 15 Textstellen in *Teutschen Michel* betrachten, wo Kleidung eine Rolle spielt, ergibt sich ein ähnliches Bild. Das zentrale Motiv ist immer wieder die Funktion von modischer Kleidung, es den Menschen zu ermöglichen, eine fremdländische Identität vorzutäuschen, die dem deutschen Wesen und der deutschen Sprache fremd sind. Für Grimmelshausen ist Kleidung national markiert. In der Anekdote vom deutschunkundigen Franzosen in Köln findet dieser einen anderen Franzosen, „den er an der Kleydertracht erkant“. (*TM* 10) Umgekehrt schenkt ein Edelmann in der Pariser Episode des *Simplicissimus* dem Protagonisten ein altes Kleid, damit er nicht als Deutscher auffalle. (*ST* 351)

Grimmelshausen kritisiert im *Teutschen Michel* die Heuchelei der Sprachreiniger, die gleichzeitig der französischen Mode nachhängen:

> diese vermeine ich/ welche das Teutsch von allen frembden Wörtern gerainiget und geläutert wissen wollen; ihre Leiber und Gemüther aber nichts desto weniger mit Frantzösischen Kleydungen/ Barüquen und kleinen wintzigen Knöbelbärtgern [...] gleich den natürlichen Frantzosen verstellen/ zieren und tragen […]. (*TM* 56)

Ebenso verhöhnt werden diejenigen, die kaum Fremdsprachen verstehen, sich aber an ausländischen Lebensweisen orientieren:

28 Hess, The Poetics of Masquerade (wie Anm. 7), S. 308–309.

> Dann Lieber wer wolte nicht lachen [...] wann er sihet/ daß ein solcher Phantast auch durch närrische Veränderung der Sitten und Kleydungen sich verlarven: mit allem fleiß zum Unteutschen machen: und seine redliche Landsleut verachten will […]. (*TM* 16)

Grimmelshausen verbindet also modische Kleidung und Haartracht nach französischem Vorbild mit der bedenklichen Verneinung einer deutschen Identität.

Fremdländische Kleidung dient aber nicht nur der Täuschung, sondern führt auch zu einer nachteiligen Veränderung von Sitten und Moralität. Menschen, die „auß obiger Kranckheit angetriben" der fremdländischen Mode verfallen, werden „ihrem Vatterland frembd" und zersetzen so die „die ehemahls so hochberühmte teutsche Standthafftigkeit". (*TM* 18) Mit der deutschen Identität sieht Grimmelshausen auch die moralische Lebensführung in Gefahr:

> […] und hierzu veranlast mich vornemblich diß/ daß ich täglich sehe/ wie etliche unserer Landsleuthe sich selbst verderben/ und ihrer teutschen Art absterben/ wann sie sich neben Ergreiffung frembder Sprachen/ auch frembder delicater Speisen/ prächtiger Kleydungen Gebrauchs: und im übrigen durchauß ein zärtlich Wiebisch/ ja schier Viehisches Leben angewöhnet: und sich also ihres Herkommens/ Standes und Namens entwürdigt haben. (*TM* 18)

Menschen, die sich nach der neuesten Mode prächtig, d. h. undeutsch kleiden, missverstehen ihr ganzes Wesen und demonstrieren eine unstete und ungesicherte Identität. Sie verleugnen ihre deutsche Art, nehmen eine effeminierte und viehische Rolle ein, und verleugnen ihren eigenen Stand. Für Grimmelshausen ist dies eine schwerwiegende Kritik. Und es sind genau diese Kritikpunkte, die er auch an seinen Romanhelden Simplicissimus heranträgt.[29]

Es ist gerade die Kleidung, die in beiden Texten diese Transgressionen markiert. Es ist immer wieder die uneigentliche, unangemessene Kleidung, die uns daran erinnert, dass Simplicissimus, wie auch der Teutsche Sprachheld, seinen Ort im Leben nicht erkennt und damit auch nicht die Verpflichtungen, die sich aus seinen sozialen, geschlechtlichen und religiösen Rollen ergeben. Für Grimmelshausen projiziert man durch Kleidung eine Identität, wodurch auch das Potential zur täuschenden Konstruktion von Identität besteht. Kleidung hilft

29 Ian Thomas Fleishman: A Printed Proteus: Textual Identity in Grimmelshausen's „Simplicissimus Teutsch". In: *The German Quarterly* 84 (2011) Heft 1, S. 4–20, hier S. 4; Hess, The Poetics of Masquerade (wie Anm. 7), S. 327–328.

falsche Identitäten und vorgetäuschte soziale Realitäten konstruieren, aber auch demaskieren. Simplicissimus und der Teutsche Sprachheld sind deshalb für Grimmelshausen nicht einfach harmlose und naive Schelme. Sie sind Menschen, die ihre göttlichen Gaben verschwenden, ihren Platz im Leben nicht erkennen und durch fehlende Selbsterkenntnis sich Handlungsweisen verschreiben, welche eine Gefahr für die etablierte Ordnung darstellen.

VI. Schlussbetrachtung

Selbsterkenntnis ist im *Simplicissimus*-Roman die Kardinalregel des Vaters von Simplicissimus (*ST* 48–49) und diese Vorgabe gilt auch für den *Teutschen Michel*:

> Ihr arme Tropffen seyd schier zubetauren/ die ihr sonst so klug und erfahren seyn wollet/ und billich seyn sollet/ daß ihr euch selbsten nicht kennet/ sonder verkleinert! wisset ihr dann nicht/ daß ihr von den Teutschen der Allerdapffersten: der Alleredelsten: der Allerältisten *Nation* unter der Sonnen entsprungen? (*TM* 19)

In beiden Texten markiert mangelnde Selbstkenntnis eine moralische Gefährdung: Während diese im Roman vor allem negative Konsequenzen für den Protagonisten hat, führt diese im *Teutschen Michel* zur Negierung von altdeutschen Tugenden.

Selbsterkenntnis wird wiederholt als Bedingung für angebrachtes Sprachverhalten erwählt, und diese ist in der Identität des Sprechers selbst verankert. Grimmelshausen fordert eine gewachsene, wahrhaftige und natürliche Sprache, die seiner Vorstellung vom ethischen deutschen Wesen entspricht. Demzufolge sind fanatische Sprachreinigung, aber auch extremer Fremdwortgebrauch und andere Formen des affektierten Sprechens Beispiele uneigentlichen und unnatürlichen Sprechens. Diese transgressiven Formen des Sprechens werden mit anderen transgressiven Verhaltensweisen in Verbindung gebracht, allen voran unangebrachte Kleidung.

Die zentralen Fragen der mangelnden Identität und des uneigentlichen, d. h. dem eigenen Wesen unangebrachten Sprechens sowie deren Verbindung mit unethischem Verhalten und mit transgressiver, d. h.

dem eigenen Stand und Status nicht entsprechender Kleidung werden im Roman mit ironischer Distanz thematisiert, während sie im *Teutschen Michel* vollends didaktisiert werden. Dadurch entsteht im *Teutschen Michel* ein Kommentar, der uns wichtige Rückschlüsse auf den Roman gibt und so gewissermaßen eine Interpretationsfolie für ihn liefert.

SIMON ZEISBERG (Berlin)

Der offene Garten. Ordnung und Pluralität in Grimmelshausens *Teutschem Michel*

I

In der Einleitung zum Grimmelshausen-Kapitel seiner Anthologie *Sprachhelden und Sprachverderber* (1995) kommt William Jones zu einem ambivalenten Urteil über Grimmelshausens *Teutschen Michel*. Einerseits überwinde das ‚Tractätlein' „[…] einseitiges, schablonenhaftes Denken, wie es in puristischen Werken der 40er und 50er Jahre wiederholt zum Vorschein" gekommen sei.[1] Andererseits wirke die Argumentation des Traktatisten Simplicissimus „teilweise konfus", rede doch

> ein Mann, der im Grunde genommen weder puristisch noch antipuristisch gesinnt ist. Sprachmode, rationalistische Sprachphilosophie und übertriebene Sprachreinigung sind ihm gleichermaßen fremd.[2]

Was den systematisierenden Sprachhistoriker vor Probleme stellt, kann aus Sicht der Grimmelshausen-Forschung kaum überraschen. Denn dass Grimmelshausen mit seinem *Teutschen Michel* weder die Ordnungskonzepte noch die institutionellen Spielregeln der gelehrten Autoren teilt,[3] entspricht Gepflogenheiten simplicianischer Satire, die, wie etwa auch im *Ewig-währenden Calender* (1670), auf Beobachtung von

1 *Sprachhelden und Sprachverderber*. Dokumente zur Erforschung des Fremdwortpurismus im Deutschen (1478–1750). Ausgewählt und kommentiert von William Jervis Jones. Berlin, New York 1995, S. 515.

2 *Sprachhelden und Sprachverderber* (wie Anm. 1), S. 515.

3 Dies bemerkt auch Jones, wenn er betont, dass die „institutionelle Sprachwissenschaft, ob in Universitäten oder in Sprachgesellschaften, […] Grimmelshausen von Natur aus fremd" gewesen sei. Vgl. *Sprachhelden und Sprachverderber* (wie Anm. 1), S. 515. Dazu auch: Felix Scholz: Grimmelshausens Verhältnis zu den Sprachgesellschaften und sein „Teutscher Michel". In: *Euphorion*. Ergänzungsheft 17 (1924), S. 79–96.

Beobachtung setzt.[4] Mit anderen Worten: „Deß Weltberuffenen Simplicissimi Pralerey und Gepräng mit seinem Teutschen Michel“[5] zielt nicht im einfachen Sinn auf „Teilnahme am gelehrten Sprachdiskurs“[6], sondern perspektiviert satirisch dessen Bedingungen und Grenzen.

Eine wesentliche Frage schließt sich an diese Einsicht an. So ist bisher meines Erachtens nicht ausreichend geklärt worden, ob der *Teutsche Michel* bei der satirischen Beobachtung fremder Wissensansprüche stehen bleibt oder nicht doch ein, wie auch immer implizites, simplicianisches Sprachwissen formiert?[7] Um einige Anhaltspunkte zur Bestätigung letzterer Annahme zu sammeln, soll im Folgenden mit dem Fremdwortimport ein sprachpatriotisches Kernproblem in seiner Beobachtung durch Simplicissimus näher beleuchtet werden. Der Aspekt bietet sich besonders an, da mit der Innen/Außen-Grenze (teutsch/nicht-teutsch)[8] ein neuralgischer Punkt der sprachpolitischen Konzepte in den Blick genommen werden kann. Dabei soll es nicht in erster Linie darum gehen, zu klären, was für Grimmelshausen (oder Simplicissimus) ‚teutsch‘ ist.[9] Vielmehr ist die Frage, inwiefern die simplicianische Beobachtung zwischen- und innersprachlicher Fremdwortzirkulationen vom „schablonenhafte[n] Denken“ (Jones) der älteren sprachpatriotischen Autoren abweicht und welche Konsequenzen dies für die Be-

4 Mit diesem aus der soziologischen Theorie Luhmanns entnommenen Modell soll im Folgenden die perspektivische Mehrschichtigkeit in Grimmelshausens satirischem Schreiben erfasst werden. Vgl. dazu grundsätzlich Niklas Luhmann: Die Kunst der Gesellschaft. Frankfurt a. M. 1996, S. 94–95.

5 So der erste Teil des Titels der Schrift, hier zitiert nach der von Rolf Tarot besorgten Ausgabe. Vgl. Grimmelshausen: *Deß Weltberuffenen Simplicissimi Pralerey und Gepräng mit seinem Teutschen Michel*. Hrsg. von Rolf Tarot. Tübingen 1976 (Gesammelte Werke in Einzelausgaben. Unter Mitarbeit von Wolfgang Bender und Franz Günter Sieveke hrsg. von Rolf Tarot), S. 3. – Der Text wird im Folgenden nach der Edition von Tarot mit Sigle *TM* und Seitenangabe in runden Klammern zitiert.

6 So auch: Dieter Breuer: *Grimmelshausen-Handbuch*. München 1999, S. 239.

7 In aller Vorsicht geht Breuer etwa nur von einem „Sprachverhalten“ Grimmelshausens aus, das sich im *Teutschen Michel* satirisch-traktatistisch widerspiegele. Vgl. Breuer, *Grimmelshausen-Handbuch* (wie Anm. 6), S. 239.

8 Es werden im Weiteren die zeitgenössischen Schreibweisen ‚teutsch‘ bzw. ‚Teutschland‘ bewusst beibehalten, um die historische Spezifik der Sprach- und Nationalitätsdiskurse des 17. Jahrhunderts terminologisch präsent zu halten.

9 Dies wird und wurde in der Grimmelshausen-Forschung bereits viel diskutiert. Dazu aus meiner Sicht besonders erhellend: Wilhelm Kühlmann: ‚Baldanders‘ – Grimmelshausen und die altdeutsche Bewegung am Oberrhein. In: *Simpliciana* XXV (2003), S. 15–32.

obachtung von Sprache insgesamt hat. Drei Schritte sollen uns einer Antwort näher bringen: So wird es erstens darum gehen, auf die in der Grimmelshausen-Forschung bisher nicht weiter beachtete Aufwertung von ‚Handel und Wandel' im Diskurs des Simplicissimus einzugehen. Auf Grundlage der These, dass in der Parallelisierung kommerzieller und sprachlicher Tauschdynamiken eine Art energetischer Kern simplicianischer Sprachbeobachtung fassbar wird, werden in einem zweiten und dritten Schritt dann die zwei in den Text inserierten Gartengespräche des Simplicissimus thematisiert. Wie zu zeigen ist, handelt es sich bei diesen Passagen um satirische Kontrafakturen (mindestens) einer Gesprächskonstellation aus Johann Rists *Monatsgesprächen* (1663–1668), die sich, aus botanisch-gelehrter Perspektive, um das Fremdwortproblem dreht.[10] Werden Sprache und Garten in beiden Texten als topisch-metaphorische Ordnungen reflektiert, so treten im Vergleich die Spezifika simplicianischer Sprachbeobachtung deutlich zutage. Inwiefern diese Spezifika poetologische Relevanz haben, wird im Anschluss zu klären sein. Ein sehr kurzes Fazit dient schließlich dazu, die wichtigsten Ergebnisse zu sammeln.

II

Im fünften Kapitel seines Traktates widmet sich Simplicissimus dem Phänomen des Importes fremder Dinge, vor allem fremder Pflanzen, nach Teutschland. Unter der programmatischen Überschrift, dass es „wider der alten Teutschen Gewonheit: und bey ihnen nit herkommens: sonder vilmehr sehr unbequem und beschwerlich: ja gleichsamb unmüglich sey/ allen frembden Dingen teutsche Namen zu geben" (*TM* 28), sucht er zu belegen, dass der Ruf der Sprachpuristen nach totaler Reinigung des Teutschen von Fremdwörtern von keiner Tradition gedeckt sei. Bereits die alten Teutschen, so Simplicissimus, hätten „zu ihrer Zeit vil Gewächs beydes von Bäumen/ Wurtzlen/ Früchten/ und Kräutern von den Frembden bekommen" und, was das Entscheidende sei, „ihnen auch ihre mitgebrachte Namen so vil ihr alt Teutsch

10 Es sei an dieser Stelle bereits Prof. Dr. Dirk Niefanger (Erlangen-Nürnberg) für den hilfreichen Hinweis auf die Relevanz der Rist'schen *Monatsgespräche* für Grimmelshausens *Teutschen Michel* gedankt.

immer zulassen mögen/ nit genommen;“ (*TM* 28–29). Insofern fremde Wörter bereits zu der Zeit eingeteutscht worden seien, als z. B. der *asparagus*, der „Spargen“ (*TM* 29), nach Teutschland gekommen sei, so müsse dieselbe Regelung auch heute noch gelten. Denn, wie Simplicissimus bemerkt, sei der Strom importierter fremder Dinge seit den Tagen der alten Teutschen nicht etwa abgerissen, sondern habe noch zugenommen. Es werde demnach

> schwer und schier ohnmüglich fallen/ wann man allen frembden Gewächsen und *Materiali*en/ die jetziger Zeit aus der Frembde zu uns gebracht werden/ und ihre aigne Namen selbst mit sich bringen/ anders nennen müste; wie eine kauderwelsche Sprache würden wir bekommen? (*TM* 29–30)

Teutschland ist für Simplicissimus ein nach außen offener Raum, ein ‚Garten ohne Zaun‘.[11] Diese Erkenntnis kann an sich freilich kaum überraschen. Denn nicht nur inszeniert sich der simplicianische Traktatist im siebten Kapitel selbst als Besitzer eines „Blumen-Garten[s]“, in dem „vilfärbige Tullipanen“ (*TM* 38) auf exotische Wort- und Pflanzenmigrationen hindeuten (wir werden darauf zurückkommen). Auch ist die Rede vom Import fremder Pflanzen und Dinge eine simplicianische Resonanz auf kanonische Texte der Sprachdebatte der 1640er Jahre. Erstmals taucht sie wohl in einem Gesprächsbeitrag der Vespasian-Figur Harsdörffers auf, die im zweiten Teil der *Frawen-Zimmer Gespräch-Spiele* (1642) dafür plädiert, „daß die von andern Ländern zu uns gebrachte Gewächs/ Früchten/ Blumen/ Gewürtz und Kleidungsarten/ mit fremden Namen zu nennen/ weil selbe durch den Gebrauch gleichsamb geteutscht werden/ als Citronen/ Tulipanen/ Indigo/ Muscat & c.“[12] Dann findet sie sich auch in Johann Heinrich Schills *Der Teutschen Sprach Ehren-Krantz* (1644), der, indem er Harsdörffers Hinweis auf den Import von „Kleidungsarten“ purgiert, das sprachliberale Argument sorgfältig gegen mögliche Alamode-Vorwürfe imprägniert.[13]

---

11 Die Allegorie vom offenen Staatsgarten findet man, allerdings in noch durchweg kritischer Verwendung, bereits im frühen 17. Jahrhundert. Vgl. dazu Hans-Jürgen Gerhard: Ein schöner Garten ohne Zaun. Die währungspolitische Situation des deutschen Reiches um 1600. In: *Vierteljahrschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte* 81 (1994), S. 156–177.

12 Vgl. Georg Philipp Harsdörffer: *Frawen-Zimmer Gespräch-Spiel* […] Anderer Theil. […] Nürnberg 1642, S. 182.

13 Vgl. Johann Heinrich Schill: *Der Teutschen Sprach Ehren-Krantz*. […] *Darinnen der bißhero getragene BettelRock der Teutschen Sprach auß: vnd hergegen sie mit jhren Kleidern vnd Zierde angezogen wird* […]. Straßburg 1644, S. 336–337:

Weist Simplicissimus also mit Harsdörffer und Schill den Ruf nach totaler Säuberung des Teutschen von Fremdwörtern zurück, so fällt die Begründung bei näherem Hinsehen doch ganz unterschiedlich aus. So betont Harsdörffer einen Konventionalisierungsvorgang, der aus fremden Wörtern nach und nach teutsche mache („weil selbe durch den Gebrauch gleichsamb geteutscht werden").[14] Simplicissimus dagegen hebt die schiere *Aussichtslosigkeit* regulierender Maßnahmen hervor, indem er effektvoll auf die überbordende Vielheit der importierten Dinge und Wörter verweist („wird demnach schwer und schier ohnmüglich fallen/ wann man allen frembden Gewächsen und *Materiali*en/ die jetziger Zeit aus der Frembde zu uns gebracht werden […] anders nennen müste"). Dabei richtet sich sein Blick in einer Weise auf Effekte von ‚Handel und Wandel', die vor dem Hintergrund älterer sprachpatriotischer Argumentationsmuster beachtenswert ist. So hatten nicht nur radikal-puristische Autoren wie der von Simplicissimus durchweg attackierte Zesen auf die Abträglichkeit grenzüberschreitenden Handels für die Sprachreinheit hingewiesen.[15] Auch liberale Spracharbeiter wie Harsdörffer zählen den Fernhandel ganz selbstverständlich zu den Hauptursachen dafür, dass, wie es im *Teutschen Secretarius* (1655) heißt, „die teutsche Sprache in ihrem eigenen Lande so veracht/ und auff viele Weise verstimmelt und unterdrucket werde":[16]

„Vnterdessen würd niemand in Abred seyn/ daß die von andern Ländern zu vns gebrachte Gewächs/ Früchte/ Blumen/ Gewürtz mit frembden Namen zu nennen/ weiln selbige schon durch den Gebrauch gleichsamb teutsch worden/ vnd durch allgemeine Verständnuß bereit nicht mehr für frembd zuhalten als da seynd/ Citronen/ Pomerantzen/ Coriander/ Pfersich/ Quitten/ Isop/ Rauten/ Salbey/ Hyacinth/ Violen/ Muscaten/ Tulipan/ Narcissen/ Roßmarin/ vnd dergleichen."

14 Zum Konzept des Sprachgebrauches und seinen (analogischen) Grenzen bei Harsdörffer und Schottelius vgl. Andreas Gardt: *Sprachreflexion in Barock und Frühaufklärung. Entwürfe von Böhme bis Leibniz*. Berlin, New York 1994, S. 370–374.

15 So nachzulesen etwa in Zesens *Hooch-Deutscher Spraach-übung* (1643): „Auch borgen sie [gemeint sind hier die ‚teutschen' Holländer, S. Z.] ihre doppellauter meistenteils von den Frantzosen/ daß sie billich der Frantzosen natürliche Affen zu nennen seyn. Diß alles kömt daher/ weil sie benachbarte völcker und großen handel und kauffmannschafft mit einander treiben." Vgl. *Ph. Cæsiens Hooch-Deutsche Spraach-übung* […]. Hamburg 1643, fol. Lxxjj. Hier zitiert nach: *Sprachhelden und Sprachverderber* (wie Anm. 1), S. 209.

16 Georg Philipp Harsdörffer: *Der Teutsche Secretarius* […]. Nürnberg 1656, Buch I, S. 141. Hier zitiert nach: *Sprachhelden und Sprachverderber* (wie Anm. 1), S. 265.

> Ferners haben zu dieser Sprachverderbung nit wenig geholffen die Kauff und Handelsleute/ welche frembde Wahren/ Frembde Wörter/ das Italiänische Buchhalten/ *Bancho*, *conto bilanciren*, *trassiren*, *committiren*, ein*cassiren*, *transsumiren*, *& c.* eingeführet/ […] und also das alte Teutsche so zermartert/ daß manche Wörter nur auff den letzten teutschen Sylben daher steltzen.[17]

Erweist sich die Schelte der Fernkaufleute damit als überparteilicher Topos in der Sprachdebatte, so gewinnt der Umstand, dass Simplicissimus eben diesen zielgenau ausschaltet, besondere Bedeutung.[18] Der Verdacht, dass es dabei um mehr als eine punktuelle satirische Volte geht, erhärtet sich, verfolgt man die weiteren Spuren der Rede von den Kaufleuten im *Teutschen Michel*.

Besonders auffällig erscheint dabei eine Konstellation im elften Kapitel der Schrift. In diesem geht es erstens um die Orte, an denen das beste Teutsch gesprochen wird (nicht Meißen, sondern Prag und Speyer); zweitens um die Institutionen, die Sprachqualität garantieren (Reichskammergericht, oberrheinische Kanzleien); drittens aber werden auch die einzelnen Professionen behandelt, die für die Güte des Teutschen einstehen. Dabei ordnet Simplicissimus hinter die Gelehrten die Kaufleute auf den zweiten Rang:

> Von eintzelen Personen aber reden am besten teutsch/ erstlich wie gemeldt/ die Gelehrte/ so vil lesen und schreiben; Zweytens die Kauffleuthe und andere/ die vil raisen/ warunter auch die Soldaten zu rechnen […]. (*TM* 56)

Was hat es mit dieser Aufwertung der Kaufleute auf sich? Und warum tut laut Simplicissimus gerade Bewegung, hier: das Reisen, der Sprache gut?

Fragt man nach der Herkunft der simplicianischen Rangliste von Gelehrtem, Kaufmann und Soldat, so führt der Weg nicht zu Hars-

---

17 Harsdörffer, *Der Teutsche Secretarius* (wie Anm. 16), I, 143. Hier zitiert nach: *Sprachhelden und Sprachverderber* (wie Anm. 1), S. 266. Schill greift Harsdörffers Kaufmannskritik auf, indem er die satirische Dimension des Fremdwortgebrauches entschieden erweitert. Vgl. Schill, *Der Teutschen Sprach Ehren-Krantz* (wie Anm. 13), S. 314–315.

18 Es soll nicht verschwiegen werden, dass auch im *Teutschen Michel* Spuren antichrematistischer Argumentation auszumachen sind. So schilt Simplicissimus an einer Stelle diejenigen, die Fremdsprachen nur „der Schacherey halber“ (*TM* 20) lernten. Wie ich meine, geht es dabei allerdings nicht um das Phänomen des Handels als solches, sondern um den Aspekt individuell-moralischer Handlungsmotivation. Kurz gesagt: Der Geiz des einzelnen Menschen spricht nicht gegen den Nutzen des Handels für die Gemeinschaft.

dörffer, Schill oder Rist, sondern, zunächst vielleicht etwas überraschend, zum *Teutschen Friedens-Raht* des Claus von Schauenburg, den Grimmelshausen nach redaktioneller Bearbeitung 1670 in Straßburg drucken lässt. In dem für das Programm der Schrift besonders wichtigen Kapitel „De Mechanicis artibus“ (Classis II, Caput V) werden ‚Handel und Wandel‘ als Grundlage eines prosperierenden Gemeinwesens überschwänglich gelobt. Entsprechend positiv fällt die Bewertung der Kaufleute aus:

> Darauß erscheint sonnen-clar/ daß man die kauff- und handelsleuth nicht schelten/ sonder vielmehr loben/ ehren und ihnen sonderliche *privilegi*en geben soll/ […] Die ohne wucher/ ohne lugen und ohne leichtfertigkeit sich/ und die ihrigen ernehren/ dann sie nutzen vielen/ insonderheit weil sie zu beschwerlichen zeiten dem gemeinen nutzen beyspringen können/ dahero haben sie die Fürsten lieb/ und nach den gelehrten leuthen und den Soldaten/ welche vor edler gehalten werden/ haben sie den dritten grad.[19]

Die frappierende Kongruenz[20] der Ranglisten von *Teutschem Friedens-Raht* und *Teutschem Michel* eröffnet einen neuen Blick auf das sprachtraktatistische Kaufmannslob des Simplicissimus. Es drängt sich demnach der Verdacht auf, dass die Topik des Reisens und der grenzüberschreitenden Handelsaktionen einer politischen Grundierung des simplicianischen Sprachwissens entspricht, die ganz dezidiert *gegen* die statischen, schematischen Konzepte der älteren Sprachpatrioten in Stellung gebracht wird. Wie im *Teutschen Friedens-Raht* „glück und wohlfahrt deß Königreichs“ an die Bedingung gekoppelt sind, „daß viel Güter in- und ausser Land geführet werden“,[21] so scheint Sprache in der simplicianischen Schrift als ein Medium des Tausches und Austausches

---

19 Vgl. *Teutscher Friedens-Raht/ Oder Deutliche Vorstellung/ wie im Teutschland bey erwünschten Friedens-Zeiten eine wohlersprießliche Regierung allenthalben wiederumb anzuordnen und einzuführen*. […] Straßburg 1670, S. 88–89. Der *Friedens-Raht* übrigens beruft sich in seinem Lob der Kaufmannschaft auf Franciscus Patricius’ *De institutione Reipublicae libri novem* (1569), in denen das Wesen der Kaufmannschaft in humanistisch gelehrter Weise ausführlich behandelt wird (vgl. Buch I, Kapitel 8: ‚Opifices et Mercatores quomodo accipiendi sunt in Repub.‘).

20 Der einzige Unterschied zwischen den Passagen besteht darin, dass die Kaufleute im simplicianischen Sprachtraktat auf den zweiten Rang vorrücken; sie werden demnach noch zusätzlich aufgewertet!

21 *Teutscher Friedens-Raht* (wie Anm. 19), S. 86.

konzipiert, das zur Regulierung menschlicher (und ökonomischer) „*Commertien*“ ebenso nötig ist wie das Geld.[22]

An einer weiteren zentralen Stelle des ‚Tractätleins’, nämlich dem „Lob der Sprachkündigen“ (*TM* 7) im ersten Kapitel, schlägt sich dies nieder. Denn zwar richtet sich Grimmelshausen hier zunächst ganz nach Garzonis Diskurs „Von den Sprachmeistern“.[23] Den religiösen Fluchtpunkt des Italieners ergänzt der simplicianische Autor jedoch durch politische Diskursaspekte, die die Rolle von Sprache insbesondere in der Regierungskunst und Kaufmannschaft betreffen. Fürsten, so erklärt Simplicissimus, könnten durch „freundliche Unterredung“ (*TM* 10) untereinander Kriege verhindern. Vor allem aber kämen die Kaufleute durch Sprache dazu, miteinander überall auf der Welt in Handel zu treten:

> Was wollen wir aber vom Kauffhandel sagen/ der mit Außländischen getrieben werden muß? Wie würde sichs immermehr schicken/ wann man dasselbe wichtige Geschaffte (das in so vielen unterschiedlichen oder absonderlichen Stücken bestehet/ als man bey nahe Wahren und Geldsorten findet/ und welches itzige Welt weder entbehren will/ kan noch mag) nur mit deuten/ wie man mit den Stummen handlen muß/ verrichten wolte? (*TM* 10)

Natürlich müssen die verschiedenen Ebenen in der simplicianischen Argumentation beachtet werden. Im ersten Kapitel geht es demnach nicht in erster Linie um Fremdwortimport, sondern um Fremdsprachenbeherrschung. Insofern diese jedoch zur Voraussetzung von ‚Handel und Wandel‘ erklärt wird, gehört sie ebenso zu den Faktoren der Dynamisierung von Sprache wie etwa die unermüdliche Reisetätigkeit der Kaufleute, die das elfte Kapitel lobt. Wichtig ist dabei zu betonen, dass Grimmelshausen mit seinem Konzept nicht bei einer bloßen Aktualisierung des Topos vom sprachlichen *commercium* der Menschen ste-

---

22 Den Begriff der „*Commertien*“ entnehme ich dem *Satyrischen Pilgram*, wo er im Kontext des Geld-Kapitels auftaucht. Vgl. Grimmelshausen: *Satyrischer Pilgram*. Hrsg. von Wolfgang Bender. Tübingen 1970 (Gesammelte Werke in Einzelausgaben. Unter Mitarbeit von Wolfgang Bender und Franz Günter Sieveke hrsg. von Rolf Tarot), S. 44. Auch im *Friedens-Raht* heißt es entsprechend, es sei „die Müntz/ welche die Leuth von einander hält/ und in *commerci*en und ordentlichen *contract*en nicht entrahten werden mag“. Vgl. *Teutscher Friedens-Raht* (wie Anm. 19), S. 179.

23 Vgl. Tommaso Garzoni: *Piazza Universale*, *das ist: Allgemeiner Schauwplatz/ oder Marckt/ vnd Zusammenkunfft aller Professionen/ Künsten/ Geschäfften/ Händlen vnd Handtwerken/ so in der gantzen Welt geübt werden* […]. Frankfurt a. M. 1619, S. 366–371.

hen bleibt. Erscheint dieser, wie Gardt gezeigt hat, in der Sprachdebatte des 17. Jahrhunderts in der Regel konzeptuell geradezu isoliert,[24] so fügt sich die Vorstellung von der gemeinwohlförderlichen Zirkulation von Dingen und Wörtern im *Teutschen Michel* in einen Weltentwurf, in dem Ordnung nicht mehr prinzipiell mit topischen Modellen assoziiert werden kann. Könnte hierin ein bisher nicht erkannter Grund für die simplicianische Satirisierung gelehrter Sprachpolitik liegen? Blicken wir auf die erste Gartenszene des *Teutschen Michel*.

III

Will man die Differenz zwischen der Sprachbeobachtung im *Teutschen Michel* und den sprachtheoretischen Konzepten der Spracharbeiter fassen, so kommen zwei Begriffe in den Blick, um die sich das satirische Spannungsfeld der simplicianischen Schrift bildet: Ordnung und Autorität. Beide Kategorien hängen in sprachpolitischen Entwürfen traditionell eng zusammen. Etwas vereinfacht könnte man sagen, dass die Spracharbeiter sämtlich von der Annahme ausgehen, dass es einen Punkt gibt – den Standpunkt gelehrten Sprachregiments –, von dem aus Sprache *als ganze* beobachtet werden kann. So schlägt etwa Harsdörffer vor, die Integrität der teutschen Sprache dadurch zu erhalten (oder wiederherzustellen), dass jedes importierte Fremdwort nach exakt kodifizierten Einbürgerungskriterien geprüft wird.[25] Ähnlich argumentiert Schottelius, der in seiner *Ausführlichen Arbeit von der Teutschen HaubtSprache* (1663) zu diesem Zweck das Herkommensrecht für die „der Teutschen Sprache nunmehr miteingepflanzte[n] Wörter" reformuliert:

> In Teutschland gilt das sonderliche Recht/ so man nennet das *herkommen*/ welches allerwegen in Reichs- und Creishendelen/ in Land-und Stadt-Ordnungen/

---

24 Vgl. Gardt, *Sprachreflexion* (wie Anm. 14), S. 386–388.

25 Wie Vespasian erklärt, handelt es sich dabei um drei Kriterien: Nützlichkeit, Konventionalität, grammatische Kompatibilität. Vgl. Harsdörffer, *Frawen-Zimmer Gespräch-Spiel*. Anderer Theil (wie Anm. 12), S. 178–179; ebenso Schill, *Der Teutschen Sprach Ehren-Krantz* (wie Anm. 13), S. 313. Jones weist darauf hin, dass der Topos der Fremdworteinbürgerung erstmals bei Luther auftaucht. Vgl. *Sprachhelden und Sprachverderber* (wie Anm. 1), S. 20–21.

> Policeyen/ Privilegien/ Verfassungen/ rc. gilt/ schaltet und waltet/ und man nach anzeige des herkommens/ als einer GrundReguln/ das Urtheil findet […].[26]

Bevorzugtes Beispiel der Autoren für den Nutzen von Fremdworteinbürgerung sind, wie bereits gesehen, die latinisierten Namen exotischer Pflanzen. Im botanischen Diskurs verdichtet sich dabei nicht nur die Topik vom Sprachgarten, die den *ordo*-Anspruch der gelehrten Sprachbeobachter besonders evident macht.[27] Auch ist das Urteil über Herkommen und Nutzen eines dem Teutschen eingepflanzten lateinischen Wortes insofern zwangsläufig an die Autorität der Gelehrten gekoppelt, als nur diese die Sprachgrenze zwischen Teutsch und Latein in beide Richtungen überqueren können. In diesem Sinne erscheint es den Spracharbeitern völlig unbestreitbar, dass über die Einbürgerung bzw. Ausweisung eines Fremdwortes – und d. h. letzthin über seinen Gebrauch – der *consensus eruditorum* (Quintilian), nicht aber eine Gebräuchlichkeit bei ungelehrten Sprechern entscheidet.[28] Entsprechend deutlich wenden sich die Autoren gegen Abweichungen, die beim Import von fremden Dingen und fremden Wörtern unterlaufen.

So auch Johann Rist, auf dessen drittes Monatsgespräch über *Die AllerEdelste Tohrheit Der gantzen Welt* (1664) Grimmelshausens Gartenszenen satirisch rekurrieren. Die Passage, die uns dabei besonders interessieren muss, handelt vom Besuch eines Hamburger Gärtners beim Rüstigen, der, wie üblich, mit dem Besucher über die Pflanzen seines Gartens zu ‚diskurrieren' beginnt. Als man dabei auf Caspar Bauhins *Pinax theatri botanici* (1623) zu sprechen kommt – eine Schrift, die sich besonders auf botanische Nomenklatur konzentriert –, muss der Gärtner passen und gestehen, dass er, als Nicht-Gelehrter, auf eine Übersetzung des Bauhin angewiesen wäre.[29] Gerade eine solche

---

26 Vgl. Justus Georg Schottelius: *Ausführliche Arbeit von der Teutschen HaubtSprache* […]. Braunschweig 1663, S. 1272–1273.

27 Auf die Wachstums- und Pflanzmetaphorik in der Sprachdebatte geht ein: Markus Hundt: *‚Spracharbeit' im 17. Jahrhundert. Studien zu Georg Philipp Harsdörffer, Justus Georg Schottelius und Christian Gueintz*. Berlin, New York 2000, S. 365–368.

28 Dazu Gardt, *Sprachreflexion* (wie Anm. 14), S. 380.

29 Vgl. Johann Rist: *Die AllerEdelste Tohrheit Der gantzen Welt*. In: Rist: *Sämtliche Werke*. Unter Mitwirkung von Helga Mannack und Klaus Reichelt hrsg. von Eberhard Mannack. Bd. 5. *Epische Dichtungen* (*Die Alleredelste Torheit*, *Die alleredelste Belustigung*). Berlin, New York 1974, S. 1–181. – Der Text wird im Folgenden nach der Edition von Mannack mit Sigle *AT* und Seitenangabe in runden Klammern zitiert. Hier: *AT* 45: „Zu wünschen were es/ sagte der Gahrtner/

aber erscheint unter den Bedingungen Rist'scher Sprachtheorie unmöglich, liefe das Eindeutschen der botanischen Systematik Bauhins doch auf eine heillose Neologismenproduktion hinaus: „man hat mich aber berichtet", so erklärt es der Gärtner, „das erwehntes Buch gahr schwehrlich aus der Lateinischen Sprache/ in die Teutsche könne gebracht werden" (*AT* 45). Das hier auftauchende Problem ist schwerwiegender, als es die freundliche Gesprächssituation vermuten lässt. Denn was sich im Spiegel des Bauhin'schen *Pinax* blitzartig zeigt, ist das schroffe Gefälle zwischen der Ebene des *consensus eruditorum*, der den analogisch verbindlichen Wortgebrauch definiert, und der ungelehrten Sprachpraxis, die notorisch Abweichungen ins Spiel bringt. Die Diskussion im Garten des dritten *Monatsgespräches* verläuft dabei, wie kaum anders zu erwarten, eindeutig zugunsten gelehrter Sprachbeobachtung. Die Gärtner sollten, so teilt der Rüstige mit, wenigstens das Lateinische beherrschen, damit sie „die Namen der Gewächse/ Pflantzen/ Kräuter und Bluhmen/ so jämmerlich nicht zermarteren/ wie sie oft zu thun pflegen" (*AT* 46). Beispiele für solche Verstümmelungen bezieht der Rüstige aus einem niederländischen Buch über Frühlingsblumen, dessen Illustrationen von einem ungelehrten Gärtner beschriftet worden seien (*AT* 46). Denn während viele Gärtner die falschen Namen „auch also" gebrauchten, „vermeinend/ das Sie die Gewächse/ Kräuter und Bluhmen gahr wol zu nennen wissen" (*AT* 46), zerrissen sie in Wahrheit das analogische Band zwischen Dingen und Wörtern, das Wissenschaft und Erkenntnis erst ermögliche. Wer die Blumen „bei der Abbildung nicht kennete", so der Rüstige, der würde „schwehrlich bei den Namen/ die geringste Wissenschaft davon haben" (*AT* 46).

Von hier aus betrachtet, entfaltet nun das simplicianische Gartengespräch seine besondere satirische Signifikanz. Zum Angriffspunkt wird dabei der gelehrte Autoritätsanspruch, der sich im *consensus-eruditorum*-Konzept eines Rist beispielhaft abbildet. Zwar geht auch Simplicissimus davon aus, dass ursprünglich, unter den Alten Teutschen, ein Konsens über die Einbürgerung von fremden Dingen und Wörtern bestanden habe.[30] Offenbar jedoch erscheint es ihm anmaßend und sinnlos zugleich, diesen Anspruch als Gelehrter ‚zu dieser unserer

das mehrbesagter des Bauhinus Pinax in die Teutsche Sprache müchte sein übergesetzet/ damit wir Gahrtner/ als die wir selten so viel gelernet/ das wir das Lateinische recht verstehen können/ auch so vollenkömlich von den Gewächsen könten reden […]."

30 Wir haben bereits darauf verwiesen. Vgl. *TM* 28.

Zeit‘ aufrecht erhalten zu wollen. Seine Kritik trifft dabei sowohl die ‚Sprachhelden‘ (und hier allen voran Zesen), die Fremdwörter einteutschen wollen, als auch den eruditen Habitus derjenigen Gelehrten, die den Gebrauch des Lateinischen im teutschen Sprachgarten überwachen. Es sei, so Simplicissimus, in dieser Sache „viel an den Tauffpaten gelegen“, weshalb man „warhafftig keine Sprachhelden: sonder nur einfältige Bauren nehmen“ sollte, „einem und andern frembden Ding neue teutsche Namen zu schöpffen“ (*TM* 31). Die Pointe der folgenden Anekdote liegt freilich darin, dass der ungelehrte Bauer mitnichten eine Einteutschung der fremden Pflanzennamen anstrebt.[31] Vielmehr unterläuft ihm einer jener Lapsus im Fremdwortgebrauch, die Rists Rüstiger unter Verweis auf die Analogizität der Sprache streng sanktioniert hatte. Anders jedoch als der einsichtige Gärtner bei Rist beharrt der simplicianische Bauer auf seinem Sprachgebrauch:

> […] vor etlichen Tagen spatzierte (potz! lustwandelte solt ich auff neu Teutsch gesagt haben) ich mit einem solchen in seinem Krautgarten herumber/ worin ich die *Angelicam* schön blühen fande; ich fragte ihn/ wie er dasselbe Gewächs nenne? Er antwortet Kahillika; ich sagte/ es heist *Angelica*, er aber hielt mir Widerpart und antwortet/ alle meine Nachbarn die dises Kraut haben/ sagen ihm Kahillika/ auch der hats so genennet/ von dem wirs bekommen haben; solte ich ihnen dann nicht mehr glauben als euch? der ihr mir allein einen andern Namen fürschwätzen wollet! (*TM* 31–32)

Mit dem Scheitern von Simplicissimus’ autoritärem Eingriff tritt im simplicianischen Text eine Relativität der Perspektiven in den Blick, die Kehrseite der unübersehbaren Pluralität sprachlicher Kommerzien ist. Dabei geht es nicht etwa um die Aufhebung sozialer Differenz oder eine ernst gemeinte Autorisierung des Bauern gegenüber dem Gelehrten. Vielmehr fördert die Anekdote im bäuerlichen Kräutergarten die simplicianische Einsicht zutage, dass sich die Varietäten im Sprachgebrauch nicht in ein einheitlich zu beobachtendes Ordnungsmuster fügen. Bildlich gesprochen: An einer Stelle bewirtschaftet den teutschen Sprachgarten der „Kahillika“-Bauer, der, wie die Anekdote zeigt, in *seiner* Umwelt vom Sprachgebrauch nicht nur nicht abweicht, sondern

31 Es geht hier also nicht um eine herausgehobene Stellvertreterschaft der Bauern für das Teutsche, wie sie die ältere Grimmelshausen-Forschung gerne diagnostizierte. In der Gartenszene wie etwa auch im elften Kapitel wird keineswegs an Polemik gegen die „grobteutschredenden“ Bauern gespart. So ist laut Simplicissimus die Prager Kleinseite ein Hort des zierlichsten Teutsch, weil es dort keine bäurischen Nachbarn teutscher Zunge gebe, die die Sprache vergröbern könnten. Vgl. *TM* 55.

damit sogar praktisch-botanisches Wissen tradiert („alle meine Nachbarn die dieses Kraut haben/ sagen ihm Kahillika/ auch der hats so genennet/ von dem wirs bekommen haben“). An einer anderen Stelle des teutschen Sprachgartens zirkulieren Wörter nach Regeln gelehrter oder religiöser Kommunikation, die dann etwa auf Analogizität basieren.[32] Dass damit der Sprachgebrauch – und hier, meines Erachtens, *auch* der analogische – bei Grimmelshausen letzthin eine Tendenz zur (epistemischen, erbaulichen etc.) Pragmatisierung aufweist, legt am Ende des fünften Kapitels schließlich auch der Verweis auf das „eilffte Capitelgen“ in Christian Weises *Ertz-Narren* (1672) nahe. Just dieses Kapitel nämlich enthält eine der sprachpragmatischen Kernpassagen Weises, in der diejenigen Gelehrten attackiert werden, die sich einbildeten, „es sey ein Wort besser als das ander“.[33] Simplicissimus, so scheint es, teilt diese Auffassung, lenkt den Blick des Lesers dabei jedoch zumal auf die Aporien und Latenzen in den sprachpolitischen Konzepten. Dies wird deutlich auch in der zweiten Gartenszene, die im Folgenden ebenfalls kurz betrachtet werden soll.

---

32 Leider können wir uns an dieser Stelle nicht ausführlich mit der Frage beschäftigen, in welchem Verhältnis die Sprachauffassung in dieser Passage etwa zu den christlich-kabbalistischen Diskursen steht, die Simplicissimus im vierten Kapitel seinen Lesern anbietet. Ausschlaggebend scheint mir jedoch die offensichtliche diskursive Reichweitenbegrenzung der simplicianischen Kabbalistik. So führt Simplicissimus mit der Deutung biblischer Namen zwar eine Möglichkeit vor, Etymologie und Analogizität als Erbauungstechniken einzusetzen. Da dieser Faden jedoch, kaum dass er aufgenommen worden ist, wieder fallen gelassen wird, kann er im ‚Tractätlein‘ absolute Geltung kaum behaupten. In den Mittelpunkt rückt im Anschluss vielmehr wieder die Beobachtung profanen Sprachgebrauches, der, ob nun des Teufels oder nicht, durch Arbitrarität, Vielheit und Varietät gekennzeichnet ist.

33 Die Rede der Weise’schen Gelanor-Figur im Zusammenhang: „Uber dis könnte auch keine Eitelkeit grösser seyn, als daß man sich einbildet, es sey ein Wort besser als das ander? Ein Wort ist ein Wort, das ist, ein blosser Schall, der vor sich nichts heist, und nur zu einer Bedeutung gezogen wird, nach dem der Gebrauch und die Gewonheit solches bestätigen. Und also muß man den Gebrauch am meisten herrschen lassen.“ Vgl. Christian Weise: *Die drey ärgsten Ertz-Narren in der gantzen Welt*. In: Weise: *Sämtliche Werke*. Bd. 17. *Romane I*. Hrsg. von Hans-Gert Roloff. Berlin, New York 2006, S. 57–296; hier: S. 128.

IV

Im siebten Kapitel des *Teutschen Michel* kommt es zu einer weiteren Begegnung zwischen Simplicissimus und einem Bauern. Schauplatz des Auftritts ist diesmal Simplicissimus' Blumengarten, der in schönster Blüte steht:

> Neulich kam ein solcher Jockel/ der ein Obrister unter den Bauern […] war/ zu mir in meinen Blumen-Garten/ der eben mit seinen Gewächsen in seiner allerbesten Zierde brangete; Er verwunderte sich beydes über die vilfärbige Tullipanen/ und über die artliche Außtheilung der Länder oder Beth/ darinn sie stunden/ umb willen der Tropff dergleichen noch niemahls gesehen/ und damit er auch seine Wissenschafften hören lassen möchte/ nannte er das Beth mitten im Blumenstück/ so wie ein Creutz *formi*rt, ein schönes *Nammedelle*, welches auff recht lateinisch *Agnus Dei* gesagt seyn solte/ […]; Jch botte ihm einen Trunck Kräuter-Wein an/ der im Magen nüchtern getruncken/ nicht ungesund seyn soll/ er aber antwortet/ er hätte noch keinen Appetick darzu; wann aber ein guter *Accafick* vorhanden wäre/ wolte er ihn gern *atcettiren*; Was er aber dem einen und andern Gewächs vor seltzame Namen geben/ hab ich seither vergessen. (*TM* 37–38)

Eindeutig präsentiert sich die Anekdote als ämulative Reprise der Gartenszene des fünften Kapitels. Dabei spitzt sich der satirische Fokus deutlich zu. Auf der einen Seite ist Simplicissimus nicht mehr Gast im fremden Garten, sondern tritt als Herr eines eigenen Gartens auf, der durch seine „artliche Außtheilung" dem gesamten Diskurs eine *ordo*-Folie unterlegt. Auf der anderen Seite entspringen die verballhornten Latinismen des Bauern hier nicht naivem Sprachgebrauch, sondern stellen den Versuch dar, durch Fremdworteinsatz „Wissenschafften" vorzugaukeln. Wie in der frühneuzeitlichen Sprach- und Alamode-Satire üblich, führen solche verbalen „Geckereyen" (*TM* 37) dabei auch im simplicianischen Diskurs zur Aufspannung von Differenz: In dem Maße, in dem der Bauern-Obrist versucht, am *commercium* gelehrter Kommunikation teilzuhaben, wird er zum Objekt simplicianischer Satirisierung, die das Lachen des Lesers über den „lächerliche[n] Sprachkünstler" (*TM* 39) vorauskalkuliert. An solchen wie dem Bauern, mahnt Simplicissimus, sei der Verfall des Teutschen zur Flicksprache ganz unmittelbar abzulesen (*TM* 39).

Schwenkt Simplicissimus damit auf eine traditionelle sprachpuristische Linie ein, so bleibt das simplicianische Programm der Beobachtung von Beobachtung dabei gleichwohl aktiv. Denn ausgehend

von der Anekdote vom alamodistischen Bauern, entfaltet sich im *Teutschen Michel* ein Diskurs poetologischer Art, der die Paradoxien im satirischen Verfahren sichtbar macht. Diese liegen, schlicht gesagt, in der *delectare*-Dimension begründet, die sprachsatirischem Erzählen *per se* eignet. Wenn Simplicissimus im siebten Kapitel fragt, „Warfür ists aber/ wann ich gleich dieser Schnacken noch mehr erzehle?“ (*TM* 38), enthält diese Frage bereits ihre Antwort. Es geht im Diskurs demnach letzthin um das „noch mehr“ im Erzählen, um eine Form der Zirkulation ergötzlicher Fälle von Sprachverderbnis, die jenseits der Forderung nach Sprachreinheit ihr Recht behauptet. In diesem Sinne mündet die Reflexion über die alamodistischen Fremdwortjünger im zehnten Kapitel konsequenterweise in einem Entwurf, der Teutschland als Raum satirischer Inklusion imaginiert:

> Aber die jenige welche auß Hoffart/ und damit sie gesehen seyn möchten/ einen Hauffen unteutsche Wörter einzumischen pflegen/ welche weder sie selbsten noch andere die mit ihnen sprechen/ verstehen/ geschweige recht reden können/ wollen wir den Sprachkündigen und Gelehrten (als deren Affen sie ohnedas seynd) zu gefallen im Land lassen/ nicht allein selbst ihre Kurtzweil an ihnen zuhaben/ wann sie so werckliche Wörter vorbringen/ sonder auch sich in ihren Reden zu spieglen und wahrzunehmen/ wie närrisch es stehe/ wann ein Teutscher mit Fleiß und ohn alle Noth frembd redet […]. (*TM* 54)

Es lohnt sich, die mehrfache Dimensionierung dieses simplicianischen Beobachtungsspiels genau zu analysieren. Auf erster Ebene wird in ihm eine Art *mise-en-abyme*-Effekt erkennbar: Dort, wo die Sprachverderber die „Affen“ der „Sprachkündigen und Gelehrten“ sind, diesen aber wiederum dazu dienen sollen, „sich in ihren Reden zu spieglen“, sind in Simplicissimus’ Beobachtung am Ende *zwei* Spiegel aufeinander gerichtet, zwischen denen die Diskurse *ad infinitum* hin und her gespielt werden. Das heißt freilich nicht, dass durch die Differenzfaktoren im Spiegelkabinett (Mensch/Affe; gelehrt/nicht-gelehrt) nicht auch auf dieser Ebene Prozesse von (Selbst-)Erkenntnis ausgelöst werden könnten. Am eigentlichen Schnittpunkt von Nutzen und Ergötzung sitzt in Simplicissimus’ Entwurf aber der Beobachter *zweiter* Ordnung, als der der simplicianische Leser fungiert. Denn erst durch die Beobachtung beider Spiegelinstanzen, der Gelehrten und der Sprachverderber, kann die Kernerkenntnis simplicianischen Sprachwissens gewonnen werden: die Einsicht in die auktorial nicht steuerbare Zirkulation von Wörtern und Diskursen in der ‚Welt‘, deren epistemologische Kehrseite die Einsicht in die Relativität irdischer Perspektiven ist.

V

Durch Beobachtung von Beobachtung legt der *Teutsche Michel* eine Paradoxie frei, die die sprachpuristischen Diskurse vorliegender Jahrzehnte gekennzeichnet hatte. Während diese die massenweise Verbreitung alamodischer Musterbriefe, komischer Erzählungen von Sprachverderbern usw. über den topischen Rekurs auf Sprachreinheit zu rechtfertigen gesucht hatten, erkennt der simplicianische Text in (der Beobachtung von) Sprachvarietät das Treibmittel einer diskursiven Bewegung, die auf „Kurtzweil“ und „gefallen“ ausgeschrieben ist. Zum Ziel satirischer Kritik wird dabei die Unfähigkeit des gelehrten Sprachdiskurses, auf die Grenzen der eigenen Beobachtung zu reflektieren: Nur weil die ‚Sprachpolicey‘ eines Harsdörffer, Schill, Schottelius oder Rist *nicht weiß*, dass die Sprache „in so vielen Stücken“ besteht wie das kommerzielle Miteinander der Menschen in der ‚Welt‘, kann sie ihren *ordo*-Anspruch formulieren. Gegen diese älteren Konzepte zeichnet sich im simplicianischen ‚Tractätlein‘ eine Aufwertung von Bewegung, Tausch und Pluralität in der Sprache ab, die mit einer verkappten Pragmatisierungstendenz in der Sprachauffassung einhergeht. Welche Konsequenzen diese hat und in welchem Verhältnis sie zu analogischen Konzepten von Wissen und Religion im simplicianischen Kontext steht, wird an anderer Stelle genauer zu prüfen sein.

DIRK NIEFANGER (Erlangen-Nürnberg)

Johann Rists *Rettung der Edlen Teutschen Hauptsprache.* Eine satirische Präsentation barocker Sprachpragmatik und ihre Spuren im *Teutschen Michel* von Grimmelshausen und im *Horribilicribrifax Teutsch* von Gryphius

Im Zentrum des folgenden Beitrags steht Johann Rists eher unbekannte, unter Pseudonym erschienene Schrift *Baptistæ Armati, Vatis Thalosi. Rettung der Edlen Teutschen Hauptsprache/ Wider alle deroselben muthwillige Verderber und alamodesirende Auffschneider/ In unterschiedenen Briefen/ allen dieser prächtigsten und vollenkommensten Sprache auffrichtigen teutschen Liebhaberen für die Augen gestellet* von 1642. Der Autor beginnt die satirische Verteidigung des Deutschen mit einer geselligen Kommunikationssituation, die an seine 24 Jahre später erscheinenden wesentlich berühmteren *Monatsunterredungen* erinnert: „Bey einer sehr prächtigen Mahlzeit“, so setzt die Widmungsvorrede ein, habe einmal Darius, der König von Persien, folgende Frage zur Diskussion gestellt: „Welches unter diesen vieren für das allerstärckeste were zu halten: Ob nemblich der Wein/ der König/ das Weib oder die Wahrheit?“[1] Widmungsempfänger ist Claus Seestett, der fürstlich-erzbischöflich wohlbestellte Hofmarschall von Bremen, dem Rist 1643 auch eine Hochzeitsrede hielt. Den Beginn der Sprachsatire kann man nicht nur wegen des klaren Ergebnisses der Umfrage programmatisch lesen, sondern auch wegen der hier entworfenen und später wieder aufgenommenen Diskursanordnung. Serubbabel – bei Rist latinisiert Zorobabel –, Statthalter des Königs in der jüdischen Provinz und Vorfahre Christi aus dem Hause Davids, gibt allein die richtige Antwort: Natürlich nicht der König, das Weib oder der Wein, sondern die (christ-

1 Johann Rist: *Sämtliche Werke*. Hrsg. von Eberhard Mannack [u. a.]. Bd. 7. Berlin, New York 1982, S. 70. Rists *Rettung der Edlen Teutschen Hauptsprache* wird im Folgenden nach dieser Ausgabe als Klammerzusatz im laufenden Text zitiert.

lich sanktionierte) Wahrheit ist das mächtigste Gut der Erde. Und diese kann am besten, das zeigt die entworfene Szenerie wie der Ort ihrer Veröffentlichung, dialogisch und ohne weitere Rücksicht auf weltliche Hierarchien erkundet werden. Briefform, Schreiber und Adressaten der nachfolgenden Sprach-Satire folgen diesen Vorgaben der Widmungsvorrede und tragen – dann jenseits der Textfiktion – zur Eröffnung oder Intensivierung des barocken Sprachdiskurses bei.

Dabei können noch – so die These des folgenden Beitrags – im *Horribilicribrifax Teutsch* (1663) von Gryphius und im *Teutschen Michel* (1673) von Grimmelshausen Spuren der patriotischen Sprachsatire Johann Rists verfolgt werden. Dass beide Texte auch auf andere Äußerungen der barocken Sprachkritik und – wie Rists fiktive Briefe – auch auf Schriften der patriotischen Diskussion des 16. Jahrhunderts zu beziehen sind, versteht sich dabei von selbst.

Erstaunlich bleibt aber, dass in den einschlägigen Forschungsbeiträgen über den Sprachpatriotismus im 17. Jahrhundert Rists *Rettung der Edlen Teutschen Hauptsprache* verhältnismäßig wenig diskutiert wird.[2] Erscheint der Text innerhalb des barocken Sprachdiskurses doch recht früh – 1642 bei Heinrich Werner in Hamburg – und hat vermutlich erheblichen Einfluss etwa auf Zesen, Moscherosch und Gryphius. Immerhin nennt ihn Erich Straßners *Deutsche Sprachkultur* zu Recht als ersten einer Reihe von Schriften, die eine „puristisch orientierte Sprachkultur“ in Deutschland favorisiert haben.[3] Leider geht auch Straßner nicht näher auf Rist ein.

---

2 Vgl. den sehr allgemeinen Überblick bei: Klaus Garber: Literarischer und kulturpolitischer Statthalter im Norden Deutschlands. Ein Portrait Johann Rists. In: *„Ewigkeit, Zeit ohne Zeit“. Gedenkschrift zum 400. Geburtstag des Dichters und Theologen Johann Rist*. Hrsg. von Johann Anselm Steiger. Neuendettelsau 2007, S. 9–36, und Josef Jansen: *Patriotismus und Nationalethos in den Flugschriften und Friedensspielen des Dreissigjährigen Krieges*. Köln 1964; einen Vergleich mit Carl Gustav von Hilles *Der Teutsche Palmbaum* (1647) bietet: Thomas Mast: Patriotism And The Promotion Of German Language And Culture: Johann Rist’s Rettung der Edlen Teutschen Hauptsprache (1642) and the Language Movement of the Seventeenth Century. In: *Daphnis* 30 (2001), S. 71–96. Zur Sprachvorstellung im 17. Jahrhundert vgl. u. a. Wilfried Barner: *Barockrhetorik. Untersuchungen zu ihren geschichtlichen Grundlagen*. Tübingen 1970; Ralf Georg Bogner: *Die Bezähmung der Zunge. Literatur und Disziplinierung der Alltagskommunikation in der frühen Neuzeit*. Tübingen 1997, und Andreas Gardt: *Sprachreflexion in Barock und Frühaufklärung*. Berlin, New York 1994.

3 Erich Straßner: *Deutsche Sprachkultur. Von der Barbarensprache zur Weltsprache*. Tübingen 1995, S. 99. Vgl. auch: *Sprachhelden und Sprachverderber. Dokumente zur Erforschung des Fremdwortpurismus im Deutschen (1478–1750)*. Hrsg.

Dessen *Rettung* wird nur ein Jahr nach Justus Georg Schottels linguistischem Hauptwerk *Teutsche Sprachkunst* publiziert, das Rist schon in seiner Vorrede an den „Auffrichtigen Leser“ (76, vgl. 76–77) eingehend und vermutlich als erster Dichter seiner Zeit würdigt. Sein satirischer Briefwechsel erscheint immerhin ein Jahr vor Christoph Schorers *Der vnartig deutsche Sprachverderber* (1643)[4] und dem zweiten Theil der *Gesichte Philanders von Sittewald* (1643), den Johann Michael Moscherosch mit dem bekannten sprachpatriotischen „Ala mode Kehrauß“ beginnen lässt,[5] kommt ganze zwei Jahre vor Harsdörffers *Schutzschrift für Die Teutsche Spracharbeit und Derselben Beflissene* (1644) heraus, ebenfalls zwei Jahre vor Johann Heinrich Schills *Der teutschen Sprache Ehren-Krantz* (1644),[6] und ist selbstverständlich deutlich vor Grimmelshausens *Teutschem Michel* (1673) oder den sprachkritischen Essays von Leibniz verfasst.[7]

Zwar brachte zwei Jahre vor Rist sein damaliger, zu dieser Zeit auch in Hamburg weilender Freund Philipp von Zesen seinen *Deütschen Helicon* (1640–41) heraus,[8] der Martin Opitz’ *Buch von der Deutschen Poeterey* (1624) ergänzen und fortführen sollte. Rist erwähnt dies, insbesondere die Versreform, zwar wohlwollend (vgl. 78), doch bemerkt er auch: „Es ist aber gleichwoll bey weitem noch nicht allerdinges hiemit gethan/ besondern es wird viel/ viel ein mehreres und zwahr das allervornehmste noch erstlich erfodert.“ (78–79)

Das Lob des Hamburger Kollegen wirkt also – vermutlich wegen seines Anspruchs auf die Opitz-Nachfolge – durchaus ambivalent. Für

---

von William Jervis Jones. Berlin [u. a.] 1995.

4 Vgl. hierzu: Peter Heßelmann: Grimmelshausen und der ‚Mann-Verderber‘. In: *Carleton Germanic Papers* 18 (1990), S. 89–102.

5 Vgl. Johann Michael Moscherosch: *Wunderliche und Wahrhafftige Gesichte Philanders von Sittewalt* [nach der 2. Ausgabe von 1642/43]. Ausgew. und hrsg. von Wolfgang Harms. Stuttgart 1986, S. 73–184.

6 Vgl. den Beitrag von Dieter Martin in diesem Band der *Simpliciana*.

7 Vgl. Gottfried Wilhelm Leibniz: *Ermahnung an die Teutsche*[n]*, ihren Verstand und* [ihre] *Sprache besser zu üben* [1679 oder 1682/83]. In: Gottfried Wilhelm Leibniz: *Politische Schriften*. Hrsg. vom Zentralinstitut für Philosophie an der Akademie der Wissenschaften der DDR. Bd. 3. Berlin 1986, S. 795–820, und Gottfried Wilhelm Leibniz: *Unvorgreifliche Gedanken, betreffend die Ausübung und Verbesserung der deutschen Sprache* [ca. 1697]. In: Paul Pietsch: Leibniz und die deutsche Sprache (III). In: *Wissenschaftliche Beihefte zur Zeitschrift des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins*. Vierte Reihe, Heft 30 (1908), S. 313–356 u. 360–371.

8 Wirkungsmächtig war erst Zesens überarbeitete Ausgabe von 1649 bzw. die dritte Fassung von 1656.

die sprachkritische Diskussion im engeren Sinne war ein Traktat einschlägig, das erst zwei Jahre nach Rists *Rettung der Edlen Teutschen Hauptsprache* herauskam: Zesens *Hooch-Deutsche Spraach-Übung Oder unvorgreiffliches Bedenken Über die Hooch-deutsche Haupt-Spraache und derselben Schreib-richtigkeit* (1643).[9] Hier finden sich die – etwa von Mitgliedern der „Fruchtbringenden Gesellschaft“[10] und auch Grimmelshausen[11] kritisierten und aus heutiger Sicht schrägen – Orthographie- und Lexikologie-Vorschläge. Bemerkenswert für den hier verhandelten Gegenstand ist, dass Zesen in seinem Text Rists dialogisches Verfahren bei der Behandlung sprachtheoretischer Fragestellungen übernimmt.[12] Die bekannten natursprachlichen Gedanken kann man übrigens erst in Zesens Schrift *Rosen-mând* von 1651 lesen.[13]

Für Zesens Beziehung zu Rist sind das *Sendeschreiben an den Kreuztragenden* (das ist Johann Albert von Brunkhorst) von 1664 und die *Helikonische Hechel* von 1668 relevant. Im *Sendeschreiben* findet sich jene fast 50 Seiten lange Kritik an einem Lied des Hamburger Pfarrers, das auch von Zesens Seite her den Bruch mit seinem ehemaligen Freund anzeigte; Ferdinand van Ingen hat darüber auf der Rist-Tagung Anfang Mai diesen Jahres ausführlich berichtet.[14] Wichtig für

9 Vgl. in diesem Kontext das Lobgedicht von Johann Rist auf Philipp von Zesen, wo die Opitz-Nachfolge ausdrücklich angesprochen wird: Johann Rist: *Auff Herren Philip Zesens Sprach-übung Oder Bedenken von der Schreibrichtigkeit*. In: *Poetischer Schauplatz Auff welchem allerhand Waaren Gute und Böse Kleine und Große Freude und Leid-zeugende zu finden*. Hamburg 1646, S. 47–48, hier S. 48: „Betrübt war unser Sinn/ als durch deß Todes Grim Herr Opitz fuhr dahinn/ der Meister unsrer Spraach‘. Es ist die Stell ersetzet/ mit Helden die sehr scharff und klug sind von Verstand“. Genannt werden dann: Harsdörffer, Schottel, Tscherning, Buchholtz und eben Zesen sowie Rist selber. Der Anspruch auf die Nachfolge von Opitz bleibt also auch hier offen bzw. wird ‚pluralisiert‘.

10 Vgl. Andreas Herz: Philipp von Zesen und die Fruchtbringende Gesellschaft. In: *Philipp von Zesen. Wissen – Sprache – Literatur*. Hrsg. von Maximilian Bergengruen und Dieter Martin. Tübingen 2008, S. 181–208.

11 Vgl. Hans Jacob Christoffel von Grimmelshausen: *Deß Weltberuffenen Simplicissimi Pralerey und Gepräng mit seinem Teutschen Michel/ Jedermänniglichen/ wanns seyn kan/ ohne Lachen zu lesen erlaubt Von Signeur Meßmahl*. Nürnberg 1673, S. 29–41.

12 Vgl. Ferdinand van Ingen: *Philipp von Zesen*. Stuttgart 1970, S. 84.

13 Zu Zesens Sprachauffassung vgl. zuletzt: Rosmarie Zeller: Zesens Sprachschriften im Kontext der Konversationsliteratur. In: *Philipp von Zesen. Wissen – Sprache – Literatur* (wie Anm. 10), S. 209–222, und Zellers Beitrag zu Zesen in diesem Band der *Simpliciana*.

14 Vgl. Ferdinand van Ingen: Philipp von Zesen und Johann Rist – eine in Feindschaft verkehrte Freundschaft; erscheint in den Akten der Tagung *Johann Rist*.

den hier vorgetragenen Zusammenhang wird sein, dass seit Erscheinen dieser Schriften Ende der 1660er Jahre die Differenz der beiden norddeutschen Sprachpfleger nun jedem, der den Diskurs verfolgte, bewusst gewesen sein sollte – auch natürlich Grimmelshausen.

Als Autor von Rists *Rettung der Edlen Teutschen Hauptsprache* firmiert *Baptist Armatus*, eine latinisierte Form von Johann Rüst. Der Rüstige bezeichnet sich auf dem Titelblatt als *Vatis thalosi*, als Dichterseher aus Holstein, wenn man die Apposition als Anagramm für das öfters in Werken Rists angegebene Herkunftsland (*poetae holsati*) liest.[15] Die Vorrede „An den Auffrichtigen Leser“ (76) enthält eine etwas läppische Rechtfertigung des Pseudonyms und seiner latinisierten Form: Es gefalle ihm halt; außerdem „frage“ er „ja dich nicht/ warumb du Cuntz Sauwmage oder Heinz Affenfänger heissest.“ (80) Die Frechheit, mit der dem aufrichtigen Leser begegnet wird, markiert den satirischen Impetus der Verteidigungsschrift. Dass es dabei aber um sehr ernste, ja nationale Fragen geht, zeigt das Traditionsverhalten[16] der beiden Vorreden.

Denn in der Leser-Vorrede und der erwähnten Widmung an Clauß Seestett macht Rist deutlich, dass die *Rettung der Edlen Teutschen Hauptsprache* auch dazu dient, die seit Martin Opitz’ Tod 1639 vakante Stelle des *praeceptor Germaniae* angemessen zu besetzen. So könnte man auch den genannten Rekurs auf Zesen verstehen. Schon in der Widmungsvorrede erinnert der Rüstige mehr als nur beiläufig an den Vater der deutschen Poetik, indem Clauß Seestedt eine besondere Liebe zu Opitz unterstellt wird; die Widmung sei angemessen,

> Jn betrachtung er nicht allein unseren in Gott ruhenden Herren Opitzen/ als ein unschätzbares Liecht und Zierd unser teütschen Sprache vnd nebenst jhme viel grosse und hochgelahrte Männer inniglich hat geliebet. (73)

Ausdrücklich stellt Rist sein eigenes Bemühen dann in der Leser-Vorrede in die Tradition von des „seligen Herren Opitzen Prosody“ (78). Eine Rechtfertigung „warumb ich mich denn […] insonderheit des

Profil und Netzwerke eines Pastors, Dichters und Komponisten der Barockzeit (02.–05. Mai 2013 in Hamburg).

15 Vgl. Gerhard Dünnhaupt: *Personalbibliographien zu den Drucken des Barock.* Tl. 3. Stuttgart 1991, S. 1846.

16 Zum Begriff vgl. *Tradition, Norm, Innovation. Soziales und literarisches Traditionsverhalten in der Frühzeit der deutschen Aufklärung*. Hrsg. von Wilfried Barner [u. a.]. München 1989, insbesondere die Einleitung von Wilfried Barner (S. IX–XXIV).

Herren Opitzen so fleissig vnd getrewlich annehme/ ja auff eusserste verteidige“ (81), bildet schließlich den Schlussstein der Vorrede. Recht unverhohlen wird hier eine Traditionskette von Opitz über Rist zu seinem eigenen Nachruhm herausgestellt:

> Dieweil ich nun gerne wollte/ daß nach meinem Hintritte auß diesem eitlen Leben meines thuns vnd lassens von redlichen Leuten im besten gedacht würde/ so befinde ich mich ja schüldig […] eben dasselbe denjenigen zu thun/ welcher Tugent/ Kunst vnd Geschicklichkeit viel ein grösser Lob als auß meiner ungeschickten Feder jmmer kann herfliessen/ bey unß vnd den Nachkommenden hat verdienet. (81)

Diese Passage geht mit der Implementierung des kaum versteckten Eigenlobs über eine rhetorisch sinnvolle Parteinahme für Opitz und sein nationales Projekt hinaus. Mit seiner Schrift wollte Rist jene Schlüsselstelle im kulturellen Feld besetzen, die es erlauben würde, die weitere Etablierung des Deutschen als poetische Sprache zu gestalten. Die auf Rists Satire rasch folgenden, meist wesentlich sachlicher argumentierenden sprachpatriotischen Schriften der 1640er Jahre – von Harsdörffer, Moscherosch, Schill oder Schorer – zeigen, dass es auf dem Feld der Sprachverteidigung wohl auch um die rechte Nachfolge des ‚Boberschwans‘ ging. Die Opitz korrigierenden poetologischen Überlegungen von Jesaias Rompler von Löwenhalt und August Buchner bestätigen das.[17] Im Haupttext kommt Rist dann immer wieder auf Opitz zu sprechen und verteidigt mit viel Engagement dessen Projekt einer neuen Dichtungssprache gegenüber gelehrter Kritik (vgl. 120–124 passim).

Ein weiterer Aspekt der Leser-Vorrede, den man mit der jüngeren Diskussion um den Zusammenhang von Kriegskunst und Poetik[18] an Opitz anschließen kann, liefert die Begründung der Diegese. Man kann sie zudem auf die Komödie *Horribilicribrifax Teutsch* von Andreas Gryphius beziehen.[19] Auch wenn der Autor Rists Übertragung der *Ca-*

---

17 Vgl. Jesaias Rompler von Löwenhalt: *Erstes gebüsch seiner Reimgetichte*. Straßburg 1647, Vorrede, Bl. ij^{v}, und August Buchner: *Anleitung zur Deutschen Poeterey* [1665]. Hrsg. von Marian Szyrocki. Tübingen 1966.

18 Vgl. vor allem Nicola Kaminski: *Ex bello ars oder Ursprung der „Deutschen Poeterey“*. Heidelberg 2004.

19 Vgl. Andreas Gryphius: *Horribilicribrifax. Scherzspiel.* Hrsg. von Gerhard Dünnhaupt. Stuttgart 1981. Hierzu vgl. u. a. Désirée Bourger: Schwert und Zunge. Über die zweifache Prahlerei in Andreas Gryphius’ „*Horribilicribrifax*“. In: *Daphnis* 28 (1999), 117–136, und Dirk Niefanger: Sprach- und Verständnisprobleme in „*Horribilicribrifax Teutsch*“ von Andreas Gryphius. In: *Festschrift für Bohdan*

pitano-Spavento-Szenen von Francesco Andreini wohl nicht benutzte, sondern das italienische Original,[20] so könnte er für seine Komödie gleichwohl Rists sprachpatriotische Bramarbas-Kritik zur Kenntnis genommen haben. Die entsprechende Passage der Vorrede ist als Frage-Antwort-Spiel mit dem Leser gestaltet.

> Du wilt noch ferner wissen: Warumb ich denn eben so la mode vnd zwahr von Kriegssachen habe geschrieben? Jch sage/ dieweil ich nirgendt grössere Auffschneider alß unter den jtzigen Kriegesleuten gefunden/ zu deme auch keine Leute unter der Sonnen sind anzutreffen/ die mit frembden Wörtern so häuffig ümb sich werffen alse eben die Herren Cavalliers vnd derogleichen tolle Hummelen zu thun pflegen. (80–81)

Der erste fiktive Brief stammt von einem *miles gloriosus*, „Pomposianus Windbrecher/ Herr zu Schneideberg“ (96), der zweite von einem galanten Kavalier, „Liepholdt von Hasewitz/ Herr zu Leimstangen“ (134). Der Nachname des Capitano „Windbrecher“ entspricht dem des Daradiridatumtaridis, des Gegenspielers von Horribilicribrifax.[21] Im Brief des Bramarbas wird eine regelrechte Antipartie gegen die „Schul-Füchse“ (93) aufgebaut, die deutlich an den späteren Redewettstreit des *miles gloriosus* in der Komödie des Schlesiers mit dem Schulfuchs Sempronius erinnert:

> Daß ich aber wieder zu meinem proposito komme vnd mein voriges thema reassumire, so sage ich nochmahlen: Daß wier Cavallieri schüldig seyn mehr gedachte Schul-Füchse dahin zu halten/ daß sie alle ihre diffamirende Scripta stündlich retractiren/ jhre grobe exorbitantien agnosciren/ ja auch revociren/ dafern sie anders begehren/ daß wier sie pleinement perdonniren sollen. (93)

Das Zitat legt nahe, dass Gryphius Rists Satire gekannt haben könnte. Zu den von Capitano „Windbrecher“ angegriffenen Schulfüchsen, die sich kritisch zum Krieg geäußert haben, gehört der Autor selbst. Zudem wolle dieser „Hollsteinische Versen-Schmidt mit seinem Martin Opitij

---

Maxymtschuk. Hrsg. vom Ministerium für Bildung, Wissenschaft, Jugend und Sport der Ukraine, Nationale Iwan-Franko-Universität Lwiw. Lwiw 2011, S. 191–199.

20 Vgl. Francesco Andreini: *Le bravvre del Capitano Spavento*. Venedig 1607, und *Johannis Ristii Holsati Capitan Spavento Oder Rodomontades Espagnolles*. Hamburg 1635. Dazu Armin Schlienger: *Das Komische in den Komödien des Andreas Gryphius. Ein Beitrag zu Ernst und Scherz im Barocktheater*. Bern 1970, S. 148–149.

21 Vgl. Gryphius: *Horribilicribrifax* (wie Anm. 19), S. 11.

alles nach dem teutschen model“ haben. „Stehet es nicht tausentmal zierlicher/ wenn man im parliren oder reden zum öfftern die Sprache changire?“ (95, vgl. 117)

Den beiden satirisch überzeichneten Briefen der Sprachverächter im Haupttext sind jeweils ernste Antwortschreiben von Sprachpatrioten nachgestellt. Dem übereifrigen Kriegsmann antwortet „Ernst Teutschhertz/ Freiherr von Redlichshausen“, ein „Obrister“ (127), dem galanten Herrn von Hasewitz die so tugendhafte wie kluge Adelheit von Ehrenberg. Während die jeweils ersten Briefe satirisch falsches Sprachverhalten simulieren und dieses zumindest partiell auch rechtfertigen, kann man die Antwortschreiben sehr gut als sprachkritische Traktate lesen. Auch sie suchen selbstverständlich den Stil zu realisieren, den sie im Brief propagieren. Die Sprachdiskussion kann so nicht nur theoretisch erörtert, sondern als gelungene respektive misslungene, weil größtenteils kaum verständliche Praxis vorgeführt werden. Die Performanz erscheint bei Rist ausdrücklich als Teil der persuasiven Strategie.

Durch die paradigmatischen Briefe wird deutlich, dass die Sprachpflege ein ständeübergreifendes Problem ist und auch vom weiblichen Geschlecht praktiziert werden kann bzw. soll. Gerade Frau von Ehrenberg ist ja als sehr gebildete Dame gestaltet, die insbesondere des Lateinischen (vgl. 141–143), aber auch anderer Sprachen mächtig ist und etwa die Humanisten Reuchlin, Erasmus, Melanchthon und besonders Frischlin recht gut kennt (vgl. 141 und 143). Denn sie referiert nicht nur seinen *Julius redivivus* (vgl. 143), sondern nutzt auch sein Argumentationsmodell, die Konfrontation der Römer Cicero und Caesar mit der verkommenen Redepraxis der Gegenwart.

Inwiefern finden sich nun Spuren der *Rettung* und anderer Werke Rists in Grimmelshausens *Teutschem Michel*? Grundsätzlich kann man dabei auf fünf Aspekte verweisen: Erstens, Rists dialogisch angelegtes Brieftraktat gehört zu jenen Schriften, die in den 1640er Jahren in der Nachfolge von Martin Opitz den sprachpatriotischen Diskurs in Deutschland wenn nicht initiiert, so doch zumindest geprägt haben. Der *Teutsche Michel* etwa mit seinen konkreten Verweisen auf Zesen, Moscherosch und die Diskussion um die Sprachmengerei kann als später Beitrag dieses Diskurses gelesen werden.[22] Als mögliche Brücke zwischen Rist und Grimmelshausen könnte Schill gewirkt haben, der einer-

22 Vgl. hierzu schon den Kommentar in: Hans Jacob Christoffel von Grimmelshausen: *Simplicianische Schriften*. Hrsg. von Alfred Kelletat. München 1958, S. 829–830 u. 868–871.

seits für den *Teutschen Michel* rezipiert wurde und der sich anderseits ausdrücklich auf Rist bezieht.[23] Zweitens erscheint der Zusammenhang von Krieg und Sprachverfall als geradezu klassisches simplicianisches Thema. Grimmelshausens etwas überraschende These, dass unter jene, die das beste Deutsch sprächen, „auch die Soldaten zu rechnen“ seien,[24] kann dabei wohl als Replik auf Rists Kritik des soldatischen Sprachverfalls in den ersten beiden Briefen gelesen werden. Außerdem beschäftigt sich insbesondere das dritte Kapitel „Von absonderlicher Hoffart etlicher Sprach-Helden“[25] mit Figuren Ristscher Prägung. Drittens scheint mir auch die Schreibart der *Rettung*, das – wie Johann Rist es treffend nennt – Aufziehen der Sprachkritik „mit meiner alten satyrischen Geige“ (72), eine dem simplicianischen Ton durchaus affine Darstellungsart zu sein. Gerade die beiden jeweils ersten Briefe, der des wortgewaltigen Bramarbas und der des aufgeblasenen Liebhabers, müssten Grimmelshausen eigentlich gefallen haben. Viertens könnten die Gartengespräche sowie die Verweise auf richtige botanische Benennungen im *Teutschen Michel*[26] von den *Monatsgesprächen* Rists inspiriert sein, die ja jeweils auffällige ‚botanische‘ Gesprächseinleitungen aufweisen.[27] Und fünftens beziehen sich Rist und Grimmelshausen auf die gleichen Quellen, insbesondere auf Thomas Garzonis *Piazza Universale*, die auf Deutsch 1641, also kurz vor der *Rettung*,

---

23 Vgl. den Beitrag von Dieter Martin in diesem Band der *Simpliciana*. Johann Rist wird bei Schill im „Verzeichnuß der Bücher/ deren man sich in disem Wercklin gebrauchet hat“, ausdrücklich genannt. Zitat: Johann Heinrich Schill: *Der Teutschen Sprach Ehrenkrantz*. Straßburg 1644, Bl. 6^r. Die Nennung Rists in der Liste findet sich auf Bl. 8^r.

24 Grimmelshausen, *Teutscher Michel* (wie Anm. 11), S. 100.

25 Hans Jacob Christoffel von Grimmelshausen: Deß Weltberuffenen Simplicissimi Pralerey und Gepräng mit seinem Teutschen Michel/ Jedermänniglichen/ wanns seyn kan/ ohne Lachen zu lesen erlaubt Von Signeur Meßmahl, Nürnberg 1673, S. 18.

26 Vgl. Grimmelshausen, *Teutscher Michel* (wie Anm. 11), S. 43–55, 61–63.

27 Hierzu vgl. Vortrag von Jörg Wesche: Floriographie bei Rist; er erscheint in den Akten der Tagung *Johann Rist. Profil und Netzwerke eines Pastors, Dichters und Komponisten der Barockzeit* (2.–5. Mai 2013 in Hamburg). Vgl. auch Stefanie Stockhorst: Wissensvermittlung im Dialog. Literarische Pflanzenkunde und christliche Weltdeutung in den Rahmenstücken von Johann Rists Monatsgesprächen und ihrer Fortsetzung durch Erasmus Franscisci. In: *Polyhistorismus und Buntschriftstellerei. Populäre Wissensformen und Wissenskultur in der Frühen Neuzeit*. Hrsg. von Flemming Schock. Berlin 2012, S. 67–90.

erscheint.[28] Dies bewirkt, dass beide Autoren in ihren Themen, Argumenten und Beispielen oft auffällig nahe beieinander liegen.

Daneben gibt es eine ganze Reihe konkreter Spuren: Die markanteste ist wohl die ausdrückliche Nennung von Johann Rist im 12. Kapitel des *Teutschen Michel*:

> Der Ertz-teutsche Rist bezeugt/ daß sich einer die lateinische Sprache zu reden geschämt/ aus Forcht er möchte vor keinen rechtschaffnen Potzmarterer und Blutvergiesser: sondern nur vor einen Schulfuchs gehalten werden/ da hingegen andere Gerngrosse viel lieber Latein reden wolten/ wann sie es nur könten; muß man derowegen einen jeden mit seinem Kolben seines Weegs gehen lassen. (107–108)

Die hier wiedergebene Geschichte erzählt Rist allerdings nicht in der *Rettung der Edlen Teutschen Hauptsprache*, sondern im *Notwendigen Vorbericht an den Teutschgesinnten Leser* seines Dramas *Das Friedewünschende Teutschland* (1649). Eberhard Mannack hat das vor Jahren gezeigt.[29] Der Vorbericht schließt aber recht deutlich an Rists andere pazifistische Texte und auch an seine sprachpatriotische Satire an.[30] Denn der Erzählung vom Kriegsmann, der sein Latein verleugnet habe, geht voraus, dass Rist berichtet, er sei wegen seiner angeblichen Verunglimpfung des Soldatenstandes angegriffen worden; weil er von einem braven „Kavallier" geschrieben habe, der sich seiner „vorhin von Jhme erlernter Sprachen/ Künste und Wissenschaften" schämen würde.[31] Tatsächlich führt der erste Brief der *Rettung* einen solchen ‚undeutschen' Kriegs-Kavalier vor, der nicht nur seine Muttersprache, sondern auch seine deutsche Redlichkeit vermissen lässt. Rist beteuert aber, er habe damit immer nur die Laster, „mitnichten aber die Personen gestraffet oder getadelt".[32] Als Exempel erzählt er gleichwohl jenen konkreten Fall, auf den sich Grimmelshausen im *Teutschen Michel* bezieht:

---

28 Vgl. Thomas Garzoni: *Piazza Universale: Das ist Allgemeiner Schawplatz/ Marckt und Zusammenkunfft aller Professionen/ Künsten/ Geschäfften/ Händeln und Hand-Wercken/ etc.* Frankfurt a. M. 1641.

29 Vgl. Eberhard Mannack: Grimmelshausens Rist-Lektüre und die Folgen. Jupiterepisoden und Friedensspiele. In: *Barocker Lust-Spiegel. Studien zur Literatur des Barock. Festschrift für Blake Lee Spahr*. Hrsg. von Martin Bircher [u. a.]. Amsterdam 1984, S. 280–294, vor allem S. 281.

30 Vgl. etwa Rist, *Sämtliche Werke* (wie Anm. 1), Bd. 2. Berlin [u. a.] 1972, S. 17–23.

31 Rist, *Sämtliche Werke* (wie Anm. 1), Bd. 2. Berlin [u. a.] 1972, S. 23.

32 Rist, *Sämtliche Werke* (wie Anm. 1), Bd. 2. Berlin [u. a.] 1972, S. 24.

> Noch auff diesen heutigen Tag kenne Jch einen Rittmeister/ […] der so wol auff hohen als niedrigen Schulen seine Lateinische Sprache dermahssen fertig ergriffen/ daß wenn Er vor etlichen Jahren dieselbe redete/ man Jhme mit Lust muste zuhören/ nunmehr aber schämet Er sich derselben so sehr/ daß Er auch demjenigen/ der Jhn/ daß Er ehemahlen ein Studente gewesen/ auch nur im Schertz würde erinneren/ halb von seinem Degen und ein pahr Pistolen etwas sagen würde […].[33]

Grimmelshausens Anmerkung, ob man jemanden, der sich so verhält, als Narr „seines Wegs gehen lassen“ (108) soll – denn der Narren-„Kolben“ (108) ist ja gemeint –, könnte sich also tatsächlich auf die Kavaliers-Satire in der *Rettung der Edlen Teutschen Hauptsprache* beziehen. In den fiktiven Briefen wird ja zudem über das Verhältnis von Latein und Deutsch räsoniert und vor allem das Aufschneiden durch latinisierte Einsprengsel behandelt, die Grimmelshausen auch anprangert. Die Kritik an den Schulfüchsen kommt im ersten Brief des Soldaten explizit vor (vgl. 93) und wird durch Ernst Teutsch-hertz – dessen Name als Apposition Rists bei Grimmelshausen variiert wird – entschieden zurückgewiesen.

In der Figur des wenig rechtschaffenden „Potzmarterer und Blutvergiesser“ kann man natürlich auch Herrn Sausewind, den aufgeblasenen Kavalier aus Rists Drama *Das Friedenjauchzende Teutschland* (1653), wiedererkennen, von dem die unterschiedlichsten Geschichten erzählt werden. Mannack hat nachgewiesen, dass Grimmelshausen sich u. a. in der Jupiter-Passage des *Simplicissimus* auf diese Figur bezieht.[34] Allerdings haben Zeitgenossen gerade in Sausewind auch den Sprachkritiker Philipp von Zesen sehen können, der im *Teutschen Michel* recht deutlich als „Teutsch-Verderber“ angegriffen wird.[35] Dass Zesen mit seiner Sprachpolitik „nur“ seine „aigne Ehr“ suche,[36] war seit dessen eitler Sprachkampagne ja auch Rists Auffassung. Als dessen deutlichste und herbste Satire auf Zesen erschien den Zeitgenossen die genannte Sausewind-Figur. Denn dessen Mesalliance mit der Wäscherin „Rosemund“[37] war eindeutig auf Zesen und seinen Roman *Die Adriatische*

33 Rist, *Sämtliche Werke* (wie Anm. 1), Bd. 2. Berlin [u. a.] 1972, S. 25–26.

34 Vgl. Mannack, *Grimmelshausens Rist-Lektüre* (wie Anm. 29), S. 285. Vgl. auch Dieter Breuers Kommentar der Passage in: Hans Jacob Christoffel von Grimmelshausen: *Werke. I–II*. Hrsg. von Dieter Breuer. Frankfurt a. M. 1989–1997 (Bibliothek der Frühen Neuzeit 4–5), Bd. I, 2, S. 878–879.

35 Vgl. Grimmelshausen, *Teutscher Michel* (wie Anm. 11), S. 29.

36 Grimmelshausen, *Teutscher Michel* (wie Anm. 11), S. 29.

37 Rist, *Sämtliche Werke* (wie Anm. 1), Bd. 2. Berlin [u. a.] 1972, S. 307.

Rosemund (1645) zu beziehen. Die Satire war somit Ausdruck des tiefen Bruchs zwischen Rist und Zesen zu diesem Zeitpunkt. Insofern könnte man sogar von Sympathien des Grimmelshausenschen Satirikers für den Hamburger Pfarrer ausgehen, der im wenig später erscheinenden und die Sprachauffassung des *Teutschen Michel* umsetzenden *Galgenmännlein* ja auch ausführlich zitiert wird.[38]

Als ein wichtiger Aspekt der satirischen Briefe Rists erscheinen pragmatische Fragen der Sprache. Hier wirkt Rist nachgerade modern, wenn er die kommunikative Wirkung der Sprache als zentrales Kriterium diskutiert. Gemeint ist jene Position, die man etwas provokant als Vorwegnahme der sprachphilosophischen Vorstellung, dass „die Bedeutung eines Wortes […] sein Gebrauch in der Sprache" sei, verstehen könnte.[39] Ludwig Wittgensteins berühmter Satz, auf dem bis heute große Teile der modernen Linguistik beruhen, leitet sich selbst aus einer Passage der *Confessiones* von Augustinus ab. Dort wird im ersten Buch erklärt, dass durch Einübung und Beobachtung, nicht aber durch das sture Zuordnen von Signifikant und Signifikat eine Sprache erlernt werde.[40] Insofern kann man für eine lebendige Sprache keine eigentliche, weil ursprüngliche Bedeutung als die bessere ansehen, sondern muss sich stets nach dem jeweils geltenden Sprachgebrauch richten – eine Regel, die bis heute viele Sprachpuristen nicht wahr haben wollen und die auch in der Frühen Neuzeit nicht immer beherzigt wurde. Denn auch im Barock gab es Auseinandersetzungen zwischen sprachpragmatischen und sprachpatriotischen Verfechtern, wobei letztere nicht selten auf der eigentlichen, weil älteren Bedeutung eines Wortes beharrten. Wirkungsmächtig war hier sicherlich Justus Georg Schottels Stammworttheorie in seiner *Ausführlichen Arbeit von der Teutschen Haubt-Sprache* (1663).

Auch etwa Grimmelshausens Satiriker im *Teutschen Michel* argumentiert vom Wortsinn her, wenn er das damals offenbar obszön gebrauchte Wort „Gehey" rechtfertigt.[41] Zwar verweist er in diesem Zusammenhang auch auf die Unsitte, „die alte verlegene vor 1000 Jahren

38 Vgl. Grimmelshausen, *Werke* (wie Anm. 34), Bd. II, S. 766–771.

39 Ludwig Wittgenstein: *Philosophische Untersuchungen* [1958]. Frankfurt a. M. ^{2}1980, S. 41 (§ 43).

40 Vgl. Wittgenstein, *Philosophische Untersuchungen* (wie Anm. 39), S. 15 (§ 1), und Augustinus: *Bekenntnisse. Confessiones*. Lateinisch und Deutsch. Eingel., übers. u. erl. von Joseph Bernhart. Frankfurt a. M. 1987, S. 30–33 (I/8, 13).

41 Grimmelshausen, *Teutscher Michel* (wie Anm. 11), S. 90.

abgangene[n] Wörter mit Gewalt wider einführen“ zu wollen,[42] doch in Bezug auf „Gehey“ beklagt er genau das Gegenteil, nämlich, dass „dises schöne Wort jetziger Zeit unter vilen tausend Teutschen kein einiger mehr recht verstehet.“[43] Die derb-erniedrigende Konnotation des Wortes in der Frühen Neuzeit legte es ja durchaus nahe, es nicht zu benutzen.[44] Grimmelshausen rechtfertigt seine Deutung des Begriffs mit einer Gerichtsgeschichte: Dem Verweis des Klägers, das Wort werde zum groben Beschimpfen „gebraucht“, entgegnet der Beklagte mit Hinweisen auf den „Grund der Sprach“. Er betont, „das Wort Geheyen seye nit garstig/ auch nit unhöflich“, da es, „nichts anders heisse/ als sich mit Aechtzen und Grämen/ herzlich bekümmern“.[45] Immerhin kennt Grimmelshausen damit Bedeutungsbegründungen über den Gebrauch und weiß sie zu diskutieren. Die sprachpragmatische Argumentation im Barock ist ihm also keineswegs fremd.

Analoges beobachten wir schon bei Rist: Denn bei ihm erscheint der Gebrauch der Sprache einerseits als ernst zu nehmendes, wenn auch nicht immer zu goutierendes Argument der Sprachpflege, obwohl er andererseits eine gängige Sprachpraxis, besonders die Vermengung fremdsprachlicher und deutscher Ausdrücke, kritisiert. Das wirkt auf den ersten Blick vielleicht etwas widersprüchlich; angesichts der Wirkungsabsicht, der Verbesserung des Deutschen in der kulturellen Konkurrenz Europas, aber einleuchtend. Das wird bei seiner sehr differenzierten Entgegnung auf die These deutlich, dass „die frembden Wörter in der Zuhörer Ohren viel besser“ klingen, „als die jenige[n] so aus unserer Sprache sind genommen“ (99):

> Dieses lasse ich zwar etwas gelten/ denn einmahl gewisse ist/ daß die Reden/ so wir täglich hören/ uns nicht so rauhe und hart als frembde und die bey uns gantz ungewohnet seyn/ fürkommen. Aber eben darumb sollen wir uns dazu gewehnen/ daß wir mehrgedachte Wörter in reiner teutscher Sprache ausdrucken/ die denn in gar kurtzer zeit (im falle wir uns nur derselben offt und viel gebrauchten) ja so lieblich und vielleicht besser als die Französische und Welsche in unsern zarten Ohren werden klingen. (99–100)

Zwar zielt Rists Argument hier nicht auf die präzisere Bedeutung, die sich über einen regelmäßigen Gebrauch verfestigt, sondern auf die Äs-

---

42 Grimmelshausen, *Teutscher Michel* (wie Anm. 11), S. 89.

43 Grimmelshausen, *Teutscher Michel* (wie Anm. 11), S. 91.

44 Vgl. Jakob und Wilhelm Grimm: *Deutsches Wörterbuch*. Bd. 5. Leipzig 1873, Sp. 2339–2350.

45 Grimmelshausen, *Teutscher Michel* (wie Anm. 11), S. 92–93.

thetik des Sprechens, doch beobachtet er im Prinzip den nämlichen Mechanismus. Korrekte Sprache muss eingeübt und nicht verordnet werden, weil sie einen wesentlichen Teil der alltäglichen Praxis ausmacht.

Das Argument, die Bedeutung eines Wortes sei übers seinen Gebrauch zu erschließen, kommt im Antwortschreiben Adelheids von Ehrenberg an den jungen Kavalier immer wieder vor: So habe sie über die abfällige Konnotation des Ausdrucks ‚Dame' (statt Jungfrau) ein „stetiger und vielfältiger Gebrauch desselben gelehrt" (136). Doch auch Adelheit ist sich der Ambivalenz dieser Kategorie bewusst. Einerseits konstatiert sie, dass Fremdwörter im Deutschen „dermassen in Gebrauch" gekommen seien, „daß sie schwerlich wieder auszurotten" (139) sind. Es sei deshalb zu erwägen, ob man „sie derowegen als halbteutsche oder solche Wörter / die durch den stetigen gebrauch unser eigen worden / halten und ansehen" solle (139). Diese aus heutiger Sicht durchaus vernünftige Ansicht teilt Adelheid indes aus sprachpflegerischen Erwägungen nicht. Sie bemerkt die Gefahr, dass „unsere edle teutsche Sprache" dadurch „endlich gahr in eine Barbarische und Vndeutsche muß verwandel" werden (139). Es folgt dann ein Verweis auf „einen grossen Liebhaber dieser unserer Mutter-Sprache", wohl Zesen, der Fremdwörter sammle, um sie einzudeutschen. Zesen hatte, als Rists Satire veröffentlicht wurde, seine Überlegungen ja noch nicht publiziert, lebte aber wie Rist in Hamburg.

Die deutsche Spracherneuerung könne – so die Briefschreiberin – sich an der sprachpflegerischen Arbeit der deutschen Humanisten orientieren. Deren Bemühen um eine Rückkehr zum klassischen Latein sei Vorbild für die Reinigung des Deutschen von fremden Einflüssen (vgl. 143). Deshalb müssten „guhte und nützliche Bücher so wol in gebundener alse ungebundener Rede" auf Deutsch verfasst und die Sprachmengerei „mit scharffen Satyrischen Schrifften [...] ohnverzagt" und heftig angegangen werden (144). Der dezidierte Aufruf zum Sprachkrieg erinnert an den viel später erscheinenden *Horrendum Bellum Grammaticale* (1673) des Justus Georg Schottelius.

Zwar hinkt der Vergleich mit der Erneuerung des Lateins im Humanismus, da es ja im 17. Jahrhundert eigentlich kein älteres klassisches Deutsch gab, auf das man sich beziehen konnte. Doch wäre immerhin – neben einer Reihe anderer Schriften – zumindest auf zwei bekannte Texte des deutschsprachigen Humanismus zu verweisen, die schon im 16. Jahrhundert die Gebrauchs-Kategorie für die Sprachpflege-Diskussion erwogen haben und die für diese Sprachdiskussion ver-

mutlich einschlägig sind. Beide Schriften tragen zur allmählichen Durchsetzung des Lutherdeutschen als so genanntes Hochdeutsch[46] bei: Martin Luthers *Sendbrief vom Dolmetschen* (1530) verpflichtet bekanntlich dazu, „die Mutter im Hause, die Kinder auf der Gassen, den gemeinen Mann auf dem Markt“ nach ihrem Gebrauch der Sprache zu fragen; ja man solle „denselbigen“ – so das bekannte Zitat – „auf das Maul sehen“, um zu verstehen, „wie sie reden“.[47] Etwa zur gleichen Zeit und im Umfeld von Luther erscheint Valentin Ickelsamers *Teutsche Grammatica* (1534), die erste kodifizierte Sprachlehre des Deutschen. In der Einleitung favorisiert Ickelsamer eine am tatsächlichen Gebrauch der Muttersprache und ausdrücklich nicht am Lateinischen orientierte Grammatik,[48] die aber keineswegs der Sprachnormierung und der Etymologie besonders als Mittel der Sprachreflexion entsagt. Dass dieser humanistische Diskurs – der ja nicht nur in deutscher Sprache geführt wird – für die sprachpatriotische Reflexion im 17. Jahrhundert noch relevant war, zeigen entsprechende Referenzen insbesondere in didaktischen Sprachwerken des Jahrhunderts (Schäreaus, Girbert, Schupp, Kindermann usw.). Genügend Nachweise finden sich bei Straßner.[49] Im Rist-Umfeld der 1640er Jahre ist es Zesen, der vehement auf Luther verweist:

> Dan fohr hundert Jahren hat sie [die deutsche Sprache] der *hoch-erleuchte Luther* fast aus dem tiefsten schlamme der unfolkommenheit heraus gehoben/ und nicht allein die deutsche sprache selbst/ sondern auch die deutsche Dichtkunst so märlich auszuüben und zu reinigen angefangen.[50]

Auch wenn Johann Rist hauptberuflich ein protestantischer Pfarrer und Gesangbuchautor war, findet sich ein solch deutlicher Konfessionalismus – wie übrigens auch im *Teuschen Michel* von Grimmelshausen – nicht. Bekannt ist ja, dass Rist später in den *Monatsunterredungen* an

---

46 Dass unter Hochdeutsch in der Frühen Neuzeit regional jeweils Unterschiedliches aufgefasst wurde, versteht sich von selbst. Grimmelshausen geht in seinem *Teutschen Michel* darauf ein: vgl. dort (wie Anm. 11), S. 96–101.

47 Martin Luther: *Sendbrief vom Dolmetschen* (1530). In: Martin Luther: *Schriften*. Hrsg. von Ernst Kähler. Stuttgart 1962, S. 151–173, Zitat S. 159.

48 Vgl. Valentin Ickelsamer: *Teutsche Grammatica*. O. O. o. J. [Marburg 1534], Bl. 1^{v}. Einschlägige Hinweise verdanke ich meiner sprachwissenschaftlichen Kollegin Christine Ganslmayer (Erlangen).

49 Vgl. Straßner, *Deutsche Sprachkultur* (wie Anm. 3), S. 96–98.

50 Philipp von Zesen: *Hochdeutscher Helikon*. In: *Sämtliche Werke*. Hrsg. von Ferdinand van Ingen [u. a.]. Bd. 9. Berlin, New York 1971, S. 140.

prominenter Stelle sogar das katholische Jesuitendrama lobte;[51] in der *Rettung der Edlen Teutschen Hauptsprache* sucht man ein solch explizites Lob des Katholischen indes vergeblich. Immerhin bittet der Autor aber, ein überkonfessioneller, „unpartheiischer […] Leser“ (80) solle sich des satirischen Textes annehmen. Auch spricht er – trotz mancher indirekter Bezüge zum Protestantismus – wohl bewusst vom „Christen-Menschen“ (107) und vermeidet unmittelbare Angriffe auf die katholische Seite. Dazu passt, dass „Teutsch-hertz“ Martin Opitz als Diener unterschiedlicher Konfessionen darstellt, dem „nichts anders als aller Menschen zeitliches vnd ewiges Wol-ergehen von Hertzen biß anhero gewünschet“ (126): „Herr Opitz ist Königen vnd Fürsten die theils in der Päbstischen theils in der Calvinischen Religion gelebt haben/ in jhren weltlichen Geschefften bedienet gewesen.“ (122)

Wie wichtig ein Bekenntnis zur konfessionellen Neutralität offensichtlich war, zeigt eine andere Passage im Antwortschreiben an den „Kriegs-Kavalier“; der von diesem gescholtene Johann Rist habe in einer seiner pazifistischen Schriften

> ja hell/ teutsch vnd klahr genug bedinget/ daß er in bestraffung dero abschewlichen Kriegs-Grewel durch auß nicht partheiisch wolle gehalten werden/ dieweil er nur bloß vnd allein das vnchristliche Leben vnd den schändlichen Mißbrauch der heutigen Kriege […] ins gemein […] habe angegriffen oder gestraffet. (118–119)

Doch bei den Beispielen für Kriegsgräuel, die „Ernst Treu-hertz“ recht ausführlich beschreibt, waren fast immer Protestanten die Opfer. Rist benutzte hier offensichtlich evangelische Quellen: Die grausame Zerstörung Magdeburgs 1631 (vgl. 109f.) oder das „Pasewalker Gemetzel“ von 1630 wären hier zu nennen (vgl. 111). Insofern könnte man den Aufruf zur konfessionellen Neutralität auch als eine rhetorische Volte deuten.

Abschließend kann man festhalten, dass Johann Rists *Rettung der Edlen Teutschen Hauptsprache* ein wichtiger Beitrag des sprachpatriotischen Diskurses in der ersten Hälfte des 17. Jahrhundert war, dessen Spuren in der Dichtung tatsächlich bis hin zu Grimmelshausen und Gryphius verfolgt werden können. Insbesondere der differenzierte Umgang mit der Frage, wann auf den alltäglichen Gebrauch eines Wortes verwiesen und wann sprachnormierende Eingriffe sinnvoll sind, zeigt das sprachtheoretische Niveau der Satire. Diese begnügt sich genauso

51 Vgl. Rist, *Sämtliche Werke* (wie Anm. 1), Bd. 2. Berlin [u. a.] 1972, S. 275.

wie Grimmelshausens *Teutscher Michel* nicht mit der bloßen Verspottung falschen Sprachverhaltens, sondern reflektiert es, zeigt Alternativen auf und führte diese in den jeweiligen Antwortschreiben an die Kavaliere vor.

THOMAS ALTHAUS (Bremen)

Hirnschleiferei. Die Umdeutungskunst des Aegidius Albertinus in der Perspektive auf Grimmelshausen

Grimmelshausens Schreiben organisiert sich unter vielen Einflüssen. Dazu gehören auch die Erbauungsschriften, die Aegidius Albertinus, seiner „Fürstl: Durchl: in Bayrn Hof- vnd Geistlicher Raths Secretarius“, zwischen 1594 und 1618 in Menge „zusammen *colligirt*“.[1] Das belegen zitatgenaue Übernahmen, die in der Forschung aber auch dafür stehen, wie sehr sich Grimmelshausens Rezeption von der konfessionellen Strenge dieser Traktatliteratur freimacht.[2] Eine klare Unterscheidung zwischen funktionaler und literarischer Prosa ist allerdings schon historisch schwierig, und sie verliert erheblich an Aussagekraft, sobald das Schreibmodell von Albertinus, seine auf Blickveränderungen konzentrierte Themenführung, in Betracht gezogen wird. Die folgenden Überlegungen gehen davon aus, dass Grimmelshausens Prosa wesentlich von dorther ihre Fähigkeit zum Sichtwechsel und die dafür notwendige Divergenz entwickelt. Das führt zu einem Komplexitätsgewinn, der den albertinischen Schriften trotz ihres klerikalen Zwecks selbst auch eignet. Unter den Vorgaben des Apostolats gibt es auch bei Albertinus viel provozierte Widersprüchlichkeit. Nur: sind die

1 So die Selbstadressierung (der Titel oder Widmungsvorreden) in ausführlicher Form, z. B. von *Haußpolicey* (1602), *Christi vnsers Herrn Königreich vnd Seelengejaidt*, *Newes zuvor unerhörtes Closter- und Hofleben* (beide 1618).

2 Beides gleichzeitig ist wiederholt für die Fortschreibung der offensichtlich über Albertinus rezipierten *novela picaresca* festgestellt worden. Im pikaresken Erzählen dient religiöse Sinngebung vornehmlich der Kritik von Welteinstellungen und Lebensweisen, die aber durch solche Kritik – das ist die andere zutreffende Auskunft – nur situativ zu regulieren sind. Die Wahrheit hält nicht lange vor oder wird jedenfalls nicht textbeherrschend. Eher schon wird religiöse Besserwisserei satirisch denunziert, in den spanischen Vorgaben zumal am Verhalten der *conversos*. Für Grimmelshausen erübrigt sich schlicht schon deshalb eine rigide geistliche Unterweisung, auf die eben nur Albertinus das Genre pikaresken Erzählens im „Andern Theil“ des deutschen *Gusman* einschwört (*Der Landstörtzer Gusmann von Alfarche oder Picaro genannt*. Nachdruck der Ausgabe München 1615. Mit einem Nachwort von Jürgen Mayer. Hildesheim, New York 1975, S. 503–725).

gegenreformatorischen Bestrebungen des Hofpredigers erst einmal (und im Grunde folgerichtig) zu einheitlicher Weltsicht und zu entsprechenden Ordnungsvorstellungen aufsummiert, zeichnet sich der Komplexitätsgewinn kaum noch ab.[3]

Die hier angestellten Beobachtungen haben indes eher den Charakter einer literaturgeschichtlichen Probebohrung. Sie bleiben auf diese eine ‚Herkunft' von Divergenz bei Grimmelshausen fokussiert. Die Folgen für die simplicianische Schreibweise können sie ohnehin nur oberflächlich und in wenigen Aspekten skizzieren, und sie bleiben notwendig auf weniges im Textuniversum der albertinischen Schriften beschränkt. So ist schon nicht zu klären, ob deren Darstellungsverfahren zunehmend auf mehrfache und dezidiert unterschiedliche Erwägungen abstellt oder ob es einfach schon durch seine Kompilationstechnik von Anfang an dazu disponiert erscheint. In jedem Fall rückt der werkgeschichtlich späte *Hirnschleiffer* (1618) die Einübung in das angedeutete Verfahren zentral. Obwohl er vom viel geübten Prinzip des Kolligierens eigentlich gar nicht abweicht, sorgt hier der Veränderungswille für eine eigene Textur, eine differenzorientierte Gestaltung der Argumentation. Wo Grimmelshausen dieses Verfahrens für den narrativen Prozess adaptiert, begegnen dann gegenläufige Wahrnehmungen der Dominanz einzelner Sichtweisen. Das relativiert bei Grimmelshausen auch die christliche Vermahnung. Für eine verbindliche Klärung des Ganzen deckt sie das Erzählen nicht mehr weit genug ab. An einen klerikalen Zweck wie bei Albertinus ist ohnehin nicht mehr zu denken.

Das Merkzeichen von Grimmelshausens Adaption ist der bei Albertinus notorische Verweis auf das *Nosce te ipsum*.[4] Er findet sich als Textanleihe bereits im *Satyrischen Pilgram*, dort vom *Hirnschleiffer* bezogen:

---

3 Guillaume van Gemert spricht in seiner großen Albertinus-Arbeit für den *Hirnschleiffer* von „krassen Widersprüchen", die sich im Verweis v. a. auf die „Vielschichtigkeit der geistlichen Allegorese" dann „jedoch nur scheinbar" so ausnehmen (*Die Werke des Ægidius Albertinus [1560–1620]. Ein Beitrag zur Erforschung des deutschsprachigen Schrifttums der katholischen Reformbewegung in Bayern um 1600 und seiner Quellen*. Amsterdam 1979, S. 187–188). Hier hingegen soll auf der Erzeugung solcher Spannungen bei Albertinus insistiert werden, und zwar nicht als Problem, sondern als Reflexionsleistung.

4 Vgl. Rolf Tarot: Nosce te ipsum. Lebenslehre und Lebensweg in Grimmelshausens „Simplicissimus Teutsch". In: *Daphnis* 5 (1976), S. 499–530, mit exemplarischen Bezügen auf Albertinus und mit Hinweisen auch auf die Herkunft und Prominenz des Selbsterkenntnispostulates im theologischen Diskurs.

> Zu der Schönheit gehört auch ein Spiegel/ […] nach dem Rath des weissen *Chilonis* sich selbst darinnen zu erkennen; dessen ward *nosce teipsum* oben an der Kirchthür zu *Delphis* mit guldenen Buchstaben angeschrieben gestanden […].[5]

Es ist im Weiteren noch zu sehen, wie dieser Bezug dann in Buch V, Kap. XXIII des *Simplicissimus Teutsch*, dort zusammen mit dem „*Adjeu* Welt" im Schlusskapitel nach *Verachtung deß Hoflebens* (1598) zitiert, eine der vielen Reflexionsverschiebungen im narrativen Prozess auslöst, durch die der Roman sich ständig verändert und schließlich über sein eigentliches Ende hinaus in die *Continuatio* führt. Einen Widerschein des Zitats gibt es auch zu Beginn der Sprachschrift *Teutscher Michel*. Das schafft Gelegenheit, über das sprachreflexive Moment von einer thematologischen auf die darstellungsästhetische Erörterung der Bezugnahme zu lenken (1). Von dort ist die albertinische Schreibweise in ihrer Dialektik (2, 3) und sind die verfahrensrelevanten Wirkungen auf die Prosa Grimmelshausens zu entwickeln (4). Im *Teutschen Michel* geht es dabei fast unauffällig, aber mit der Selbstverständlichkeit einer Prämisse um die für jene Reflexionsverschiebungen notwendige Geltungsbegrenzung von Argumentationen (5). Daraus folgt einiges für eine ebenso notwendige Geltungsbegrenzung von narrativ entfalteter Evidenz. So erst kann das Erzählen Grimmelshausens konkurrierend noch anderes, vielleicht sogar das Gegenteil, als auch wahr erweisen.

---

5 Grimmelshausen: *Satyrischer Pilgram*. Hrsg. von Wolfgang Bender. Tübingen 1970 (Gesammelte Werke in Einzelausgaben. Unter Mitarbeit von Wolfgang Bender und Franz Günter Sieveke hrsg. von Rolf Tarot), S. 71 (Achter Satz von der Schönheit. Nachklang). Vgl. Aegidius Albertinus: *Hirnschleiffer. Kritische Ausgabe*. Hrsg. von Lawrence S. Larsen. Stuttgart 1977 (Bibliothek des Literarischen Vereins in Stuttgart. 299). – Der Text wird im Folgenden nach der Edition von Larsen mit Sigle *H* und Seitenangabe in runden Klammern zitiert. Wegen der besseren Qualität der Vorlage werden (nur die) Abbildungen nicht nach dem Druck gegeben, den Larsen seiner Ausgabe zugrunde legt (VD17 12:103428T), sondern nach einem zweiten Druck desselben Jahres (VD17 23:285106L), mit freundlicher Genehmigung der Herzog August Bibliothek Wolfenbüttel (Sign. HAB: A: 73 Eth. [1]). Hier S. 50–51: „Ein schöner Mensch soll sich im Spiegel beschawen/ damit er sich vor spott vnd schandt hüte […] Dise Wort *nosce teipsum:* wurde damals oben an die Kirchen Thür zu *Delphis* mit guldinen Buchstaben geschriben […]". Schon Käthe Fuchs hat mit einer Synopse der Stellen auf Grimmelshausens Übernahme hingewiesen. Vgl. Käthe Fuchs: *Die Religiosität des Johann Jakob Christoffel von Grimmelshausen*. Leipzig 1935, S. 151–152.

1. Die Macht der Zunge

Der *Teutsche Michel* behandelt „die Red und den Verstand“ als unzertrennlich, weshalb „die Griechen beydes […] mit einem Namen λόγος genennet“.[6] Wenn er dann zum Plädoyer für die „Vollkommenheit“ einer Kenntnis „gleich nur“ der „Mutter Sprach“ (*TM* 11) ansetzt, liest man am ersten Argument dafür beinahe vorbei. Es sei „jedem Ding“, das Gott „dem einen oder andern Menschen als eine sonderbare Gab [...] verliehen/ [...] etwas entgegen gesetzt/ das ihne in den Schrancken der Demuth zu verbleiben erinnert“ und das dafür sorgt, sich mit „seiner selbst Erkantnus wahrzunehmen“ (*TM* 11). Diese Schlussfolgerung ist an entsprechender Stelle im *Hirnschleiffer* nur erst nahegelegt, wenn das apollinische *Gnothi seauton* an der „Kirchen Thür zu *Delphis*“ als gelebte Wahrheit behandelt wird. Albertinus bringt hier die „alten siben Atheniensischen Weltweisen“ (*H* 51) miteinander ins Gespräch und lässt aus diesem Gespräch in rechter apophthegmatischer Inszenierung die Formel resultieren:

> *Cleobolus* sagte/ es sey nichts bessers/ als daß der Mensch ein Ziel vnnd maß halte in allen dingen. Ein jeder sagte halt sein mainung/ aber *Chilo recapitulirte* oder name alles zusammen vnd sprach mit wenig worten: *Nosce teipsum*, das ist/ *Kenne dich selbst*. (*H* 51)

Dafür werden die betreffenden Gnomai aus dem *Heptalogus septem sapientium* so umgruppiert, dass die Sentenz Chilons nun auf alle anderen und vornehmlich eben auf die „Sententia Cleobuli“ *Optimus est modus*[7] reagieren kann. Einen genauen argumentativen Zusammenhang zwischen Beschränkung und Selbsterkenntnis erreicht erst die Weiterführung des *Teutschen Michel* in Bezug auf die Sprachfrage. Hier wird zum einen ironisch behauptet und zum anderen detailliert erklärt, dass/wie Einsprachigkeit sinnvoll Maß schafft. Eine solche Situation ist aber für ein multilinguales Bewusstsein nicht gegeben. Erst

---

6 Grimmelshausen: *Deß Weltberuffenen Simplicissimi Pralerey und Gepräng mit seinem Teutschen Michel*. Hrsg. von Rolf Tarot. Tübingen 1976 (Gesammelte Werke in Einzelausgaben. Unter Mitarbeit von Wolfgang Bender und Franz Günter Sieveke hrsg. von Rolf Tarot), S. 7–8. – Der Text wird im Folgenden mit der Sigle *TM* und Seitenangabe in runden Klammern zitiert.

7 Vgl. Filippi Beroaldo: *Opuscula*. Paris 1515 [?]. *Libellus de septem sapientium sententiis*, fol. V[v]. (Nosce te ipsum) u. VI[v] (Optimus est modus).

dort, wo die eigenen Fähigkeiten an Grenzen stoßen, gibt es auch den Rückimpuls, sie und sich nach innen zu reflektieren. Daraus folgt in solcher Sichtweise die *cognitio sui* oder andernfalls das Problem der *ignorantia sui*.

Nach einer grundsätzlichen Überlegung von Albertinus in *Lucifers Königreich vnd Seelengejaidt* (1616) wäre freilich *Deß Weltberuffenen Simplicissimi Pralerey und Gepräng mit seinem Teutschen Michel* so wenig vonnöten wie überhaupt irgendeine Sprachkunde:

> Wofern wir nur einer Geistlichen Natur weren, wie die Engel, so wurden wir einander alsbald vermittelst deß Stil[l]schweigens verstehen, vnnd bedörfften keiner Wort, Zung, Ohren noch Augen zum hören vnnd sehen, weil aber das bey vns Menschen nicht sein kan, so bedarf vnser Seel deß redens, der wort vnd namen, vermittelst deren sie das jenig, was gleichsamb in einem tieffen vnd finstern ort verborgen ligt, offenbaren vnd herfürbringen thut, derowegen ist die Zung das fürnembste Instrument [...].[8]

Davon hängt nach Albertinus nicht nur die Kommunikation ab, auch die geordnete und sinnfähige Erkundung der Welt, fast noch im Wortsinn von ‚Begreifen', indem „alle ding durch fügliche vnnd gereimbte *significationes denunciert* vnnd außgesprochen werden" müssen (*L* 286). Ebenso ist die vernünftige Rede nicht erst Ausfluss der Verstandestätigkeit, sondern dieselbe *in actu*: „Dann nur der jenig ist wolberedet, welcher in seinem Dienst vnd Verstand das jenig, was er sagen sol, *concipiern*, folgents mit wolgesetzten zierlichen Worten, *exprimiren*, außsprechen vnnd fürbringen kan" (*L* 286). Dies wiederum führt dazu, dass der Mensch in einer maßgeblichen und für das religiöse Denken fast sogar ungehörigen Weise durch seine Sprache definiert erscheint. Die fehlende Unmittelbarkeit seiner Existenz, die ihn auf „die Zung" angewiesen zeigt, wird zur Stärke. Weltaneignung wird durch Beredsamkeit erwirkt. Hemmung erfährt solche Kausalität nur im Maß der rhetorischen Fähigkeiten. Christliche Lebensführung mit ihren Geboten hat eher das Nachsehen. In den Erbauungsschriften wird um sie gekämpft, während diese Schriften selbst aber von der Macht der Zunge zeugen. Sie „*concipiern*" und „*exprimiren*" auf alle nur erdenkliche Weise ein umfassend christliches Weltverständnis im Sinne der Allegorese. Die albertinischen Schriften demonstrieren geradezu,

8 Aegidius Albertinus: *Lucifers Königreich und Seelengejaidt*. Hrsg. von Rochus Freiherrn von Liliencron. Berlin, Stuttgart [1883], S. 285–286. – Der Text wird im Folgenden nach der Edition von Liliencrons mit Sigle *L* und Seitenangabe in runden Klammern zitiert.

dass sie nur so noch der ordnungsfernen Unterschiedlichkeit frühneuzeitlicher Erfahrungen und Einschätzungen gewachsen sind, worin sich längst ins Tausendfache jene Differenz wiederholt, die mit der Notwendigkeit sprachlicher Vermittlung zwischen Mensch und Mensch von Anfang an gegeben ist.

Dabei greift die geistliche Rhetorik als selbstgewisses Vermögen nicht wenig auch auf die moraltheologischen Voraussetzungen aus.[9] Die heiklen Konsequenzen zeigen sich vor allem dort, wo die Texte ihre eigenen Möglichkeiten mit dem Weltverhalten kurzschließen und auf das Deutungsvermögen, die Kunst der Auslegung und der Zurechtlegung in ihrem Stellenwert für die Praxis sehen. *Lucifers Königreich* will vor den vielen Teufeln warnen, die den Menschen auf die Seite des Lasters ziehen. Der Traktat muss sich aber mehr und anders, als es der erzieherischen Absicht an sich zuträglich sein dürfte, auf die Teufeleien sprachlichen Verhaltens einlassen. Wo es um böse Zungen, Vielzüngigkeit und gewissenlose „Kunst deß redens" (*L* 161) geht, verfügt unter der Prämisse der Sprachgebundenheit von Wahrnehmung und Denken alles Falsche über viel Spielraum, hingegen das Richtige lauterer Absicht über wenig regulierende Kraft. Der Leumund, den einer hat, die gute oder schlechte Rede über ihn, ist dann offenbar eine Sache von eigenem religiösem Belang. Direkt damit setzt die Widmungsvorrede von *Lucifers Königreich* ein: „Nichts ist dem Menschen notwendiger, nützlicher, annemblicher, vnd schöner, als eben ein guter Nam, [...] derwegen jrren sich die jenigen, welche sich nur jhres blossen guten Gewissens behelffen, vnnd nichts darnach fragen, was die Menschen von jhnen sagen" (*L* 1). Der gute Name eines Menschen ist dasjenige Wort, das ihn in der Einschätzung anderer ausmacht, und dies mit erheblichem Reflex auf die Selbsteinschätzung und das daraus folgende Tun. Rückt der Leumund die Tugend derart ins rechte Licht,

9 An einer Stelle im *Horologium Principum* (1599) nach Antonio de Guevara kommt der Mensch als solcher überhaupt erst durch die Sprache in Betracht, „alldieweil sich die Zung durch die Empfindligkeit der Seelen bewegt/ vnd der jenige/ welcher keine Zung hat/ keine Seele habe." (Antonio de Guevara: *Horologium Principum; Das ist: Fürstliche Weckvhr vnd Lust garten* […] *Durch Herrn Egidium Albertinum* […] *auß der Hispanischen in die Hochteutsche Sprach versetzt.* […] *Jetzt mit fleiß vbersehen/ corrigirt/ vnd mit einem vollkommenen Register außgangen.* [….] Frankfurt a. M. 1644. [*Opera Omnia Historico-Politica II*]. Ander Theil, Cap. XXVII. Von der Fürtreffligkeit der Wolredenheit, S. 183–184, im Verweis auf Pythagoras). Ein „stummer Mensch ist nit viel besser/ als ein vnvernünfftiges Vieh". Er soll „als ein Bestia dienen/ oder mit sampt den Bestien im Wald herumb ziehen" (ebd.).

dass sie sich damit so recht erst entfaltet, dann gilt in der Umkehrung auch: „wann einer die Glori von der Tugent vertreibt, ist solches eben so vil, als die Sonn jhres Liechts berauben“ (*L* 33). Von den Wirkungen des guten Rufs ist deshalb phasenweise tatsächlich wie von den Wirkungen des Glaubens selbst die Rede: Es ist „der gute Nam […] wie der Baum, der gute vnnd tieffe Wurtzlen hat, sich vor den vngestümmen vnnd starcken Winden wenig förchtet, also förchtet sich ein wolbeschreyter tugentsamer Mensch keines weegs vor der vngestümmigkeit der Trübsaln vnd Widerwertigkeiten, dann *bonum nomen permanebit in æuum*“ (*L* 4). – Wie prekär der Argumentationsgang insgesamt ist, zeigt sich bei der Vorwegnahme von Gegenargumenten:

> Obschon aber gesagt vnd eingeworffen werden köndte, daß Christus der HErr die Glori verbotten vnd auffgehebt, so gib ich doch zur antwort, daß er nur die eitle Ehr vnd Glori, welche auß der *Simulation* oder erdichteten Tugent entspringt, keinswegs aber die Glori, welche auß der wahren Tugent herfleußt, veracht vnd verbotten habe. (*L* 33)

So ist es geboten, Geltungsbedürfnis und Ruhmsucht auf tugendhaftes Verhalten zu konzentrieren; nur dies kann letztlich einen „löblichen Namen hoch vermehren vnd auff die *posteritet transmittiren*“ (*L* 5). Vor den Folgen der Ruhmsucht und des Geltungsbedürfnisses schlicht für sich, Überhebung und Gleisnerei hat auch hier die Selbsterkenntnis, das *Nosce te ipsum* zu schützen, noch dies aber so, dass der Mensch sich seinen Namen, und zwar seinen allerersten bewusst hält, „dann der Name *Adam* bedeut die Erd“ (*L* 28). Obwohl Gott Adam „nach seinem Ebenbildt erschaffen hatte“, „nennte er jhne ein Erd, keiner andern Vrsachen halben, als damit er von der *ignorantia sui* nit gestürtzt wurde“ (ebd.). Sie ist „ein Mutter der Hoffart“ (*L* 26). Daraus ergibt sich ein notwendiger Zusammenhang zwischen theologisch und überhaupt verantwortbarer Sprache und dem *NOSCE TE JPSVM. Oder/ Kenn dich selbst*, unter welchem Titel Albertinus 1607 die *Monarquia mistica de la iglesia* des Zisterziensers Lorenzo de Zamora übersetzt.[10] Die von Grimmelshausen gern zitierte Sentenz durchzieht die Erbauungsschriften des Hofpredigers, und sie dient hier nicht nur der Ver-

---

10 *Nosce te ipsum. Oder/ Kenn dich selbst. Auß Geistlichen Hieroglyphicis, weltlichen Symbolis, oder Zeichen/ Gleichnussen/ Gemälden/ vnd verborgnen Rätherischen Sprüchen/ anfangs Durch Laurentium Zamoriensem* [...] *in Hispanischer Sprach beschriben/ Vnd an jetzo Durch Ægidium Albertinum* [...] *verteutscht*. München 1607.

mahnung der Gläubigen, sondern im genauen Sinn von Selbsterkenntnis auch einem kritischen Verhältnis zur eigenen Macht der Zunge.

Es ist im Folgenden zu sehen, wie geradezu exzessiv Albertinus als Deuter agiert, eher als Auslegungskünstler denn noch im herkömmlichen Sinne als Exeget. Demütige Rücknahme auch hier wird zur schwierigen Implikation des *Nosce te ipsum* in den eigenen Schriften. Denn das schier unbegrenzte Vermögen, allem und jedem deutend beizukommen, macht diese Schriften andererseits ja aus. Den Sinngebungen des Allegorikers ist die ganze Welt „auf Gnade und Ungnade […] überliefert", und für den guten Zweck meidet er „keinesfalls die Willkür als drastische Bekundung von der Macht des Wissens."[11] Dabei funktioniert etwa die beklagenswerte Wortverdreherei der Juristen im Prinzip gar nicht anders; „auß einerley worten, erzwingen sie vnderschidliche Sinn vnd Verstandt" (*L* 279), und sie machen dies im Vergleich zur albertinischen Vieldeuterei eher noch auf unbeholfene Weise.

2. Umdeutungskunst

Der späte *Hirnschleiffer* von 1618, im modischen Habit des Emblembuchs, ist die wirkmächtigste Arbeit von Albertinus und Grimmelshausen wohl bekannt. Der *Hirnschleiffer* stellt eine Werkzusammenführung und Kompilation aus den albertinischen Kompilationen vor. In diesen Texten begleiten Bemerkungen über das Reden, Streiten, Zuhören und Schweigen, über die Kultur der Aufrichtigkeit und diejenige der Dissimulation derart oft die Tugend- und Lasterdarstellung, dass daraus nun für den Werkabschluss folgt, sowohl das rechte christliche Leben als auch das Predigeramt in sprachreflexiv operierender Selbsterkenntnis zu begründen. Das *Nosce te ipsum*, „*attende tibi*: merck auff dich" (*H* 6) ist jetzt genauer auf ein „*attende tibi*, merck auff dein Maul" (*H* 9) auszusteuern. Für das christliche Leben folgt daraus die Bezähmung der Zunge, damit „kein ainiges wort" aus dem „Mundt

11 Walter Benjamin: *Ursprung des deutschen Trauerspiels*. In: ders.: *Gesammelte Schriften. Werkausgabe*. Bd. 1, 1. Hrsg. von Rolf Tiedemann, Hermann Schweppenhäuser. Frankfurt a. M. 1980, S. 203–430, hier S. 359–360 (Allegorische Entseelung).

gehe/ welches nit zuuor in die Waag gelegt/ gewögt vnd *examiniert* were" (*H* 355). Denn die Zunge ist ein scharfes Schwert. Für die Geistlichkeit folgt daraus aber Selbstbeobachtung des deutenden Umgangs mit dem Wort. Sie verfehlt nun allerdings ihr Ziel merkwürdigerweise gerade dann, wenn sie auf einsinniger Auslegung beharrt und keine weiteren Perspektiven mehr forciert. Das hat grundsätzlich mit der schon vermerkten Notwendigkeit zu tun, durch vielseitige Exegese die Welthaltigkeit und die Zuständigkeit der Hl. Schrift für alle erdenklichen Belange zu gewährleisten, und dies auch noch unter den frühneuzeitlichen Bedingungen einer raschen Diversifikation des Wissens.[12] Das führt nun aber nicht einfach noch wieder zu ‚mehrfachem Schriftsinn', sondern unter dem Motto der Hirnschleiferei zu entfesselter Umdeutungskunst, die zusammen mit ihren Möglichkeiten zugleich von der Relativität jeder einzelnen Sichtweise überzeugt. Dies vor allem ist im Hinblick auf Grimmelshausen zu gewichten.

Das erste Emblem des *Hirnschleiffers* zeigt eine der „Heydnischen […] Göttinnen", in ausdrücklicher Absetzung aber keine mythologische Figuration der „Wollustbarkeit" (*H* 6), sondern *Diva Angerona*, die Göttin, die sich mit der Gebärde des Schweigens den Mund versiegelt (Abb. 1).[13] Der fürwitzige Mensch hat sich allzuschnell die Zunge verbrannt.[14] Die kommentierenden Ausführungen dazu schließen mit einem „artlich Exempel" aus Plutarchs *Moralia* (6, 507c–508b) „von der Weiber geschwetzigkeit" (*H* 9), die eine Beteiligung an

---

12 Vgl. Elmar Locher: „Ein Weiser hat Augen vnnd ein Haupt vnd die Augen im Kopff/ aber ein Narr hat den discurs deß Kopffs im anschawen der Augen/ […]. Zur Curiositas-Problematik bei Aegidius Albertinus. In: *Simpliciana* XI (1989), S. 71–98, hier S. 74: „Daß die Lesbarkeit der Natur als Zeichensystem ihre Gültigkeit verloren hat […] und daß es jetzt des anderen Buches, des Buches der hl. Schrift bedarf, um diese Zeichen deuten zu können". Soll aber die nicht mehr auf das Göttliche hin verstehbare Natur über die Hl. Schrift noch wieder in ein Orientierungsmodell zurückkommen, bedarf es dazu einer weiten allegorischen Handhabung des Glaubenstextes. Sie muss ihm so viel Komplexität unterstellen können, dass die Deutung der Welt, und zwar eine vielseitig unterscheidungsfähige und veränderungsfähige, durch alle seine Lesarten noch gelingen kann.

13 Zu den ikonographischen Zusammenhängen vgl. Claudia Benthien: *Barockes Schweigen. Rhetorik und Perfomativität des Sprachlosen im 17. Jahrhundert.* München 2006, S. 215–223.

14 Es wird aber gleich vermerkt, dass für die Prediger und ihr Amt daneben noch eine andere Wahrheit gelten muss. Da sie ja „die Schwein oder Laster waidlich straffen sollen", dürfen sie zumindest dann nicht ihre Zunge aus Besonnenheit hüten und „stumme Hundt" sein (*H* 7–8).

Regierungsgeschäften nicht erlaubt: Ein römischer Ratsherr stellt seine Frau auf die Probe, indem er ihr zum Schein und mit dem Gebot des Stillschweigens Geheimes aus dem Senat anvertraut. Das macht alsbald die Runde, was nach den Ausführungen hier auch gar nicht anders sein kann; „ein stummes Weib“ wäre eine *contradictio in adiecto* (*H* 13). – Das zweite Emblem zeigt einen Schreiber (Abb. 2). Dessen Zunge ist die Feder, der aber gerade nicht Zurückhaltung auferlegt ist: „die Feder regiret alle Land.“ (*H* 11) Dabei setzt der Kommentar zum zweiten Emblem so ein, als habe derjenige zum ersten statt von der Tugend des Schweigens von Beredsamkeit gehandelt und diese einem wortkargen Verhalten vorgezogen, also das genaue Gegenteil seiner selbst gemeint: „Wie nothwendig vnnd nutzlich dem Menschen die außsprach oder das reden ist/ also nothwendig vnd nutzlich ist jhm das schreiben […]“ (*H* 12). Der Überleitungssatz macht aus der Antinomie eine Schlussfolgerung, in gleichwohl rechter Fortsetzung der Gedankenarbeit. Das Für und Wider der Argumentation prägt diese Arbeit eben doch stärker als jeweils das eine oder andere Hauptaugenmerk der Betrachtung. Das Gegenteil ist immer mitzudenken und insofern auch ein Argumentationsfortgang legitim, der gleich dort ansetzt.

Die Emblemkommentare sind eher in lockerer Folge kontrovers. Starre Antithetik bildet sich nicht heraus. Wie die „aliud“-Subskriptionen in der Emblematik eines Jacob Cats oder eines Pierre Coustau[15] wechseln Deutungsansätze, woraus schon innerhalb einer einzelnen Auslegung „Ein anderer *Discurs*“, ein „Dritter“ und „Vierdter *Discurs*“ entstehen kann (*H* 12–20, 21–35, 36–48 u. ö.). Für neue Fronten werden die Themen gewechselt, dies wiederum auch in Bezug auf früher konfliktfrei Behandeltes, auf das der *Hirnschleiffer* fallweise noch einmal anders zurückkommt. So hat die Kommentierung des dritten Emblems „Weiber Regiment“ Paralleles und Konträres zum Plutarch-Exempel und zur Regierungsunfähigkeit von Frauen nachzureichen. Die Geschichte kennt Gegenbeispiele: „*Libussa* deß Königs in Mähren aintzige Tochter regirte nach jhres Vatters todt die Mähren vnd Böheimb dermassen weißlich/ daß man der orten keins andern Königs mengelte oder begerte.“ (*H* 21)

15 Vgl. dazu Verf.: „Wie Reym ich das zusam?“ Ungleiche Vollzüge in der Emblematik und Methodisches zu einer Entfaltung ihres Begriffs in Kontrasten. In: *Das Emblem im Widerspiel von Intermedialität und Synmedialität*. Hrsg. von Johannes Köhler und Wolfgang Christian Schneider. Hildesheim, Zürich, New York 2007, S. 51–75.

Das vierte Emblem „Menschenhaupt“ kommt auf die Disposition zur Sprache zurück:

> Der fürnembste nutz aber/ welchen die Ohren dem Menschen bringen/ beschicht durch die wort/ vermittelst derselben *communiciren* sie einander jhre *concepten*, gedancken vnnd rahtschläg/ dann ohne dieselbige würde das gantze menschliche leben nit allein blind/ sonder auch stumm vnd unuollkommen seyn/ sambt hette der Mensch weder zungen noch Mund noch wort [...]. (*H* 40)

Physiognomische Einlassungen zum Antlitz des Menschen erinnern diesen Stellenwert von Kommunikation. Umso grundsätzlicher wird aber auch hier Widerspruch provoziert. Denn das Emblem offeriert jetzt der Orientierung an Rede und Schrift, im Reflex auf deren Subjekt, eine Sackgasse: Die *pictura* (Abb. 3) zeigt den „Kopff deß Menschen“ mit dem „wort *ineffabilis* oder vnaußsprechlich/ vorn an die Stirn deß Haupts gesetzt“ (*H* 36). Wurde bis hier die Sprache – als Sprechen und Schweigen und Schreiben – ins Zentrum der Wahrnehmung gerückt und wird dem an sich auch jetzt durch die Präsentation von Schrift im Bild genügt, so wird doch gleichzeitig durch konkret diese skripturale Komponente des Emblems die Perspektive demonstrativ zur Aporie. Die Menschen „*communiciren* […] einander jhre *concepten*, gedancken vnnd rahtschläg“. Aber das schließt trotzdem gegenseitige Erkenntnis aus.

Aus der rhetorischen Dimensionierung des menschlichen Lebens folgt also keineswegs eine einheitliche Wahrnehmung von Problemen. Vielmehr stellt sich das schon im Kern seiner selbst als Aufmerksamkeit auf höchst unterschiedliche Sichtweisen dar, bis schließlich, in diesem vierten Emblem, mit dem ins Bild gesenkten Motto „*ineffabilis*“ ein Schlagbaum für die *Psychologia anthropologica* vor der Stirn des Menschen herabgelassen wird. Was dahinter vorgeht, ist unaussprechlich. Die „Köpff [...] stecken voller seltzamer widerwertiger gedancken/ *humorn*, hummeln/ grillen/ mucken vnd tauben“ (*H* 45), wovor bei solcher Erklärung dann also die *pictura* kapituliert. Der Kommentar ist natürlich um weitere und ganz andere Erklärungen nicht verlegen.[16] Über sie kann zusätzlich Differenz erzeugt werden, mit für

16 Lust an Widerspruch regt sich schon in der *inscriptio*, die anderes weismachen will, als die *pictura* zumindest auf den ersten Blick zeigt. Das soll nicht der *Creator ineffabilis*, der unbegreifliche Gott, sein, obwohl das Antlitz eines Weisen und der über alles schwebende Kopf entsprechende ikonographische Traditionen bedienen und im weiteren Kommentar dann auch noch ausdrücklich vom Stirnband gesagt wird, es trüge Gottes Namen, „seinen Namen/ *ineffabilis*“ (*H* 45).

den *Hirnschleiffer* typischen Absetzungen, die im konkreten Fall etwa lauten: „Sonsten wir das wort *ineffabilis* [...] noch anders außgelegt [...]“ (*H* 46) oder „Endtlich speculiren etliche das Wort *ineffabilis* […] noch anderst auß [...]“ (*H* 48). Für diesen im Prinzip unaufhörlichen Erklärungswechsel wird hier das Hirn geschliffen.

3. „Ein Mann sicht im Spiegel einen Narren“

Das fünfte Emblem des *Hirnschleiffers* widmet sich dem apollinischen *Gnothi seauton* an der „Kirchen Thür zu *Delphis*“ (*H* 51). Diese Weisheit der Selbsterkenntnis wird von vorneherein über ihr Gegenteil eingeführt. Die emblematische Darstellung ist mit der *inscriptio* „Ein Mann sicht im Spiegel einen Narren“ versehen, und die *pictura* (Abb. 4) zeigt nach erstem Bekunden einen von denen, die das „angesicht zieren/ anstreichen/ schmucken“ und „Haar vnd Bärth butzen“ (*H* 50). Die Spiegel-Allegorie meint vorderhand also die Wurzelsünde der Eitelkeit, der die ausführliche Kommentierung – im Oktav des Originals auf 23 Seiten (S. 85–107) – vieles kritisch zuzuordnen weiß. Denn manch einer sonnt sich nicht in seiner Schönheit, sondern in „seiner Weißheit vnd gelehrtheit“ oder in seinen „Ducaten“ oder im Lob der Speichellecker (*H* 52). Für Gegengewicht wird ähnlich listenartig mit normgerechten Exegesen der *pictura* gesorgt. Das betrifft grundsätzlich und durchgehend die Selbsterkenntnis in ihrem Spiegelcharakter, gibt aber auch Gelegenheit, unter wechselnden Aspekten die vielen albertinischen Spiegelschriften – etwa das *Speculum Religiosorum & exercitium Virtuosorum* (1599) oder den *Spiegel eines Christlichen Fürsten* (1604) – für den *Hirnschleiffer* textlich einzusetzen. Dem Menschen kann auch ein anderer guter Mensch zum schönen Spiegel werden oder die Hl. Schrift, die mit ihren Geboten und

---

Auch wird „das wort *ineffabilis* an der Stirn deß Hohenpriesters“ und dort als Zeichen für die „vnaußsprechliche hochheit vnnd würdigkeit deß Priesterlichen standts“ (*H* 46) vorgestellt, im Verweis auf Ex. 28.36, das „Stirnblat“ Aarons mit dem „Siegel“ der „Heiligkeit des HERRN“, – auf dass dann aber eben konträr die Überlegung anzuschließen ist, genau dorthin, „fornen an die Stirn deß Hohenpriesters“ könne Gott ebenso gut ein Kainszeichen gesetzt haben, „weil nemblich die Eitelkeiten der Menschlichen Gedancken vnaußprechlich vnd vnbegreifflich seyndt“ (*H* 45).

Verboten als Orientierungsmaßstab jedem zeigt, woran es ihm fehlt. Dies gilt ebenso für das eigene Gewissen oder alle Kreaturen als Spiegel der Macht Gottes oder die Engel oder Gott selbst als reines Vorbild oder den Tod: Wer den im Blick hat, sieht und ermisst daran das Nichtige seiner irdischen Bemühungen. Zu all dem gehört autoreferentiell auch das hier praktizierte Verfahren deutender Belehrung, gehören die „*hieroglyphica*, figuren und gleichnussen/ die [...] vns vnsere Fleck/ gebrechen vnd mengel heimlich zuerkennen" geben (*H* 52) und denen der Deuter Albertinus stets ja auf der Spur ist.

Sukzessiv, von Anwendungsbeispiel zu Anwendungsbeispiel, wird freilich die ordnende gegenpolige Wahrnehmung fraglich, in der das *Nosce te ipsum* den Kontrast bildet zu „Ein Mann sicht im Spiegel einen Narren." Das kann natürlich auch miteinander identisch sein. Man soll jedenfalls nicht verfahren „wie die Camelthier/ welche/ wann sie trincken wöllen/ das Wasser im Bach betrüben/ nur damit sie jhren Hoger oder Buckel oben auffm rucken nit sehen." (*H* 56) In dieser Hinsicht ist der alle Möglichkeiten bedenkenden Auslegung das Laster der Selbstbespiegelung zugleich das Mittel, sich davon zu befreien, und zwar unter der Bedingung, dass es sich gerade um eine problematische Erscheinung handelt, die sich dergestalt betrachtet. Diese Bedingung erfüllen in der Vermahnung des Predigers rundweg alle:

> Wer derwegen begert einen lebendigen Stockfisch zusehen/ der beschawe sich in dem *nosce teipsum*, er gehe in sich selbst/ erforsche vnnd betrachte sich selbst/ so wirdt er villeicht einen finden/ der einem Narren mit langen Ohren vnd Schellen gleich sihet. (*H* 54)

Woraus denn folgt: Nur derjenige, der im Spiegel einen Narren sieht, ist auch derjenige, der sich weit genug durchschaut. Insoweit ist das Motto „Ein Mann sicht im Spiegel einen Narren" eine problemgenaue Konkretion des *Nosce te ipsum*.

Die Gegensätze fallen aber auch noch anders zusammen. Das Deuten und Deuteln setzt noch einmal neu an und untergräbt dann endgültig die emblematisch pikturale Einlösung der Spiegelallegorie, die in der „Figur" (*H* 60) entweder Selbstwahrnehmung oder Selbstverblendung als visuelles Geschehen inszeniert. Keinen Menschen, auch sich selbst nicht, kann man an seinem Erscheinungsbild erkennen; „weil die tugenten vnnd laster im gemüt stecken/ so könnens die Menschen mit jhren Augen nit sehen: derwegen müssen wirs auß den wercken/ die auß jhnen entspringen erkennen" (*H* 56). Damit war ja

schon „das wort *ineffabilis*“ an „der Stirn deß Haupts“ (*H* 36) in zumindest einer Hinsicht zu erklären. Wie der Prediger deshalb aber dazu ermahnt, dass man sich bessern und beispielgebend zu verhalten habe, im „Spiegel [...] guten Exempels“ (*H* 59), und sich hierin beobachten soll, kann nun auch Verblendung richtig sein. Das ist nämlich dann der Fall, wenn sich der Narr, der wir alle sind, in der idealischen Projektion seiner selbst beschaut. So einer entwirft ein utopisches Bild von sich und richtet sich danach und gibt durch „sein selbst aignes verhalten“ (*H* 56) zu verstehen, wer er vorhat zu sein und bei solcher Dialektik, bei vollzogener guter Absicht, auch bereits ist. Sich zu seinem eigenen Besten zu verkennen ist hier Bedingung. *Ignora te ipsum*!

Für die albertinische *interpretatio christiana* der Selbstbespiegelung folgt noch mehr daraus, nämlich auch eine Beantwortung der Frage, „durch was mittel du erkennen könnest/ ob Christus in dir wohne?“ (*H* 59) Durch christliche Taten natürlich, dies sogleich mit der Umstülpung, dass wir „in Christo leben“ (*H* 59), nach Gal 5.25, wenn Christus in uns wohnt. Ein solcher Perspektivenwechsel fällt bei Umstellungen in Permanenz gar nicht mehr sonderlich auf. Dem auf je und je andersartige Auslegung bedachten Kommentar ist das nur ein weiterer interessanter Aspekt, auf den es auch noch ankommt. Nebenher wird gleichzeitig der Weg frei für eine letzte Überlagerung des Mottos „Ein Mann sicht im Spiegel einen Narren“ mit dem *Nosce te ipsum*, nun allerdings, ohne dass darin ein erster Schritt zur Besserung gesehen werden kann. Es wäre vielmehr ein letzter Schritt zur Perversion, so denkbar, falls hier eine Person gezeigt sein sollte, in der nicht Christus wohnt und die sich nicht befleißigt, das auch so zu zeigen, die sich hierum und um den Eindruck schlechter Taten nicht im Mindesten bekümmert und dergestalt den Teufel in sich wohnen lässt, „welcher der allererst Narr gewest/ vnd noch täglich vil Narren machet“ (*H* 60). Das hätte ein so Besessener für sich selbst erwirkt, wenn denn die *pictura* denkbar auch einen Mann zeigen könnte, der im Spiegel einen Narren sieht, und ein *Nosce* te *ipsum*, das sich genau darin anstrengungslos gefällt. „Villeicht gibt eben dises dise Figur zuerkennen“ (*H* 60). Die Synthese von Selbstwahrnehmung und Ignoranz ist schließlich kein seltenes Phänomen.

Es muss nicht eigens betont werden, dass solche Umdeutungskunst in den albertinischen Schriften und massiv im *Hirnschleiffer* angestrengt wird, um die Komplexität von Erfahrung noch wieder zielsicher in die geistliche Betrachtung einzuholen. Die Heterogenität der Wahr-

nehmung schlägt auf dieses Ziel nicht durch. Es wird bei aller Sinnzerteilung unirritiert verfolgt. Dennoch überzeugen unterschiedliche Sichtweisen zwangsläufig von der Bedingtheit jeder einzelnen. Polysemie zeigt so mit dem Vermögen sprachlicher Weltaneignung zugleich deren Relativität. Der Deutungs- und Reflexionsfähigkeit ist hier durch nichts als die eigene Fülle „etwas entgegen gesetzt“, das nach der Überlegung im *Teutschen Michel* „in den schrancken der Demuth zu verbleiben erinnert“ und „die Red und den Verstand“ aus der Gegenstandsreferenz in Selbstwahrnehmung, „seiner selbst Erkantnus“, zurücktreten lässt. Der keineswegs negative Ertrag dessen liegt in der Korrektur-, Revisions- und Einstellungsfähigkeit des Erkenntnisverhaltens. Es bleibt Wahrheitsansprüchen gegenüber misstrauisch und weiß um die Situationsabhängigkeit von Evidenz.

4. Grimmelshausens Gewinn

Die *cognitio suiipsius* und die Aufforderung dazu im *Nosce te ipsum* ist für die entwickelte, durch Skepsis intensivierte Theologie beider Kirchen von erheblicher Bedeutung. Denn die diesbezügliche „Mahnung, sich seiner Grenzen bewusst zu sein“,[17] baut einer Gottesvorstellung nach menschlichem Ermessen vor, wenn wir – mit lutherischer Heftigkeit gesagt – nur ‚gegen Gott wie gegen uns selbst wie unsinnig schwätzen‘.[18] Das Bewusstsein unserer Unfähigkeit, von Gott und von

---

17 Erasmus von Rotterdam: *Adagiorum Chiliades*. In: *Ausgewählte Schriften*. Lateinisch und deutsch. Bd. 7. Übersetzt, eingeleitet und mit Anmerkungen versehen von Theresia Payr. Darmstadt ^{2}1990. I, 6, 95: *Nosce teipsum*, S. 416–417.

18 Martin Luther: *De servo arbitrio. 1525*. Hrsg. von A. Freitag. In: *Werke. Kritische Gesamtausgabe*. Bd. 18. Weimar 1908, S. 600–787, hier S. 706: „[…] et contra Deum et nos garrientes velut insani“. Zu den theologischen Voraussetzungen im Rückgang v. a. auf Augustinus vgl. die Arbeiten von Alois M. Haas in der Sammelausgabe *Geistliches Mittelalter*. Fribourg 1984, insbes.: Et descendit de caelo gnothi seauton (Juvenal, Satir. XI, 27), Dauer und Wandel eines mystologischen Motivs, S. [3]–[27], sowie: Christliche Aspekte des „Gnothi seauton“, Selbsterkenntnis und Mystik, S. [45]–[70]. Dem „mittelalterlichen *Nosce teipsum*“ (S. 5) eignet aber noch nicht das kritische Potential der Selbstinfragestellung. Im Gegenteil bedeutet es, „daß der Mensch, in sich einkehrend, ‚Himmlisches‘ in sich selber entdecken kann und muß.“ (S. 4) „Das menschliche Ich richtig zu erkennen, heißt nichts anderes als den Ursprung dieses Ichs als dessen bleibenden und leben-

den letzten Dingen zu sprechen, wächst mit der Einsicht in die Endlichkeit menschlichen Wissens, auch natürlich des Menschen selbst, weshalb Albertinus in der vorerwähnten Zamora-Übertragung *Nosce te ipsum. Oder/ Kenn dich selbst* refrainartig immer wieder auf das „Gedenck Mensch/ daß du Aschen bist/ gedenck/ daß du ein Erd bist“[19] zurückkommt und Chilons Rat dergestalt in der biblischen Sentenz aufgehen lässt. Das Bewusstsein für die unzureichende Rede über Gott und die Welt wächst vor allem aber dadurch, dass solche Rede sich entdogmatisiert, ihren assertorischen Anspruch aufgibt,[20] die Hybris sprachlichen Verfügens, und zu diesem Zweck Interpretationen gegeneinander stellt und im ständigen Blickwechsel sich ihrer Bedingtheit bewusst bleibt.

Wie sehr sich Grimmelshausens Schreiben einem solche Prinzip der Entgegensetzung verpflichtet, ist an den Folgen jenes *Nosce te ipsum* zu sehen, mit dem er Albertinus im *Simplicissimus* konkret zitiert. Albertinus hatte 1598 den *Menosprecio de corte* Antonio de Guevaras als *Verachtung deß Hoflebens/ vnd lob deß Landtlebens* übersetzt, wie immer freizügig, teils kürzend, teils erweiternd. Da galt es, das unsinnig wenig eingezogene Treiben bei Hofe zu beklagen, in dem die Leute dort sich nur verlieren können:

> offtermals empfinden sie sich selbst nicht/ sie gedencken nicht hindersich/ vnd wissen nicht wer vnnd von wannen sie seind herkommen. Dann das vil haben/ das vil gelten/ vnnd das vil vermögen/ machet/ daß die Menschen sich selbst nicht mehr kennen.[21]

---

spendenden Grund, d. h. als Gott, erkennen.“ (S. 50) Das schließt die Unsicherheit, das Hypothetische und die Diversität von Sinnkonstruktionen gerade aus.

19 Albertinus, *Nosce te ipsum* (wie Anm. 10), fol. 3^v^. Vgl. fol. 12^v^.: „Weil dann vnsere getreue Mutter die Kirch [...] ein grosse begierd hat/ jre Kinder von der jrrigen vnd falschen Glückseligkeit/ zu der waren bestendigen vnnd ewigen Wolfarth zu führen/ so spricht sie jedes Mals zu anfang der Fasten: Gedenck Mensch/ daß du Staub vnd Aschen bist/ vnd in Aschen widerumb verkehrt sollest werden.“ Ebenso fol. 4^v^, 12^v^, 14^v^, 27^v^, 40^v^ und 50^r^.

20 Vgl. Günter Bader: *Assertio. Drei fortlaufende Lektüren zu Skepsis, Narrheit und Sünde bei Erasmus und Luther*. Tübingen 1985, S. 183–184: Im Zusammenhang mit der *cognitio Dei* bedingt die *cognitio suiipsius*, „sich selbst als Quelle aller Relativität zu erkennen, von der die Erkenntnis des Absoluten nicht zu erwarten ist.“

21 Aegidius Albertinus: *Verachtung deß Hoflebens/ vnd lob deß Landtlebens. Faksimiledruck der Erstauflage von 1598*. Hrsg. und eingel. von Christoph E. Schweitzer. Bern, Frankfurt a. M., New York 1986, Bl. 87. – Der Text wird im

Das ist die argumentative Voraussetzung für den Bezug auf das „*Oraculum Apollinis*“ in Buch V, Kap. XXIII des *Simplicissimus*, das die vermeintlich letzte Wende in der fiktionalen Biographie des geläuterten Landstörzers bringt, als er sich „wieder hinder die Bücher“ setzt:

> Ich lase einsmals/ was massen das *Oraculum Apollinis* den Römischen Abgesandten/ als sie fragten was sie thun müsten/ damit ihre Unterthanen friedlich regirt würden/ zur Antwort geben/ *Nosce teipsum*, das ist/ es sollte sich jeder selbst erkennen: Solches machte daß ich mich hindersonne/ und von mir selbst Rechnung über mein geführtes Leben begehrte […].[22]

Im Prätext, also bei Albertinus, wird weiter erklärt: „Dann/ wann ein jeder sich selbst erkennte/ wer er ist/ vnnd wie vil er vermag/ alßdann würde er seine verlangen einziehen/ vnd den Zaum den Begierden nicht zu lang lassen.“ (*V* 112) Im *Simplicissimus* funktioniert dieser Albertinus-Bezug als Introite für das ebenfalls von der *Verachtung deß Hoflebens* bezogene und umfänglich auszitierte „Behüt dich Gott Welt“ (*V* 138–145), „*Adjeu* Welt“ (*ST* 457–463). Es gehört zu den frühen intertextuellen Erkundungen der neueren Grimmelshausen-Forschung, den Zitatnachweis für diesen Weltabschied zu führen, mit dem sich Roman und Figur auf das Ende der Geschichte vorbereiten.[23] Unter den Prämissen einer noch am Werkethos orientierten Forschung hat diese Preisgabe des Romanendes an den anderen Text mitunter irritiert. Aber es ist ja auch nicht das Romanende, sobald die *Continuatio des abentheurlichen Simplicissimi* hinzugerückt wird. Dass es sie gibt, steht in grundsätzlichem Widerspruch zum „*Adjeu* Welt“, zur Kreisschließung der Handlung („[...] fienge mein Spesserter Leben wieder an“) und zu der für die Leserschaft mitgeäußerten Bitte an Gott um „ein seeliges// ENDE.“ (*ST* 463) Das erfährt im weiteren Text noch manche Umkehrung.

Folgenden nach der Edition von Schweitzer mit Sigle *V* und Seitenangabe in runden Klammern zitiert.

22 Grimmelshausen: *Der Abentheurliche Simplicissimus Teutsch und Continuatio des abentheurlichen Simplicissimi*. Hrsg. von Rolf Tarot. Tübingen ²1984 (Gesammelte Werke in Einzelausgaben. Unter Mitarbeit von Wolfgang Bender und Franz Günter Sieveke hrsg. von Rolf Tarot), S. 455–456. – Der Text wird im Folgenden nach der Edition von Tarot mit Sigle *ST* und Seitenangabe in runden Klammern zitiert.

23 Vgl. Günther Weydt: *Nachahmung und Schöpfung im Barock. Studien um Grimmelshausen*. Bern, München 1968, S. 216–240.

Die produktive Inkonsequenz der Romanfortsetzung, im Grunde auch die nicht enden wollende Folge von Grimmelshausens Simplicianischen Schriften und die Situationsverschiebungen von Kapitel zu Kapitel im *Simplicissimus* schon selbst lassen sich als narrativer Austrag der Umdeutungskunst des Albertinus verstehen. Es kann hier nur kursorisch auf diesen Effekt des Umdeutens und darauf hingewiesen werden, wie das Verfahren durch unabgleichbar viele Sinngebungen paradox sowohl seiner jeweiligen Begrenztheit als auch der Fülle seiner Möglichkeiten gewahr wird.

Für die *Continuatio* bedeutet dies, dass der eigentlich letzten Position christlicher Lebensführung, der Rückkehr in das Eremitenleben, über den ersten Romanschluss hinaus mit neuem Zweifel oder mit Zweifel an seiner Lauterkeit begegnet wird. Da geht es nicht mehr um „Lügen" wie zu Beginn des 5. Buches, als Herzbruder von Simplicius beredet wird, „daß mich mein Bekehrungs-Vorsatz nach Einsidlen triebe", „ein grosse Reu über mein böses Leben" (*ST* 375). Jetzt wirkt das „*Adjeu* Welt" in der Realisierung als Denkeinstellung illegitim. Was soll man, heißt es in Kap. II der *Continuatio*, in der Einsiedelei bequem darüber spekulieren, „ob der Geitz oder die Verschwendung das gröste oder ärgste Laster seye?" (*ST* 475) Für einen Eremiten, der mit nichts zu geizen und nichts zu verschwenden hat, ist das schon wieder *ignorantia sui*. Hingegen für ein Handeln *sub specie vitae nostrae* nehmen sich diese „unnützen", „eitelen Gedancken" (*ST* 475 u. 505) verdächtig nach Faulenzerei aus. Aber auch ohne dies: mit der Aufmerksamkeit auf körperliche Bedürfnisse stellt sich nun heraus, dass es zur Idee einer Vollendung des Eremitenlebens in der „*Mortification* oder Abtödtung deß Fleisches" keine sinnvolle Praxis gibt; das widerspricht der „Schuldigkeit" der Natur, die wir „mit allen Thieren gemein haben" (*ST* 475).

Mit diesem und ähnlichem führt der Roman aus dem Weltabschied wieder heraus in neue Verwicklungen, indem er das alles immer noch wieder ‚anders ausspekuliert' oder „bald anders" (*ST* 506) sein lässt und es ja auch von Anfang an so gehalten hat. Um nur auf die Hanauer Episoden zurückzusehen: Simplex erhält seinen Steigerungsnamen „*Simplicius Simplicissimus*" (*ST* 105) an genau der Stelle im Roman, ab der er beginnt, dies immer weniger zu sein; er wird in einen Narren verwandelt, und das schafft genau das Selbstbewusstsein, das ihm hierüber ausgetrieben werden soll; oder: in Hanau wird das Tier, das der Narr Simplicius ist, trotzdem wie ein Mensch traktiert, hingegen unter den Kroaten der Narr, der ein Mensch ist, trotzdem wie ein Tier: „die

Hanauische Schlecker-Bißlein hatten sich in schwartzes grobes Brod [...] verändert"; derweil „muste ich zu Zeiten [...] untern Tisch kriechen/ wie ein Hund heulen/ und mich mit Sporen stechen lassen" (*ST* 137). – Mit solchen Beobachtungen ließe sich für jede Phase der Entwicklung des Romangeschehens konträr zu früheren fortfahren, bis über die *Continuatio* hinaus in die Sprossgeschichten hinein, die bekanntermaßen noch manch anderes gegen die vom *Simplicissimus*-Roman etablierte Version der Geschichte einzuwenden haben, allen voran – *Trutz Simplex* – Madame Courage.

Im *Stoltzen Melcher* von 1672 wird die *Hirnschleiffer*-Lektüre rahmenbildend dem Erzählen integriert, damit eigentlich das Erzählen der Lektüre. Sie schafft – fast auf einer anderen diegetischen Ebene – eine Beobachtersituation, die den Erzähler, einen jungen Dörfler, vor der falschen Entscheidung bewahrt, in den (französisch-niederländischen) Krieg und die vermeintliche Freiheit zu ziehen. Bis dahin liest er „*Jnterim* vor die lange weil den Hirnschleiffer", der ihm die große, weite Welt ersetzen soll:

> ob ich vielliecht das meinige also auff der Bernhaut ligend ohne fernere Mühe vnd Arbeit dardurch *excolirn* vnd auf*polirn* möchte/ damit es schiene ob hätte ichs in meinem Eselskopff auch hin vnd wieder in der Welt herumb getragen/ vnd allerhand Siebensachen/ wie in ein Felleysen hinein gepackt/ oder alles was ein weiser erfahrner Mann wissen soll/ gleichsamb wie in ein Schreibtäfelein notirt/ vnd also mit mancherley *scientzen* vnd Wissenschafften in der Frembde außgeziert.[24]

Das Lesen unterbrechend, belauscht er dann aber die Kriegsklage des reumütigen Heimkehrers Melcher und seiner abgezehrten Kumpanen und lässt sich „diese Geschichte eine Warnung seyn" (*SM* 50). So ersetzt innerhalb der literarischen Fiktion Erfahrung das Lesen. Doch folgt aus der Verhaltenskorrektur durch empirische Anschauung, dass weiterhin oder besser sogar das Lesen die Erfahrung ersetzen kann. Dies gilt jedenfalls dann, wenn es sich dabei um einen Text handelt, der aus sich diskursfähig ist, weil er Einschätzungen und Einstellungen

---

24 Grimmelshausen: *Der stoltze Melcher/ Sambt einer Besprechnuß Von das Frantzoß Krieg Mit der Holland. Welches Durch Veranlassung eines Saphoyers der Fridens-satten- vnd gern-kriegenden teutschen Jugend zum Meßkram verehret wird*. Hrsg. von Rolf Tarot. Tübingen 1973 (Gesammelte Werke in Einzelausgaben. Unter Mitarbeit von Wolfgang Bender und Franz Günter Sieveke hrsg. von Rolf Tarot), S. 30–50, hier S. 30. – Der Text wird im Folgenden nach der Edition von Tarot mit Sigle *SM* und Seitenangabe in runden Klammern zitiert.

immer noch wieder aus anderer Sicht prüft. – „Du wilst/ dachte ich/ dich noch länger mit deinem Hirnschleiffer behelffen […]“ (*SM* 50).

5. Zurück zum *Teutschen Michel*

Es war auszugehen vom Plädoyer des *Teutschen Michel* für die „Vollkommenheit“ einer Kenntnis „gleich nur“ der „Mutter Sprach“ (*TM* 11). Das ist in der satirischen Perspektive „dieser pralerhafften Scartecken“ (*TM* 5) so natürlich richtig beschrieben, im direkten Kontext der Texteröffnung aber nicht genau genug. Denn eigentlich inszeniert Grimmelshausen dies bereits als ein Gegenplädoyer. Tatsächlich kann man Mehr- und Vielsprachigkeit gar nicht stärker hervorheben, als das ganz zu Beginn des *Teutschen Michel* geschieht: Das ist „nicht allein eine nutzliche und höchstnothwendige: sonder auch eine Göttliche Gab/ ohne welche die hiebevor barbarisch gewesene Völcker immerhin im Finstern leben/ und wie das Viehe sterben müssten“ (*TM* 8–9). So kommt es hier im Ansatz bereits zu gegenwendiger Reflexion: Sie beginnt mit dem Lob der Polyglossie, um mit dem der Monoglossie fortzufahren. Der Perspektivenwechsel tangiert keineswegs nur die Frage sprachlichen Vermögens. Er betrifft auch Kompetenzen noch jenseits desselben, was den Fokus erheblich verschieben kann. In Caput I heißt es mit Bezug auf die Tiere: „der Mensch gehet ihnen allen vor mit der Sprach! Man lieset zwar/ daß etliche Raben/ Atzlen und Staaren geredet“; sie „wissen und verstehen aber nicht/ was sie gelernet und geredet haben/ wie im Gegentheil der Mensch thut“ (*TM* 7). In Caput II werden wieder die „Atzlen“, Elstern, erwähnt, jetzt aber im Zusammenhang mit einem gelehrten Soldaten, der vor dem Obristen viel Wind um seine „Sprachen/ Latein/ Frantzösisch/ Italianisch/ Spanisch und Böhmisch“ macht (*TM* 13). Wer viel kann, soll auch gut besoldet werden. Er erhält aber diesen Bescheid: „die Atzlen können auch schwätzen/ aber die losen Vögel können auch sonst nichts anderst/ als das Gelt vertragen“ (*TM* 13). Das ist auf seine Weise ebenfalls wahr, zumal bei jemandem, dem „durch Einladung so vieler Sprachen die Hirnkammer dermassen angefüllt worden/ daß kein Winckel mehr übrig/ noch etwas nutzlichs hinein zu packen“ (*TM* 13).

Divergente Wahrnehmung wird natürlich auch im Einzelnen sprachspezifischer Überlegungen erzeugt: Als im Caput VII Redeattitüden abgewehrt werden, ist es bei dem unsicheren Sprachstand des Deutschen einmal richtig, es mit Grammatik und Phonetik, Wortbildung und Aussprache sehr genau zu nehmen, ein anderes Mal jedoch, dass man dies gerade nicht tut. In dem einen Fall geht es um die Abwehr grammatisch und semantisch funktionsloser Erweiterungen, wenn einer bei „Mann/ Weib/ Kind/ Knecht/ Magd/ Herr/ Narr und dergleichen" jederzeit ein e-Suffix „hinden anflicken" will (*TM* 39); in dem anderen Fall geht es um übersorgsam buchstabengenaue Aussprache, mit der mancher nicht weniger manieriert meint, er müsste „andere ererst recht reden lernen/ wie jener alte Krebs seinen Jungen das gravitätische Fürsich-gehen" (*TM* 39). Gleich darauf werden solche, die das Deutsche halbwegs radebrechen, mit solchen konfrontiert, die „über ein jedes Wort oder Silbe *disputiren*, *ethymologisirn*, streitten/ fechten und zancken können" (*TM* 40). Weil das eine ein Problem ist, ist das andere noch lange keine Lösung.

Der *Teutsche Michel* entwickelt sich als Text in Gegensätzen, die das Feld des Sprachdiskurses mit den Möglichkeiten einer Historien- und Exempelsammlung auf alle erdenklichen Wechselfälle hin ausleuchten. Etwa so, dass in Caput VIII wie in den ‚Zeitvertreibern' und ‚Wegkürzern' aus der Tradition kleiner Prosa „vil unterschidliche [...] Schnacken […] von unserer lustigen Gesellschafft vorgebracht" werden, dies jedoch mit dem Einwand leichtfertiger Unverantwortlichkeit des Redens –

> vornemblich weil wir wenig daran gedachten/ daß man von einem jedem unnützen Wort Rechenschafft geben muß. Aber besser mißredet als mißthan; hab ich mir doch von einem hochgelehrten tieffsinnigen Mann erzehlen lassen/ daß selbiger bey einer Mahlzeit/ da er ein Stuck Fleisch auß der Schüssel auff den Deller nehmen: und zugleich auff den Boden speyen wollen/ das Fleisch wider die Erde geschmissen/ und hingegen auff den Deller gespyen. (*TM* 47)

So sehr war der tiefsinnige Mann auf seinen nächsten bedeutenden Redebeitrag bedacht! In diesem Fall ist das „*attende tibi*: merck auff dich" doch wichtiger als die Konkretion „*attende tibi*, merck auff dein Maul".

Grimmelshausens Schreiben profitiert bei all dem auch für die Sprachfrage von der albertinischen Umdeutungskunst. Es lässt hier kein Argument aus, insbesondere keinen Widerspruch, um sich auf den historischen Diskurs über Sprachkultur in seinen unterschiedlichen

Aspekten, auf jedes Einerseits-andererseits oder Sowohl-als auch einzulassen, und dies in der teils emphatisierten, teils ironisierten Position eines deutschen Michel, der begrenzte Wahrnehmung mit Selbsterkenntnis kurzschließt, erweitertes Wissen darum auch mit *ignorantia sui*. Man kann das allein schon deshalb als eine burleske Parodie auf die hehren Bemühungen der Sprachgesellschaften lesen. Darum ist es aber nicht weniger ‚fruchtbringend'. Der „Jnnhalt dieser pralerhafften Scartecken" (*TM* 5) ist durch ständigen Blickwechsel sehr wohl sehr ernst zu nehmen. Wie der *Hirnschleiffer* des Albertinus mit seinem Überleitungssatz „Andere *speculiren* dise Figur noch anderst auß" (*H* 220) sinnerweiternd fortfährt, so setzt sich auch Grimmelshausens Prosa hier wie sonst nach erreichten Klärungen möglichst in Differenz dazu fort. Es ist dies ein Schreiben, dass sich im Wechsel seiner Konzentrationen und Perspektiven erlaubt, auch noch gegenteiliger Auffassung zu sein. So kann es sein weiteres Gelingen jenseits eigener Festlegungen haben. Das macht die frühe Modernität dieses Schreibens aus.

Abbildungen


1

Der Hirnschleiffer.

Angerona.

JNder andern Heydnischen Göttern wurden auch zwo Göttinnen verehrt/ die eine hieß Volupia oder Wollust-

A barkeit

Abb. 1: Aegidius Albertinus: *Hiren schleiffer*. München 1618, S. 1, Angerona.

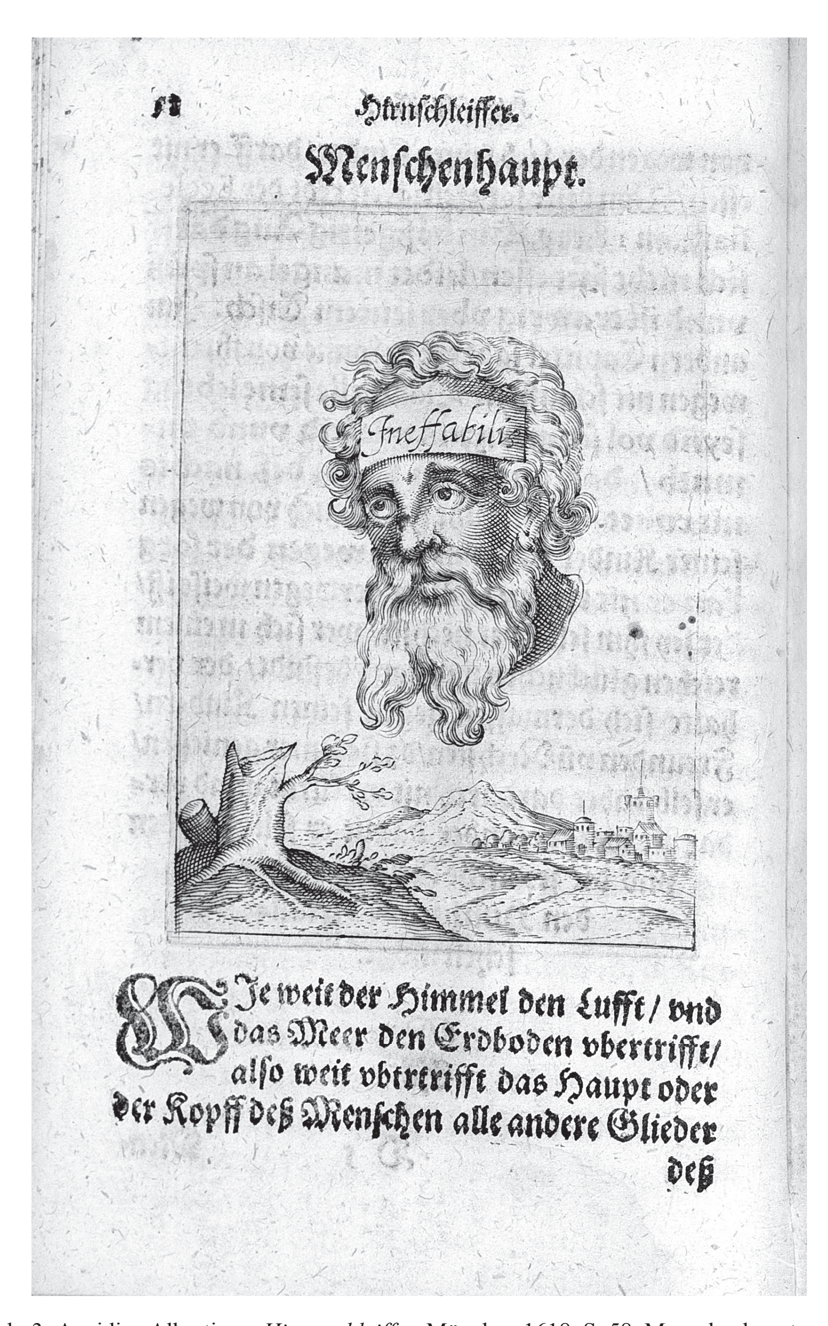


12 Hirnschleiffer.

Schreiber.

WJE notwendig vnnd nutzlich dem Menschen die außsprach oder das reden ist / also notwendig vnnd nutz-lich ist jhm das schreiben / wie vbel auch dem Men-

Abb. 2: Aegidius Albertinus: *Hiren schleiffer.* München 1618, S. 12, Schreiber.



58 Hirnschleiffer.

Menschenhaupt.

Wie weit der Himmel den Lufft / vnd das Meer den Erdboden vbertrifft / also weit vbtrtrifft das Haupt oder der Kopff deß Menschen alle andere Glieder

deß

Abb. 3: Aegidius Albertinus: *Hiren schleiffer.* München 1618, S. 58, Menschenhaupt.


Hirnſchleiffer. 85

Ein Mann ſicht im Spiegel einen Narren.

DJe Spiegel werden gemeinglich von den Weibern gebraucht/ vnd ſonder-
lich von denen/ welche gern ſchön we-
F 3 ren

Abb. 4: Aegidius Albertinus: *Hiren schleiffer*. München 1618, S. 85: Ein Mann sicht im Spiegel einen Narren.

JAKOB KOEMAN (Maartensdijk)

Die Aktualität von Grimmelshausens Sprachschrift *Teutscher Michel* im 19. Jahrhundert. Ein Überblick über die Rezeption zwischen 1810 und 1864

Einleitung: Romantische Logotherapie

Das Thema der vorliegenden Untersuchung ist die Wiederaufnahme und Aktualisierung von Grimmelshausens Schrift *Deß Weltberuffenen SIMPLICISSIMI Pralerey und Gepräng mit seinem Teutschen Michel* (1673) in der fiktionalen und nicht-fiktionalen Literatur zwischen Romantik und Reichsgründung. Das „Traktätl" (im dreisilbigen Wort fehlt das e in der Endsilbe),[1] das der sehr belesene Schultheiß von Renchen als humoristisch-kritischen, anekdotenreichen Beitrag zu der damals von Sprachgelehrten und Schriftstellern geführten Diskussion über eine normative Orthographie der „teutschen" Sprache und einen angemessenen literarischen Stil verfasst hat, wurde zu Beginn des 19. Jahrhunderts, als Napoleons Diktatur sich über große Teile des 1806 aufgehobenen deutschen Reichsterritoriums erstreckte, im Rahmen der romantischen Rückbesinnung auf die „altdeutsche" Kultur neu entdeckt. Erste Anzeichen des Interesses für die Werke Grimmelshausens finden sich in frühromantischen Texten, u. a. in den Tagebuchnotizen, die der 22-jährige Jurastudent Joseph von Eichendorff während seines Aufenthalts in Berlin gemacht hat. Vom 20. November 1809 bis zum 4. März 1810 wohnte er dort mit seinem älteren Bruder Wilhelm in der damaligen Königsstraße Nr. 20.[2] Etwa ein Jahr zuvor, am 3. Dezember 1808, war die letzte französische Garnison aus der preußischen Hauptstadt abgezogen. Am 23. Dezember 1809 sind die beiden Brüder Zeu-

---

1 Siehe *Grimmelshausen. Deß Weltberuffenen Simplicissimi Pralerey und Gepräng mit seinem Teutschen Michel*. Hrsg. von Rolf Tarot. Tübingen 1976 (Gesammelte Werke in Einzelausgaben), Caput XII, S. 57–61. – Diese Edition wird im Folgenden mit Sigle *TM* und Seitenangabe zitiert.

2 Dazu Günther Schiwy: *Eichendorff. Der Dichter in seiner Zeit. Eine Biographie.* München 2000, S. 282–297.

gen der feierlichen Rückkehr des Königspaars aus Memel.[3] Friedrich Wilhelm III. und Luise werden mit Jubel begrüßt; der jüngere Eichendorff fühlt sich aber schlecht.[4] Erst am 1. März 1810, nach einer „fürchterlichen, verödeten, grausenhaften Leidensperiode“, werden die Eintragungen ins Tagebuch fortgesetzt.[5] Eichendorff notiert dann „das Notableste“, das in den letzten neun Wochen seit dem 24. Dezember 1809 geschehen ist (*E/HKA* XI/1, 370). Eine Notiz betrifft den Besuch Clemens Brentanos:

> Im Februar besuchte uns einmal der herrliche Brentano. Sein Weltauslachen und sogenannte Grobheit bis zum göttlichen Wahnsinn. Er spielte Guitarre. [...] Er schikte mir Bücher, als: Cellini, 2 Theile des herrl: Simplicissimi, einen chines: Roman etc:. (*E/HKA* XI/1, 372)

Der Besuch muss mehrere Wochen nach der am 24. Dezember 1809 in aller Heftigkeit ausgebrochenen psychosomatischen Krankheit und kurze Zeit vor dem 15. Februar 1810, dem Datum der nächsten Tagebuchnotiz, stattgefunden haben. Den Tagebüchern aus den Jahren 1809 und 1810 ist zu entnehmen, dass die Erkrankung durch schwelende geistige Konflikte und soziale Probleme entstanden sein muss. Eichendorff wurde hin und her gerissen zwischen Zuneigung zum bewunderten Busenfreund Otto Heinrich Graf von Loeben und Liebe zur wenig begüterten Verlobten Louise von Larisch, die in Pogrzebin (Schlesien) auf ihn

---

3 Nach den vernichtenden Niederlagen in der Doppelschlacht bei Jena und Auerstedt (Auerstädt) am 14. Oktober 1806 war der preußische König und Kurfürst Friedrich Wilhelm III. mit seiner Familie nach Ostpreußen geflohen, wo er in den Jahren 1807–08 in Memel residierte. Beschreibung des triumphalen Einzugs in Schiwy, *Eichendorff* (wie Anm. 2), S. 282–285.

4 Darüber berichtet Eichendorff im Tagebuch vom 23. Dezember 1809. Siehe *Sämtliche Werke des Freiherrn Joseph von Eichendorff*. Historisch-kritische Ausgabe. Ab 1962: Begründet von Wilhelm Kosch und August Sauer. Fortgeführt und hrsg. von Hermann Kunisch (ab 1984: und Helmut Koopmann). 18 Tle. (29 Bde.). Bd. XI/1. *Tagebücher. Text*. Hrsg. von Ursula Regener. Unter Mitarbeit von Franz Heiduk. Tübingen 2006, S. 366–370. – Diese Edition wird im Folgenden mit Sigle *E/HKA*, Band- und Seitenangabe zitiert.

5 Eichendorffs Tagebücher aus der Periode Oktober 1809 bis März 1812 bilden eine Einheit. Sie befinden sich im Freien Deutschen Hochstift in Frankfurt am Main (im Folgenden als FDH abgekürzt). Die Sammlung [Hs-28920] umfasst 5 Hefte und 4 Doppelblätter (insgesamt 69 beschriebene Seiten; 25,0 x 19,5 cm). Beschreibung dieser Manuskripte in Ursula Regener: Eichendorff-Autographen im Freien Deutschen Hochstift. Eine Handschriften-Inventur. In: *Aurora* 70/71 (2010/2011), S. 141–183, hier S. 153–154.

wartete.[6] Eine weitere Lebensfrage, vor die er sich gestellt fand, betraf die grundsätzliche Entscheidung für ein religiös fundiertes Dichtertum oder eine bürokratische Karriere.[7] Bedrückend waren auch die zunehmenden finanziellen Probleme, in die sein Vater Adolph von Eichendorff geraten war.[8] Mitten in dieser schweren Krise kommt der ungestüme Clemens Brentano, den die Brüder Eichendorff seit ihrem Studienjahr in Heidelberg (1807–08) kannten.[9]

Was nun folgt könnte als Beispiel romantischer Logotherapie gelten. Brentano muntert den kranken Freund auf und schickt ihm nachher (also Anfang Februar 1810) Bücher, darunter „2 Theile des herrl: Simplicissimi“. Eichendorff liest und genest.[10] Das vermutlich 1810 entstandene Gedicht *In der Nacht* zeigt die überzeugte Hinwendung zu einer christlich motivierten Literaturproduktion.[11] Auch aus den Tagebüchern der Jahre 1810 bis 1815 geht hervor, wie sich der junge Freiherr allmählich zur Erkenntnis seiner Lebensaufgaben durchringt. Am 3. März 1810 trennt er sich in Berlin von Graf Loeben; die radikale Ab-

6 Eichendorff hatte Loeben zum ersten Mal am 15. November 1807 in Heidelberg getroffen. Siehe in diesem Zusammenhang: Schiwy, *Eichendorff* (wie Anm. 2), S. 221–232, 323–332 [Verhältnis mit Loeben]; S. 285–289 [Verlauf der Krankheit]; S. 272–279, 296–314, 353–365 [Verhältnis mit Louise von Larisch].

7 Zur frühen literarischen Entwicklung siehe Klaus Köhnke: *„Hieroglyphenschrift“. Untersuchungen zu Eichendorffs Erzählungen.* Sigmaringen 1986 (Aurora-Buchreihe 5), Kap. 1: Der Weg zur eigenen Poetik: Eichendorff und Novalis, S. 11–37.

8 Dazu Schiwy, *Eichendorff* (wie Anm. 2), S. 26–41 [Untergang der adligen Besitztümer der Eichendorffs].

9 Eichendorff hatte Achim von Arnim und Clemens Brentano in Heidelberg noch nicht persönlich kennen gelernt. Dazu Schiwy, *Eichendorff* (wie Anm. 2), S. 214–249 [Eichendorff in Heidelberg]; S. 292–296 [Arnim und Brentano in Berlin].

10 Am Schluss der am 1. März 1810 begonnenen Aufzeichnungen schreibt Eichendorff: „– Besuche von Loeben – und Vorlesen – –. Angenehme Abende, wenn ich u. Wilh: allein bei Taback u. Prezel allein zu Hause lesend etc:. Binde etc:.“ (*E/HKA* XI/1, 372).

11 Erstdruck in: *Frauentaschenbuch für das Jahr 1818.* Hrsg. von Friedrich de la Motte-Fouqué. Nürnberg 1818, S. 173 [Herzog August Bibliothek Wolfenbüttel (im Folgenden als HAB abgekürzt); Wi 224]. In diesem Zusammenhang sei verwiesen auf die Studie von Arno Schilson: Romantische Religiosität? Religion als Thema im Werk Eichendorffs. In: *Eichendorffs Modernität.* Hrsg. von Michael Kessler und Helmut Koopmann. Tübingen 1989 (Stauffenburg Colloquium 9), S. 121–139.

kehr von ihm erfolgt erst später.[12] Die definitive Bindung an eine Ehepartnerin findet (ohne die Zustimmung seiner Eltern) durch die kirchliche Heirat mit der schwangeren Louise von Larisch am 7. April 1815 in Breslau statt.

Joseph von Eichendorff: Tagebuchnotizen (1810), *Ahnung und Gegenwart* (1815)

Der junge Eichendorff wurde durch Clemens Brentano mit Grimmelshausens Œuvre bekannt (siehe oben). Es lässt sich nicht mit Sicherheit nachweisen, welche „2 Theile" er Anfang Februar 1810 von ihm zur Lektüre bekommen hat. Dass Brentano damals mehrere (echte und unechte) *Simplicissimus*-Ausgaben und mehrere (inkomplette) barocke ‚Gesamteditionen' besaß, steht fest.[13] Die Annahme ist berechtigt, dass er Eichendorff die (wohl zusammengebundenen) Teile 1 und 2 der

12 In der Manuskriptfassung des ersten Romans *Ahnung und Gegenwart* bediente sich Eichendorff noch des Dichternamens „Florens", den er am 19. März 1808 von Loeben erhalten hatte. In der Druckfassung legte er das Pseudonym ab.

13 In diesem Zusammenhang sind folgende Rezeptionsdokumente zu nennen: Brentanos Suchannonce im *Kaiserlich privilegirten Reichs-Anzeiger*, Nr. 217 vom Mittwoch 17. August 1803, Sp. 2829 [Württembergische Landesbibliothek Stuttgart; Misc. qt. 459 - 1803,2]; der Mitte bis Ende Dezember 1803 geschriebene Brief von Clemens Brentano an den Weimarer Regierungsrat Christian Gottlob von Voigt [Thüringisches Hauptstaatsarchiv Weimar (im Folgenden als ThHStAW abgekürzt); Familiennachlass Voigt Nr. 170, Bl. 1[r-v]]; *Verzeichniß einer sehr reichen Sammlung von Handschriften und alten Drucken zur Geschichte der deutschen, französischen, spanischen, holländischen und englischen romantischen Dichtkunst gehörig; meistens Seltenheiten und Gegenstände, die sich zu neuer Bearbeitung eignen, welche nebst andern Büchern in verschiedenen Sprachen und Wissenschaften den 13. December u. folg. Tage d. J. Vormittags um 9 Uhr am Dönhofsplatze Nr. 36. durch den Königl. Auctionskommissarius Bratring gegen gleich baare Bezahlung in kling. Preuß. Cour. meistbietend versteigert werden sollen. Berlin, 1819.* Nrn. 388–399 [statt 388–390; falsche Zählung], S. 48–49. In: *Clemens und Christian Brentanos Bibliotheken. Die Versteigerungskataloge von 1819 und 1853. Mit einem unveröffentlichten Brief Clemens Brentanos.* Hrsg. von Bernhard Gajek. Heidelberg 1974 (Beihefte zum Euphorion 6), S. 70–71.

zweiten Sammelausgabe (Nürnberg 1685) geliehen hat.[14] Auf der Rückreise von Berlin nach Schloss Lubowitz machen Wilhelm und Joseph von Eichendorff vom 9. bis zum 12. März 1810 in Breslau Halt. Am 10. März 1810 macht der romantische Dichter folgende Notiz:

> Nachmittags beim Antiquarius an der Palmbaumeke: Simplicissimum, Reinecke etc: gekauft [...]. (*E/HKA* XI/1, 382)

Eichendorffs Begeisterung für den „herrlichen“ *Simplicissimus* war offenbar so groß, dass er sich das Werk kurz nach der ersten Lektüre beschaffte. Es bleibt unklar, welche Ausgabe Eichendorff gekauft hat. In den ersten Dezennien des 19. Jahrhunderts konnten mit einiger Mühe noch Exemplare barocker Einzelausgaben des *Simplicissimus* und einzelne Bände der drei ‚Gesamtausgaben‘ erstanden werden. Clemens Brentano und Karl Heinrich Jördens haben nachweislich den ersten Teil einer Sammelausgabe gelesen bzw. benutzt.[15] In allen drei Editionen enthält dieser Band außer dem *Simplicissimus* (mit *Continuatio*) auch

---

14 Im Versteigerungskatalog von 1819 kommt nur einmal eine Angabe vor, die sich auf zwei zusammengehörende Bände bezieht: „388. 89. Der Simplicissimus, dessen abentheuer⸗ | licher Lebenswandel, durch German Schleif⸗ | heim von Sulsfort. 1. 2r Thl. mit Kpf. 8. | Nuͤrnb. 685. | Prgb. u. Frzb.“ – Zitiert nach Gajek, *Versteigerungskataloge* (wie Anm. 13), S. 70. Mit dieser Umschreibung können nur die Teile 1 und 2 der Edition C^2 (1685) gemeint sein [HAB; Töpfer 131:1-2 / digital. Ausgaben].

15 Clemens Brentano war im Besitz des zweiten Nachdrucks des ersten Teils der 2. Sammelausgabe (1703), wie folgende Angabe im Versteigerungskatalog von 1819 belegt: „390. Desselben Werkes 1r Thl. mit Kpf. Nuͤrnb. | 703.“ – Zitiert nach Gajek, *Versteigerungskataloge* (wie Anm. 13), S. 70. In den Jahren 1701, 1703 und 1705 erschienen Nachdrucke des 1. Teils der Ausgabe C^2. In diesen Sonderdrucken (*Simplicissimus Teutsch*, *Continuatio*, *Teutscher Michel* in einem Band) fehlt eine Vorrede.
Karl Heinrich Jördens hat für die Abfassung seines Lexikonartikels über den *Simplicissimus*-Autor die vollständige Ausgabe C^3 herangezogen. Das belegen sein Hinweis auf „den Beschluß des ersten Theils und den Vorbericht zum zweiten Theile des Simplicissimus nach der Ausgabe von 1713.“ und die Übersicht der in dieser Sammelausgabe enthaltenen (simplicianischen) Schriften in: *Lexikon deutscher Dichter und Prosaisten. Herausgegeben von Karl Heinrich Jördens*. Bd. 2. Leipzig 1807, Artikel *Samuel Greifenson von Hirschfeld*, S. 426–432, hier S. 426, 428–429 [Niedersächsische Staats- und Universitätsbibliothek Göttingen (im Folgenden als SUB abgekürzt); 8 H L BI I, 7602:2]. – Der 2. Band dieses Lexikons wird im Folgenden mit der Sigle *Jördens* angegeben.

den *Teutschen Michel*, in der dritten Sammelausgabe von 1713 auf S. [681]–728.[16]

Die während der Krankheit in Berlin angefangene Lektüre einiger Werke von „Samuel Greifenson von Hirschfeld“ – man kannte damals noch nicht den wirklichen Namen des *Simplicissimus*-Autors – führte zunächst zu einer produktiv-literarischen Rezeption. Eichendorffs in den Jahren 1810–12 konzipierter und niedergeschriebener, Ende 1812 in Wien durch Dorothea Schlegel korrigierter Roman *Ahnung und Gegenwart* (Nürnberg 1815)[17] zeigt Einflüsse des *Simplicissimus* und des *Teutschen Michel.*[18] Die in den Kapiteln 12 und 13 dargestellten Streitigkeiten in einem Teesalon „in der Residenz“ machen deutlich, wie sehr – unter dem Einfluss der politischen Umstände während der französischen Vorherrschaft in Europa – die Meinungen von Gebildeten über den Wert der eigenen nationalen Kultur und über die Bedeutung der deutschen Sprache, mithin auch über vaterländische Gesinnung, wirkliches Dichtertum und ‚wahre Poesie‘, auseinandergingen.[19] Friedrich, die Hauptgestalt des Romans, macht in dem gehobenen Milieu kein Hehl aus seiner Abneigung gegen das Benehmen von drei exaltierten Dichtern, die zwar schöne Verse hervorbringen, aber an der sozialen Realität völlig vorbeigehen (Kap. 12). Damit verdirbt er die Stimmung:

---

16 *Des Aus dem Grab der Vergessenheit wieder erstandenen SIMPLICISSIMI Abentheuerlicher/ und mit allerhand seltsamen Begebenheiten angefüllter Lebens-Wandel/* [...] *In dreyen Theilen/ auf- und vorgestellet/ durch Germann Schleiffheim von Sultzfort.* […] *Nürnberg/ gedruckt und verlegt bey Adam Jonathan Felßecker/ Anno 1713.* [Teil 1 der Ausgabe C^3] [SUB; 8 FAB VI, 1740:1 RARA].

17 Einzelheiten in *Joseph von Eichendorff. Werke.* Hrsg. von Wolfgang Frühwald, Brigitte Schillbach und Hartwig Schultz. 6 Bde. Frankfurt a. M. 1985–93 (Bibliothek deutscher Klassiker). Bd. 2. *Ahnung und Gegenwart. Erzählungen I.* Hrsg. von Wolfgang Frühwald und Brigitte Schillbach (1985), *Ahnung und Gegenwart*, S. 53–382 [Textedition], S. 613–736 [u. a. Entstehung, Quellen, Wirkung, Stellenkommentar]. – Diese Edition wird im Folgenden mit Sigle *E/W*, Band- und Seitenangabe zitiert. Der Roman wird mit der Sigle *AuG* angegeben.

18 Dazu Jakob Koeman: *Die Grimmelshausen-Rezeption in der fiktionalen Literatur der deutschen Romantik.* Amsterdam, Atlanta 1993 (Amsterdamer Publikationen zur Sprache und Literatur 108), S. 272–275 [Verarbeitung von sechs Zeilen aus dem Lied des Einsiedels in *AuG*, Kap. 5], S. 276–278 [Anklänge an dasselbe Lied in *AuG*, Kap. 13], S. 534–539 [Bezugnahmen auf den *Teutschen Michel* in *AuG*, Kap. 12–13].

19 Reale Vorbilder für die dargestellte „Salonwirtschaft“ lassen sich nicht nachweisen. Eichendorff typisiert alle damaligen ästhetischen Gesellschaften (*E/W* 2, 693).

> Die meisten wurden mißlaunisch, keiner konnte oder mochte, wie beym babylonischen Baue, des anderen Wortgepräng verstehen, und so beleidigte einer den andern in der gänzlichen Verwirrung. (*E/HKA* III, 158,25–28)[20]

Kurze Zeit später trifft Friedrich seinen Freund Leontin wieder. Dieser informiert ihn über seine ersten Erfahrungen in der ästhetischen Teegesellschaft (Kap. 13). Über den Schmachtenden berichtet er:

> Er ist ein guter Kerl, aber er hat keine Mannsmuskel im Leibe. Ich weiß nicht, was er grade damals für eine fixe Idee von der Dichtkunst im Kopfe hatte, aber er las ein Gedicht vor, wovon ich trotz der größten Anstrengung nichts verstand und wobey mir unaufhörlich des simplicianisch-teutschen Michels verstümmeltes Sprach-Gepräng im Sinne lag. Denn es waren deutsche Worte, spanische Konstrukzionen, wälsche Bilder, altdeutsche Redensarten, doch alles mit überaus feinem Firniß von Sanftmuth verschmiert. (*E/HKA* III, 167,8–16)

Die hochtrabende Redekunst der Salonpoeten wird auch von Leontin als gekünstelt, eitel und unaufrichtig empfunden, was die Verbindung mit Grimmelshausen nahelegt. Zu denken ist an dessen kritische Stellungnahme gegen stilistische Pedanterie und modische Überfremdung mancher „Teutsch=Verderber“ und „Sprach=Helden“ (*TM*, Cap. IV, VI).

Der implizite Autor, der sich auf Grund eigener Erfahrungen grundsätzlich für eine christliche Ethik und eine in diesem Sinne inspirierte Literatur entschieden hatte, wird seine unter Bezugnahme auf den *Teutschen Michel* geäußerte Kritik noch zweimal in seinem Leben – dann als Literaturhistoriker – wiederholen: einunddreißig Jahre später in dem 1846 erschienenen Essay *Zur Geschichte der neuern romantischen Poesie in Deutschland* und 1857 (kurz vor seinem Tod) im zweiten Teil der *Geschichte der poetischen Literatur Deutschlands* (siehe unten).

Das Interesse für die im *Teutschen Michel* enthaltene Beurteilung sprachlicher Entwicklungen in Deutschland zur Zeit der Vormachtstellung Frankreichs unter König Ludwig XIV., blieb nicht auf die Napoleon-Ära beschränkt. Im ganzen 19. Jahrhundert, als auch Deutschland durch gravierende soziale Gegensätze, eingreifende politische Um-

20 Es wird zitiert nach *E/HKA*. Tl. III: *Ahnung und Gegenwart*. Hrsg. von Christiane Briegleb und Clemens Rauschenberg. Stuttgart, Berlin, Köln, Mainz 1984. Zum Topos vom Turmbau zu Babel: Koeman, *Grimmelshausen-Rezeption* (wie Anm. 18), S. 534–535.

wälzungen und riesige technische Fortschritte geprägt wurde,[21] haben mehrere Philologen die Aktualität von Grimmelshausens Überlegungen zur deutschen Sprache erkannt. Diese wissenschaftliche Rezeption soll nun anhand einiger Beispiele kurz erläutert werden.

Theodor Echtermeyer: Abhandlung über Grimmelshausen (1838)

Die kritisch-wissenschaftliche Grimmelshausen-Forschung nahm erst in den Jahren 1837–38 mit den von Hermann Kurz, Julius Ludwig Klee und Theodor Echtermeyer verfassten Rezensionen von Eduard von Bülows Neuausgabe *Die Abenteuer des Simplicissimus. Ein Roman aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges* (Leipzig 1836) ihren Anfang.[22] (Es gibt noch fünf weitere Rezensionen, aber die sind in wissenschaftlicher Hinsicht von geringerer Bedeutung.) Der wichtigste Forschungsbeitrag ist wohl die Kritik (eigentlich eine Abhandlung) von Echtermeyer, der (übrigens nicht als erster Philologe) die Identität des *Simplicissimus*-Autors entschlüsselt hat.[23] Er erwähnt die „Dedication des Ratio Sta-

21 Einen informativen Überblick (mit Literaturhinweisen) bietet Thomas Nipperdey: *Deutsche Geschichte 1800–1866. Bürgerwelt und starker Staat.* München 1983. Sonderausgabe: München 1998.

22 [Hermann Kurz]: Rezension in: *Der Spiegel*, Nr. 5 vom Mittwoch 18. Januar 1837, S. 17–20; Nr. 6 vom Sonnabend 21. Januar 1837, S. 21–22 [Fürstlich Fürstenbergische Hofbibliothek Donaueschingen; IR 52]. Nachdruck unter dem Titel *Die erste Identifizierung Grimmelshausens als Verfasser des „Simplicissimus“ durch Hermann Kurz in der Rezension der „Simplicissimus“-Bearbeitung Eduard von Bülows*. Münster 1981 (Sondergabe II der Grimmelshausen-Gesellschaft); [Julius Ludwig Klee]: Rez. in: *Blätter für literarische Unterhaltung*, Nr. 354 vom 20. Dezember 1837, S. 1437–1439; Nr. 355 vom 21. Dezember 1837, S. 1441–1443; Nr. 356 vom 22. Dezember 1837, S. 1445–1446; Nr. 357 vom 23. Dezember 1837, S. 1449–1452 [SUB; 4 EPH LIT 208/19]; Theodor Echtermeyer: Die Abentheuer des Simplicissimus. Ein Roman aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges. Herausgegeben von Eduard von Bülow. Leipzig, 1836. Bei F. A. Brockhaus. In: *Hallische Jahrbücher für deutsche Wissenschaft und Kunst*. Jg. 1, Nr. 52 vom 1. März 1838, Sp. 413–416; Nr. 53 vom 2. März 1838, Sp. 417–424; Nr. 54 vom 3. März 1838, Sp. 430–432 [Universitäts- und Stadtbibliothek Köln; AP 4130.1-1838 / digital. Ausgabe].

23 Ernst Theodor Echtermeyer (1805–1844) war von 1831 bis 1838 als Lehrer am Pädagogicum der Franckeschen Stiftungen in Halle tätig. Zu seinem Leben und

tus“, in der Grimmelshausens vollständiger Name und Geburtsort vorkommen (Nr. 52, Sp. 415),[24] weist den „*Schulzendienst*“ in Renchen nach (Nr. 52, Sp. 416) und dekodiert aus den Anagrammen die Verfassernamen „*Christoffel von Grimmelshausen*“ (Nr. 52, Sp. 415) und „*Hans Jakob Christoffel von Grimmelshausen*“ (Nr. 53, Sp. 421).[25]

In einer Übersicht von Grimmelshausens „Pseudonymien“ wird unter Nr. 7 der *Teutsche Michel* erwähnt:

> 7) Signeur Messmahl, vor dem deutschen Michel, enthält vollkommen den Namen Grimmelshausen. (Nr. 52, Sp. 415)[26]

Nach der Entschlüsselung des Autornamens Grimmelshausen erklärt sich der Rezensent imstande, „die sämmtlichen von ihm herrührenden Schriften anzugeben“ (Nr. 53, Sp. 418). In der nun folgenden chronologischen Übersicht kommt unter Nr. 12 der *Teutsche Michel* vor. Die Umschreibung ist knapp:

> 12) *Der teutsche Michel* nach dem auf dem Titel angebrachten Chronogramm von 1673, welche Zahl auch unten abgedruckt ist. Hier heißt der Verfasser Signeur Meßmahl. (Nr. 53, Sp. 420)

Die Angaben über das Erscheinungsjahr und den fiktiven Verfassernamen sind richtig (vgl. Titelblatt in *TM* 3). Weitere Einzelheiten gibt Echtermeyer nicht, was im Hinblick auf das Ziel seiner Untersuchung,

---

Werk u. a. Renate Sachse: Echtermeyer, Ernst Theodor. In: *Biographisch-Bibliographisches Kirchenlexikon*. Bd. XXVIII. Nordhausen 2007, Sp. 494–507. – Dieses Lexikon wird im Folgenden als *BBKL* abgekürzt.

24 Es wird zitiert nach dem Original des betreffenden Jahrgangs (siehe Anm. 22). Das Wort „Ratio Status“ ist in Antiqua gedruckt. Echtermeyer meint die Widmung an „Herrn Krafften von Crailsheim“ in der Schrift *Simplicianischer Zweyköpffiger RATIO STATUS* (Nürnberg 1670). Siehe *Grimmelshausen. Simplicianischer Zweyköpffiger Ratio Status*. Hrsg. von Rolf Tarot. Tübingen 1968 (Gesammelte Werke in Einzelausgaben), S. 5–6. – Diese Edition wird im Folgenden mit Sigle *RS* und Seitenangabe zitiert. Die Datierung und Unterschrift der Widmung lauten: „Datum Rheinnec den 26. Julii, Anno 1670. | Euer Gn. | gehorsamer und getreuer Diener | Hans Jacob Christoffel von Grimmelshausen / | Gelnhusanus, P. zu Cernhein.“ (*RS* 6,16–20). Folgende Wörter und Zahlen sind in Antiqua gedruckt: „Datum Rheinnec“, „26. Julii, Anno 1670.“, „Gelnhusanus, P.“. Den Buchstaben P. für *praetor* hat Echtermeyer nicht entziffern können.

25 Die in den obigen Zitaten aus Echtermeyers Abhandlung kursiv wiedergegebenen Wörter sind im Originaltext durch Sperrdruck hervorgehoben.

26 Der Anfang des Satzes „7) Signeur Messmahl,“ ist in Antiqua gedruckt.

die Richtigstellung der Identität Grimmelshausens und der Reihenfolge seiner Werke, verständlich ist.

Im weiteren Verlauf der Rezension kritisiert Echtermeyer (nochmals) den „Dilettantismus des Herrn von Bülow“ (Nr. 53, Sp. 421 – vgl. Nr. 52, Sp. 413–414) und interpretiert er den *Simplicissimus* im Rahmen der Literatur des 17. Jahrhunderts.

Wilhelm Arthur Passow: Abhandlung über Grimmelshausen (1843)

Eine bemerkenswerte Untersuchung über Leben und Werk des *Simplicissimus*-Autors hat auch der Gymnasiallehrer Wilhelm Arthur Passow in sechs Lieferungen in den *Blätter*[n] *für literarische Unterhaltung* (1843) vorgelegt.[27] Sein Essay gliedert sich in zwei Teile: „Untersuchung“ (S. 1037–1047) und „Resultate“ (S. 1047–1059).[28]

Zu Beginn der ersten Lieferung (Nr. 259) informiert Passow die Leser der *Blätter für literarische Unterhaltung* darüber, dass er „durch Vergleichung der verschiedenen Simplicianischen Schriften“ zu seiner eigenen Überraschung schon vor Kenntnisnahme von Echtermeyers Studie „auf ein von dem bisher angenommenen gänzlich abweichendes

27 Der Philologe Wilhelm Arthur Passow (1814–1864) war von 1835 bis 1854 als Lehrer am herzoglichen Gymnasium in Meiningen (damals Hauptstadt des Herzogtums Sachsen-Meiningen) tätig. Zu seinem Leben und Werk u. a. Adolf Schimmelpfennig: Passow, Wilhelm Arthur. In: *Allgemeine Deutsche Biographie*. Bd. 25. Leipzig 1887, S. 215–216. – Dieses Lexikon wird im Folgenden als *ADB* abgekürzt.

28 Christoffel von Grimmelshausen, der Verfasser des „Abenteuerlichen Simplicissimus“. Ein Beitrag zur Literaturgeschichte Deutschlands im 17. Jahrhundert von W. A. Passow. In: *Blätter für literarische Unterhaltung*, Nr. 259 vom 16. September 1843, S. 1037–1040; Nr. 260 vom 17. September 1843, S. 1041–1044; Nr. 261 vom 18. September 1843, S. 1045–1048; Nr. 262 vom 19. September 1843, S. 1049–1052; Nr. 263 vom 20. September 1843, S. 1053–1056; Nr. 264 vom 21. September 1843, S. 1057–1059. Jede Seite besteht aus zwei Spalten. Es wird zitiert nach dem Original des betreffenden Jahrgangs [Staatsbibliothek zu Berlin (im Folgenden als SBB abgekürzt); 4"Ac 7021].

Ergebniß“ gekommen sei,[29] was aber „eine neue Behandlung der Frage“ (nach der Identität des *Simplicissimus*-Autors und der Anordnung seiner Werke) „nicht uͤberfluͤssig“ mache (S. 1037). Passow sieht die Ursache für die mehrfache Identifizierung des Verfassers mit dem Helden des Romans darin, dass gleichzeitige Zeugnisse über ihn fehlen. Er hält „die vollstaͤndige und genaue Bezeichnung“ der von ihm benutzten „Ausgaben Simplicianischer Schriften“ für „unumgaͤnglich noͤthig“, nennt einige Bände aus den herzoglichen Bibliotheken in Meiningen und Gotha (S. 1038) und zitiert dann die Titel der darin enthaltenen Werke (S. 1038–1039). Unter Nummer III wird auch der *Teutsche Michel* erwähnt. Der betreffende Passus sei hier vollständig zitiert:

> III. Gesammtausgabe der Simplicianischen Schriften von den Jahren 1683 – 85, erster Theil; in dem mir vorliegenden Exemplar fehlt der Titel; dieser Band enthaͤlt:
> a) Den Simplicissimus, alle sechs Buͤcher. (672 S.)
> b) Deß Weltberuffenen Simplicissimi Pralerei und Gepraͤng in seinem Teutschen Michel, Jedermaͤnniglichen, wanns seyn kann, ohne Lachen zu lesen erlaubt von Signeur Meßmahl u. s. w. MDCLXXIII. (S. 673–728.)
> Die Jahreszahl 1673 ist hier wahrscheinlich nur ein Druckfehler statt 1683, da alle uͤbrigen Schriften nicht das Jahr der Abfassung, sondern das des Drucks auf dem Titel tragen.
> Beide Schriften sind in dieser Ausgabe stark mit langweiligen Moralisationen interpolirt, aber die Interpolationen mit Sternchen bezeichnet. (S. 1038)[30]

Passows Angaben der Erscheinungsjahre sind nicht korrekt, denn der erste Teil der Ausgabe C^1 erschien 1684 und der zweite Teil 1683. Er meint wohl den ersten Teil der Ausgabe C^2 (Nürnberg 1685). Das von ihm benutzte Exemplar befindet sich heute in der Forschungsbibliothek Gotha.[31] Richtig ist die Umschreibung der beiden in diesem Band ent-

---

29 Passow weist im zweiten Absatz der Abhandlung auf bisherige Publikationen von Ludwig Wachler, Eduard von Bülow, Oskar Ludwig Bernhard Wolff, Erduin Julius Koch, Karl Heinrich Jördens und Georg Gottfried Gervinus hin (S. 1037).

30 Im Originaltext sind die Wörter „Simplicissimi“ und „Signeur“ in Antiqua, die Titel a) und b) (nicht die Seitenzahlen) in Petit gedruckt.

31 *Der Aus dem Grab der Vergessenheit wieder erstandene SIMPLICISSIMUS; Dessen Abentheurlicher/ und mit allerhand seltsamen Begebenheiten angefüllter Lebens-Wandel/* [...] *Durch German Schleifheim von Sulsfort.* […] *Nürnberg/ Druckts und verlegts Johann Jonathan Felßecker. 1685.* [Universitäts- und Forschungsbibliothek Erfurt/Gotha; Poes 8º 02458/03 (01). Standort: FB Gotha]. Es handelt sich um ein unvollständiges Exemplar. Titelblatt und Kupfer fehlen. Der Text beginnt mit dem Vorwort: „Allgemeine | Zuschrifft/ | An den | Standes⸗ und Wuͤrdens⸗Gebuͤhr | nach/ | Hochgeehrten/ Großguͤnstigen/ | Kunst⸗ und Wissen-

haltenen Werke. Tatsächlich hat das Exemplar kein Titelblatt und es umfasst 728 nummerierte Seiten. Die Jahreszahl 1673 ist kein Druckfehler.[32] Eine Erklärung für die in den betreffenden „Schriften“ enthaltenen belehrenden Textteile gibt Passow nicht. Sein negatives Urteil über die (von einem einzigen Korrektor oder von mehreren Lektoren) im Verlag von Johann Jonathan Felßecker angebrachten Änderungen wird nicht anhand von Beispielen begründet.[33] Weil auch Bemerkungen über Inhalt, Stil und Bedeutung des *Teutschen Michel* fehlen, kann angenommen werden, dass er die Schrift nicht gelesen hat. Die mit kurzen Erläuterungen versehene Aufzählung betrifft nur Bücher, die Passow selbst eingesehen hat. Sie ist methodisch zu unterscheiden von den Vollständigkeit anstrebenden, chronologischen Übersichten von Grimmelshausens Werken im 2. Band von Kochs *Compendium der Deutschen Literatur-Geschichte von den ältesten Zeiten bis auf Les-*

---

schafft | liebenden | Leser.“ Das Exemplar enthält nur 14 Illustrationen. Der Inhalt umfasst [9] Blätter, 728 [i. e. 736] Seiten, [14] Blätter. Ein vollständiges Exemplar des 1. Teils der Ausgabe C^2 befindet sich in der Bayerischen Staatsbibliothek München (im Folgenden als BSB abgekürzt) [Rar. 4597-1].

32 Titelblatt zum zweiten Werk in dem Gothaer Exemplar des 1. Teils der Ausgabe C^2: „Deß Weltberuffenen | **SIMPLICISSIMI** | Pralerey und Gepraͤng in | seinem | Teutschen Michel/ | Jedermaͤnniglichen / wanns | seyn kan / ohne Lachen zu lesen | erlaubt | von | **Signeur** Meßmahl. | [Vignette] | Gedruckt unter der Preß/ in dem jenigen | Land/ darinnen dasselbe lobwuͤrdig Ge⸗ | schirr erstmahls erfunden | worden/ | A**L**s se**I**ne **LI**ebe **I**nwohner / neben an**D**ern | **V**oͤ**LC**kern anf**Ie**ngen / **D**en **I**ahren **V**nsers | He**IL**s na**C**h / **I**n g**L**e**IC**her Zah**L |** z**V** zeh**L**en | M. DC LXXIII.“ Die im Zitat fett wiedergegebenen Wörter und Zahlen sind im Original in Antiqua gedruckt.

33 Ob (wie Koschlig annahm) Johann Christoph Beer der alleinige „Procurator“ der ‚Gesamtausgaben‘ gewesen sei, ist zweifelhaft. Widersprüche innerhalb der Kommentare und Ergänzungen lassen es plausibel erscheinen, dass sich mehrere Lektoren in Felßeckers Verlag an den Interpolationen in den Sammelausgaben beteiligt haben. Zu diesem Thema u. a. Manfred Koschlig: *Das Ingenium Grimmelshausens und das ‚Kollektiv‘. Studien zur Entstehungs- und Wirkungsgeschichte des Werkes*. München 1977, S. 322–340 (Die „simplicianische Arbeit“ des Johann Christoph Beer (1638–1712): III. Beer als „Procurator“ der Felßeckerschen Gesamtausgaben von Grimmelshausens Schriften); Volker Meid: *Grimmelshausen. Epoche – Werk – Wirkung*. München 1984 (Beck’sche Elementarbücher. Arbeitsbuch), S. 203–208 (Grimmelshausen als Moralist: die barocken Gesamtausgaben); Peter Heßelmann: *Simplicissimus Redivivus. Eine kommentierte Dokumentation der Rezeptionsgeschichte Grimmelshausens im 17. und 18. Jahrhundert (1667–1800)*. Frankfurt a. M. 1992 (Das Abendland. N. F. 20), S. 72–135 (Kap. 3: Die „Verbesserung“ der Schriften Grimmelshausens und „Simplicius Politicus“ (1677–1713). Abschnitt 3.1: Die posthumen Editionen).

sings Tod (1798),[34] im 2. Band von Jördens’ *Lexikon deutscher Dichter und Prosaisten* (1807)[35] und in Echtermeyers Abhandlung (1838) anlässlich Bülows Neuausgabe des *Abentheurlichen Simplicissimus Teutsch*.[36]

Der weitere Inhalt des Essays handelt über die Echtheit und Chronologie von Grimmelshausens Werken, seinen Lebenslauf und seine Konfession. Auch macht Passow einen Versuch, den Inhalt der von ihm erwähnten „Schriften“ zu interpretieren.

Später erschienen zwei Nachträge.[37] Sie enthalten aber keine Bemerkungen zum *Teutschen Michel*.

Joseph von Eichendorff: Literaturhistorische Analysen (1846, 1847, 1857)

In der 1846 in drei Lieferungen veröffentlichten Abhandlung *Zur Geschichte der neuern romantischen Poesie in Deutschland* macht Eichendorff eine nahezu identische Anspielung auf Grimmelshausens Sprachschrift wie in der oben erläuterten Stelle in *Ahnung und Gegen-*

34 Erduin Julius Koch: *Compendium der Deutschen Literatur-Geschichte von den ältesten Zeiten bis auf Lessings Tod (= Grundriss einer Geschichte der Sprache und Literatur der Deutschen von den ältesten Zeiten bis auf Lessings Tod)*. Bd. 2. Berlin 1798, Abschnitt „Samuel Greifenson von Hirschfeld“, S. 255–260 [SUB; 8 HLU II, 4412:2]. Dazu Koeman, *Grimmelshausen-Rezeption* (wie Anm. 18), S. 77–82.

35 *Jördens*, S. 426–429. Zum Artikel „Samuel Greifenson von Hirschfeld“ erschien ein Ergänzungsbeitrag in *Lexikon deutscher Dichter und Prosaisten. Herausgegeben von Karl Heinrich Jördens*. Bd. 6. *Supplemente*. Leipzig 1811, S. 339 [SUB; 8 H L BI I, 7602:6].

36 *Hallische Jahrbücher für deutsche Wissenschaft und Kunst* 1 (1838), Nr. 53, Sp. 418–420.

37 Noch ein Zeugniß für Grimmelshausen, den Verf. des „Simplicissimus“. In: *Blätter für literarische Unterhaltung*, Nr. 119 vom 28. April 1844, S. 476 [unterschrieben mit der Chiffre „124.“]; Noch einmal der Verfasser des „Simplicissimus“. In: *Blätter für literarische Unterhaltung*, Nr. 273 vom 30. September 1847, S. 1091–1092 [fett gedruckte Unterschrift: „W. A. Passow.“] [SBB; 4"Ac 7021].

wart, Kap. 13.[38] Er meint, dass die „romantische Schule" sich immer mehr von ihrer christlichen Grundlage entfernt habe, und schreibt dann:

> Nachdem dieser natürliche Boden einmal verschoben war, fing Jeder an, anarchisch sich selbst seinen Katholicismus nach eigenen poetischen Gelüsten zuzustutzen; und so entstand allmählich jenes wunderliche Gemisch von Mysticismus, katholischer Symbolik und protestantischem Pietismus, jener conventionelle Jargon altdeutscher Redensarten, spanischer Constructionen und welscher Bilder, der fast an des simplicianisch-deutschen Michels verstümmeltes Sprachgepränge erinnert, und insbesondere bei *Löben* (Isidorus Orientalis) unbewußt sich selber parodirt. (*E/HKA* VIII/1, 43,9–18)

Wie sehr Eichendorff sich auch später – wie Friedrich, der Protagonist in *AuG* – über sprachlichen Schwulst und geistige Leere entrüstet hat, belegt eine weitere Bezugnahme auf den *Teutschen Michel*. Sie wurde mit einigen Änderungen aus dem Essay von 1846 übernommen und findet sich in demselben Kontext in seinem letzten literaturhistorischen Werk *Geschichte der poetischen Literatur Deutschlands* (Paderborn 1857).[39] Im letzten Abschnitt („Schluß") nimmt der 69-jährige Rentner erneut Stellung zu dem sentimentalen, trivial-romantischen Stil seines am 3. April 1825 im Alter von 38 Jahren gestorbenen Jugendfreundes

---

38 Erstdruck des Essays in: *Historisch-politische Blätter für das katholische Deutschland*. Hrsg. von George Phillips und Guido Görres. Nr. 17. München 1846, S. 273–289, 371–384, 425–443 [BSB; Per. 21 s-17 / digital. Ausgabe]. Neudruck in *E/HKA*. Tl. VIII/1: *Literarhistorische Schriften*. I: *Aufsätze zur Literatur*. Auf Grund der Vorarbeiten von Franz Ranegger hrsg. von Wolfgang Mauser. Mit einem Vorwort von Hermann Kunisch. Regensburg 1962, S. 5–52. Auch in: *E/W*. Bd. 6. *Geschichte der Poesie. Schriften zur Literaturgeschichte*. Hrsg. von Hartwig Schultz (1990), S. 13–60 [Text], S. 1116–1153 [Kommentar]. Im dritten „Artikel" (Teil) geht Eichendorff auf die „eigentlichen romantischen *Dichter*" (*E/HKA* VIII/1, 34,23) ein. Zu ihnen rechnet er „unstreitig" Achim von Arnim und Ludwig Tieck („Tiek").
Die in Zitaten aus Eichendorffs *Literarhistorischen Schriften* kursiv wiedergegebenen Wörter sind in den Originaltexten durch Sperrdruck hervorgehoben.

39 Erstdruck: *Geschichte der poetischen Literatur Deutschlands. Von Joseph Freiherrn von Eichendorff*. 2 Tle. Paderborn 1857 [SBB; Yc 4961. Tle. 1 und 2 zusammengebunden]. Das Original besteht aus zwei Teilen, die getrennt paginiert sind. Kurz nach Eichendorffs Tod erschien die 2. Auflage (2 Tle. Paderborn 1861). Das Manuskript ist verloren gegangen. Neudruck in *E/HKA*. Tl. IX: *Literarhistorische Schriften* III. *Geschichte der poetischen Literatur Deutschlands*. Hrsg. von Wolfgang Mauser. Regensburg 1970, S. 3–492 [Text], S. 493–632 [Anmerkungen].

Otto Heinrich Graf von Loeben.[40] Über die eigentlich ‚unromantische‘ Dichtung der romantischen Periode schreibt Eichendorff:

> Werner ist, nach mannigfachen Irrwegen, zur Kirche zurückgekehrt. Die Romantik aber entfernte sich auf der von ihm eingeschlagenen Bahn immer weiter von ihr, nicht gewahrend oder nicht beachtend, wie ihre ganze Bedeutung und das, was sie von früheren poetischen Schulen unterschied, eben darin lag, daß sie das *Positive* des Christenthums, also die Kirche, in Leben, Kunst und Wissenschaft wieder frei und geltend zu machen übernommen. Nachdem dieser natürliche Boden einmal verschoben war, fing jeder an, anarchisch sich selbst seinen Katholicismus nach eignem poetischen Gelüsten zuzustutzen; und so entstand, gleich wie beim babylonischen Thurmbau, allmählich jenes wunderliche Gemisch von Mysticismus, katholischer Symbolik und protestantischer Pietisterei, jener conventionelle Jargon altdeutscher Redensarten, spanischer Constructionen und welscher Bilder, der fast an des simplicianisch-deutschen Michels verstümmeltes Sprachgepräng erinnert, und insbesondere bei *Löben* (Isidorus Orientalis) unbewußt sich selber parodirt. Da bezieht sich Alles mit einer Art von priesterlicher Feierlichkeit auf den Beruf des Dichters und die Göttlichkeit der Poesie, aber die Poesie selbst, das ursprüngliche, freie, tüchtige Leben, das uns ergreift, ehe wir darüber reden, kommt nicht zum Vorschein vor lauter Complimenten davor und Anstalten dazu. (*E/HKA* IX, 467,5–27)[41]

Als fremdtümelnd, gekünstelt und exaltiert erscheint dem alten katholischen Schriftsteller, Lyriker und Kritiker die Literatur der nicht an christliche Werte und deutsche Sprachtraditionen anknüpfenden Romantiker und aufrichtig kommt ihm die Belletristik jener Autoren vor, die diesen Prinzipien treu geblieben sind. Sie werden als wahre Romantiker herausgestellt.[42]

---

40 *E/HKA* IX, Schluß, S. 461–492. Biographische Einzelheiten über Loeben in Harald Preiß: *Otto Heinrich Graf von Loeben. Adliger und freier Schriftsteller in der romantischen Bewegung.* Frankfurt a. M., Berlin, Bern, New York, Paris, Wien 1995 (Helicon. Beiträge zur deutschen Literatur 17).

41 Eichendorff erwähnt den romantischen Dramatiker Friedrich Ludwig Zacharias Werner (1768–1823), der am 19. April 1811 in Rom zum Katholizismus konvertierte, sich zum Priester ausbilden ließ und Prediger wurde. Eichendorff schätzte seine Dramen, insbesondere *Die Söhne des Thales. Ein dramatisches Gedicht* (2 Tle. Berlin 1803–04). Dazu Schiwy, *Eichendorff* (wie Anm. 2), S. 198–201.
Verglichen mit dem Wortlaut im Essay *Zur Geschichte der neuern romantischen Poesie in Deutschland* enthält der oben zitierte Passus aus der *Geschichte der poetischen Literatur Deutschlands* u. a. eine wichtige Hinzufügung („gleich wie beim babylonischen Thurmbau“) und eine rhetorisch bedeutsame Änderung (protestantischem Pietismus > protestantischer Pietisterei). Vgl. auch *E/W* 6, 50,19–51,7.

42 Vgl. *E/HKA* IX, Kap. VII: Die neuere Romantik, S. 268–461.

Einen von ihnen hatte er schon 1847 in seinem Werk *Über die ethische und religiöse Bedeutung der neueren romantischen Poesie in Deutschland* hervorgehoben: den am 21. Januar 1831 im Alter von fast 50 Jahren gestorbenen protestantischen Dichter und Schriftsteller Ludwig Achim von Arnim.[43] Eichendorff widmet ihm einen längeren Abschnitt (*E/W* 6, 126,21–136,19). Darin geht er u. a. auf die kritische Stellungnahme der früheren romantischen *Zeitung für Einsiedler* gegen die Spätaufklärung ein (*E/W* 6, 126,36–127,33). Arnim habe „im Verein mit Görres und Brentano, in der ‚Einsiedlerzeitung' (1808) einen höchstergötzlichen Krieg gegen den deutschen Michel" eröffnet (*E/W* 6, 127,1–4). Über Arnims damalige Absichten schreibt er 1847:

> Er wollte die Poesie von dem Schulbanne einiger veralteten Männer, die ihre Jugend vergessen hatten, befreien; […]. Die Art und Weise, wie dieser Kampf dort geführt wird, ist für die Romantik, wie für Arnim bezeichnend: überall der Ernst heiter, und der Scherz tief und bedeutend. […] Das Titelblatt ist mit dem Bildnis des deutschen Michels selbst verziert. (*E/W* 6, 127,4–19)

Anschließend zitiert Eichendorff eine Stelle aus Arnims „Vorwort" zur Buchausgabe der „Einsiedlerzeitung", in dem dieser die Leser auf ironische Weise über den Sinn der Illustration informiert (*E/W* 6, 127,19–28).[44] Der damals 59-jährige Geheime Regierungsrat im Ruhestand endet den Passus über die „Einsiedlerzeitung" mit den Worten:

---

43 Erstdruck: *Ueber die ethische und religiöse Bedeutung der neueren romantischen Poesie in Deutschland. Von Joseph Freiherrn von Eichendorff.* Leipzig 1847 [SBB; 19 ZZ 3072]. Das Manuskript dieser Schrift (298 paginierte und beschriftete Seiten) befindet sich seit 1962 im FDH [Hs-13887 (Hs-Bd. 77)]. Zu diesem Band Regener, *Eichendorff-Autographen* (wie Anm. 5), S. 153. Edition in *E/W* 6, 61–280 [Text], 1154–1217 [Kommentar]. Der weitaus größte Teil der Studie von 1847 wurde wörtlich in die Literaturgeschichte von 1857 übernommen. In *E/HKA* fehlt *Über die ethische und religiöse Bedeutung der neueren romantischen Poesie in Deutschland*; in *E/W* fehlt die *Geschichte der poetischen Literatur Deutschlands*.

44 Für die Buchausgabe der *Zeitung für Einsiedler*, das von Arnim herausgegebene Werk *Tröst Einsamkeit, alte und neue Sagen und Wahrsagungen, Geschichten und Gedichte* (Heidelberg 1808), hatte Ludwig Grimm einen Kupferstich gemacht, der den deutschen Michel mit Nachtmütze als das geehrte Publikum darstellt. Auf diese „Kupferplatte" (ohne Unterschrift) nimmt der Herausgeber in seiner Einleitung „An das geehrte Publikum." Bezug. Abdruck in: *Zeitung für Einsiedler. In Gemeinschaft mit Clemens Brentano herausgegeben von Ludwig Achim von Arnim bei Mohr und Zimmer. Heidelberg 1808.* Mit einem Nachwort zur Neuausgabe von Hans Jessen. Darmstadt 1962 (Wissenschaftliche Buchgesellschaft), unnummerierte Seite nach dem Titelblatt der Buchausgabe und vor der

> – Viele Richtungen, die dort angeregt, manche Namen, die hier zum erstenmal auftauchen, wie Uhland und Kerner, sind seitdem ausgeführt, sind seitdem berühmt geworden, und der deutsche Michel lebt noch immer fort, aber die Zeitung ist längst aus seinem Angedenken verschwunden. (*E/W* 6, 127,28–33)[45]

Eichendorff, der als Student in Heidelberg die Fehde zwischen dem älteren rationalistischen Kreis um Johann Heinrich Voß und der jüngeren romantischen Gruppe um die „Einsiedler“ Joseph Görres, Arnim und Brentano miterlebt hatte, verteidigt im Rückblick auf diese Zeit Arnims Bestrebungen nach einer Erneuerung der „Poesie“.[46] Er lobt überhaupt den Gehalt von Arnims Dichtung, insbesondere den tiefen sittlichen Ernst und „die unwiderstehliche Gewalt der innern Wahrheit“ in dessen Liebes- und Eheroman *Armut, Reichtum, Schuld und Buße der Gräfin Dolores* (*E/W* 6, 130,29–35; vgl. *E/HKA* IX, 336,31–337,1).[47]

Einleitung (Sp. [V/VI]–XIII/XIV); dazu Erläuterung auf S. [6]. Der erste Entwurf könnte von Clemens Brentano stammen. Das Bildnis hat nichts mit Grimmelshausens Sprachschrift zu tun. Als Vorlage diente ein Kupfer in: *Physiognomische Fragmente, zur Beförderung der Menschenkenntniß und Menschenliebe, von Johann Caspar Lavater. Dritter Versuch. Mit vielen Kupfern*. [...]. Leipzig, Winterthur 1777, „Des dritten Bandes der physiognomischen Fragmente siebenter Abschnitt.“, „Zweytes Fragment. Drey Portråte von demselben Gesichte. S.“, S. 170 [Bildnis eines Mannes; darüber eine Beschreibung des Gesichts]; dazu auf der nächsten (unnummerierten) Seite drei Porträts zu diesem Vorbild [alle ohne Beschreibung], Nr. 2 (links unten) [BSB; Rar. 1697-3 / digital. Ausgabe].

45 Vgl. den ganzen Passus über die „Einsiedlerzeitung“ in *E/HKA* IX, 333, 1–29.

46 Zu den Auseinandersetzungen zwischen Aufklärung und Romantik in Heidelberg: Koeman, *Grimmelshausen-Rezeption* (wie Anm. 18), S. 400–422. Siehe in diesem Zusammenhang auch: *200 Jahre Heidelberger Romantik*. Hrsg. von Friedrich Strack (Heidelberger Jahrbücher 51/2007), bes. Hartwig Schultz: Eichendorff als ‚Erfinder‘ der Heidelberger Romantik?, S. 67–80; Ulfert Ricklefs: Polemische Textproduktion. Bemerkungen zum Literaturstreit der Gruppe um Voss mit den Romantikern, S. 343–367 (mit Bibliographie, S. 365–367) [digital. Ausg.]; Theodore Ziolkowski: *Heidelberger Romantik. Mythos und Symbol*. Heidelberg 2009.

47 Vgl. die lobenden Worte über die *Gräfin Dolores*, die ein schlichter Mann vom Lande im Salon einer angesehenen Dame äußert, das Mißfallen der Literaten darüber, die darauffolgende Kritik von Friedrich an der Dürftigkeit ihrer eigenen Machwerke, die daraus resultierende Verwirrung und das verstörte Auseinandergehen der Gäste in *AuG*, Kap. 12 (*E/HKA* III, 153,29–157,14). Arnims Roman mit dem Untertitel *Eine wahre Geschichte zur lehrreichen Unterhaltung armer Fräulein* (Berlin 1810) löste kontroverse Meinungen aus. In der Debatte über das Buch standen Wilhelm Grimm und Eichendorff aus ethischen Gründen auf Arnims Seite. In einer anonym publizierten Rezension rechnete der Protestant Wilhelm Grimm das Werk sogar zu den bedeutendsten deutschen Romanen überhaupt: Armuth, Reichthum, Schuld und Busse der Gräfin Dolores. Eine wahre Geschichte

Karl Rosenkranz: „Anarchie der Deutschen Tendenzen“ (1855)

Eine weitere Stelle zum *Teutschen Michel* findet sich in der umfangreichen Geschichtsschreibung, die der Philosoph Karl Rosenkranz unter dem Titel *Die Poesie und ihre Geschichte. Eine Entwicklung der poetischen Ideale der Völker* (Königsberg 1855) vorgelegt hat.[48] Der dritte Teil (mit der Überschrift „Dritter Kreis. Die christlichen Völker und das Ideal der Freiheit.“) enthält einen etwa 19 Seiten umfassenden Paragraphen („Die Anarchie der Deutschen Tendenzen“), in dem eine kurze Geschichte der deutschen Literatur vom späten Mittelalter bis zum 17. Jahrhundert dargeboten wird (S. 668–686).[49]

Wie schon August Wilhelm Schlegel in einer Ende 1803 als Privatgelehrter in seinem Haus in Berlin gehaltenen Vorlesung unterscheidet Rosenkranz in seiner Skizze der Literatur des 17. Jahrhunderts (auf S. 672–686) verschiedene Richtungen, die er aber präziser benennt und umschreibt. Zuerst geht er auf die Sprachgesellschaften, die „erste Schlesische Schule“ (Weckherlin, Opitz, Logau, Gryphius u. a.), die „zweite Schlesische Schule“ (Hofmannswaldau, Lohenstein, Ziegler), die „Nürnberger Schule der Pegnitzschäfer“ (Harsdörffer, Klaj, Birken) und die katholische Dichtung (Balde, Spee, Angelus Silesius) ein (S. 672–679). Rosenkranz übt noch schärfere Kritik an dem höfischen Schwulst der Schlesier und der sentimentalen Spielerei der Nürnberger

zur lehrreichen Unterhaltung armer Fräulein von Ludwig Achim von Arnim. In: *Heidelbergische Jahrbücher der Literatur*. Abt. 5, Jg. 8 (1810), Bd. II, Heft 16, S. 374–383 [Universitätsbibliothek Heidelberg; ZST 1307 A : 3.1810,2].

48 Es wird zitiert nach dem Exemplar der SBB [304767]. Johann Karl Friedrich Rosenkranz (1805–1879) studierte Theologie und Philosophie in Berlin, Halle und Heidelberg. 1831 wurde er außerordentlicher Professor in Halle an der Saale. Von 1833 bis 1874 war er ordentlicher Professor auf Kants Lehrstuhl an der (protestantischen) Albertus-Universität in Königsberg. Zwischen 1845 und 1863 war er dort viermal Prorektor. Zu seinem Leben und Werk u. a. Klaus-Gunther Wesseling: Rosenkranz, Johann Karl (Carl) Friedrich. In: *BBKL*. Bd. VIII. Herzberg 1994, Sp. 673–680.

49 Darin kommt der Begriff „Barock“ nicht vor. Diese Bezeichnung für die Kunst des 17. Jahrhunderts gab es damals noch nicht. Die Definition des ‚barocken‘ Stils wurde erst gegen Ende des 19. Jahrhunderts entwickelt, und zwar grundlegend von Heinrich Wölfflin in seinem Buch *Renaissance und Barock. Eine Untersuchung über Wesen und Entstehung des Barockstils in Italien*. München 1888.

als der frühromantische Literaturtheoretiker Schlegel.[50] Er schreibt: „Wenn man erwägt, daß das Leben aller dieser Männer von Weckhrlin und Opitz ab in die furchtbare Zeit des dreißigjährigen Kriegs fiel, so kann man darüber erstaunen, daß sie sich der Idylle in solchem Grade hingaben, […].“ (S. 678)[51] Er erkennt in dieser „Polyarchie der Deutschen Tendenzen“ ein vergebliches Streben nach angemessenem Stil und sinnvollem Inhalt (S. 679). Die Bemühungen von Sprachpuristen wie Buchner („A. Bucher“), Schirmer, Schwieger und Zesen werden ebenfalls als erfolglose Reformversuche beurteilt (S. 680). Als Beispiel für die „Anarchie der Deutschen Tendenzen“ nennt Rosenkranz den von Philipp von Zesen in die deutsche Literatur eingeführten „politisch galanten oder sogenannten *historischen Heldenroman*“ (S. 680).[52] Zesen habe „in der Form der Sprache das reine Deutschthum durchsetzen“ wollen, sich aber „im Inhalt wieder gänzlich Französischen Mustern“ hingegeben (S. 680). Auch seine Nachahmer in dieser Gattung (Buchholtz, Anton Ulrich, Happel u. a.) sowie Olearius (*Persische Reis*e) werden wegen des historisch und geographisch bunten Erzählkosmos ihrer Werke erwähnt (S. 680–681). Anschließend folgt ein umfangreicher Passus über Grimmelshausen (S. 681–683). Daraus sei hier der Anfangsteil zitiert:

> Noch weiter ging Greifenson, eigentlich Christoph von *Grimmelshausen* aus Mainz, der als Stadtschultheiß zu Renchen im Badenschen bis 1676 lebte und gewöhnlich seinen Namen anagrammatisch verbarg. Er schrieb Romane auch im herkömmlichen Styl, wie den keuschen Joseph, Dietwalds und Amelindens Lieb= und Leidsbeschreibung, Proximi und Limpidi Liebesgeschichte; eine Menge Satiren und satirisch anekdotischer Erzählungen, wie des *Deutschen Michels verstümmeltes Sprachgemeng*, den satirischen Pilgram, die verkehrte Welt, kurzweilige Reisebeschreibung nach der obern neuern Mondswelt, den stolzen Melcher, satirische Traumgeschichten von Dir und Mir, den ersten Bärenhäuter, einen Novellencyklus: das Rathstübel Plutonis u. dergl.; besonders aber that er sich durch Nachahmungen des Spanischen Romans al gusto picaresco hervor in seinem abenteuerlichen Simplicissimus; seltsamen Springinsfeld; Trutz Simplex oder Lebensbeschreibung der Erzbetrügerin und Landstürzerin Courage; in seinem wunderbaren Vogelnest und dessen Fortsetzung. Von diesen Romanen ist durch die große Zufälligkeit, welche bis auf Gervinus

---

50 Dazu Jakob Koeman: Die Grimmelshausen-Rezeption in einer Vorlesung von August Wilhelm Schlegel (1803). In: *Simpliciana* XXXII (2010), S. 285–299, hier S. 292–299.

51 Im Text steht „Weckhrlin“ (auch auf S. 673).

52 Alle in Zitaten aus Rosenkranz’ Buch kursiv wiedergegebenen Stellen sind im Originaltext durch Sperrdruck hervorgehoben.

> in unsern Deutschen Literaturgeschichten herrschte, der *Simplicissimus*, den er unter dem Namen German Schleifheim von Sulzfort 1669 herausgab, zu einer besondern Berühmtheit gelangt und nach der hartnäckigen Manier unserer Compendien der Inhalt dieses Romans, übrigens sehr einseitig, ebenso oft wiederholt, wie etwa die ekelhafte Geschichte des armen Heinrichs, die Geschichte Parcivals, der Titel der Fischartschen Geschichtklitterung und Lohensteins Gemälde der Blutschande Agrippina's mit Nero. Was aber das vorzüglich Anziehende im Simplicissimus ausmacht, die treue und lebendige Schilderung der verworrenen Detailzustände Deutschlands während der Greuel des dreißigjährigen Kriegs, reicht nicht aus, ihn so hoch zu stellen, als häufig noch jetzt geschieht, noch weniger, ihn den andern Schriften Grimmelshausens in so übertriebener Weise vorzuziehen und die Verdienste derselben gegen ihn in Schatten zu stellen. (S. 681–682)[53]

Für diese bibliographischen Angaben hat Rosenkranz wohl nicht eine der drei barocken ‚Gesamtausgaben' von Grimmelshausens Werken zur Hand genommen. Der dritte Teil dieser Ausgaben enthält nämlich fünf unechte Schriften, darunter als 8. Buch *Satyrische Gesicht und Traum-Geschicht/ Von Dir und Mir* und als 9. Buch *Kurtze und kurtzweilige Reise-Beschreibung nach der obern neuen Monds-Welt*. In seiner Übersicht fehlt das 7. Buch im dritten Band, also die erste Mondschrift *Der fliegende Wanders-Mann nach dem Mond*.[54] Den Titel dieser Schrift vermisst man auch in der Übersicht von Grimmelshausens Werken im 2. Band von Jördens' *Lexikon deutscher Dichter und Prosaisten*.[55] Das ist ein Indiz dafür, dass Rosenkranz die von Jördens in seinem Artikel *Samuel Greifenson von Hirschfeld* erwähnten Titel kritiklos abgeschrieben hat.[56] Die Tatsache, dass er den Passus über Grimmelshausen mit dem bei Jördens (in Nachfolge der Lexikographen Johann Chri-

---

53 Die Wortverbindung „al gusto picaresco" ist in Antiqua gedruckt.

54 Die Titel sind zitiert nach dem Wortlaut der Titelblätter im dritten Band der (von Jördens benutzten) Edition von 1713: „Der fliegende | Wanders=Mann | nach dem Mond / | [...]", S. [515]–560; „Satyrische | Gesicht | und | Traum=Geschicht/ | von | Dir und Mir.", S. [561]–599; „Kurtze und kurtzweilige | Reise=Beschreibung | nach der obern neuen Monds=Welt.", S. 599–624 [SUB; 8 FAB VI, 1740:3 RARA].

55 Jördens erwähnt (ohne Kommentar) nur vier unechte Titel aus dem 3. Teil der Ausgabe C^3: „16. Satyrische Gesicht und Traumgeschichte von dir und mir S. 561 — 599. 17. Kurtze und kurtzweilige Reisebeschreibung nach der oberen neuen Mondswelt. S. 599 — 624. [...] 20. Simplicii Ursachen, warum er nicht Catholisch werden könne. 1669. S. 669 — 684. [...] 22. Manifesta wider diejenigen, welche aus sonderbarer Mißgunst die rothe und güldene Bärte verschimpffen und verfolgen. 1699. S. 711 — 720." (*Jördens*, S. 429).

56 *Jördens*, S. 426–432.

stoph Adelung, Friedrich von Blankenburg und Erduin Julius Koch im späten 18. Jahrhundert) vorkommenden Autornamen „Greifenson“ beginnt,[57] erhärtet diese These, zumal in den Texten von Jördens und Rosenkranz das h in der letzten Silbe des Namens fehlt (siehe oben). Den wichtigen Essay von Theodor Echtermeyer aus dem Jahre 1838 hat der Königsberger Gelehrte nicht gelesen, denn darin hätte er den richtigen Geburtsort Grimmelshausens finden können.[58] Dass Rosenkranz den Ortsnamen „Mainz“ statt Gelnhausen erwähnt, ist ein unbegreiflicher Fehler.[59]

Auch in Bezug auf „des *Deutschen Michels verstümmeltes Sprachgemeng*“ macht er sich es bequem. Er rechnet die Sprachschrift einfach zu den Satiren bzw. den satirisch-anekdotischen Erzählungen. Der ganze Abschnitt über Grimmelshausen bleibt weit unter dem Niveau, das die germanistische Forschung um die Mitte des 19. Jahrhunderts erreicht hatte. Das gilt insbesondere für Rosenkranz’ Beurteilung des *Simplicissimus*, in dem es an „einer in sich zusammenhängenden Progression der Zustände“ fehle (S. 683).

---

57 Vgl. *Fortsetzung und Ergänzungen zu Christian Gottlieb Jöchers allgemeinem Gelehrten-Lexico* [...]. Hrsg. von Johann Christoph Adelung. Bd. 2. C bis I. Leipzig 1787, Artikel „Greifenson, (Samuel)“, Sp. 1603 [SUB; 4 H L BI I, 829:ERG,2]; *Friedrichs von Blankenburg litterarische Zusätze zu Johann George Sulzers allgemeiner Theorie der schönen Künste, in einzelnen, nach alphabetischer Ordnung der Kunstwörter auf einander folgenden, Artikeln abgehandelt*. Bd. 3. S – Z. Leipzig 1798, Artikel „Simplicius Simplicissimus oder Samuel Greifensohn von Hirschfeld“, S. 76[b]–77[a] [SUB; 8 AESTH 3617:3]; Erduin Julius Koch: *Compendium der Deutschen Literatur-Geschichte von den ältesten Zeiten bis auf Lessings Tod*. Bd. 2. Berlin 1798, Abschnitt „Samuel Greifenson von Hirschfeld“, S. 255–260 (siehe Anm. 34).

58 Die betreffende Stelle in den *Hallische*[n] *Jahrbücher*[n] *für deutsche Wissenschaft und Kunst*. Jg. 1, Nr. 52 vom 1. März 1838, lautet: „*Hans Jacob Christoffel von Grimmelshausen (Gelnhusanus)*, *p*. zu *Cernheim*.“ (Sp. 415). Echtermeyer zitiert hier aus der Widmung an „Herrn Krafften von Crailsheim“ in *Ratio Status* (siehe *RS* 6,19–20). Dabei macht er einen kleinen Fehler („Cernheim“ statt „Cernhein“) (siehe Anm. 24). Die in diesem Zitat kursiv wiedergegebenen Wörter sind auch im Originaltext durch Kursivdruck hervorgehoben.

59 Richtige Angaben über Grimmelshausens Herkunftsort finden sich auch im 2. Band von Jördens’ Lexikon, und zwar in den Titelangaben Nrn. 12 und 13. Die betreffenden Stellen lauten: „12. Dietwalts und Amelinden Lieb- und Leids-Beschreibung von H. J. Christoffel von Grimmelshausen, Gelnhusano. 1699. […].“; „13. Des Durchleuchtigsten Prinzen Proximi und seiner ohnvergleichlichen Limpidä Liebesgeschichterzählung von H. J. Christoffel von Grimmelshausen, Gelnhusano. 1699. […].“ (*Jördens*, S. 429)

Heinrich Kurz: Einleitung zur Textausgabe *Der Deutsche Michel* (1864)

Gehaltreich und interessant sind die Einleitung und Anmerkungen zur Textausgabe *Der Deutsche Michel* im vierten Teil (Leipzig 1864) von Heinrich Kurz' Edition *Hans Jacob Christoffels von Grimmelshausen Simplicianische Schriften*.[60] *Der Deutsche Michel* ist das VII. und letzte Buch in diesem Band.[61] Zur Zeit des Erscheinens dieser Grimmelshausen-Ausgabe war der 1805 in Paris geborene, 1832 in München als Oppositioneller verurteilte und 1834 in die Schweiz emigrierte Literaturhistoriker, Sinologe und Übersetzer als Deutschlehrer in Aarau angestellt.[62] Im Folgenden werden die wichtigsten Aspekte der Einleitung erörtert.[63]

Schon Heinrich Kurz ging davon aus, dass Grimmelshausens Sprachschrift nur einmal als Einzelausgabe erschienen ist. Ihm waren zwei Exemplare bekannt: eines in der damaligen Königlichen Biblio-

60 *Hans Jacob Christoffels von Grimmelshausen Simplicianische Schriften*. *Herausgegeben und mit Erläuterungen versehen von Heinrich Kurz*. 4 Tle. (Bde.). Leipzig, Verlagsbuchhandlung von J. J. Weber. *Erster Theil*. 1863; *Zweiter Theil*. 1863; *Dritter Theil*. 1864; *Vierter Theil*. 1864 (Deutsche Bibliothek. Sammlung seltener Schriften der älteren deutschen National-Literatur. Hrsg. und mit Erläuterungen versehen von Heinrich Kurz. Grimmelshausen's Simplicianische Schriften. Bde. 3–6) [Privatbibliothek Jakob Koeman]. – Der 4. Teil dieser Edition wird im Folgenden mit der Sigle *Kurz/Simpl* angegeben.

61 *Kurz/Simpl*, *Der Deutsche Michel*, S. 347–414. Inhalt: Titelblatt, S. [347]; „Innhalt dieser pralerhafften Scartecken.", S. [349]–350; Textedition (13 Kapitel, mit Fußnoten), S. [351]–414 (Kolumnentitel ab S. 352–353: „Des simplicianisch-teutschen Michels | verstimmeltes Sprach-Gepräng.", Kolumnentitel auf S. 414: „Des simplicianisch-teutschen Michels"). Dazu „Lesarten, Anmerkungen und Wörterverzeichniss": I. Lesarten, 7. Michel, S. 419–420; II. Anmerkungen, VII. Der Teutsche Michel, S. 456–466; Wörterverzeichniß, S. [467]–550. Dieses Register (ohne Fremdwörter) bezieht sich auf alle vier Teile der Grimmelshausen-Ausgabe.

62 Heinrich Kurz (1805–1873) studierte Theologie in Leipzig (ab 1824), orientalische Sprachen in München (bis 1827) und Chinesisch in Paris (1827–1830). Nach einer kurzen Periode in München, wo er die liberale oppositionelle Zeitschrift *Die Zeit* herausgab, was ihm eine Gefängnisstrafe von zwei Jahren eintrug, emigrierte er in die Schweiz, wo er zunächst als Lehrer für deutsche Sprache und Literatur an der Kantonsschule in St. Gallen (1834–39) und dann an der Kantonsschule in Aarau (1839–66) arbeitete. Von 1844 bis zu seinem Tod war er auch als Bibliothekar tätig. Zu seinem Leben und Werk u. a. Albert Schumann: Kurz, Heinrich. In: *ADB*. Bd. 17. Leipzig 1883, S. 421–424.

63 *Kurz/Simpl*, Einleitung: „VII. Der Deutsche Michel.", S. XXVII–XXXI.

thek zu Berlin und eines „im Besitz des Herrn Baron von Maltzahn daselbst“ (S. XXVII). Auf Grund des Chronogramms auf dem Titelblatt, das auch in allen ‚Gesamtausgaben‘ vorkommt, nahm er als Erscheinungsjahr 1673 an. Diese These wird erhärtet durch den Hinweis auf die Erwähnung von Christian Weises Roman *Die drey ärgsten Ertznarren in der Welt* im dritten und fünften Kapitel des *Teutschen Michel* (S. XXVII–XXVIII).[64] Da Weises Roman 1672 erschienen sei, könne der *Deutsche Michel* nicht vor diesem Jahr gedruckt worden sein. Der Widerspruch zwischen Grimmelshausens Bemerkung in Caput XII, er werde „sein Galgen=Mannlein nechstkunfftig in die Welt schicken“, und der Datierung dieses Schreibens des Simplicissimus an seinen Sohn vom 29. Juli 1673 berechtige nach Kurz’ Meinung noch nicht zu der Annahme, dass der „Michel“ im Jahr vorher erscheinen sei (S. XXVIII). Er gibt dafür folgende Argumentation:

> Denn wenn der Verfasser jene Stelle auch an dem angegebenen Tag geschrieben hat, so ist sie nicht nothwendig auch schon damals gedruckt worden, vielmehr ist es höchst wahrscheinlich, daß das „Galgenmännlein“ erst später im Druck vollendet wurde, also im Herbst oder Winter des Jahres 1673, und somit kann der „Michel“ ganz füglich auch in diesem Jahre erschienen sein, was ja auch durch das Chronogramm bestätigt wird. (S. XXVIII)

Auf die Frage nach dem Druckort von Grimmelshausens Sprachschrift geht der Editor nicht ein. In einer Fußnote zur angegebenen Jahreszahl 1673 erwähnt er aber eine These von Emil Weller:

> Worauf Weller seine Behauptung gründet (*Petzhold*, Anzeiger a. a. O. und Annalen II, 395), daß diese Ausgabe in Straßburg gedruckt sei, gibt er nicht an. (S. XXVII, Anm. 2)[65]

Der als Sozialist während der Revolution 1848/49 in Dresden aktive Publizist, Verleger und Bibliograph Emil Ottocar Weller hat tatsächlich in zwei Publikationen Straßburg als Druckort des *Teutschen Michel* ge-

64 Kurz verweist in Klammern auf die betreffenden Textstellen in seiner Edition: „(S. 362, 3 ff. und S. 377, 30 ff. unserer Ausgabe)“ (S. XXVIII). In der Erstausgabe finden sich diese Passagen in Caput III (*TM* 17,13–21) und Caput V (*TM* 32,14–20).

65 Der im Zitat kursiv wiedergegebene Name ist im Originaltext durch Sperrdruck hervorgehoben. Gemeint ist der namhafte Dresdner Bibliothekar und Bibliograph Julius Petzholdt (1812–1891). Zu seinem Leben und Werk u. a. Manfred Mühlner: *Julius Petzholdt. Wegbereiter für Bibliographie und Bibliothekswesen im 19. Jahrhundert*. Leipzig 1987 (Zentralblatt für Bibliothekswesen. Beiheft 95).

nannt.[66] In Sachen Erscheinungsdatum und -ort des *Teutschen Michel* brachten im 20. Jahrhundert zuerst Manfred Koschlig[67] und dann endgültig Hans-Rüdiger Fluck[68] Klarheit. Fluck konnte auf Grund eines Postskriptums zum Brief von Quirin Moscherosch an Sigmund von Birken vom Januar 1674 nachweisen, dass der *Teutsche Michel* „bey H. Felßeckern vor weynachten" 1673 erschienen ist. Rolf Tarot hat die Tatsache, dass Grimmelshausens Schrift vor dem Weihnachtsfest 1673 von Johann Jonathan Felßecker in Nürnberg verlegt worden ist, bestätigt. Wie schon Heinrich Kurz im Jahre 1864 nahm er an, dass es außer dieser Erstausgabe (E^1) keine weiteren Einzelausgaben gibt.[69]

Nach einer kurzen Beschreibung des Titelkupfers zum *Teutschen Michel* (S. XXVIII) macht Kurz auf einen Passus in Adelbert (von) Kellers Grimmelshausen-Edition (Bd. 2, S. 1051) aufmerksam. Dieser

66 Emil Weller: Die Simplicissimus-Litteratur. In: *Anzeiger für Bibliographie und Bibliothekwissenschaft. Jahrgang 1853.* Hrsg. von Julius Petzholdt. Halle 1854 [Zeitschriftenband], 8. Heft vom 31. August 1853, Nr. 794, S. 208–211, hier S. 209 [SUB; 8 HLL VI, 510 / digital. Ausgabe]; *Annalen der poetischen National-Literatur der Deutschen im XVI. und XVII. Jahrhundert. Nach den Quellen bearbeitet von Emil Weller.* 2 Bde. Freiburg im Breisgau 1862–64. Bd. 2, S. 395 [SUB; 8 HLL III, 4280:2] [Nachdruck: Hildesheim 1964].
Emil Ottocar Weller (1823–1886) studierte Medizin in Leipzig (1843–45), brach aber dieses Studium ab und lernte den Beruf eines Buchhändlers. Er war schon als Student politisch aktiv, wurde Mitglied des „Sozialistischen Klubs" in Leipzig und des 1847 in London gegründeten, 1852 aufgehobenen internationalen „Bundes der Kommunisten". In der eigenen *Commissions-Buchhandlung E. O. Weller* veröffentlichte er die Schrift *Der deutsche Michel auf breitester Grundlage. Almanach für Deutschlands 34 Einheiten. Herausgegeben vom Reichshanswurst* (Leipzig 1849). Zu seinem Leben und Werk u. a. Rolf Weber: Emil Ottokar Weller. In: *Männer der Revolution von 1848.* Bd. 1. Hrsg. vom Arbeitskreis Vorgeschichte und Geschichte der Revolution von 1848/49. Redaktion: Karl Obermann. Berlin (Ost) 1970; 2., durchgesehene Aufl. Berlin (Ost) 1988, S. 149–189.

67 Manfred Koschlig: *Grimmelshausen und seine Verleger. Untersuchungen über die Chronologie seiner Schriften und den Echtheitscharakter der frühen Ausgaben.* Leipzig 1939 (Palaestra 218) [auch Diss. Berlin 1939] [Nachdruck: New York, London 1967], Kap. XII, Abschnitt 4: Der Teutsche Michel, S. 290–294. Koschlig nahm noch an, dass die Schrift im Verlag von Georg Andreas Dollhopff in Straßburg erschienen und möglicherweise (in Dollhopffs Auftrag) in der Nähe von Straßburg, vielleicht in Molsheim, gedruckt worden sei.

68 Hans-Rüdiger Fluck: „Ergezligkeit in der Kunst". Zum literarischen Werk Quirin Moscheroschs (1623–1675). In: *Daphnis* 4 (1975), S. 13–42, hier S. 38–39; ders.: Quirin Moscherosch – Ein ‚Nachbar' Grimmelshausens. In: *Daphnis* 5, Heft 2–4 (1976): *Grimmelshausen und seine Zeit*, S. 549–566, hier S. 557–559.

69 *TM* VII–XIII (Einleitung), hier VII–VIII.

hatte in einer Anmerkung zum Text des *Teutschen Michel* die These aufgestellt, dass Grimmelshausen ein altes Lied als Vorlage benutzt haben könnte.[70] Kurz zitiert in modernisierter Form die einleitenden Bemerkungen, die Keller zum Liedtitel macht. Keller basierte die Annahme auf einem Hinweis von „K. Hofmann", der ihm „ein auf der k. hof- und staatsbibliothek in München befindliches exemplar" eines 1638 in Innsbruck nachgedruckten, 55 Strophen auf acht Blättern umfassenden Liedtextes beschrieben habe.[71] Kurz übernimmt wörtlich den von Keller notierten Titel des Liedes. Der Anfang lautet:

> Der Teutsche Michel. | Das ist | Ein newes Klaglid ond Allamodisch | A. B. C. | Wider alle | Sprach=Verder= | ber, Zeitung=Schreiber, Conci= | pisten onnd Cancellisten, welche die alte | Teutsche Mutter=Sprach, mit allerley frembden | Lateinischen, Welschen ond Französischen Wör= | tern so vilfeltig vermischen, verkehren ond zerstö | ren, daß sie ihr selber nit mehr gleich sihet, | ond kaum halber kan erkennet | ond verstanden werden. | […]. (S. XXIX)[72]

Das von Keller und Kurz erwähnte umfangreiche Lied (im Ton eines älteren Volkslieds) befindet sich heute in der Bayerischen Staatsbiblio-

70 In einer umfangreichen Fußnote zum ersten Kapitel (*Lob der Sprachkundigen*) schreibt Keller: „Bei abfaßung dieser schrift schwebte dem autor ohne zweifel ein altes Lied vor." – Zitiert nach: *Der Abenteuerliche SIMPLICISSIMUS und andere Schriften von Hans Jakob Christoph von Grimmelshausen.* Hrsg. von Adelbert Keller. Bde. 1–2. Stuttgart 1854 (Bibliothek des Litterarischen Vereins in Stuttgart XXXIII–XXXIV); *idem.* Hrsg. von Adelbert von Keller. Bde. 3–4. Stuttgart 1862 (Bibliothek des Litterarischen Vereins LXV–LXVI) [Bibliotheek Universiteit van Amsterdam; X 1033: 33–34, 65–66]. Bd. 2. *Abentheurlicher SIMPLICISSIMUS Teutsch. Das fünfte Buch*, S. 665–1045; *Desz Weltberuffenen SIMPLICISSIMI Pralerey und Gepräng in seinem Teutschen Michel,* […], S. 1047–1126; *Anmerkungen des Herausgebers*, S. 1127–1180; *Berichtigungen und Zusätze*, S. 1181; *Register*, S. 1182–1206; *Inhaltsübersicht*, S. 1207–1208, hier S. 1051. – Der 2. Band dieser Edition wird im Folgenden mit der Sigle *Keller/Simpl* angegeben.

71 *Keller/Simpl*, S. 1051. Vgl. *Kurz/Simpl*, S. XXVIII–XXIX. Kurz schreibt irrtümlicherweise „K. Hoffmann". Gemeint ist der Mediävist und Komparatist Konrad Hofmann (1819–1890), seit 1853 Professor für altdeutsche Sprache und seit 1869 offiziell auch für altromanische Sprache an der Hochschule in München. Von Anfang an gab er dort Vorlesungen über Altdeutsch und Altfranzösisch. Zu seinem Leben und Werk u. a. Wolfgang Golther: Hofmann, Konrad. In *ADB*. Bd. 50. Leipzig 1905, S. 436–438.

72 Das Komma hinter „Mutter=Sprach" ist im Zitat beibehalten. Man beachte die in Kellers und Kurz' Textwiedergaben vorkommende Schreibweise „ond" bzw. „onnd". Vgl. den vollständigen Liedtitel mit Angabe der Signatur P. O. germ. 8 $^{314}/_{17}$ in *Keller/Simpl*, S. 1051.

thek München,[73] wo noch ein zweites, ohne Ortsangabe 1642 erschienenes, auf einem Blatt gedrucktes Lied mit demselben Thema und teilweise mit demselben Titel, aber im Ton eines anderen Volkslieds, vorhanden ist.[74] Auf den möglichen Zusammenhang zwischen dem Lied *Der Teutsche Michel* (1638) und Grimmelshausens Schrift geht Kurz nicht ein.

Was die Nachdrucke des *Teutschen Michel* in den Sammelausgaben des Felßecker-Verlags betrifft, urteilt der Herausgeber: „Die Gesammtausgaben geben den Text meist richtig, doch finden sich auch mehrere Auslassungen, die den Sinn gänzlich verunstalten.“ (S. XXIX) Ungewiss bleibt, welche Textlücken gemeint sind.

Es folgt eine etwa zwei Seiten lange, sehr positive Beurteilung des *Teutschen Michel*, die im Kern Einsichten enthält, die im Lauf des 20. Jahrhunderts weiter vertieft und nuanciert wurden. Einige Aspekte seien herausgehoben. Nach Kurz’ Meinung habe Grimmelshausen sich zum Zweck gesetzt, „die barbarische Sprachmengerei, welche damals allgemein war und die deutsche Sprache nicht bloß verunstaltete, sondern dem vollständigsten Verderbniß entgegenführte, […] in ihrer ganzen Erbärmlichkeit“ darzustellen (S. XXIX). Er sei zwar nicht der Einzige gewesen, der über „diese Herabwürdigung der Muttersprache“, die „auch zur Schwächung des Nationalbewußtseins führte“, geklagt habe (S. XXIX), aber „keiner hat es mit soviel Umsicht und so eindringlich besprochen als Grimmelshausen.“ (S. XXX) Er habe sich in gleichem Maße gegen „das Eindringen fremder Wörter“ und gegen „einen abgeschmackten Purismus“ gerichtet. Namentlich habe er „die ganze Fülle seines Witzes über Philipp von Zesen“ gegossen (S. XXX).

---

73 *Der Teutsche Michel Das ist/ Ein newes Klaglid/ und Allamodisch A. B. C. Wider alle Sprach-Verderber/ Zeitungschreiber/ Concipisten unnd Cancellisten/ welche die alte Teutsche Mutter-Sprach/ mit allerley frembden/ Lateinischen/ Welschen und Frantzösischen Wörtern/ so vilfeltig vermischen/ verkehren und zerstören/ daß sie ihr selber nit mehr gleich sihet/ und kaum halber kan erkennet und verstanden werden. Jm Thon: Das alt verachten/ nach newe[m] trachten/ eim teutschen Biderman steht nit wol an*. Ynßprugg, Johann Gäch, 1638. [8] Bl. [BSB; Res/P.o.germ. 314]. – Der Titel ist zitiert nach der Angabe im Bibliothekskatalog.

74 Titelblatt: „Ein schoͤn new Lied | genannt Der | Teutsche Michel/ &c. | Wider alle Sprachverderber/ Cortisanen/ Concipisten und Concellisten/ welche die alte | teuͤtsche Muttersprach mit allerley frembden/ Lateinischen/ Welschen/ Spannischen und Frantzösischen | Wörtern so vielfaͤltig vermischen/ verkehren und zerstehren/ daß Sie jhr selber nicht mehr gleich sihet/ | und kaum halber kan erkant werden. | Jm Thon: Wo kombt es haͤre/ daß zeitlich Ehre/ &c.“. o. O.,1642. 1 Blatt (37,0 x 30,5 cm), 1 Kupfer (13,5 x 9,5 cm) [BSB; Einbl. II,18 t / digital. Ausgabe].

Es war Heinrich Kurz bekannt, dass Grimmelshausen schon im ersten Kapitel des 2. Teils des *Satyrischen Pilgram* (Leipzig 1667) über den Zustand der deutschen Sprache geschrieben hatte.[75] Weil der *Satyrische Pilgram* in seiner eigenen Edition fehlt, zitiert er einen in dieser Hinsicht wichtigen Passus aus dem betreffenden Kapitel nach „S. 61 der Gesammtausgabe K“.[76] Es betrifft die Stelle im „Gegensatz“, wo Grimmelshausen zwei Gruppen von Sprachverderbern unterscheidet:

> „So gibts auch etliche, und zwar nicht wenig, die sich als Sprachhelden unterstehen, gantz *Nagelneue Woͤrter auf die Bahn zu bringen*, deren sie sich nicht allein in ihren Schrifften gebrauchen, sondern auch in ihrem taͤglichen Reden vernehmen lassen. Und ob sie zwar deßwegen offt so kahl damit bestehen, daß sie auch die Waldbauern verlachen und corrigiren, so vermeinen sie jedoch, das Vatterland sey ihnen um ihrer naͤrrischen Witz halber hoch verbunden. Andere wollen eine neue Grammatica und Orthographiam der Teutschen Sprach vorschreiben, die so Phantastisch beschaffen, daß die Schuͤlerknaben, wann sie darmit auffgezogen kaͤmen, bey den Schulmeistern uͤbel anlauffen wuͤrden; und dennoch schaͤmen sie sich nicht, sich solcher Thorheit halber zu ruͤhmen.“ (S. XXX–XXXI)[77]

---

75 Auffällig ist die Jahreszahl 1666, die Kurz als Erscheinungsdatum des *Satyrischen Pilgram* erwähnt (S. XXX). Erst im 20. Jahrhundert wurde ja auf Grund der Forschungen von Manfred Koschlig deutlich, dass neben der Ausgabe E^{1} (2 Tle. Leipzig 1667) auch eine auf 1667 vorausdatierte, im Herbst 1666 erschienene Ausgabe EE^{1} existierte. Siehe in diesem Zusammenhang: *Grimmelshausen. Satyrischer Pilgram*. Hrsg. von Wolfgang Bender. Tübingen 1970 (Gesammelte Werke in Einzelausgaben), Einleitung, S. VII–XXXII, insbes. S. X–XVII. – Diese Edition wird im Folgenden mit Sigle *SP* und Seitenangabe zitiert.

76 Mit der Chiffre K ist (in Nachfolge von Kellers Bezeichnung) die dritte Sammelausgabe (Nürnberg 1713) gemeint. Siehe „eine chronologie der mir bekannten schriften Grimmelshausens, so wie der wichtigeren fortsetzungen, nachahmungen und bearbeitungen“ in *Keller/Simpl*, S. 1132–1177, hier S. 1133 („K 1713.“) und S. 1172 [Erwähnungen der Ausgabe von 1713 bei Koch, Jördens und Bülow].

77 Die im vollständigen Zitat kursiv wiedergegebenen Wörter sind im Originaltext durch Sperrdruck hervorgehoben. Die Wörter „corrigiren“, „Grammatica“ und „Orthographiam“ sind im Originaltext in Antiqua gedruckt. Vgl. das Zitat von Heinrich Kurz mit dem betreffenden Passus in *Des Aus dem Grabe der Vergessenheit wieder erstandenen SIMPLICISSIMI,* [...] *Staats-Kram/ statt des auf seinen jüngsthin hervor gegebenen Lebens-Wandel/ nunmehr ordentlich folgenden Dritten und letzten Theils.* [...] *Nürnberg, Druckts und verlegts Adam Jonathan Felßecker, im Jahr CHristi 1713*. [Teil 3 der Ausgabe C^{3}], „Des Simplicissimi | Satyrischer | Pilgram | Anderer Theil/ | [...]“, S. [57]–116, hier S. 61 [SUB; 8 FAB VI, 1740:3 RARA] und mit dem Text in der Erstausgabe des zweiten Teils des *Satyrischen Pilgram* in *SP* 93,6–19.

Am Schluss der Einleitung zum Text *Der Deutsche Michel* fasst der Schweizer Gymnasiallehrer sein Lob in zwei Absätzen zusammen:

> Die kleine Schrift ist vortrefflich sowohl nach ihrem Inhalt als nach ihrer Darstellung, die sich im heitersten Humor bewegt, und doch zugleich den Gegenstand scharf und klar beleuchtet; auch erhält sie durch die eingestreuten Anekdoten und Geschichtchen Anschaulichkeit und Leben. Und so erscheint der „Teutsche Michel" leider noch in unsern Tagen zeitgemäß, wo sich die beiden von Grimmelshausen verspotteten Abirrungen noch so sehr breit machen.
> Wie in allen seinen Schriften entfaltet der Verfasser auch in dieser eine ausgebreitete Gelehrsamkeit, freilich sind seine Etymologien meist ohne Werth, wie es übrigens von seiner Zeit nicht anders zu erwarten ist. (S. XXXI)

Wie aus diesem Passus hervorgeht, gab es auch um 1864, als der vierte Band der Grimmelshausen-Edition des deutsch-schweizerischen Demokraten Heinrich Kurz erschien, erhebliche Unterschiede zwischen den einzelnen deutschen Staaten in Bezug auf die Orthographie des Deutschen. Neben etymologischen und grammatischen Prinzipien spielten soziale, föderalistische und demographische Faktoren dabei eine Rolle.[78] Nach der kleindeutschen Reichsgründung (1871) hielt der Ruf nach Bildungs- und Sprachreformen, vor allem nach besserem Unterricht für breite Bevölkerungsschichten und folglich nach einer allgemein gültigen Rechtschreibung und einer gesetzlich festgelegten Schulpflicht unvermindert an. Dank der schulpolitischen Führungsrolle Preußens konnte endlich der preußische Gymnasiallehrer, Philologe und Lexikograph Konrad Duden mit seinem Werk *Vollständiges Orthographisches Wörterbuch der deutschen Sprache nach den neuen preußischen und bayerischen Regeln* (Leipzig 1880) die Grundlage für eine Einheitsorthographie des Deutschen schaffen.[79] Vor dem Hintergrund

78 *Deutsche Orthographie*. Hrsg. von Dieter Nerius. 4., neu bearb. Aufl. Hildesheim, Zürich, New York 2007 (Lizenzausg. Wissenschaftliche Buchgesellschaft Darmstadt), Kap. III.7.3: Die Herausbildung einer einheitlichen deutschen Orthographie im 19. Jahrhundert, S. 331–350.

79 Dieser „Urduden" (XX, 187 S.) [SUB; H-2 5/15] basiert auf mehreren Vorstudien, darunter Konrad Duden: *Die deutsche Rechtschreibung. Abhandlung, Regeln und Wörterverzeichniß mit etymologischen Angaben. Für die oberen Klassen höherer Lehranstalten und zur Selbstbelehrung für Gebildete*. Leipzig 1872 („Schleizer Duden"). Erst nach der für alle deutschsprachigen Länder verbindlichen Rechtschreibreform von 1901 konnte in der 7. Auflage des *Duden* die neue Einheitsorthographie durchgeführt werden: Konrad Duden: *Orthographisches Wörterbuch der deutschen Sprache nach den für Deutschland, Österreich und die Schweiz gültigen amtlichen Regeln* (Leipzig [u. a.] 1902). Einschlägige Forschungsliteratur

dieser langen und mühsamen Entwicklung, die auf Martin Luthers Plädoyer für die Einrichtung allgemeiner christlicher Schulen und die Verbreitung der *Bibel* zurückgeht,[80] ist Kurz’ Bemerkung, dass der *Teutsche Michel* „leider noch in unsern Tagen zeitgemäß“ erscheine, durchaus verständlich.

Fazit: „in unsern Tagen zeitgemäß“

Die oben erörterten Beispiele der kreativ-literarischen und sprachhistorisch-wissenschaftlichen Rezeption des *Teutschen Michel* von der „Franzosenzeit“ bis zur Reichsgründung zeigen, dass Grimmelshausens Traktat über den Zustand der deutschen Sprache in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts auch für Schriftsteller und Philologen des 19. Jahrhunderts von aktueller Bedeutung war. Wie am Beispiel der Rezeptionszeugnisse von Eichendorff, Arnim, Echtermeyer, Passow, Rosen-

(Auswahl): *Studien zur Geschichte der deutschen Orthographie*. Hrsg. von Dieter Nerius und Jürgen Scharnhorst. Hildesheim, Zürich, New York 1992 (Germanistische Linguistik. Heft 108–109/1991); *Die Orthographischen Konferenzen von 1876 und 1901*. Hrsg. von Dieter Nerius. Hildesheim, Zürich, New York 2002 (Documenta orthographica. Abt. B: 19. und 20. Jahrhundert, 5), *Konrad Dudens orthographische Schriften*. Hrsg. von Dieter Nerius. Hildesheim [u. a.] 2005 (*idem*. Abt. B, 4) [enthält eine Einleitung über Dudens Stellung in der deutschen Orthographiegeschichte, 11 Dokumente zur deutschen Rechtschreibung von 1872 bis 1908 und ein Literaturverzeichnis]; *Auseinandersetzungen um die deutsche Orthographie im 19. Jahrhundert*. Hrsg. von Kerstin Güthert unter Mitwirkung von Dieter Nerius. 2 Bde. Hildesheim [u. a.] 2011 (*idem*. Abt. B, 1–2).
Zur Lebensleistung von Konrad Alexander Friedrich Duden (1829–1911) u. a. Wolfgang Ullrich Wurzel: *Konrad Duden. Leben und Werk*. Mannheim, Leipzig, Wien, Zürich 1998.

80 Zu denken ist an die Flugschriften: *An die Ratherren aller Stette Teutsches lands/ das sie Christliche Schulen auffrichten vnd halten sollen / Martinus Luther wittenberg*. [Nürnberg] 1524. [13] Bl., 4° [HAB; 164.3 Theol. (9)]; *An die Radherrn aller stedte deutsches lands: das sie Christliche schulen auffrichten vnd hallten sollen. / Martinus Luther*. Wittemberg 1524. [19] Bl., 4° [HAB; Li 5530 Slg. Hardt (55, 1074), 12 weitere Exemplare]; *An die Radherrn aller stedte deütsches lands: das sy Christliche schulen auffrichten und halten sollen / Martinus Luther*. [16] Bl., 4° [Straßburg 1524] [HAB; QuN 135.1 (14)]; *An die Radtherren aller Stette teutsches lands Das sy Christliche schulen auffrichten vnd hallten sollen. Martinus Luther. Wittenberg M. D. Xxiiij*. [16] Bl., 4° [Augsburg] 1524 [HAB; Li 5530 Slg. Hardt (55, 1073), 522.8 Theol. (8)].

kranz, Weller, Keller und Kurz aufgezeigt werden konnte, boten die nuancierten Ansichten des *Simplicissimus*-Autors sinnvolle Anknüpfungspunkte bei Diskussionen über eine einheitliche und möglichst eindeutige Rechtschreibung der deutschen Sprache. Unter der Herrschaft Napoleons, im Vormärz, in den Jahren um die Revolution 1848/49 und in der Bismarck-Ära besann man sich aus unterschiedlichen wissenschaftlichen, kulturellen, ethischen und sozialpolitischen Gründen auf den Inhalt der simplicianischen Schrift. Romantiker und Realisten, Gläubige und Freidenker, Liberalen und Sozialisten, Gymnasiallehrer und Professoren haben sich im bewegten Jahrhundert von Kerzenlicht und Elektrodynamik, Postkutschen und Eisenbahnen, Gehöften und Großstädten, Salongesprächen und Telefonverbindungen, Hütten und Palästen, Königreichen und Republiken auf ihre eigene Weise mit dem *Teutschen Michel* beschäftigt. Nur Frauen nicht. So progressiv sich die Grimmelshausen-Forschung im Lauf des beginnenden demokratischen und industriellen Zeitalters auch entwickelte, sie blieb dennoch eine Männersache. Die einzige Frau im 19 Jahrhundert, die nachweislich eine *Simplicissimus*-Ausgabe in der Hand gehabt hat, war Sophie Mereau (geb. Schubart). Noch vor der Scheidung von ihrem ersten Mann lernte sie Clemens Brentano kennen, mit dem sie vom 29. November 1803 bis zu ihrem Tod im Kindbett am 30. Oktober 1806 verheiratet war. Im Dezember 1803 schickte Brentanos Frau einen Brief an Amalie Voigt, die Gattin von Christian Gottlob von Voigt. Diesem Schreiben hat sie das *Simplicissimus*-Exemplar beigefügt, das ihr Mann im Juni 1803 in Weimar von Ludwig Tieck geliehen hatte.[81] Es ist durchaus möglich, dass Sophie Mereau, die als emanzipierte Schriftstellerin regen Anteil an den literarischen Aktivitäten der romantischen Bewegung nahm, diesen bekannten Roman (und einige weitere simplicianische Werke) eingesehen, vielleicht sogar bestimmte Kapitel daraus gelesen hat. Auf jeden Fall hat sie wie andere ‚romantische' Frauen (Caroline Schelling, Dorothea Schlegel, Rahel Varnhagen von

81 Das geht aus den ersten Zeilen des Mitte bis Ende Dezember 1803 von Brentano verfassten, an Voigt gerichteten Brief hervor: „Sophie hat gestern ihrer Frau geschrieben, und ihren Brief dem Simplizius beigesellt, von dem man nun mit Recht sagen mag, waß sein Titel schon sagt, daß er ein Vagant sei, Ich habe nicht gewust, daß er unter meinen Büchern sei, zu welchen Johanne ihn in Weimar gepakt, und die ich jezt erst hier eröfnete, meine Frau hat ihn wieder durch eine treue Darstellung von Tieks Verzweiflung an der Rükkehr dieser verknaupelten Rarität erweckt, […].“ – Zitiert nach dem handschriftlichen Original [ThHStAW; Familiennachlass Voigt Nr. 170, Bl. 1^{r}] (siehe Anm. 13).

Ense, Karoline von Günderrode, Bettina von Arnim) einen beachtlichen Beitrag zur Wissensvermittlung im frühen 19. Jahrhundert geliefert.

NICOLAS DETERING (Freiburg)

„Ein unruhiges jmmerwehrendes Ellend“. Zur ‚Europa‘-Semantik im *Simplicissimus Teutsch*

„Es scheinet über die Teutschen durch ein sonderbares Geschikke verha[n]gen zu seyn“, so stellt Sigmund von Birken 1645 in seiner *Fortsetzung der Pegnitz-Schäferey* fest, „daß sie zwar iederzeit in Künsten und Wissenschaften alle Völker weit hinter sich gelassen/ in Ausübung aber eigner Muttersprache eine Zeitlang andern williglich den Vorzug eingeräumet“.[1] Das deutsche Sprach- und Nationalbewusstsein, so ein Gemeinplatz barocker Poetik und Sprachtheorie, der bis weit in das 20. Jahrhundert nachwirkt,[2] sei im Vergleich zu seinen Nachbarländern ‚verspätet‘, habe einen erklärungsbedürftigen Sonderweg eingeschlagen, den es nun mit Blick auf den fortgeschrittenen europäischen Standard – vor allem in Italien, den Niederlanden und Frankreich – zu korrigieren gelte. Ansätze dazu, schreibt Birken weiter, seien seit Opitz bereits reichlich vorhanden:

> […] [m]assen sich dann nächstverflossener Jahren viel ädle Teutsche Gemüter daran gerichtet/ und ihrer Sinnen Kunstvermögen nicht allein in nutzlichen Schrifften/ Teutscher Sprache Aufnehmen betreffende/ sondern auch in anmutigen Feldabhandlungen der Welt kund gemachet/ womit sie zugleich bezeuget/ daß Teutschland unter einem ja so milden Himmel lige/ als Frankreich/ Spanien/ Welschland/ und andere; und mangle es zwar bey etlichen Teutschen an

1 Floridan [i. e. Sigmund von Birken]: Vorbericht. In: *Fortsetzung Der Pegnitz-Schäferey/ behandlend/ unter vielen andern rein-neuen freymuhtigen Lust-Gedichten und Reimarten/ derer von Anfang des Teutschen Krieges verstorbenen Tugend-berümtesten Helden Lob-Gedächtnisse abgefasset und besungen durch Floridan/ den Pegnitz-Schäfer*. […] Nürnberg 1645, Bl. 3^{v}–5^{r}, hier Bl. 3^{v}.

2 Es wäre wohl lohnend, den Konjunkturen, Aktualisierungen und jeweiligen Implikationen der ‚Verspätungsthese‘ von Opitz über Gottsched, von Ludwig Tiecks programmatischer *Vorrede zur neuen Ausgabe der Insel Felsenburg* bis hin zu Heinz Schlaffers provokantem Buch *Die kurze Geschichte der deutschen Literatur* (2002) einmal nachzugehen.

> dem Willen/ nicht aber am Verstand/ ihre Muttersprach weltberühmt zu machen.[3]

Birken greift hier auf die klimatheoretische Entstehungslehre nationalcharakterlicher Ungleichheit zurück und erklärt die zahlreichen deutschen *Laus-ruris*-Gedichte in der Horaz-Nachfolge zu Zeugnissen für das Vorherrschen milder, gemäßigter Wetterlagen auch in Deutschland. Indem er die gleichen klimatischen Voraussetzungen des deutschen und anderer europäischer Völker betont, schließt Birken aus, dass Deutschlands Verzug in sprachlich-literarischen Angelegenheiten naturgegeben und damit unveränderlich sei.

Birkens *Vorbericht* ist eines von vielen Beispielen der frühen Opitz-Rezeption, die das erstarkende deutsche Nationalbewusstsein im 17. Jahrhundert bezeugen. Zudem aber hat die Perspektivierung von Deutschland auf der einen, von „Frankreich/ Spanien/ Welschland/ und andere" auf der anderen Seite das Erwachen eines zeitspezifischen Europabewusstseins zur Grundlage. Dass die deutsche Literatur des 17. Jahrhunderts nicht nur durch patriotische Bewegungen geprägt ist, sondern vor allem im letzten Jahrhundertdrittel ein besonderes Interesse an weiten Handlungsräumen und kontinentalen Ereigniszusammenhängen aufweist, zeigt schon die auffällige Hochkonjunktur des Europabegriffs nach dem Westfälischen Frieden. Zahllose Veröffentlichungen des späten 17. Jahrhunderts bewerben die kompendiöse Buntheit ihrer Inhalte schon im Titel mit dem Modewort ‚Europa':[4] Das Spektrum reicht von der periodischen Chronik im *Theatrum Europaeum* (1633–1738), im *Diarium Europaeum* (1659–1683) oder in der *Europäischen Fama* (1702–1735) über Eberhard Werner Happels kompendiöse *Historia Moderna Europae*[5] bis hin zu poetologischen Abhandlungen um 1700 wie Johann Christoph Männlings *Europäischem Helicon.*[6]

---

3 Birken, Vorbericht (wie Anm. 1), Bl. 4^{r}.

4 Vgl. die Beispiele in der kommentierten Quellenbibliographie bei Günter Kastner: Das Projekt „Europabegriffe und Europavorstellungen im 17. Jahrhundert" – ein Bericht aus der Redaktion. In: *Studien zur europäischen Identität im 17. Jahrhundert.* Hrsg. von Wolfgang Schmale [u. a.] Bochum 2004 (Herausforderungen. Historisch-politische Analysen 15), S. 117–210, hier S. 136–210. Die Bibliographie, die sämtliche Textsorten berücksichtigt – wenngleich Dichtung und nicht-monographische Europaschriften weniger stark vertreten sind –, dokumentiert, dass der Höhepunkt der Europamode gegen Ende des 17. Jahrhunderts liegt: Von insgesamt fast achtzig Europa-Quellen erscheinen zwei Drittel allein in den letzten beiden Jahrzehnten des 17. Jahrhunderts.

5 Eberhard Werner Happel: *Historia Moderna Europæ, Oder eine Historische*

Während die Geschichtswissenschaft daher schon seit längerem betont, dass sich „um 1700 auf breiter Front ein Europabewusstsein durchsetzt, das in dieser Intensität und Qualität bisher unbekannt gewesen war",[7] stieß jedoch die Europadichtung zwischen Westfälischem Frieden und Siebenjährigem Krieg in der germanistischen Forschung bislang auf weniger starkes Interesse.[8] Dabei erfährt auch die schöne Literatur im Jahrhundertverlauf eine ‚Europäisierung' und bedient sich des Europabegriffs unzählige Male im Text wie im Titel: Happel veröffentlichte 1676 seinen Abenteuerroman *Der Europäische Toroan*,[9] Johann Beer einen *Verliebte[n] Europeer* (1682),[10] August Bohse seine *Liebenswürdige Europäerin Constantine* (1698),[11] bevor das galante

---

Beschreibung Deß Heutigen Europæ […]. Ulm 1691 [postum erschienen]. Der ausführliche, hier ausgesparte Untertitel nennt sämtliche europäischen Länder in hierarchisierter Rangfolge. Dass ‚Europa' dabei keine leere Formel ist, beweist schon das Titelkupfer, auf dem Mercur auf ein Wandgemälde zeigt, das den Raub der Europa darstellt.

6 Johann Christoph Männling: *Der Europæische Helicon, Oder Musen-Berg/ Das ist Kurtze und deutliche Anweisung Zu der Deutschen Dicht-Kunst* […]. o. O. 1704. Vgl. auch eine titelgleiche Universitätsgeschichte: *Europäischer Helicon Auff welchem die Academien, Oder Hohe Schuhlen Von Anfang der Welt biß jetzo Aller Nationen, besonders Europae Mit Ihren Fundationen* […] *vorgestelt*. Frankfurt 1726.

7 Vgl. Heinz Duchhardt: Europabewußtsein und politisches Europa – Entwicklungen und Ansätze im frühen 18. Jahrhundert am Beispiel des Deutschen Reiches. In: *Der Europa-Gedanke.* Hrsg. von August Buck. Tübingen 1992 (Reihe der Villa Vigoni 7), S. 120–131, hier S. 121. Auch Fritz Wagner: Europa um 1700 – Idee und Wirklichkeit. In: *Francia. Forschungen zur europäischen Geschichte* 2 (1974), S. 295–308, hier S. 295, konstatiert, dass es „um 1700 kein häufigeres Wort, keine häufigere Formel im politischen, im gesellschaftlichen, im literarischen, im publizistischen Sprachgebrauch" gab als ‚Europa'. Ähnliche Urteile u. a. bei Klaus Malettke: Europabewußtsein und europäische Friedenspläne im 17. und 18. Jahrhundert. In: *Francia. Forschungen zur westeuropäischen Geschichte* 21/2 (1994), S. 63–94, hier S. 64, und Peter Burke: Did Europe Exist Before 1700? In: *History of European Ideas* 1 (1980), S. 21–29.

8 In Vorbereitung befindet sich meine Dissertation mit dem Arbeitstitel *Europae Speculum. Studien zum Europabegriff in der deutschen Literatur des 17. und frühen 18. Jahrhunderts*, die dieses Desiderat zu beheben sucht.

9 Eberhard Werner Happel: *Der Europaeische Toroan, Ist eine kurtz-gefassete Beschreibung aller Königreiche und Länder in gantz Europa* […]. Hamburg 1676.

10 [Johann Beer]: *Der verliebte Europeer, Oder Warhafftige Liebes-Roman/ In welchen Alexandri Liebesgeschichte/ und tapfere Helden-Thaten/ womit er* […] *in Besichtigung unterschiedliche Königreiche in Europa/ dero vornehmsten Staats-Maximen angemercket/ begriffen* […]. Wien 1682.

11 Talander [i. e. August Bohse]: *Die Liebeswürdige Europäerin Constantine In*

Europaschrifttum um 1700 in Christian Friedrich Hunolds *Der Europäischen Höfe Liebes- und Helden-Geschichte* (1705) gipfelt.[12]

Als bedeutendes Zeugnis der barocken Spannung zwischen deutschem Kulturpatriotismus und beginnender ‚Europäisierung' darf auch Grimmelshausens *Simplicissimus Teutsch* gelten, in dem sich der Europabegriff vergleichsweise häufig findet – allein die ersten fünf Bücher und die *Continuatio* gerechnet, zähle ich 23 Textstellen, an denen von ‚Europa' die Rede ist.[13] Im Folgenden möchte ich drei Überlegungen dazu anstellen, welche Rolle die kontinentale Bezugsebene im Gegensatz zu regionalen und nationalen Kategorien bei Grimmelshausen spielt. Welche Konnotationen erweckt der Begriff im sprachlichen Umfeld, welche Assoziationen und Funktionen kommen ihm im Kontext der Gattungsgeschichte zu? Aus welchen Quellen lässt sich seine Verwendungsweise erklären, woher zieht Grimmelshausen seine Deutungsweisen, seine Bewertungen des Kontinents? Lässt sich bereits bei Grimmelshausen von einer ‚europäischen' Identität sprechen, die der Begriff anzeigt, und wie verhielte sie sich zum deutlich markanteren Nationalbewusstsein im *Simplicissimus Teutsch*?

Drei Thesen möchte ich aufstellen: Erstens behaupte ich, dass ‚Europa' in Grimmelshausens simplicianischen Schriften eine Bezugsebe-

---

einer wahrhafftigen und anmuthigen Liebes-Geschichte dieser Zeit […]. Frankfurt, Leipzig 1698.

12 *Der Europæischen Höfe/ Liebes- Und Helden-Geschichte/ Der Galanten Welt zu vergnügen Curiosité ans Licht gestellet*. Von Menantes [i. e. Christian Friedrich Hunold]. Hamburg 1705.

13 Auf die ‚Entdeckung' Europas bei Grimmelshausen hat allein Peter Hanenberg verschiedentlich hingewiesen; am ausführlichsten in ders.: *Europa. Gestalten. Studien und Essays*. Frankfurt a. M. 2004 (Helicon 31), S. 23–49. Hanenberg betont die Notwendigkeit der Fremderfahrung als Grundlage des Europadenkens stärker, als es im Folgenden getan werden soll, und legt weniger Gewicht auf den Einfluss nicht-fiktionaler Europaschriften und die enge Assoziation des Europabegriffs mit Krieg und Kontingenzeinbruch. – Wenig hilfreich sind die Ausführungen bei Uwe C. Steiner: Dingpolitik. Figuren Europas in Grimmelshausens *Simplicissimus*. In: *Europa/Erzählen. Zu Politik, Geschichte und Literatur eines Kontinents*. Hrsg. von Frank Degler. St. Ingbert 2008 (Das Wissen der Literatur 2), S. 207–225, der fernab der Grimmelshausen-Forschung und weitgehend ohne Nachweis konkreter Textstellen, an denen der Begriff fällt, zeigen möchte, dass uns Europa „im romanesken Wissen des *Simplicissimus* […] als ‚Schimäre' im Doppelsinn dieses Wortes" begegne: „Einerseits als Luftgespinst, als idealisches, ungegenständliches Gebilde. Andererseits als Monstrum, als Zwitter und Mischwesen, das sich durch eine aufdringliche Präsenz, durch Trägheit und Beharrlichkeit charakterisiert" (S. 210).

ne zwischen der episodischen Vielfalt regionaler Handlungsorte und der allegorisierenden Abstraktion des Globalbegriffs ‚die gantze Welt' markiert; die Evokation dieser Ebene in der ‚Europaabsage' der *Continuatio* gewinnt eine literarhistorisch neue, dann auch folgenreiche Funktion für die pikarische Satire. Zweitens soll gezeigt werden, dass sich Grimmelshausens enge Assoziation von ‚Europa' und ‚Krieg' aus dem Einfluss des *Theatrum Europaeum,* der Flugschriftenpublizistik und der Friedensordnungen nach 1648 erklären lässt. Gerade hier ergibt sich ein bisweilen ironisches Spannungsverhältnis zwischen der pessimistischen Deutung des Kontinents und dem Wunsch nach einer spezifisch ‚deutschen' Befriedung. Und drittens schließlich möchte ich darlegen, wie trotz der weitgehend negativen Verwendungsart des Europabegriffs im *Simplicissimus* doch erstmals auch kontinentale Identität reflektiert wird, und zwar besonders im literarischen Blick ‚von außen', den Grimmelshausen seinen Lesern in den ‚exotischen' Passagen der *Continuatio* ermöglicht.

I. Weltabsage versus Europaabsage. Erfahrungsraum und Erzählerresümee im pikarischen Erzählen

Grimmelshausens *Simplicissimus* speist sich aus einer Vielzahl von Gattungstraditionen – er integriert Bestandteile des französischen *roman comique* und des spanischen Schelmenromans, übernimmt aber zugleich, wie die jüngere Forschung betont hat, auch Elemente des hohen Romans.[14] Ob sich im Gesamtgefüge ein allegorischer Sinn, eine sukzessive Bekehrung oder überhaupt eine lineare Entwicklung zwischen der Variation pikaresker Schwänke ausmachen lässt, sei hier dahingestellt – unbestreitbar aber zeichnet sich das simplicianische Werk durch den konstitutiven Wechsel von einerseits episodenhafter Erfahrungs-

14 Vgl. Rosmarie Zeller: Verhängnis und Fortuna als Konstruktionsprinzipien des hohen und des niederen Romans. Zur Position des „*Simplicissimus Teutsch*" im Gattungssystem des Romans. In: *Simpliciana* XXIX (2007), S. 177–192, sowie Dieter Martin: ‚Ab ovo' versus ‚in medias res'. Strukturelle Spannungen in Grimmelshausens autobiographischem Erzählen. In: *Simpliciana* XXIX (2007), S. 57–71.

vielfalt des erlebenden Ichs und andererseits resümierender Reflexionen des Erzähler-Ichs aus.[15]

Das Wechselspiel aus bunter Welthaltigkeit, karnevalesker Sequentialität, alltagsnaher Detailfülle auf der einen Seite, bilanzierender Verallgemeinerung in Leseradressen und kunstvollen Allegorien auf der anderen Seite wird in der pikarischen Tradition auch räumlich figuriert, insofern als in den ‚chorographischen' Episoden meist labyrinthische Ortsvielfalt vorherrscht, während die ‚geographischen' Resümeepassagen[16] oft in kontemplativer Exterritorialität angesiedelt sind – man denke nur an die Mummelsee-Episode oder an die erhöhte Lage des Mooskopfs, auf dem Simplex im sechsten Buch seine Höllenvision träumt. Dass der pikarische Held verschiedene Länder durchstreift, bevor der Erzähler das närrische Panoptikum konkret erzählter Alltagserfahrungen dann ins Allgemeine wendet und dabei auf das totalisierende Hyperonym ‚die ganze Welt' zurückgreift – das war in verschiedenen Gattungstraditionen weitgehend konventionalisiert. So reist der *Landstörtzer Gusman* im Ersten Teil der Übersetzung von Aegidius Albertinus durch halb Europa (was im frühen 16. Jahrhundert offenbar noch gleichbedeutend war mit, so das Titelblatt, „schier alle ort der Welt").[17]

---

15 Vgl. dazu auch Thomas Althaus: Konzeptuelle Brüche. Grimmelshausens „Simplicissimus" und die Tradition pikaresken Erzählens. In: *Simpliciana* XXIX (2007), S. 41–55. Althaus, S. 46, argumentiert, der Erzähler reagiere auf die „geringe[ ] narrative […] Kohärenz, einem eher losen Verbund von Erzähleinheiten", mit „Fügungswillen" durch Reflexivität.

16 Die ptolemäischen Begriffe ‚Chorographie' als detaillierte Einzelbeschreibung und ‚Geographie' als abstrahierende Gesamtansicht entnehme ich im Folgenden der luziden Studie von Ansgar Cordie: *Raum und Zeit des Vaganten. Formen der Weltaneignung im deutschen Schelmenroman des 17. Jahrhunderts*. Berlin, New York 2001 (Quellen und Forschungen zur Literatur- und Kulturgeschichte 19). Cordie definiert zunächst, „daß der Chorograph in der Landschaft steht, während sich der Geograph über sie erhebt, sich von ihren Einzelheiten entfernt und diese nur im Hinblick auf ein großes Ganzes wahrnimmt" (S. 21), um dann die These aufzustellen, „[d]er erzählte Raum im Schelmenroman entfalte […] sich in der Spannung zwischen dem sozusagen geographischen Überblick des Erzählers und dem begrenzten, sozusagen chorographischen Horizont des erzählten Helden." (S. 25).

17 Aegidius Albertinus: *Der Landstörtzer: Gusman von Alfarche oder Picaro genannt/ dessen wunderbarliches/ abenthewrlichs vnd possirlichs Leben/ was gestallt er schier alle ort der Welt durchloffen/ allerhand Ständt/ Dienst vnd Aembter versucht/ vil guts vnd böses begangen vnd außgestanden/ jetzt reich/ bald arm/ vnd widerumb reich vnd gar elendig worden/ doch letztlichen sich bekehrt hat/ hierin beschriben wirdt.* […] München 1615.

Er durchkreuzt zunächst Spanien, dann Italien und Frankreich, schließlich Tirol und Deutschland und flüchtet zu Beginn des Zweiten Teils in einen unbenannten Wald, wo er auf sein Leben zurückblickt und sich bekehrt:

> Nach außgestandener drey Jähriger Galeen Gefängknuß/ kam ich in einen Waldt/ setzte mich vnder einen Baum/ betrachtete mein vergangenes Leben vnd den armseligen vnd gefährlichen Standt der Welt/ redete mit mir selbst vnd sprach: O armseliger Gusman was bistu? was wiltu anfahen? wo wilst du hinauß?[18]

Aus der Erfahrung „[s]eines vergangenen Lebens" zieht Gusman Rückschlüsse auf den „gefährlichen Stand der Welt". Die unverbundenen europäischen Erfahrungsräume werden in der Bilanz kollektiviert und exemplifizieren den Weltzustand, mithin die *Conditio humana*, die sich erst aus der Außenperspektive des Innehaltens, des Rückzugs erkennen lässt.

Bekanntlich folgt auch Grimmelshausen dieser Tradition – bereits die notwendig abstrahierende *Subscriptio* zum Titelkupfer des *Simplicissimus* umschreibt den Erfahrungsraum des Ich-Erzählers mit der vagen Totalität der Elemente: „Ich flog durch die Lüffte! wurd doch nit verlorn | Ich wandert durchs Wasser/ Ich raißt über Landt | in solchem Umbschwermen macht ich mir bekandt | was mich offt betrüebet und selten ergetzt […]".[19] Hatte sich das pikarische „Umbschwermen" in den ersten vier Büchern auf Deutschland und Frankreich beschränkt, erweitert sich im fünften, scheinbar abschließenden Buch binnen kürzester Zeit der Handlungsraum auf Ungarn und Russland, dann in einer kursorisch skizzierten Weltreise um Korea, Japan, Portugal, die Ostindischen Inseln, schließlich Alexandrien, Konstantinopel, Rom und Venedig. „Jch war drey Jahr und etlich Monat auß gewesen/ in welcher Zeit ich etliche unterschiedliche Meere überfahren und vielerley Völcker gesehen", fasst Simplicius den gewonnenen Eindruck zusammen, „aber bey denenselben gemeiniglich mehr böses als gutes empfangen/ von welchem allem ein grosses Buch zu schreiben wäre" (*ST* 542). Erst jetzt setzt Simplicius sich zur Ruhe und hebt zur „Adjeu-

18 Albertinus, *Gusman* (wie Anm. 17), S. 503–504.

19 Hans Jacob Christoffel von Grimmelshausen: *Simplicissimus Teutsch*. In: *Werke*. I. 1. Hrsg. von Dieter Breuer. Frankfurt a. M. 1989 (Bibliothek der Frühen Neuzeit 4. 1), S. 10. – Der Text wird im Folgenden nach der Edition von Breuer mit Sigle *ST* und Seitenangabe in runden Klammern zitiert.

Welt"-Rede an, der *Renuntiatio Mundi* mit dem topischen Lasterkatalog der Hof- und Weltkritik.

Wie vieles in der angehängten *Continuatio* mag aber erstaunen, dass ebendiese Weltabsage des fünften Buches hier mit zahlreichen Parallelen wieder aufgenommen wird: Im sechsten Buch wird die Weltreise zunächst über mehrere Kontinente fortgeführt, bis Simplicius schließlich auf der Kreuzinsel ein Eremitendasein fristet, wo ihn der Holländische Kapitän Cornelissen antrifft. Nach anfänglichen Kommunikationsproblemen bietet Cornelissen dem rätselhaften deutschen Einsiedler an, ihn „wiederumb auß dieser vertrüßlichen Einsambkeit mit uns in *Europam* zunehmen" (*ST* 688) – und muss erstaunt hören, dass Simplicius „noch nicht" begehrt, „wider in *Europam* zu kehren/ umb so thörechter Weiß seinen jetzigen vergnügsamen Stand durch eine so weite und gefährliche Reise in ein unruhiges jmmerwehrendes Ellend zuverwechslen" (*ST* 688). Klang schon die Formulierung „unruhiges jmmerwehrendes Ellend" stark nach der topischen Weltklage des fünften Buchs – und das statisch-dynamische Paradoxon ‚immerwährend unruhig' weist immerhin auf ein Hauptthema des *Simplicissimus* –, frappieren schließlich auch die weiteren Parallelen zum „Adjeu Welt", das Simplicius nun aber mit gleichen Gemeinplätzen auf ‚Europa' münzt:

> […] hier ist Fried/ dort ist Krieg; hier weiß ich nichts von Hoffart/ vom Geitz/ vom Zorn/ vom Neyd/ vom Eyfer/ von Falschheit/ von Betrug/ von allerhand Sorgen beydes umb Nahrung und Klaydung noch umb ehr und *Reputation*; hier ist eine stille Einsame ohne Zorn/ Hader und Zanck; […] ein Schutz wider die vielfältige Strick der Welt und ein stille Ruhe […]; als ich noch in *Europa* lebte/ war alles (ach Jammer! daß ich solches von Christen zeugen soll) mit Krieg/ Brandt/ Mord/ Raub/ Plünderung/ Frauen und Jungfrauen schänden etc. erfüllt […]. (*ST* 695)

Die schematische Hier-Dort-Opposition erlaubt zunächst eine räumliche Zuordnung von Kritik und Idealentwurf. Dabei entsprechen die Vorwürfe weitgehend dem hergebrachten Topoikatalog der frühneuzeitlichen Hofkritik nach Guevara und Quevedo – von *ambitio* über *adulatio* bis zu *dissimulatio* –,[20] bevor die stoische Lehre präsentiert wird, auf der Insel sei Simplicius vor den „vielfältige[n] Strick[en] der Welt" gewahrt. Der entscheidende und vor dem Hintergrund der Gat-

20 Verwiesen sei nur auf die grundlegende Arbeit von Helmuth Kiesel: *„Bei Hof, bei Höll". Untersuchungen zur literarischen Hofkritik von Sebastian Brant bis Friedrich Schiller*. Tübingen 1979 (Studien zur deutschen Literatur 60).

tungsgeschichte durchaus bedeutsame Zusatz jedoch lautet „als ich noch in Europa lebte", der die Binäropposition mit empirischer Erfahrung beglaubigt und durch den interjektiven Einschub „ach Jammer! daß ich solches von Christen zeugen soll" bekräftigt: Bei den ‚Arabern' und Ägyptern, von denen das sechsten Buch ja berichtet, hätte man das schlimme Verhalten vielleicht noch verstanden, aber dass ausgerechnet Christen, ausgerechnet die Europäer sich so verhalten, lässt die „Welt" noch verworfener erscheinen.

Bei allen strukturellen Parallelen hat Simplicius' Europakritik weder die ‚chorographische' Spezifikationskraft der einzelnen Stationen in den ersten vier Büchern noch aber den metaphysischen Beiklang des „Adjeu-Welt"-Monologs im fünften Buch. Der Europabegriff erlaubt es Grimmelshausen, so meine These, zwischen konkreter historischer Zeitdiagnose und pauschalisierender Allgemeinheit zu oszillieren. ‚Europa' dient als Hyperonym – als summierender Oberbegriff – für die konkreten Kriegserfahrungen an vielfältigen deutschen, französischen und indirekt schweizer Orten der ersten Bücher, doch Simplicius' bilanzierende Kritik verliert sich nicht in der topischen Weltklage über die *Conditio humana*, sondern widmet sich bei hohem Abstraktionsgrad noch immer der historischen, empirisch erfahrbaren Gegenwart.

Wohl als erster, zumindest früher Vertreter der deutschen Schelmenliteratur verknüpft Grimmelshausen die ‚chorographische' Episodenhaftigkeit mit der ‚geographischen' Gesamtschau zur *Renuntiatio Europae* – ein durchaus folgenreicher Schritt: Ganz ähnliche Deutungen des Kontinents als Erfahrungsraum unsteter Heimsuchungen durch Krieg und Zerstörung finden sich von nun an in einigen Simpliziaden um 1700.[21] Exemplarisch nur sei Johann Georg Schielens ästhetisch zwar unbedeutender, für die spätbarocke Verquickung von „Schelmenroman und Journalismus"[22] aber indikativer *Frantzösische Kriegs-*

---

21 Zur Geschichte der – Grimmelshausens Pionierwerk nur selten eng angelehnten – ‚Simpliziaden' vgl. Peter Heßelmann: *Simplicissimus Redivivus. Eine kommentierte Dokumentation der Rezeptionsgeschichte Grimmelshausens im 17. und 18. Jahrhundert.* Frankfurt a. M. 1992 (Das Abendland N. F. 20), S. 135–192.

22 Peter Heßelmann: Schelmenroman und Journalismus – Johann Georg Schielens „*Deß Frantzösischen Kriegs-Simplicissimi Hoch-verwunderlicher Lebens-Lauff*" (1682/83) im mediengeschichtlichen Kontext des 17. Jahrhunderts. In: *Das Ungarnbild in der deutschen Literatur der frühen Neuzeit. Der ungarische oder Dacianische Simplicissimus im Kontext barocker Reiseerzählungen und Simpliziaden*. Hrsg. von Dieter Breuer und Gábor Tüskés. Bern [u. a.] 2005 (Beihefte zu Simpliciana 1), S. 161–183; Manfred Koschlig: Der „Frantzösische Kriegs-Simplicissimus" oder: Die „Schreiberey" des Ulmer Bibliotheks-Adjunkten Jo-

Simplicissimus (1682–1683) genannt. Von ‚Europa' spricht Schielen, der sich bereits 1674 an einer *Europäischen Schand- und Laster-Cronic* versucht hatte, in seinem *Kriegs-Simplicissimus* immer wieder.[23] So heißt es etwa im fünften Buch – längst ist die pikarische Haupthandlung zugunsten ‚curieuser' Digressionen fallengelassen –, in einer betrachtenden Reflexion, „Wie alles der Eytelkeit in dieser Welt underworffen":

> In dem nun […] Asia hin und her getriben wurd/ da webte auch Europa/ in seiner stetiger Veränder[u]ng/ biß Ungefehr ans Ende deß Jahrs 1670. um welche Zeit gantz Europa/ nach dem Exempel/ der vom langwürigen Kampff ermüdeten Fechter/ deß verwichenen 1671. Jahrs/ um etwas wider Athem schöpffte/ und neue Kräfften gewahn/ damit es mit dem nechst verflossenen 1672. Jahre/ desto hefftiger wider anfangen/ und gleichsam in einer Tragœden/ ein hefftiges Ungewitter/ eines blutigen Kriegs fürstellen möchte.[24]

Zweitausend Jahre Weltgeschichte komprimiert Schielens Ich-Erzähler hier in wenige Sätze, der resümierende Bogen erstreckt sich von Alexanders Eroberung Kleinasiens über die Aggressionen Ludwigs XIV. bis zum erneuten Ausbruch des Holländischen Kriegs 1672. Dazwischen bleibt Europa genau ein Jahr Verschnaufpause, um „Athem" zu schöpfen, bevor eine weitere Phase „stetiger Veränder[u]ng" ansteht. Der Kontinent, so wird an zahllosen Stellen der kompendiösen Simpliziade deutlich, zeichnet sich vor allem durch „hefftige[] Ungewitter" „blutige[r] Krieg[e]" aus, die mit tragischer Gesetzmäßigkeit zu intermittieren scheinen.

Entschiedene Europaabsagen finden sich noch in den Inselutopien im frühen 18. Jahrhundert. So kontrastiert etwa der Journalist und Viel-

---

hann Georg Schielen (1633–1684). In: *Jahrbuch der deutschen Schillergesellschaft* 18 (1974), S. 148–221, hat erstmals Schielen als Autor des *Frantzösischen Kriegs-Simplicissimus* identifiziert.

23 Schielens Roman trägt den Europabegriff bereits im Titel des ersten Teils von drei Teilen, nämlich: *Deß Frantzösischen Kriegs-Simplicissimi, Hoch-verwunderlicher Lebens-Lauff. Darinnen Historischer Weiß vorgebildet/ und dargestellet werden/* […] *III. Denckwürdige Erzehlungen/ und wunderliche Begebenheiten deß Frantzösischen Kriegs-Wesens/ so sich in Europa, von Anno 1672. an/ begeben und zugetragen. IV. Wie auch/ unzählbahrlich viel merck- und leßwürdige Krieg und Friedens/ etc. betreffende Sachen*. […] Freyburg [fingiert, richtig: Ulm] 1682.

24 [Johann Georg Schielen:] *Deß Frantzösischen Kriegs- Simplicissimi Hoch-verwunderlichen Lebens-Lauff III. Theil. Oder 5. und 6. Buch. Von allerley Religion und Stands-Persohnen sicherlich und ohne Aergernuß/ mit Lust und Nutzen zu lesen*. Freiburg [fingiert, richtig: Ulm] 1683, S. 71.

schreiber Philipp Balthasar Sinold von Schütz (1657–1742) in seiner pietistischen Utopie *Die Glückseeligste Insul oder Das Land der Zufriedenheit* (1723, ^{2}1728) seine ideale Staatsordnung stets mit ‚Europa' – der Begriff fällt auf bald jeder Seite, insgesamt rund 170 Mal.[25] Sinolds *Glückseeligste Insul* endet mit der Entscheidung der „drey Europäer", wie die Reisenden heißen, aus missionarischer Pflicht wieder in ihr inzwischen verhasstes „Vaterland" Europa zurückzukehren. Doch der König der Insulaner macht den Abschied nicht leicht: In einer simplicianischen *Renuntiatio Europae* lässt er zum letzten Mal seine Kritik verlauten:

> Meine allerliebsten Freunde! Hier habet ihr keinen Krieg zu besorgen, welcher, wie wir in unserm Lande nicht aus der Erfahrung, sondern aus der heiligen Schrifft gelernet haben, eines derer größten Unglückseeligkeiten des menschlichen Lebens ist, und vor welchem, wie ihr mich selbsten berichtet habt, kein eintziges Land in Europa gesichert ist, weil unter allen Völckern in der gantzen Welt, die Europäischen Christen am wenigsten ruhig und friedsam seyn können.[26]

Sinolds Utopie führt die simplicianische Europakritik mit ähnlichen Topoi weiter, verzichtet aber auf die Evidenz erzählter Erfahrung – anders etwa als in Johann Gottfried Schnabels *Wunderlichen Fata*, in denen die gestrandeten Neuankömmlinge zunächst in ausführlichen Lebensbeichten von ihren negativen Europaerlebnissen berichten müssen, bevor sie auf der paradiesischen Insel Felsenburg Asyl finden können.

---

25 Die eingehendste Behandlung von Sinolds Utopie hat Ludwig Stockinger vorgelegt: *Fica Respublica. Gattungsgeschichtliche Untersuchungen zur utopischen Erzählung in der deutschen Literatur des frühen 18. Jahrhunderts*. Tübingen 1981, S. 185–305 sowie S. 305–343. Stockinger konstatiert, die „utopische Insel" werde „überhaupt nur dadurch zu einer Vorstellung, daß die Merkmale der europäischen Welt genannt und mit einem Negationspartikel versehen werden" (S. 217).

26 Constantino von Wahrenberg [Ps., i. e. Philipp Balthasar Sinold von Schütz]: *Die glückseeligste Insul auf der gantzen Welt/ oder das Land der Zufriedenheit, dessen Regierungs-Art, Beschaffenheit, Fruchtbarkeit, Sitten derer Einwohner, Religion, Kirche-Verfassung und dergleichen* […]. Königsberg 1723, S. 331–332. Die 2. Aufl. 1728 erschien unter dem Pseudonym Ludwig Ernst von Faramond. – Die Nähe von Sinolds Europaabsage zu Grimmelshausens *Simplicissimus* bemerkte bereits Hans Wagener: Faramonds „Glückseligste Insel". Eine Pietistische Sozialutopie. In: *Symposium* 26/1 (1972), S. 78–89, hier S. 82–83. Den Unterschied sieht Wagener in Simplicius' Ablehnung einer Rückkehr nach Europa, in dem Charakter der Fluchtutopie, wohingegen bei Sinold die Reisenden zurückkehren.

II. Der ‚teutsche Frieden' und das Lerna malorum. Europa als Kontinent der Kriege

Grimmelshausens, Schielens und Sinolds Europaabsagen beklagen besonders den dauerhaften Kriegszustand auf dem Kontinent, ein Vorwurf, der im Toposkatalog der Weltabsage keine Entsprechung hatte. Der Grund für die simplicianische Assoziation von ‚Europa' und ‚Krieg' mag weniger in der konkreten Erfahrung des Dreißigjährigen Krieges zu suchen sein als in der Formierung einer erfolgreichen Form periodischer Zeitgeschichtsschreibung: In den frühen Zeitungen und ‚Kriegsrelationen'[27] setzt sich, teils aufgrund der komplexen, kaum durchschaubaren Wechselkoalitionen, teils wohl auch als Reaktion auf die politische Bildpropaganda der 1630er und 1640er Jahre, eine Deutung europäischer Hofpolitik als Spektakel durch, welche die Übertragung der *Theatrum-mundi*-Metapher auf den Europabegriff begünstigte.

Die bekannteste Zeitschrift im frühen 17. Jahrhundert, das *Theatrum Europaeum*, verwendet das Bild des Großen Welttheaters als schlechterdings d i e Leitmetapher für die höfische Kalkülpolitik, die den Handlungsspielraum des Einzelnen einschränkt und bestimmt. Er habe sich, so Matthäus Merian in der Widmungsvorrede, ursprünglich vorgenommen, „eine *Vniuersalem Historiam* von Anbegin der Welt […] auß[zu]fertigen", sich dann aber entschlossen, eine „*Particularem Historiam*, vnd dieses *Theatrvm Evropævm,* von allen den jenigen Geschichten/ welche zu diesen vnsern Zeiten […] sich begeben vnd zugetragen" zu schreiben.[28] Anstelle der teleologischen Globalperspektive

27 Vgl. zur Kriegszeitung im frühen 17. Jahrhundert Kai Lohsträger: Alles Kriegstheater? Das „Theatrum Europaeum" im Kontext der Kriegsberichterstattung des 17. Jahrhunderts. In: *Das „Theatrum Europaeum". Wissensarchitektur einer Jahrhundertchronik*. Hrsg. von Nikola Roßbach [u. a.] Wolfenbüttel 2012, s. p. <http://diglib.hab.de/ebooks/ed000081/start.htm> (Abruf 08.08.2013), sowie Marian Füssel: Theatrum Belli. Der Krieg als Inszenierung und Wissensschauplatz im 17. und 18. Jahrhundert. In: *Ordnung und Repräsentation von Wissen. Dimensionen der Theatrum-Metapher in der frühen Neuzeit*. Hrsg. von Flemming Schock, Oswald Bauer und Ariane Koller. Hannover 2008, S. 151–176, und Johannes Weber: Der große Krieg und die frühe Zeitung. Gestalt und Entwicklung der deutschen Nachrichtenpresse in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts. In: *Jahrbuch für Kommunikationsgeschichte* 1 (1999), S. 23–61.

28 Matthäus Merian: [Widmungsvorrede.] In: Johann Philipp Abelin: *Theatrum Europaeum, Oder Außführliche/ vnd Warhafftige Beschreibung aller vnd jeder denckwürdiger Geschichten/ so sich hin vnd wider in der Welt/ fürnämlich aber in*

setzt Merian – bzw. sein Autor Johann Philipp Abelin – die akzidentielle Vielfalt der tagespolitischen Geschehnisse. Die Pluralität der konkreten Orte, mit denen die mal bedeutenderen, mal trivial-kuriosen Ereignisse verbunden sind, bezeichnet er folgenreich im Titel durch den Oberbegriff ‚Europa'. Der Wandel vom *Theatrum mundi* – der „*Vniuersalem Historiam* von Anbegin der Welt" – zum *Theatrum Europaeum* – der Partikulargeschichte zu „vnsern Zeiten" – vollzieht sich somit bereits zu Beginn der Dreißigjährigen Kriegs im frühen Journalismus.

Bekanntlich nutzt Grimmelshausen das *Theatrum Europaeum* als Quelle, übernimmt ganze Schlachtbeschreibungen ebenso wie „einzelne Informationspartikel".[29] Auch Grimmelshausens ‚Europäsisierung' der Weltabsage in der *Continuatio* könnte folglich auf Merians Perspektivwandel zurückzuführen sein. Denn schließlich beginnt dieses sechste Buch des *Simplicissimus* gleich mit der engen Verknüpfung von Europa und Dreißigjährigem Krieg, nun freilich von seinem Ende her betrachtet: In Simplicius' Lucifer-Traum im zweiten Kapitel erscheint der Kontinent aus teuflischer Sicht in Gefahr, hat doch „der geschlossene teutsche Frieden […] bey nahe gantz *Europam* wiederumb in Ruhe gesetzt" (*ST* 568), ja *Lerna malorum*, die Quelle des Übels, der Sündenpfuhl, habe durch die „Saumsal" der bösen Teufelchen „*Europam* saumen" (*ST* 571) müssen. Wie stark die Wendung „lerna malorum" bei Grimmelshausen mit Europa verflochten ist, zeigt die gleich dreimalige Kollokation der beiden Begriffe im Folgenden:

> Ach! antwortet *Lucifer*, ach! ach wir haben allesambt verschlaffen und durch unsere aigene Faulheit zugelassen das *lerna malorum* unser liebstes Gewächs/ das wir auff dem gantzen Erdboden hatten/ und mit so grosser Mühe gepflantzt: Mit so grossem Fleiß erhalten […] nunmehr auß den teutschen Gräntzen gereuttet: Auch wann wir nicht anders darzu thun/ besorglich auß gantz *Europa* geworffen wird! […] der Anfang und Fortgang deß Kriegs sahe unserm verhofften Fettenschnitt zwar gleich/ was haben wir aber jetzt zuhoffen? da Mars *Europam* biß auff Polen *quit*irt/ dem *lerna malorum* auff dem Fuß nachzufolgen pflegt? […] ha; antwortet *Belial*, wir wissen ja beyde mein *profession,* vermittelst deren ich […] mich dergestalt thumlen werde/ deinen Willen und Wunsch zuerlangen/

Europa/ vnd Teutschen Landen/ so wol im Religion- als Prophan-Wesen/ vom Jahr Christi 1617. biß auff das Jahr 1629. […] *zugetragen haben.* […] Frankfurt a. M. 1635, Bl.)(iij^{r}–iiij^{r}, hier Bl.)(iij^{v}.

29 So zuletzt Hans-Joachim Jakob: Notizen zur produktiven Rezeption unhandlicher Folianten. Hans Jacob Christoffel von Grimmelshausens „*Simplicissimus Teutsch*" und das „Theatrum Europaeum". In: *Das Theatrum Europaeum* (wie Anm. 27).

> das *lerna malorum* noch länger bey *Europa* verbleiben: Oder doch diese *Dam* andere Kletten ins Haar kriegen soll […]. (*ST* 569–570)

Für Grimmelshausens Gebrauch der im Spätmittelalter und der Frühen Neuzeit gar nicht einmal sehr geläufigen Wendung „lerna malorum“ hat die Forschung bislang keine Quelle vorgeschlagen. Dass Grimmelshausen die Bezeichnung nach Lerna, dem antiken Tümpel, an dem Herkules die Hydra tötete, eigenständig erdachte, scheint abwegig; die jesuitische Schrift *Lerna malorum omnium* (1648) des Spaniers Francisco Arias kannte Grimmelshausen aber wohl nicht.[30] Immerhin findet sich die Wendung mit Herkunftserklärung auch in Erasmus' *Adagia*,[31] wobei es unwahrscheinlich ist, dass Grimmelshausen das voluminöse Nachschlagewerk systematisch nach Formulierungen durchforstete. In Anschlag bringen möchte ich daher die *Emblemata Secularia* (1611, ^{2}1627) des Druckers und Kupferstechers Johann Theodor de Bry, aus dessen Haus bereits die *Ost-Indische Reisebeschreibung* stammte, die Grimmelshausen für seine *Continuatio* benutzte.[32] Auf die motivische Nähe einiger Elemente von de Brys 65. Emblem *Der Narrenschneider* (i. e. *Stultorum medicus*) zum Titelkupfer des *Simplicissimus* hat Walter Ernst Schäfer aufmerksam gemacht.[33] In dem emblematischen „Stamm vnd Wapenbüchlein“ findet sich auch ein Emblem mit der *Inscriptio* „Lerna malorum“ und der *Subscriptio*:

---

30 D. i. Francesco Arias: *Lerna malorvm omnivm, sive gravitas, et damna peccati mortalis* […]. München 1648.

31 Vgl. Desiderius Erasmus: *adagia qvaecvmqve adhanc diem exiervnt*. […] Florenz 1575 [erstmals 1500, erweitert seit 1508], S. 130: „Lerna malorum. Δέρυκ κακῶν, id est, Lerna Malorum, de malis item plurimis simul in vnum congestis & accumulatis.“ Es folgen zahlreiche Nachweise aus der antiken Literatur. Der Eintrag findet sich bereits in den frühesten Auflagen, allerdings mit leicht verschiedenem Definitionswortlaut.

32 Zu de Bry als Quelle von Grimmelshausen vgl. Dieter Breuer: Grimmelshausens Inselutopie. In: *Simpliciana* XXIX (2007), S. 193–205. – Zur zentralen Bedeutung der Emblematik für Grimmelshausens Werk vgl. die grundlegenden Ausführungen bei Peter Heßelmann: *Gaukelpredigt. Simplicianische Poetologie und Didaxe. Zu allegorischen und emblematischen Strukturen in Grimmelshausens Zehn-Bücher-Zyklus*. Frankfurt u. a. 1988 (Europäische Hochschulschriften. Deutsche Sprache und Literatur 1056). De Brys *Emblemata Secularia* nennt Heßelmann nicht.

33 Vgl. Walter E. Schäfer: *Moral und Satire. Konturen oberrheinischer Literatur des 17. Jahrhunderts*. Tübingen 1992 (Frühe Neuzeit 7), S. 130. Schäfer verweist nicht auf das Emblem *Lerna malorum.*

Sack voll Vnglück.

ES wirdt ärger von Tag zu Tag/
Drumb verzeiht mirs/ wenn ich so sag:
Der Teuffel ist ganz auß gelassn/
Dieweil die Boßheit vber d[ie] massn
So häuffig wächst/ daß auch durch List
Ein Mensch den andern auffreibt vnd frist.
Die Wölff sind sonst grausame Thier/
Doch thuts jhn der Mensch hieran für.[34]

Auch wenn unsicher bleibt, woher Grimmelshausen das seltene Proverbium tatsächlich kennt, verdeutlicht de Brys Emblem zumindest, dass mit *Lerna malorum* eine Qualität des Teuflischen gemeint war, nämlich Chaos und Verwirrung zu stiften, vor allem aber die Grausamkeit der Menschen gegeneinander zu befördern. Der Topos des *Homo homini lupus* wird auch in der *Pictura* zu dem Emblem aufgegriffen (vgl. Abb.), die eine offenkundig an Hieronymus Bosch angelehnte Antoniusvision von hybrider Monstrosität zur Rechten des Heiligen bietet.[35]

Anders als viele Friedensspiele und Kriegstraktate der Zeit[36] legt Grimmelshausens Lucifer-Episode nahe, dass der Krieg weniger Strafe

34 Johann Theodor de Bry: *Emblemata secvlaria, mira et ivcvnda varietate secvli hvivs mores ita exprimentia, vt Sodalitatum Symbolis Insigniisque conscibendis & depingendis peraccommoda sint.* […] *Weltliche lustige newe Kunststück/ der jetzigen Weltlauff fürbildende/ mit artlichen Lateinischen/ Teutschen/ Frantzösischen vnd Niderländischen Carminibus vnd Reimen geziert/ fast dienstlich zu einem zierlichen Stamm vnd Wapenbüchlein.* […] Oppenheim 1611, S. 33 [= XV]. De Brys Emblembuch beruht auf einem Stammbuch seines Vaters, das erstmals 1592, wieder 1596 erschien; vgl. Cornelia Kemp: Nachwort. In: Johann Theodor de Bry: *Emblemata Secularia*. Nachdruck Hildesheim, Zürich, New York 1994, S. 203–234. – Die lateinische Subscriptio zu dem Emblem (vgl. Abb.) lautet: „Lerna malorum. | Tot diræ facies Erebo exivere profundo, | Cum quibus hic pugnet mens pia semper habet. | Hinc homini metuendus homo sit dæmon, & ipsos | Vincit carnivoros hac feritate lupos."

35 Auf Antonius wird im folgenden Emblem *XVI. Zustand der Frommen* angespielt; vgl. De Bry, *Emblemata Secularia* (wie Anm. 34), S. 33–34; Zum Antonius-Kult bei Grimmelshausen vgl. Lars Kaminski: *Vita Simplicii. Einsiedlerleben und Antoniusverehrung bei Grimmelshausen*. Frankfurt a. M. 2010.

36 Vgl. Eberhard Mannack: Grimmelshausens Rist-Lektüre und die Folgen. Jupiterepisoden und Friedensspiele. In: *Barocker Lust-Spiegel. Studien zur Literatur des Barock.* Festschrift für Blake Lee Spahr. Hrsg. von Martin Bircher [u. a.]. Amsterdam 1984 (Chloe 3), S. 279–294. Für Rist sei noch „unbezweifelbare Tatsache", „daß ein Krieg nur Folge von und Strafe für Lasterhaftigkeit sein und eine Änderung der Menschen allein dieses Strafgericht Gottes beenden kann" (S. 286),

für die menschliche Sündhaftigkeit sei, sondern lerna malorum auch ursächlich vorausgehen könne. Denn hat einmal der Krieg Europa verlassen, droht auch die Sündenquelle zu versiegen, so jedenfalls die Aussage der Stelle „was haben wir aber jetzt zuhoffen/ da Mars Europam biß auff Polen quitirt/ dem lerna malorum auff dem Fuß nachzufolgen pflegt?" Aus diabolischer Sicht droht daher eine sukzessive ‚Entsündigung' über drei räumliche Stufen: 1. Man habe lerna malorum wachsam „auff dem gantzen Erdboden" gepflanzt – es handelt sich demnach also nicht um einen konstitutiven Bestandteil der Conditio humana, wohl aber um ein globales Merkmal der „ganzen Welt" im Zustand ihrer Verderbtheit. 2. Ausgerechnet in Deutschland nach dem Westfälischen Frieden sei das „Gewächs" nun gerodet worden. 3. Es drohten der Friede und seine Folge, die allgemeine Tugendhaftigkeit, auf ganz Europa auszugreifen. Dies verspricht der zuversichtliche Hilfsteufel Belial zu verhindern – der folgende allegorische Wettstreit zwischen Verschwendung und Geiz illustriert sodann, dass Europa auch ohne anhaltende Kriegsversehrungen von dem Sündengewächs nicht befreit ist.

Die Passage wirft aber die Frage auf, ob sich auch an anderen Stellen des simplicianischen Erzählwerks eine Spannung findet zwischen der Deutung Europas als eines verderbten, da grundlegend kriegsversehrten Kontinents und der Vorstellung seiner spezifisch deutschen Befriedung nach 1648. So verspricht der angebliche Gott Jupiter im dritten Buch bekanntlich, einen „Teutschen Helden" zu schicken, „der keiner Soldaten bedarff/ und doch die gantze Welt *reformi*ren soll" (*ST* 255); bereits die vage Aussicht einer Pazifizierung der „gantzen Welt" oder auch der „gantzen weiten Welt" (*ST* 256), wie es weiter heißt, lässt die Jupiter-Vision als überzogen, megalomanisch, im Ganzen unrealistisch erscheinen. Der stete Vergleich mit exotischen Ländern, ja Jupiters Traum, der deutsche Held werde seine Fürsten „durch Ungarn und Jtalia in die Moldau/ Walachey/ in *Macedoniam, Thraciam, Græciam*, ja über den *Hellespontum* in *Asiam* hinein führen", werde „Constantinopel in einem Tag einnehmen/ und allen Türcken/ die sich nicht bekeh-

während Grimmelshausens Jupiter bereits zu Bedenken gebe, dass „die Menschen eher schlechter geworden" seien und daher „von einer Beendigung des Krieges als eines Strafgerichtes nicht die Rede" sein könne – „dennoch werde in Westphalen über den Frieden intensiv verhandelt" (S. 288). In der zitierten Textstelle der *Continuatio* würde ich ein weiteres Indiz dafür sehen, dass Grimmelshausen das Argument ‚Krieg als Strafe für Sünde' mit seiner einseitigen Kausalitätsannahme unplausibel erschien.

ren oder gehorsamen werden" (*ST* 258), den Kopf abschlagen lassen, der Entwurf eines Raritätenkabinetts aus Geschenken, „die ihm die Könige in China/ in Persia/ der Grosse Mogor in den Orientalischen Jndien/ der Grosse Tartar Cham/ Priester Johann in *Africa,* und der Grosse Czar in der Moscau schicken" (*ST* 259), verliert jegliche Glaubwürdigkeit gerade durch die kursorisch-beiläufige Aufzählung einer beliebigen Vielzahl von Ländernamen mit maximaler räumlicher Extension.

Erst gegen Ende der deutschen Pazifizierungsvision der „gantzen Welt" zwingt der Jäger von Soest seinen Gesprächspartner dazu, auch das konkrete politische Staatensystem Europas zu bedenken, indem er einwendet, „was dann die christlichen Könige bey der Sach thun würden":

> […] der in Engeland/ Schweden und Dennemarck werden/ weil sie Teutschen Geblüts und Herkommens: der in Hispania/ Franckreich und Portugall aber/ weil die Alte Teutschen selbige Länder hiebevor auch eingenommen und regiert haben/ ihre Kronen/ Königreich und *incorpor*rte Länder/ von der Teutschen *Nation* auß freyen Stücken zu Lehen empfahen/ und alsdenn wird/ wie zu *Augusti* Zeiten/ ein ewiger beständiger Fried zwischen allen Völckern in der gantzen Welt seyn. (*ST* 259)

Der Begriff ‚Europa' fällt hier zwar nicht, doch die irenische Vision eines ewigen Friedens findet sich durchaus auch im ‚europäistischen' Harmonie- und Gleichgewichtsdenken des Absolutismus und könnte diesem entstammen.[37] Den Einfluss von literarischen Friedensvisionen, häufig durch Narren vorgetragen wie in Sorels *Francion*, im *Pegnesischen Schäfergedicht* oder in Rists *Das Friedewünschende Teutschland*, konnte die Forschung verschiedentlich plausibel machen;[38] doch in all diesen Beispielen ist von einer Pazifizierung Deutschlands, nicht

37 Vgl. Friedrich Gaede: Der Gegenlauf als Kriegsprinzip – Grimmelshausen: Ein Pionier der Friedensforschung. In: *Simpliciana* XXXIII (2011), S. 199–212, zu ideengeschichtlichen Folgen von Grimmelshausens Friedensforderungen. – Zur absolutistischen Staatsform bei Grimmelshausen und ihrem Einfluss auf den Pazifizierungswunsch in der Jupiter-Episode vgl. die wichtige Studie von Dieter Breuer: Grimmelshausens politische Argumentation. Sein Verhältnis zur absolutistischen Staatsauffassung. In: *Daphnis* 5 (1976), S. 303–332 sowie den kritischen Rückblick auf Breuers Thesen bei Anne-Kathrin Röper: Jupiterepisode und Absolutismus. Eine Auseinandersetzung mit Thesen Dieter Breuers. In: *Daphnis* 23 (1994), S. 685–706.

38 Vgl. Mannack, Grimmelshausens Rist-Lektüre (wie Anm. 36).

aber schon Europas die Rede.[39] Die Personifikation Europas als Kontinent der Kriege spielte in bildlichen Friedensallegorien vor allem des späten 17. Jahrhunderts eine bedeutende Rolle;[40] auch ein Einfluss der hegemonialen Befriedungspläne Sullys und Richelieus erscheint möglich,[41] wenngleich Grimmelshausen Frankreichs Führungsanspruch hier – wie übrigens auch Harsdörffer in seiner *Japeta* – durch ein deutsches Vorrecht auf die Vergabe von Lehnsrechten ersetzt. Ob die utopische Projektion eines europäischen Imperiums, einer Belehnung unter deutscher Krone im Kontext von Jupiters überzogenen Expansionswünschen hier ebenfalls ironisiert und verworfen wird oder ob sich unter dem Deckmantel des Närrischen nicht doch der bei einigen Zeitgenossen manifeste Wunsch eines europäischen Zusammenschlusses unter deutscher Führung zeigt, lässt sich freilich schwer entscheiden.

Dass sich bei aller negativen Konnotation jedenfalls ein klares Möglichkeitsbewusstsein für die politische Verbindung christlicher Nationen finden lässt, beweist zumindest eine ähnliche Stelle in Grimmelshausens simplicianischer Unterweltreise *Verkehrte Welt.*[42] Hier trifft Simplicius einen Soldaten, der zur Betrachtung zwischenmenschlicher Grausamkeit verdammt ist; als dieser ihn fragt, „[o]b es seit dem Teutschen Friedenschluß auch wider Krieg gibt oder nicht?“ (*VW* 476), setzt Simplicius zu einer ironischen Erläuterung der weltpolitischen Lage an: Es gebe zwar noch immer Armeen,

> [S]ie seynd aber darumb nicht darauff angesehen/ daß ein Christlicher Potentat den andern […] wie etwan zu deiner Zeit geschehen seyn möchte unterdrucken/ bezwacken/ schwächen/ berauben […] wolte; sondern das gantze Christenthumb vor den ausländischen Barbarn/ Tartarn/ Türcken und dergleichen abgesagten Feinden der Christenheit zu beschirmen […]. (*VW* 477).

39 So schließlich auch im *Teutschen Friedens-Raht* (1670) von Claus von Schauenburg, den Grimmelshausen bekanntlich redigierte.

40 Vgl. Hans-Martin Kaulbach: Europa in den Friedensallegorien des 16.–18. Jahrhunderts. In: *Europa im 17. Jahrhundert. Ein politischer Mythos und seine Bilder.* Hrsg. von Klaus Bußmann und Elke Anna Werner. Wiesbaden 2004, S. 53–79.

41 Vgl. etwa Klaus Malettke: Konzeptionen kollektiver Sicherheit in Europa bei Sully und Richelieu. In: *Der Europa-Gedanke* (wie Anm. 7), S. 83–106.

42 Hans Jacob Christoffel von Grimmelshausen: *Verkehrte Welt*. In: *Werke*. II. Hrsg. von Dieter Breuer. Frankfurt a. M. 1989 (Bibliothek der Frühen Neuzeit 5). – Der Text wird im Folgenden nach der Edition von Breuer mit Sigle *VW* und Seitenangabe in runden Klammern zitiert.

Wohl unter dem Eindruck des Falls von Kreta an die Türken 1669 behauptet der Erzähler der *Mundus-inversus*-Satire, Kreta sei „durch die aller Christlichste Waffen wider den Türcken getreulich entsetzt [und] mit gesambter Europæischer Hand *attaquirt* und zum Christenthumb gebracht worden" (*VW* 479). Schließlich erwarte alle Welt, „was massen Franckreich/ England und Holland/ die Stätte Alexandriam/ Smirnam/ Damascum und Jerusalem selbst übermeistert" (ebd.), dass „die Schweden/ Polen/ Dehnen und Moscowitter gegen die Tartarn deß Türcken Vormaur", ja dass also alle europäischen Staaten in „Einigkeit" und „Christliche[r] Treu" gegen den Rest der Welt zögen:

> […] die Malobren/ Peguaner/ Calikeuther und noch wohl andere mehr uns bishieher unbekante Völcker […] haben sich der Christen Einigkeit/ ihrer Treu/ ihres Gottseligen Seelen-Eifers/ und in Summa einer so seltenen in der Welt niemahls erhörten Harmonia dergestalt zu erfreuen/ daß die dero Löbl. Einstimmung beypflichten/ und ich weiß nicht aus was vor einer verwunderlicher Erstaunung über der Europæer Glück sich ih[n]en als rechtschaffenen alten Christen […] gleichförmig machen! […] Der/ mit dem ich redete/ verwundert sich/ und sagte/ Europa müsse gewaltig an Gelt-mitteln erschöpfft worden seyn/ bis man so grosse Armaturen zu Wasser und Land auffgebracht hätte […]. Jch antwortet/ […] die Christen [hätten] durch Eintracht/ Treu/ zusammentragende Liebe/ vornemblich aber durch ihren Gottseligen Wandel gleich Anfangs so weit gebracht […] daß sich nunmehr ihre Kriege wider die Unglaubige nicht allein selbst führten und ernährten/ sondern auch Europam aus den ausländischen Schätzen von Gold und Silber […] bereicherten […]. (*VW* 480–481)

Simplicius spricht hier im Modus der Negation, alles Geschilderte verkehrt sich im *Mundus inversus* in sein Gegenteil. Fraglich ist aber, ob dadurch dem falsch Behaupteten lediglich Folienfunktion zukommt – eine ideale Welt sähe eben doch genau so aus, Europa möge sich zusammenschließen, konsolidieren und zum gerechten Krieg gegen die ‚Ausländer' ziehen – oder ob Grimmelshausen nicht durch die doppelte Zerrperspektive der simplicianischen Figurenrede in einer verkehrten Welt vielmehr den überzogenen Vereinigungswunsch der harmonistischen Friedenspläne aufs Korn nimmt. Denn nicht nur nicht zu verwirklichen sei ein christliches Bündnis, so jedenfalls lässt sich die Textpassage lesen, sondern womöglich auch nicht wünschenswert, führe es doch erneut zu Krieg, lasse sich nicht finanzieren und beute die „ausländischen Schätze(n) von Gold und Silber" aus, eine im 17. Jahrhundert sehr geläufige Kritik an dem spanischen Kolonialismus in Lateinamerika.

Somit greift Grimmelshausen die zeitübliche Rhetorik einer christlichen Solidargemeinschaft ironisch auf und spielt auf die Sehnsucht nach der mittelalterlichen *unitas christiana Europaea* ebenso an wie auf die koloniale Expansion und die erweiterten Kenntnisse nicht-europäischer Kulturen.

III. Der Außenblick auf Europa. Perspektivismus und kontinentale Identität

Mit einigem Abstand am häufigsten fällt der Europabegriff in der *Continuatio*, dem sechsten Buch des *Simplicissimus Teutsch.*[43] Grund dafür dürfte u. a. der außereuropäische Handlungsraum der *Continuatio* sein – denn auf seiner Reise nach Jerusalem kommt der Pilger Simplicius im 17. Kapitel auch nach Ägypten und besucht Alexandria und Kairo. Dass erst die Begegnung mit dem Fremden ein Bewusstsein für das Eigene schafft, mag ein Gemeinplatz der Europäistik sein, aber besonders eine in der Forschung bislang nicht beachtete Szene bei Grimmelshausen illustriert den Umstand deutlich. Als Simplicius eben die Pyramiden besichtigen möchte, wird er von einer Bande arabischer Räuber entführt, die ihn über das rote Meer fahren, um ihn, den Langbärtigen, als Jahrmarktkuriosität vorzuführen. Auf dem Marktplatz einer Handelsstadt sammelt sich ein Auflauf Schaulustiger,

> unter welchem sich auch Herrn befanden dennen ich an der Klaydung wol ansahe/ daß es *Europeer* waren; Nun/ gedachte ich jetz wird deine Erlösung nahen/ und deiner Herrn Betrug und Buberey offenbaren; jedoch schwige ich noch so lang still/ biß ich etliche auß ihnen hoch: und nider Teutsch/ etliche Frantzösisch und ander *italiäni*sch reden hörte; […] [ich] brachte noch so vil verlegen Latein (damit mich alle *Nationes* in *Europa* auff einmal verstehen söllen) zusammen/ daß ich sagen konte/ ihr Herrn ich bitte euch allesamb umb Christi unsers Erlösers Willen/ das ihr mich auß den Händen diser Rauber erretten wollet […]; so bald ich solches gesagt/ wischte einer von meinen Herrn mit dem Sebel herauß/ mir das reden zulegen […]; aber die redliche *Europeer* verhinderten sein Beginnen […]. (*ST* 653–654)

43 Geradezu „inflationär“ komme der Begriff in der *Continuatio* vor, so Hanenberg, *Europa* (wie Anm. 13), S. 12 und S. 39.

Die Europäer retten den deutschen Pilger aus der arabischen Gefangenschaft. Ganz unironisch bekräftigt der Erzähler die kontinentale Solidarität hier und nennt eine ganze Reihe von kulturellen Gemeinsamkeiten, die dem Versklavten die Identifikation ermöglichen und seine Befreiung begünstigen: Die Europäer zeichnen sich durch ähnliche Kleidung aus; Latein dient als *lingua franca* der europäischen Verständigung; der Appell an Christus fungiert als Erkennungschiffre und signalisiert, dass man sich hier beizustehen hat. Simplicius' Bewusstsein für die Vielfalt verschiedener Nationen – die polyglotte Gruppe kommt aus den Niederlanden, Deutschland, Frankreich und Italien – weicht offenbar dem Gefühl für europäischen Zusammenhalt, befindet man sich einmal unter Arabern.

*

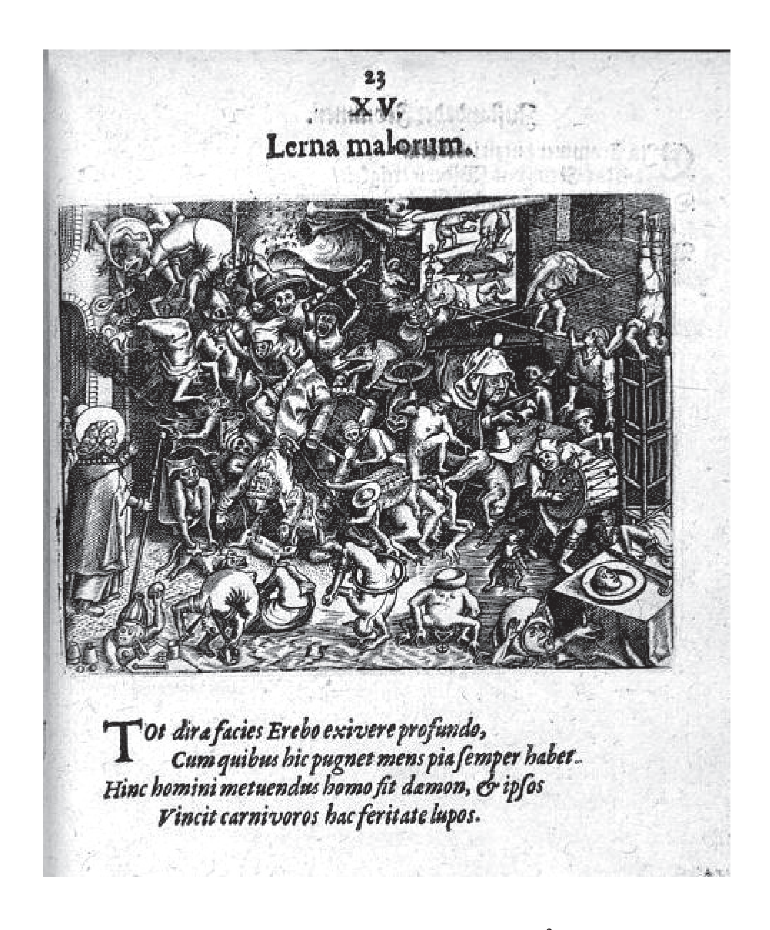
Die Textstelle, die deutlich zeigt, wie sehr sich das barocke Europabewusstsein aus dem erweiterten Wissen von und der Begegnung mit außereuropäischen Kulturen speist, sollte jedoch nicht darüber hinwegtäuschen, dass ‚Europa' in weiten Teilen der deutschen Literatur des 17. und frühen 18. Jahrhunderts negativ konnotiert ist: Europa, so lässt sich zusammenfassen, fungiert erstmals bei Grimmelshausen als Kollektivbegriff für die episodische Vielfalt pikarischer Erfahrungsräume und eröffnet folglich eine Ebene zwischen chorographisch-historischer Konkretion und abstrakt-metaphysischer Totalität. Der Kontinent bildet den Nährboden für das Sündengewächs ‚lerna malorum', wird als *Theatrum* des Krieges und seiner Irrungen, als Schauplatz teuflischer Bestrebungen gedeutet. Seine Pazifizierung durch den Deutschen Frieden ist zu wünschen, doch überzogene Visionen europäischer Harmonie oder einer christlichen Einheit werden ironisiert.

Die deutsche Barockliteratur, das zeigt nicht nur Grimmelshausens *Simplicissimus Teutsch*,[44] kann sich in der Beförderung des deutschen ‚Aufholprozesses' seit Opitz, in ihrem Reform- und Modernisierungsstreben nicht allein an einzelnen Nachbarnationen wie Frankreich und den Niederlanden orientieren, sondern sie kennt durchaus auch die eu-

44 Vgl. zu den Spannungen zwischen ‚Europabewusstsein' und ‚Nationalisierung' im 17. Jahrhundert die grundlegenden Überlegungen bei Silvia Serena Tschopp: Gegenwärtige Abwesenheit? Europa als politisches Denkmodell im 17. Jahrhundert. In: *Europa im 17. Jahrhundert* (wie Anm. 40), S. 25–37.

ropäische Bezugsebene, denkt nicht nur in territorialen und nationalen, sondern bisweilen und verstärkt gegen Ende des 17. Jahrhunderts auch in kontinentalen Kategorien.

Abbildung



23

XV.

Lerna malorum.

Tot diræ facies Erebo exivere profundo,
Cum quibus hic pugnet mens pia ſemper habet.
Hinc homini metuendus homo fit dæmon, & ipſos
Vincit carnivoros hac feritate lupos.

Abb.: Theodor de Bry: *Emblemata Secularia* (1611, hier aus ^{2}1627).

Sylvia Brockstieger (Freiburg)

Reflexionen über deutsche Sprache und Kunst. Mathias Holtzwart, Johann Fischart und die Profilierung der Emblematik aus dem Geist des Patriotismus

I. Facetten des Sprach- und Kulturpatriotismus im Straßburger Kreis um Johann Fischart

Im Jahr 1579 erscheint in Straßburg die erste Ausgabe von Fischarts antikatholischer Schrift *Binenkorb Deß Heyl. Römischen Imenschwarms*, einer Übersetzung des niederländischen *De Biënkorf Der H. Roomsche Kercke* (1569) des Philipp van Marnix. Von Fischarts Selbstverständnis als sprachmächtiger Übersetzer sowie von seinen patriotischen Motiven zeugen die Paratexte des *Binenkorbs*: Er habe, so schreibt er in der Vorrede, den Text „zuförderst dem Vatterland zu dienst/ der Kirchen zu frommen" ins „verständlich Teutsch" übersetzt.[1] Karriere macht Fischarts Text allerdings lediglich zu seinen Lebzeiten.[2] Etwa 150 Jahre später, 1733, erscheint eine weitere hochdeutsche Übersetzung der Marnix-Schrift, diesmal in Amsterdam und unter dem Titel *Gereinigter Bienenkorb*. Das Urteil des anonymen Übersetzers über Fischarts *Binenkorb* fällt vernichtend aus:

> Dass man aber dieses Büchlein von neuem in das Hochteutsche übersetzet, da es doch vorlängst von einem, so sich Jesuwald Pickhart [Pseudonym Fischarts,

---

1 [Fischart, Johann] Jesuwalt Pickhart: *Binenkorb Deß Heyl. Römischen Imenschwarms* […]. Christlingen [Straßburg: Bernhard Jobin] 1580 [Bayerische Staatsbibliothek München; Polem. 991 f], fol. 3^{r}. Die Ausgabe von 1580, aus der hier zitiert wird, stimmt mit der Erstausgabe mit Ausnahme weniger Korrekturen überein.

2 Im Zeitraum zwischen 1579 und 1588 erscheinen vier Auflagen, die von Mal zu Mal umfangreicher werden. Zu den Umarbeitungen vgl. Adolf Hauffen: *Johann Fischart. Ein Literaturbild aus der Zeit der Gegenreformation*. Bd. 2. Berlin, Leipzig 1922, S. 112–118.

> S. B.] nennet, geschehen, ist Ursache: weil erstlich der so genannte Pickhart den wahren Auctorem gänzlich verschwiegen, dessen man sich doch gar nicht zu schämen hat. Vors zweyte, weil verschiedenes nicht accurat übersetzet ist, indem der Translateur das Holländische nicht recht verstanden, auch ganz gemeine Wörter nicht einmahl Teutsch zu geben gewusst: Drittens, weil er daher manches gar ausgelassen, und vor sich ander Zeug aus seinem Gehirn hinein geflickt, so in des wahren Auctoris Buch nicht stehet.[3]

Der Übersetzer zweifelt an der Sprachkompetenz Fischarts und kritisiert vor dem Hintergrund veränderter Übersetzungsideale des 18. Jahrhunderts dessen amplifizierende Schreib- und Übersetzungstechnik. Zudem scheint – wenn es sich in diesem Fall nicht um eine Geste der bewussten *damnatio memoriae* handelt – Anfang des 18. Jahrhunderts das Wissen um die Auflösung des Pseudonyms Fischarts und damit um den Autor des ersten hochdeutschen *Bienenkorbs* verlorengegangen zu sein.

Dieses Beispiel illustriert, in welch hohem Maße das literatur- und kulturpolitische Projekt Fischarts, das er zusammen mit seinem Schwager Bernhard Jobin in dessen Straßburger Offizin vorantreibt,[4] in den folgenden Jahrhunderten in Vergessenheit gerät und überdeckt wird von der durchschlagenden Wirkung des Martin Opitz und seines klassizistischen Ansatzes. Dass Fischart ein sprachpflegerisches Programm verfolgt und dass dieses mit seinem ganz speziellen Verhältnis zu den antiken Autoritäten zusammenhängt, ist der Forschung lange bekannt.[5] Jüngere Arbeiten haben jedoch den Anstoß dazu gegeben, Fischarts Schriften im Kontext eines spezifisch volkssprachlichen ‚rinascimentalen Diskurses' in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts zu sehen, der vor allem, freilich nicht ausschließlich, im kulturellen Kontaktraum des deutschen Südwestens wirksam ist. Der Modus der Bezugnahme auf die Autoritäten der antiken wie neulateinischen Literatur auf der einen Seite sowie auf die Vorbilder der bereits etablierten volkssprachlichen Literaturen der Romania auf der anderen Seite ist in weiten Teilen eine andere als bei Opitz. Sie zeichnet sich vor allem dadurch aus, dass sie

3 [Anonym:] *Gereinigter Bienen-Korb Der Heiligen Römischen Kirche* […]. Amsterdam: Abraham und Johann de Wees 1733 [Universitätsbibliothek Tübingen; Gf 897], fol. a2^{v}.

4 Vgl. hierzu meine noch nicht publizierte Dissertationsschrift mit dem Titel: *Arbeit am Deutschen. Johann Fischart im Kontext der Offizin Bernhard Jobin*.

5 Vgl. beispielsweise Walter Eckehart Spengler: *Johann Fischart gen. Mentzer. Studie zur Sprache und Literatur des ausgehenden 16. Jahrhunderts*. Göppingen 1969 (Göppinger Arbeiten zur Germanistik 10), S. 243–245.

geradezu emphatisch mit der autochthonen Tradition rechnet und diese auf spielerisch-experimentelle Art und Weise ins Verhältnis zu den klassischen, zuweilen aber auch ‚unklassischen'[6] Texten der Antike setzt. In diesem Sinne ist Fischarts Werk

> volksprachig [!] und gelehrt, von einer hypertrophierten Artistik und didaktisch, knüpft an mittelalterlich-autochthone Traditionen an und versteht sich im Rahmen einer humanistischen Nachahmungspoetik; es entzieht sich klassischer *imitatio* und stellt sich unablässig der *aemulatio* mit antiker wie mit zeitgenössisch humanistischer Dichtung und Kunst. Es vertritt eine Renaissancepoetik, die keine Fortsetzung fand.[7]

Von diesem Umstand legt das Beispiel der kurzen Rezeptionsgeschichte des Fischart'schen *Binenkorbs* beredtes Zeugnis ab.

Nun mag Fischarts Schaffen und hier besonders seine komplexe Rabelais-Übertragung *Geschichtklitterung* (erstmals 1575, zuletzt 1590) in ihrer exaltierten Ausstellung der deutschen Sprache den Eindruck erwecken, eine Ausnahmeerscheinung im Panorama des 16. Jahrhunderts zu sein. Im Falle der zahlreichen kleineren Schriften Fischarts fällt jedoch auf, dass sie oft in engstem thematischen oder textuellen Zusammenhang mit denen anderer Autoren stehen, die wie Fischart selbst in der Straßburger Werkstatt Bernhard Jobins drucken lassen. So kristallisiert sich die Offizin als der soziale Ort heraus, an dem von verschiedener Seite und auf den unterschiedlichsten Feldern an einer elaborierten deutschen Sprache und Kultur gearbeitet wird.[8]

---

6 Vgl. dazu grundlegend Jan-Dirk Müller: Fischarts Gegenkanon. Komische Literatur im Zeichen der *imitatio*. In: *Maske und Mosaik*. Hrsg. von Jan-Dirk Müller und Jörg Robert. Münster 2007 (Pluralisierung & Autorität 11), S. 281–321.

7 Jan-Dirk Müller: Die frühe Neuzeit in der Literaturgeschichtsschreibung. In: *Entdeckung der frühen Neuzeit. Konstruktionen einer Epoche der Literatur- und Sprachgeschichte seit 1750*. Hrsg. von Marcel Lepper und Dirk Werle. Stuttgart 2011 (Beiträge zur Geschichte der Germanistik 1), S. 15–38, hier S. 34.

8 Der Schweizer Bernard Jobin, aus der Gegend um Basel stammend, ist seit 1560 Bürger von Straßburg und betätigt sich zuerst als Formenschneider. Bald erhält er das Druckerprivileg. Die ersten Drucke sind ab 1569 nachzuweisen, also kurz nach der Hochzeit mit Fischarts Schwester Anna; eine kontinuierliche Produktion setzt mit dem Jahr 1572 ein und dauert bis zu seinem Tod 1593 an. Jobins Sohn Tobias übernimmt daraufhin die Offizin für die Erben, die bis ins Jahr 1601 produzieren, bevor die Offizin endgültig auf Tobias Jobin übergeht. 1604 wird sie von Johann Carolus gekauft; vgl. Christoph Reske: *Die Buchdrucker des 16. und 17. Jahrhunderts im deutschen Sprachgebiet. Auf der Grundlage des gleichnamigen Werkes von Josef Benzing*. Wiesbaden 2007, S. 894–895. Johann Fischart, der

Fischart selbst ist als Redaktor, Korrektor und Editor aktiv in das Tagesgeschäft der Offizin involviert und bildet im Team mit dem Druckerverleger das Zentrum einer hochproduktiven gelehrten Konstellation, an der beispielsweise auch der Künstler und Holzschneider Tobias Stimmer[9] und Autoren wie Mathias Holtzwart, Nikolaus Reusner und Johann Christoph Artopoeus partizipieren.

Das Engagement für die deutsche Nation und ihre Sprache in kulturvergleichend-agonaler Perspektive,[10] zumal in der – durchaus produktiven – Frontstellung gegenüber Frankreich, hat in der elsässischen Grenzregion bereits Tradition und ist untrennbar mit dem Namen Wimpfelings verbunden. Der dabei greifende Patriotismus ist auch am Ende des 16. Jahrhunderts ein dynamischer, indem er sich zwischen den Ebenen von Reich, Region und Stadt bewegt.[11] Ähnlich verhält es sich mit der Form, die das Deutsche vor diesem Hintergrund anzunehmen habe. In einer Zeit zunehmender, nicht zuletzt durch den regen Lutherbibeldruck bedingter Standardisierungstendenzen bemüht sich Fischart zusammen mit seinem Drucker einerseits um überregionale

---

1546 in Straßburg geboren wird, in Basel zum Doktor beider Rechte promoviert wird und 1591 als Amtmann in Forbach stirbt, ist von Anfang an als Redaktor, Herausgeber und Übersetzer in die Produktion der Offizin eingebunden; vgl. zu Leben und Werk Ulrich Seelbach: Art. ‚Fischart, Johann'. In: *Frühe Neuzeit in Deutschland 1520–1620. Literaturwissenschaftliches Verfasserlexikon*. Hrsg. von Wilhelm Kühlmann [u. a.]. Bd. 2. Berlin 2012, Sp. 358–383. Eine erste, materialreiche Aufarbeitung des Fischart'schen Werks hat Karl Hartwig Gregor von Meusebach geleistet; vgl. *Fischartstudien des Freiherrn Karl Hartwig Gregor von Meusebach. Mit einer Skizze seiner literarischen Bestrebungen*. Hrsg. von Camillus Wendeler. Halle 1879.

9 Vgl. zu Tobias Stimmer und seiner nicht geringen kunsthistorischen Bedeutung den Ausstellungskatalog *Spätrenaissance am Oberrhein. Tobias Stimmer. 1539–1584*. Hrsg. vom Kunstmuseum Basel. Basel 1984.

10 Vgl. Caspar Hirschi: *Wettkampf der Nationen. Konstruktionen einer deutschen Ehrgemeinschaft an der Wende vom Mittelalter zur Neuzeit*. Göttingen 2005, v. a. S. 251–301, wo Hirschi verschiedene „Wettkampfterrain[s]" identifiziert.

11 Viele Humanisten beziehen den *patria*-Begriff auf ihre Heimatstadt. Wimpfeling wiederum verwendet ihn für Schlettstadt, für das Elsass und auch die deutsche Nation; vgl. Hirschi, *Wettkampf* (wie Anm. 10), S. 109–111; zur Verquickung von Reichs- und Stadtpatriotismus bei Fischart vgl. auch Erich Kleinschmidt: *Stadt und Literatur in der Frühen Neuzeit. Voraussetzungen und Entfaltung im südwestdeutschen, elsässischen und schweizerischen Städteraum*. Köln, Wien 1982 (Literatur und Leben. N. F. 22), S. 316. Zeugnis von der elsässischen Perspektive legt unter anderem das bei Jobin erschienene *Chronicon Alsatiae. Edelsasser Cronick* des Bernhard Hertzog (1592) ab.

Verständlichkeit,[12] andererseits stellt er die Regiolekte emphatisch aus und schreibt dabei dem Alemannischen eine besondere Dignität zu.[13] Doch nicht nur am ‚Sprachstand', auch an den literarisch-poetischen Formen sowie den in ihnen verhandelten Diskursen setzt der sprach-, kultur- und literaturpolitische Hebel Fischarts und seines Kreises an, was im Folgenden nur grob und in Auszügen umrissen werden kann.

Dreh- und Angelpunkt sind Fischarts sprachartistische Experimente, seine Makkaronismen, seine copiösen und aemulativen Schreibtechniken, über die er beispielsweise die synchrone wie diachrone Extension und damit das lexikalische Potential des Deutschen erforscht. Auch jonglieren er und weitere Autoren wie Holtzwart und Artopoeus mit eingeführten Poetiken narrativer Literatur, gleichen mittelalterlich-autochthone mit antiken Erzählmodellen ab und präparieren auf diese Wiese die Autonomie, aber auch die Anpassungsfähigkeit des Deutschen heraus.[14] Berühmt sind außerdem Fischarts Adaptationen und

12 Zur Rolle der Drucker (und der sogenannten Druckersprachen) im Normierungsprozess vgl. allgemein Frédéric Hartweg: Die Rolle des Buchdrucks für die frühneuhochdeutsche Sprachgeschichte. In: *Sprachgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Sprache und ihrer Erforschung*. Hrsg. von Werner Besch [u. a.] 2., vollst. neu bearb. und erw. Aufl. Bd. 2. Berlin, New York 2000 (Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft 2.2), S. 1682–1705, besonders S. 1686–1688. Der deutsche Südwesten hat dabei eine gewisse randständige Position inne, das Alemannische bleibt längerfristig von den Makroentwicklungen ausgeschlossen; vgl. Frédéric Hartweg: Oberdeutsche, alemannische oder elsässische Schibboleths? Zur Frage der räumlichen Geltung von Besonderheiten der Straßburger Druckersprache. In: *Stadtsprachenforschung unter besonderer Berücksichtigung der Verhältnisse der Stadt Straßburg in Spätmittelalter und früher Neuzeit*. Hrsg. von Gerhard Bauer. Göppingen 1988 (Göppinger Arbeiten zur Germanistik 488), S. 393–411, hier S. 401. Auch die Offizin Jobin bemüht sich um eine einheitliche Orthographie; vgl. Virgil Moser: Über Sprache und Orthographie Fischarts. In: *Alemannia* 42 (1915), S. 158–174. Auf dem Titelblatt des *Binenkorb* heißt es, Fischart habe in ein „gut preyt Fränckisch hoch Teutsch" ([Fischart,] *Binenkorb* [wie Anm. 1], Titel) übersetzt.

13 So finden sich beispielsweise (unter vielem anderem) sächsische und niederdeutsche Passagen in der *Geschichtklitterung*; vgl. Johann Fischart: *Geschichtklitterung (Gargantua). Text der Ausgabe letzter Hand von 1590.* Mit einem Glossar hrsg. von Ute Nyssen. Düsseldorf 1963, S. 133 und 311. Gegen Goropius Becanus, der das Niederländische mit der adamitischen Ursprache identifiziert, kommt Fischart zu dem Schluss, dass vielmehr das Alemannische als die Sprache Adams anzusehen sei; vgl. Tobias Bulang: *Enzyklopädische Dichtungen. Fallstudien zu Wissen und Literatur in Spätmittelalter und früher Neuzeit*. Berlin 2011 (Deutsche Literatur. Studien und Quellen 2), S. 406–409.

14 Müller hat die Konvergenzen und Kollisionen von ‚hohen' und ‚niederen'

Modifikationen romanischer wie klassischer Gedicht- und Versformen sowie seine Beiträge zur protestantischen Lieddichtung.[15] In thematischer Hinsicht arbeitet sich Fischart über die rege Rezeption (religions-) politischer Schriften besonders aus den Niederlanden und Frankreich an der gesamteuropäischen konfessionellen Frage ab und leitet daraus bestimmte Forderungen, politischer wie moralischer Art, an das Reich ab, das als überregionale Sprach- und Sittengemeinschaft ein gewichtiger politischer Akteur mit einer langen und identitätsstiftenden Geschichte ist.[16] Sittenlehre und Spracharbeit wiederum überlagern sich in der noch jungen Kunstform der Emblematik, die der stark an der Bildkunst interessierte Drucker, der sich auch selbst als Formenschneider betätigt, aufnimmt und mithilfe Fischarts und Holtzwarts in sein patriotisches Programm einpasst. Die Offizin zeichnet dabei für zwei bekannte zweisprachige Emblembücher verantwortlich, Holtzwarts *Emblematum Tyrocinia* (1581) und Nikolaus Reusners *Emblematum Aurolorum Liber* (1587). Bei den ‚Goldenen Emblemen' Reusners, der als gut vernetztes Mitglied der humanistischen Gelehrtenrepublik seinen Fokus auf die Pflege des Neulateinischen konzentriert, handelt es sich im Kern

---

Erzählmodi im *Glückhafft Schiff von Zürich* (1577), im *Eulenspiegel Reimensweiß* (ca. 1572), in *Flöh Hatz, Weiber Tratz* (1573, 1577) und im *Ritter Stauffenberg* (1588) herausgearbeitet; vgl. Müller, Fischarts Gegenkanon (wie Anm. 6), S. 285–303 und 309–316. Die von Fischart eingeleitete und von Artopoeus verantwortete Übersetzung des pseudo-antiken Liebes- und Abenteuerromans *Ismenivs Oder/ Ein vorbild Stäter Liebe* (1573) wiederum schreibt den deutschen Prosaroman an eine neuplatonisch fundierte Romanpoetik heran. Vgl. Sylvia Brockstieger: *Aemulatio* und Intermedialität. Kunsttheoretische und poetologische (Selbst-)Reflexion im Prosaroman „*Ismenius*" (1573). In: *Aemulatio. Kulturen des Wettstreits in Text und Bild (1450–1620)*. Hrsg. von Jan-Dirk Müller [u. a.] Berlin, New York 2011 (Pluralisierung & Autorität 27), S. 165–190.

15 Besonders prominent sind die polemischen Sonette auf Katharina von Medici, die ersten eigenständigen Sonette in deutscher Sprache – vgl. dazu Achim Aurnhammer: Johann Fischarts Spottsonette. In: *Simpliciana* XXII (2000), S. 145–165 – sowie Fischarts Hexameter-Experimente in der *Geschichtklitterung*, vgl. Fischart, *Geschichtklitterung* (wie Anm. 13), S. 53–54, und dazu Müller, Die frühe Neuzeit (wie Anm. 7), S. 34. Im Bereich der Lieddichtung ist beispielsweise das 1576 bei Jobin erschienene *Gesangbüchlin* von Bedeutung.

16 Vgl. zur politischen Theorie beispielsweise die Gentillet-Übersetzung *Regentenkunst/ oder Fürstenspiege*l (1580) des Georg Nigrinus, zu der Fischart eine Vorrede beisteuert, und dazu Michael Szurawitzki und Dagmar Neuendorff: Die ‚Epistre' zu Innocent Gentillets ‚Contre-Machiavel' und die Vorreden Georg Nigrinus' und Johann Fischarts in ‚Regentenkunst oder Fürstenspiegel'. Edition mit Hintergrund und Kommentar. In: *Beiträge zur deutschen Sprache und Literatur* 133 (2011), S. 290–315.

um eine Umarbeitung von Holtzwarts Emblembuch unter den Auspizien gelehrten Wissens,[17] ist es doch in seiner ostentativen Ausstellung des Vernakularen durchaus provokativ.

II. Grundlegung einer vernakularen Emblematik in Holtzwarts *Emblematum Tyrocinia* (1581)

Bei den *Emblematum Tyrocinia* handelt es sich um das erste deutsche Emblembuch im engeren Sinne, das mit deutschsprachigen Elementen aufwartet und dabei keine Alciato-Übersetzung ist.[18] Die Ausarbeitung zumindest der lateinischen Epigramme hat lange vor der Drucklegung stattgefunden, davon zeugen intertextuelle Übereinstimmungen mit Holtzwarts Erstlingsarbeit, dem 1568 bei Josias Rihel in Straßburg gedruckten *Lustgart Newer deuttscher Poëteri*,[19] sowie die frühe Datie-

17 Vgl. dazu meine Dissertation (wie Anm. 4). Über Reusner, seine Vernetzungen und sein Werk informiert Michael Schilling: Nachwort. In: Nikolaus Reusner: *Emblemata Partim Ethica, Et Physica: Partim vero Historica & Hieroglyphica (Frankfurt am Main 1581)*. Neudruck mit einem Nachwort und Register von Michael Schilling. Hildesheim [u. a.] 1990 (Emblematisches Kabinett), S. 1*–16*, hier besonders S. 1*–2*.

18 Die ersten deutschen Alciatio-Übersetzungen stammen von Wolfgang Hunger (1542) und Jeremias Held (1567), wobei Holtzwart möglicherweise sogar durch Jeremias Held zu seiner Unternehmung angeregt wird. Vgl. Peter von Düffel und Klaus Schmidt: Nachwort. In: Mathias Holtzwart: *Emblematum Tyrocinia. Mit einem Vorwort über Ursprung, Gebrauch und Nutz der Emblematen von Johann Fischart und 72 Holzschnitten von Tobias Stimmer*. Hrsg. von Peter von Düffel und Klaus Schmidt. Stuttgart 1968, S. 207–234, hier S. 212. Zu Holtzwarts Leben und Werk vgl. Wilhelm Kühlmann und Walter E. Schäfer: Art. ‚Holtzwart, Mathias'. In: *Killy Literaturlexikon*. Bd. 5. Hrsg. von Wilhelm Kühlmann. Berlin, New York 2009, zit. nach *Verfasserdatenbank* <*http://www.degruyter.com/ view/ db/vdbo*> (Abruf 11.09.2013).

19 Im Epilog des *Lustgart* zitiert Holtzwart mit geringen Abweichungen im Wortlaut das Epigramm des Emblems XV bzw. vice versa; vgl. Mathias Holtzwart: *Lustgart Newer deuttscher Poëteri* […]. Straßburg: Josias Rihel 1568 [Bayerische Staatsbibliothek München; 2 Austr. 68 m], fol. 172^{v} und Mathias Holtzwart: *Emblematum Tyrocinia. Mit einem Vorwort über Ursprung, Gebrauch und Nutz der Emblematen von Johann Fischart und 72 Holzschnitten von Tobias Stimmer*. Hrsg. von Peter von Düffel und Klaus Schmidt. Stuttgart 1968, S. 48 – Der Text wird im Folgenden nach dieser Edition mit Sigle *ET* und Seitenangabe in runden Klammern zitiert; vgl. Düffel und Schmidt, Nachwort (wie Anm. 18), S. 212.

rung von Holtzwarts lateinischer Widmungsvorrede an Friedrich, Herzog von Württemberg, auf das Jahr 1576 (vgl. *ET* 5). Die zeitliche Verortung der deutschen *subscriptiones*, die, wie zu zeigen sein wird, eigenständig sind und keine planen Übersetzungen darstellen, ist nicht mehr rekonstruierbar, was in der Vergangenheit zu unberechtigten Zweifeln an Holtzwarts Autorschaft und zu Spekulationen über ein Engagement Fischarts bei der Erarbeitung der deutschen Verse geführt hat,[20] zumal aus dessen Feder die kunstgeschichtliche Verortung und Begründung der Gattung in der deutschsprachigen Vorrede stammt (vgl. *ET* 7–18). Auch ist unklar, ob und inwiefern Holtzwart in die Konzeptionalisierung von Stimmers Holzschnitten eingebunden war, die einen ähnlich inköharenten Bezug zu den Textbestandteilen aufweisen wie die lateinischen und deutschen *subscriptiones* zueinander.[21]

Das fragile Verhältnis zwischen den emblematischen ‚Bauteilen' von *inscriptio*, *pictura* und *subscriptio* überrascht in der Frühphase der Emblematik keineswegs, ist hier durch die Zweisprachigkeit zusätzlich ins Schwanken gebracht und darf dementsprechend auch nicht als mangelnde Kunstfertigkeit des Verfassers gedeutet werden.[22] Vielmehr wird durch diese epistemologischen Widerstände die Verfasstheit der künstlerischen Formen sichtbar gemacht und im sprachpolitischen Sinne ausgestellt. Gerade für seine lateinischen Epigramme schöpft Holtzwart aus dem Reservoir der antiken Literatur und ihres Wissens, referiert er, besonders über seine Alciato-Bezüge, auf die gelehrten Vorbilder der zeitgenössischen, vor allem italienischen Emblemkunst[23] und zielt da-

20 Vgl. beispielsweise Elisabeth Klecker und Sonja Schreiner: How to Gild Emblems. From Mathias Holtzwart's „Emblematum Tyrocinia" to Nicolaus Reusner's „Aureola Emblemata". In: *Mundus Emblematicus. Studies in Neo-Latin Emblem Books*. Hrsg. von Karl A. E. Enenkel und Arnoud S. Q. Visser. Turnhout 2003 (Imago Figurata Studies 4), S. 131–172, hier S. 159.

21 Vgl. Klecker und Schreiner, How to Gild Emblems (wie Anm. 20), S. 148–149; zum Missverhältnis zwischen Text und Bild vgl. auch Holger Homann: *Studien zur Emblematik des 16. Jahrhunderts. Sebastian Brant, Andrea Alciati, Johannes Sambucus, Mathias Holtzwart, Nicolaus Taurellius*. Utrecht 1971, S. 94–95.

22 Vgl. Dietmar Peil: Das Sprichwort in den „Emblematum Tyrocinia" des Mathias Holtzwart (1581). In: *Kleinstformen der Literatur*. Hrsg. von Walter Haug und Burkhart Wachinger Tübingen 1994 (Fortuna vitrea 14), S. 132–164, hier S. 135–136.

23 Vgl. zu den Alciato-Bezügen Klecker und Schreiner, How to Gild Emblems (wie Anm. 20), S. 141–151. Fischart liefert in seiner Vorrede einen Katalog der einschlägigen Impresen-, Hieroglyphen- und Emblemliteratur, allerdings ist unklar, ob Holtzwart sie alle gekannt hat, da konkrete Bezüge prinzipiell schwer nachzuweisen sind. Für die Devisen nennt Fischart Paolo Giovio, Claude Paradin,

mit letztlich auf das im 16. Jahrhundert gängige, hermetische Emblemverständnis, das die Enträtselung des verborgenen Sinns dem Kreis der (humanistisch) Gebildeten vorbehält.[24] Auf der anderen Seite ist dem Buch immer wieder und zurecht ein ‚volkstümlicher' Zug zugeschrieben worden, der an der pädagogischen Grundanlage des Buches – es bildet den Entwurf eines gelungenen christlichen Lebens von Jugend und Ausbildung bis zur Auferstehung ab –,[25] an den imperativischen Motti,[26] der Sprichwortdichte und der didaktischen Konkretheit der Handlungsanweisungen,[27] beispielsweise im Bereich der Ehelehre, abgelesen worden ist. Lateinische wie deutsche Proverbien und Sprichwörter jedoch sind vor dem Hintergrund des zeitgenössischen Sprichwortverständnisses wie desjenigen des Sebastian Franck keineswegs Indizien für eine simplifizierende Sprach- und Weltsicht. Vielmehr sind sie philosophisch relevant, repräsentieren sie mit ihrer ‚natürlichen Sprache' die alte, allen Nationen gemeinsame Weisheit und ermöglichen sie über ihre Eigenschaften der *obscuritas* und *brevitas* Einsicht in die tief verborgene Wahrheit.[28] Das im deutschen Sprichwort enthaltene

---

Gabriele Simeoni; für die die Hieroglyphen Celio Calcagnini, Alessandro Cittolini, Pierio Valeriano; für die Emblematik Andrea Alciato (mit Jeremias Held), Barthélemy Aneau, Achille Bocchi, Pierre Costau, Hadrianus Junius, Guilleaume de la Perrière, Johannes Sambucus; vgl. *ET* 17; vgl. Klecker und Schreiner, How to Gild Emblems (wie Anm. 20), S. 140. Zu potentiellen Quellen vgl. außerdem Homann, *Studien* (wie Anm. 21), S. 90–91, der zu Unrecht Holtzwart „weitgehende[n] Verzicht, den Text durch gelehrte Anleihen aus der Welt der Antike aufzuputzen" (ebd., S. 90) bescheinigt. Ein Beispiel für den Bezug zur Hieroglyphenliteratur ist die Froschhieroglyphe in Emblem LXX; vgl. Homann, *Studien* (wie Anm. 21), S. 91–93.

24 Vgl. William S. Heckscher und Karl-August Wirth: Art. ‚Emblem, Emblembuch'. In: *Reallexikon zur deutschen Kunstgeschichte*. Hrsg. vom Zentralinstitut für Kunstgeschichte. Bd. 5. München 1959, Sp. 85–228, hier Sp. 65–66.

25 Vgl. Klecker und Schreiner, How to Gild Emblems (wie Anm. 20), S. 140.

26 Vgl. von Düffel und Schmidt, Nachwort (wie Anm. 18), S. 227.

27 Vgl. von Düffel und Schmidt, Nachwort (wie Anm. 18), S. 227; Klecker und Schreiner, How to Gild Emblems (wie Anm. 20), S. 135–137; vgl. Bulang, *Enzyklopädische Dichtungen* (wie Anm. 13), S. 421; Homann, *Studien* (wie Anm. 21), S. 93. Zu weit gehen von Düffel und Schmidt, wenn sie behaupten, Holtzwart sei „[w]eit entfernt von den esoterischen Gedanken der Neuplatoniker in Italien, die in den Emblemen die Hieroglyphen der Moderne […] sahen, und ebenso fern vom geschärften theoretischen Bewußtsein der italienischen Akademiker" (von Düffel und Schmidt, Nachwort [wie Anm. 18], S. 226).

28 Vgl. Wilhelm Kühlmann: Auslegungsinteresse und Auslegungsverfahren in der Sprichwortsammlung Sebastian Francks (1541). In: *Kleinstformen der Literatur*. Hrsg. von Walter Haug und Burkhart Wachinger. Tübingen: 1994 (Fortuna vitrea

Wissen der autochthonen Alten wird mit der in den lateinischen Proverbien und Adagien thesaurierten Weisheit der Antiken enggeführt, und so ist der höhere Anteil der deutschen Sprichwörter hier „auch in einem Zusammenhang mit den antiquarisch-nationalen Interessen der Humanisten“[29] zu sehen. Sie formulieren die vernakulare Variante zur lateinischen Sentenz und können zuweilen sogar, was hier nicht im Einzelnen ausgeführt werden kann, die Semantik des Emblems erweitern.[30]

Was für die deutschen Sprichwörter gilt, ist generell für die deutschsprachigen Bestandteile der Embleme zutreffend: Sie sind als von den lateinischen Texten unabhängige Einheiten unabdingbar für das Verstehen der emblematischen Triade. Augenfällig wird dies beispielsweise im Emblem XXIX (Abb. 1). Das lateinische Motto formuliert den Grundsatz, dass dem Glück nicht zu trauen sei – „Fortunae non nimium credendum“ (ET 76) –, und die lateinische *subscriptio* bemüht zur weiteren Beweisführung die Sentenz des Publilius Syrus vom zerbrechlichen gläsernen Glück:[31] „Improba ne incautum fors te Fortuna prehendat,// In praecepsque ruas, sedulus ipse caue.// Namque illam uitro similem dixere parentes,// Dum, mage quò splendet, frangitur hoc

14), S. 117–131, hier S. 118–119. In seiner Vorrede schreibt Franck, an seiner Sammlung sei „zu sehen/ was weißheyt/ kunst/ verstand/ religion/ vnd verbo[r]gner gheym in der alten Teutschen/ Latiner/ Griechen vnnd Hebreer Sprichwörtern steckt“ (Sebastian Franck: *Sprichwörter* […]. Frankfurt a. M.: Christian Egenolff 1541 [Bayerische Staatsbibliothek; 4 L.eleg.m. 79a], f. †3v). Vgl. zu den Erasmus-Bezügen dieser philosophischen Dimension Barbara Bauer: Die Philosophie des Sprichworts bei Sebastian Franck. In: *Sebastian Franck (1499–1542)*. Hrsg. von Jan-Dirk Müller. Wiesbaden 1993 (Wolfenbütteler Forschungen 56), S. 181–221.

29 Peil, Sprichwort (wie Anm. 22), S. 149.

30 So beispielsweise in Emblem XVII, in dem deutsche und lateinische *subscriptio* die *pictura*, die ein durchsichtiges Trinkgefäß zeigt, kommentieren und daraus die Einsicht ableiten, dass „[v]itia animi difficulter occultantur“ (*ET* 52), so das Motto. Das deutsche Motto speist mit den Sprichwort „Wie das gesang also ist auch der vogel“ (*ET* 53) einen weiteren Bildbereich ein; zum Nachweis des deutschen Sprichworts vgl. Peil, Sprichwort (wie Anm. 22), S. 151.

31 „Fortuna vitrea est: tum cum splendet frangitur.“ (Publilius Syrus: *Sententiae*. Hrsg. von Eduard Woelfflin. Leipzig 1869, S. 78); vgl. dazu auch Michael Lailach: *„Der Gelehrten Symbola“. Studien zu den „Emblematum Tyrocinia“ von Mathias Holtzwart (Straßburg 1581)*. Diss. Universität Tübingen 2000, <http://edoc.hu-berlin.de/dissertationen/lailach-michael-2000-07-05/HTML/> (Abruf 11.09.2013), S. 89.

citiùs.“ (*ET* 76) Die *pictura* jedoch zeigt drei Frauenfiguren, deren Bedeutung sich erst aus der deutschen *subscriptio* erschließt:

> Dreyerlei Glück bei den altenn. Die alten haben wie man Sagt// Bey jhn dreyerley Glück gehapt// Deren eins sey gantz blind von art// Das ander sey vhnsinnig gar// Das tridt seye gantz taub ohn ghör// Das wenig betracht fuog noch Ehr.// Das blind weil es leichtlich anhangt// Einem der jhm doch wenig danckt// Das vnsinnig das es zustund// Wider hein nem was es erst rund// Gegeben hatt. das taub das es// Der armen gebett gantz vergeß. (ET 77)

Hierbei handelt es sich um eine Variation der antiken Vorstellung vom dreifachen, ‚stumpfsinnigen‘, ‚blinden‘ und ‚rasenden‘, Charakter der Fortuna, die sich beim römischen Tragiker Pacuvius, zitiert in der *Rhetorica ad Herennium*,[32] findet und die in *pictura* und *subscriptio* in drei Figuren aufgespalten wird. Erst der deutschsprachige, auf antikem Fundament ruhende, dieses jedoch zugleich spielerisch abwandelnde Text vermag das Bild zu enträtseln und den triadischen Sinn zu komplettieren.

Das Selbstbewusstsein der deutschen Sprache wird im ersten Emblem des Buchs programmatisch vertreten (Abb. 2). Schon das Motto, das vom „Zeichen// Matheis Holtzwarter von Harburg“ (*ET* 21) spricht, legt eine poetologische Lesart nahe. In der *pictura* ist eine kleine pflanzenumrankte Hütte zu sehen, neben der sich ein Dudelsackspieler befindet. Er verkörpert die „Rustica Musa“ (*ET* 71), die von der lateinischen *subscriptio* thematisiert wird und die gleichermaßen an die volksprachliche Satirenliteratur wie an die bukolische Dichtung mit ihren überblendeten Hirten- und Dichterfiguren alludiert.[33] Lateinische wie deutsche *subscriptio*, die hier in etwa identische Aussagekraft besitzen, versprachlichen gleichsam das Dudelsackspiel, der Dichter wendet sich an den Efeu:

---

32 „Fortunam insanam esse et caecam et brutam perhibent philosophi// saxoque instare in globoso praedicant volubili:// id quo saxum inpulerit Fors, eo cadere Fortunam autumant;// insanam autem aiunt, quia atrox incerta instabilisque sit,// caecam ob eam rem esse iterant, quia nihil cernat quo sese adplicet,// brutam, quia dignum atque indignum nequeat internoscere“ ([Pacuvius] Petra Schierl: *Die Tragödien des Pacuvius. Ein Kommentar zu den Fragmenten mit Einleitung, Text und Übersetzung*. Berlin 2006 [Texte und Kommentare 28], S. 532).

33 Vgl. Klaus Garber: Art. ‚Bukolik‘. In: *Reallexikon der deutschen Literaturwissenschaft*. Hrsg. von Klaus Weimar [u. a.]. Bd. 1. Berlin 1997, S. 287–291, hier S. 288–289. Zu Dudelsackdarstellungen in der satirischen Literatur des 16. Jahrhunderts vgl. Lailach, *„Der Gelehrten Symbola“* (wie Anm. 31), S. 53.

> O Ebhew du sehr freches kraut// Du hast an die Recht maur nicht bawt// Dan hie Vergilius nit wont// Deßgleich Ouidius nicht gront// Horatius mit seyner leyren// Sagt selb es thu jhm nicht gepüren// Zu wohnen hie jnn disem hauß// Tibullus hatt auch drab ein grauß// Vnd sonst alle Poeten zmal// So ye sind gwesen vberal// Dan vnser gsang gantz schlecht vnd ring// Durchaussen ist/ drum baß vmbfing// Diß hauß/ das aller wenigst kraut// So auff der Erden würt erbawt.// Weil aber ye wilt wachsen hie// So wachs Glückselig spat vnd frue. (*ET* 21)

Die genannten Dichter – Vergil, Ovid, Horaz, Tibull – repräsentieren mit Liebeslyrik, Epik und Bukolik verschiedene poetische Gattungen und Niveaus. Sie seien allesamt nicht bereit, in die Hütte des ‚kleinen Gesangs' einzuziehen. Eigentlich sei diese des Efeus nicht wert, aber weil er nun einmal damit begonnen habe, an ihr hinaufzuranken, möge er es weiterhin tun. Die ‚kleine Form' des emblematischen Epigramms wird also ebenfalls mit der Dichterpflanze bedacht und damit der Poesie der antiken Autoritäten ebenbürtig. Dabei befinden sich auch die lateinischen Distichen und die deutschen Reimpaarverse – unregelmäßige Acht- und Neunsilbler – auf ein und derselben Stufe.[34]

Dass sich die hier formulierte Dignität der emblematischen *subscriptio* ganz explizit auf die vernakulare Literatur und Sprache bezieht, impliziert nicht nur der Anspielungsraum der dudelsackspielenden Muse, sondern auch eine Parallelstelle aus Fischarts *Ehzuchtbüchlin* (1578). In seiner Vorrede zu dieser Schrift vertritt der Drucker Jobin mit dem Verweis auf Pietro Bembo und dessen *Prose della volgar lingua* die Meinung, dass man die „Palläst" der alten Sprachen nicht mehr weiter ausbauen solle, wenn man stattdessen

> inn eym baufälligen schnöden Hüttlin wonet. Deshalben so laßt vns nit mehr inn zirung des Vatterlands so vnachtsam sein, das wir mehr fremde als vnsere eygene äcker baueten vnd es mit liederlichen Stroen Hüttlin entstelleten, sondern laset vnser jeden forthin nach vermögen seiner im verlihenen gaben neben den Griechischen vnd Latinischen Pallästen auch vnsere die zeit her vngeachtete Häuser stattlich aufbauen, ja so vil möglich, denselbigen zubauen […].[35]

---

34 Bis auf wenige Ausnahmen handelt es sich im ganzen Emblembuch um die genannten Versformen. In den Emblemen LVI und LVII parodieren die deutschen Verse allerdings die lateinischen Vorgaben, also in diesen Fällen Adoneen bzw. die sapphische Odenstrophe (vgl. *ET* 130–133). Vgl. zur Analyse meine Dissertation (wie Anm. 4).

35 Johann Fischart: Das Philosophisch Ehzuchtbüchlin […]. In: *Johann Fischarts Werke*. Hrsg. von Adolf Hauffen. Tl. 3. Stuttgart 1895 (Deutsche National-

Die Pflege der autochthonen Hütten kann, um im Bild des Holtzwart'schen Emblembuchs zu bleiben, auch durch die Efeuberankung der niederen Dichtung vonstattengehen, denn

> [o]ffenbar soll […] die von Jobin [in der Vorrede zu Fischarts *Ehzuchtbüchlin*, S. B.] projektierte volkssprachige Literatur nicht mit dem *ornatus* des hohen Stils konkurrieren, und offenbar will Jobin eine stadtbürgerliche Literatur in der Volkssprache von einer höfischen in der Gelehrtensprache absetzen: ein Plädoyer für ein ‚niedriges' Genre, das mit den ‚hohen' Genera konkurriert.[36]

Wie Jobin vertritt Holtzwart also die Vorstellung von einer separaten Domäne nicht nur der ‚Poesie der kleinen Formen', sondern auch der ‚Poesie des Vernakularen', die diesseits der antiken, hohen Instanzen ihr Potential ausspielt. Fischart weitet dieses Autonomie-Programm in seiner Vorrede zu den *Emblematum Tyrocinia* insofern noch aus, als er es auf die ‚gesamte' Emblematik als Bild und Text kombinierende Kunstform bezieht. Dabei hat er zuerst die bildende Kunst in Form der Architektur und des Kunsthandwerks vor Augen, die im griechischen und dann römischen Altertum die Keimzelle der „sinnreiche[n] künst" (*ET* 7) gewesen sei und die ebenfalls in hiesigen Landen in Blüte stehe (vgl. *ET* 8–10). Wie also die bildkünstlerische Seite des deutschen Emblems den *paragone* nicht scheuen muss, so kann es auch die Terminologie – „Eingeblümete Zierwerck/ oder Gemälpoesy" (*ET* 3 [Titelblatt]) bzw. „Sinnreiche[n] Erfindungen/ Poetische[n] Dichtungen/ Gemälmysterien vnd verdeckte[n] Lehrgemäle[n]" (*ET* 10) – mit den ‚Emblemata' aufnehmen, so „daß man sich nicht mehr der Frembde zuverwundern/ sondern der Deitlichkeyt vnd Reichlichkeyt vnserer Sprach wird zubefräuen haben." (*ET* 11). Fischarts Geschichte der Emblematik gibt diesen synchronen Beobachtungen zur Qualität deutscher Bild- und Sprachkunst recht: Er entwirft sie als Geschichte der „Gedenckzeichen", also Wappen, und identifiziert die nachsintflutliche Ära als diejenige, in der die Franken zeitgleich mit den Phrygern, Persern, Ägyptern und anderen in diesem Bereich tätig geworden seien (vgl. *ET* 12–13). In der Wappenkunst seien „die Teutschen" (*ET* 13) über das Mittelalter hinweg bis zum heutigen Tag die führende „Nation" (*ET* 13), wobei andere Völker hierbei zu Nachahmern geworden seien (vgl. *ET* 14). Fischart vollzieht also eine „Germanisierung"[37] der Emblematik und speist durch die Hintertür einen sprachgeschichtlichen

Litteratur 18/3), S. 115–332, hier S. 123.

36 Müller, Fischarts Gegenkanon (wie Anm. 6), S. 305.

37 Bulang, *Enzyklopädische Dichtungen* (wie Anm. 13), S. 423.

Entwurf mit ein, indem er durch den Verweis auf Giovanni Nannis Berosius-Fälschung nicht nur den Ursprung der deutschen Wappenkunst, sondern auch den der deutschen Nation und ihrer Sprache in noachidische Zeit verlegt (vgl. *ET* 12).[38]

Diesen Gedanken hatte auch Holtzwart in seinen lateinischen *Eikones cum brevissimis descriptionibus duodecim primorum* […] *veteris Germaniae Herorum* (1574) aufgegriffen, einer bei Jobin gedruckten Serie mit Bildnissen der ersten zwölf deutschen Könige inklusive kurzer Begleitgedichte. Er bezieht sich hierfür auf die 1543 in Nürnberg bei Hans Guldenmund erschienene Schrift *Ursprung vnd Herkummen der zwölff ersten alten König vnd Fürsten Deutscher Nation* des Burkhard Waldis, die auf Nanni fußt und ihn zugleich variiert,[39] ersetzt aber Waldis' deutsche Verse durch lateinische Hexameter. Außerdem werden in den *Eikones* Peter Flötners Holzschnitte durch Stimmer'sche ausgetauscht, die wiederum auf Wolfgang Lazius und seinen Illustrationen aus *De gentium migratione* (1557) sowie auf Arbeiten Jost Ammans basieren.[40] In den Anhang der *Emblematum Tyrocinia* sind nun Holtzwarts lateinische *Eikones* mit Stimmers Holzschnitten aufgenommen, jedoch jeweils durch die deutschen Waldis-Verse ergänzt. Gerahmt wird das Ensemble durch zwei Gedichte Fischarts, die die sprach- und reichsgeschichtliche Unterweisung zugleich als Einübung in die „Teutsche[n] Tugenden"[41] versteht. Die Bild-Text-Kunst des Emblembuchs wird also nicht nur historisch in biblischen Zeiten verortet und zugleich ‚germanisiert', sie wird auch, in der Spielart der Portraitserie im Anhang, als Reflexionsmedium dieses Denkens erprobt. Hier deutet sich zugleich die größere Dimension des im Holtz-

---

38 Zur Rolle Nannis im Ursprachendiskurs der Zeit vgl. Bulang, *Enzyklopädische Dichtungen* (wie Anm. 13), S. 399–400.

39 Waldis ersetzt die letzten drei Stammväter Nannis, Hunnus, Herkules und Theutanes, durch Ariovist, Arminius und Karl den Großen, holt also das römische Reich in diesen ‚unrömischen' Geschichtsentwurf herein. Zur ‚Ent-Römisierung' des Geschichtsbildes bei Nanni vgl. Bulang, *Enzyklopädische Dichtungen* (wie Anm. 13), S. 400.

40 Vgl. Bulang, *Enzyklopädische Dichtungen* (wie Anm. 13), S. 423–424 und Ilse O'Dell: „Tuiscon" und „Gambrinus" zwischen 1543 und 1585: Zur bildkünstlerischen Darstellung der „Zwölf ersten deutschen Könige" von Peter Flötner bis zu Jost Amman. In: *Zeitschrift für schweizerische Archäologie und Kunstgeschichte* 50 (1993), S. 357–366.

41 Mathias Holtzwart: *Emblematum Tyrocinia* […]. Straßburg: Bernhard Jobin 1581 [Bayerische Staatsbibliothek München; Res/L.eleg.m. 450 i], fol. N 4^{v}. Die Ausgabe von von Düffel und Schmidt (*ET*) beinhaltet diesen Anhang nicht.

wart'schen Emblembuch sichtbaren Patriotismus an: Die deutsche Nation versichert sich mit dem Übergang der Herrschaft von Arminius auf den letzten Stammvater Karl den Großen[42] seiner germanischen Wurzeln und streicht mit dieser Indigenitätsbehauptung die *translatio imperii* durch. In der Zusammenschau des Emblembuchs mit seinem Anhang erscheinen so deutsche Sprache, vernakulare Literatur und Poesie, deutsche Bildkunst und deutsches Reich als von den römisch-lateinischen Autoritäten gänzlich unabhängige Einheiten.

III. Ausblick

Mit der Verquickung von Straßburger Reichspatriotismus und, so wäre vor dem Hintergrund des Holtzwart'schen Eröffnungsemblems durchaus zu ergänzen, satirisch-moralistischer Literatur lässt sich die Linie der „altdeutsche[n] Bewegung"[43], beginnend bei Sebastian Brant und Georg Wickram, von Fischart weiter zu Rompler und Moscherosch ziehen.[44] Jobin, Fischart und sein Kreis selbst wiederum arbeiten zeitgleich in anderen Schriften wie beispielsweise Nikolaus Reusners *Contrafacturbuch. Ware vnd Lebendige Bildnussen etlicher weitberhümbten vnnd hochgelehrten Männer in Teutschland* (1587) an einer Profilierung einer leistungsstarken, autochthonen Portraitkunst, die ohne Bezüge zur romanischen Bildwelt auskommt und die zugleich das Gedächtnis großer deutscher Männer aufrechterhält.

Die nationalhistorische Selbstvergewisserung im Verbund mit Sprachreflexion und Sittenlehre im Medium des Portraits und des Emblems ist hier, am Ende des 16. Jahrhunderts, ein mit Emphase betriebenes Unterfangen. Im 17. Jahrhundert vermag sie, so in Grimmelshausen *Beernhäuter*,[45] aber auch in der Jupiter-Episode des *Simplicissimus*

42 Holtzwart, *Emblematum Tyrocinia* (wie Anm. 41), fol. N^{v}–N3^{v}.

43 Wilhelm Kühlmann: „Baldanders" – Grimmelshausen und die ‚altdeutsche' Bewegung am Oberrhein. In: *Simpliciana* XXV (2003), S. 15–32, hier S. 16.

44 Vgl. Kühlmann, „Baldanders" (wie Anm. 43), S. 16–18.

45 Grimmelshausen: *Der erste Beernhäuter*. In: ders.: *Kleinere Schriften*. Hrsg. von Rolf Tarot. Tübingen 1973 (Gesammelte Werke in Einzelausgaben. Unter Mitarbeit von Wolfgang Bender und Franz Günter Sieveke hrsg. von Rolf Tarot), S. 1–10. – Der Text wird im Folgenden nach der Edition von Tarot mit Sigle *Be* und Seitenangabe in runden Klammern zitiert. Ich danke Prof. Dr. Dieter Breuer für

oder in der „Baldanders“-Figur der *Continuatio*,[46] zum Gegenstand satirischer Transformationen zu werden. Dem *Beernhäuter* vorangestellt ist ein Holzschnitt mit der Ganzkörperdarstellung des Beernhäuters und einer entsprechenden versifizierten Bildunterschrift, in der der Beernhäuter den Leser anspricht und einen ersten Lehrsatz verkündet, der sich dann im angeschlossenen Narrativ bewahrheitet: „Man siht hieraus/ was hoch geacht wird heut/ // Das stürtzt der Neid in all zu kurtzer Zeit.“ (*Be* 2) Portrait und Exempelerzählung dienen dem Zweck, die eigentliche Etymologie des „Schand-Namens Bernheuter“ (*Be* 3) aufzudecken, über den eine irrtümliche Erklärung im Umlauf sei (vgl. *Be* 3). Bild und Text reichen in uralte Zeiten zurück: „Aber auf dem Schloß Hohen-Roht hat sich ein uraltes Gemählt gefunden/ davon auch beygefügtes Bildnus copiert worden/ mit nachfolgendem Bericht/ woraus dieser Name entsprungen“ (*Be* 3). Über den Konnex von Sprachgeschichte, Sittenlehre und Bildkunst wird das bekannte Schema des Helden-Portraits aufgerufen, jedoch zugleich an die Zwecke satirischen Schreibens angepasst: Es erfüllt nun eine negativdidaktisch aufgeladene Memorialfunktion für eine Anti-Autorität und wird so zugleich Gegenstand der Parodie.

Ähnlich ergeht es den Portrait-Reihen der Ahnen und der *viri illustres*: In der Nacht kommt der Geist zum Beernhäuter

> und mahlete in selbigem Zimmer alle Contrafet nach dem Leben/ der berühmtisten Personen/ so seit Erschaffung der Welt gelebt hatten. Als des Kains/ Lamechs/ Nimbrots/ Nini/ Roroastris/ der Helenae/ der Troianischen und Griechischen Fürsten/ nicht weniger Gesostris/ Nabuchodonosoris/ Cyri/ Alexandri Magni/ Julii Caesaris/ Neronis/ Caligulae/ des Mahomets etc. (*Be* 6)

Verschiedene historische Ordnungsschemata wie Trojanermythos, Vier-Weltreiche-Lehre, biblische Frühgeschichte und neutestamentliches Zeitalter werden überblendet. Auch hier wird die Vermittlung von Sittlichkeit durch das Vor-Bild pervertiert, sind doch mit Kain, Helena, Caligula und Mahomet die Schattenseiten dieser Geschichte(n) präsent. Das moralische Orientierungswissen der Alten ist brüchig, Einheit durch die und in der Historie nicht mehr gegeben. So verweist dieses

---

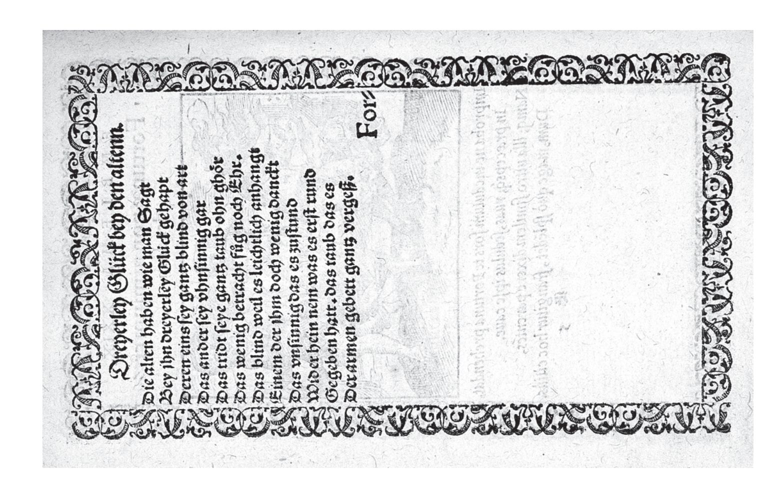
die Anregung, den *Beernhäuter* in den Kontext der Diskussionen um die Portraitkunst zu rücken. Zum *Beernhäuter* im Zusammenhang mit dem südwestdeutschen Reichspatriotismus vgl. Kühlmann, „Baldanders“ (wie Anm. 43), S. 18–19.

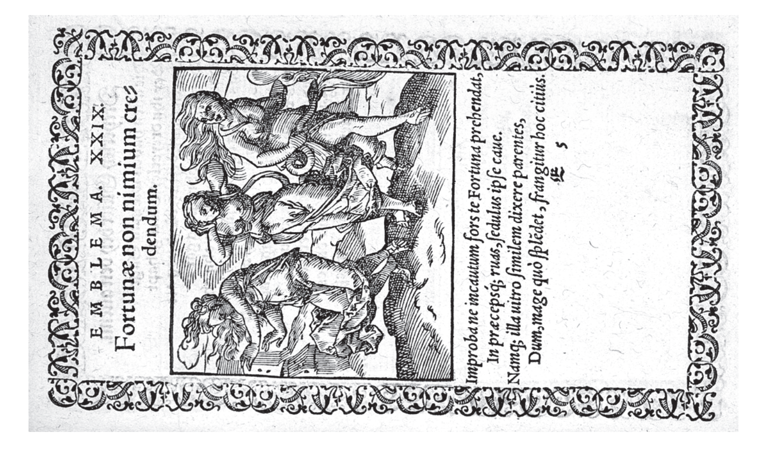
46 Vgl. zu „Baldanders“ Kühlmann, „Baldanders“ (wie Anm. 43), S. 15, zur Jupiter-Episode vor dem Hintergrund der Satirentradition sowie des „oberrheinischen Utopismus“ S. 21–22.

Zitat früherer identifikatorischer Denkmuster auf die entgrenzte *conditio* seiner Gegenwart, der Grimmelshausen nur mit den Mitteln der Satire beizukommen vermag. Doch ist er mit einer solchen Methode wiederum nicht allzu weit von Fischart entfernt: Auch dieser versteht es, in seinem satirischen Hauptwerk *Geschichtklitterung* Wissensbestände, mit denen er sich andernorts ausführlich und ernsthaft auseinandersetzt, ins Schwanken zu bringen, sei es nun die Emblemkunst oder die Ursprachendiskussion seiner Zeit.[47]

47 Vgl. Bulang, *Enzyklopädische Dichtungen* (wie Anm. 13), S. 415–423 (zur Emblematik und den Hieroglyphen), S. 395–414 (zur „Völkerkunde" und Ursprachendebatte).

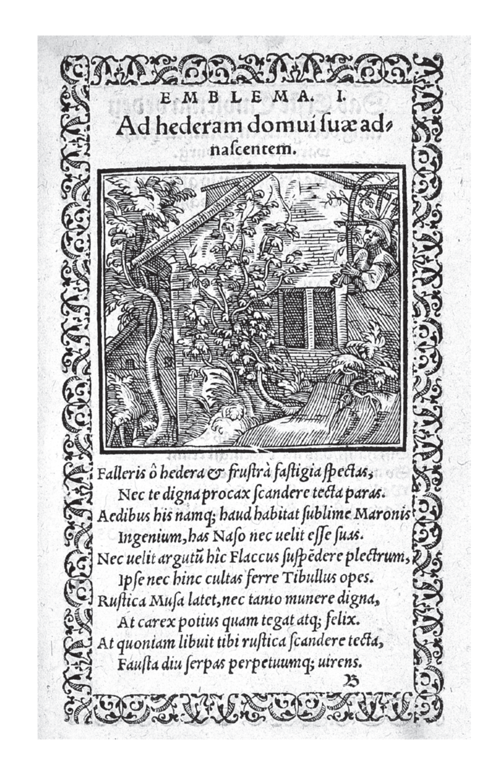
Abbildungen


Dreyerley Glück bey den alten.
Die alten haben wie man Sagt
Bey jhn dreyerley Glück gehapt
Deren eins sey gantz blind von art
Das ander sey vhnsinnig gar
Das tridt seye gantz taub ohn ghör
Das wenig betracht füg noch Ehr.
Das blind weil es leichtlich anhangt
Einem der jhm doch wenig danckt
Das vnsinnig das es zustund
Wider hein nem was es erst vnnd
Gegeben hatt, das taub das es
Der armen gebett gantz vergeß.
For-


EMBLEMA. XXIX.
Fortunæ non nimium cre-
dendum.

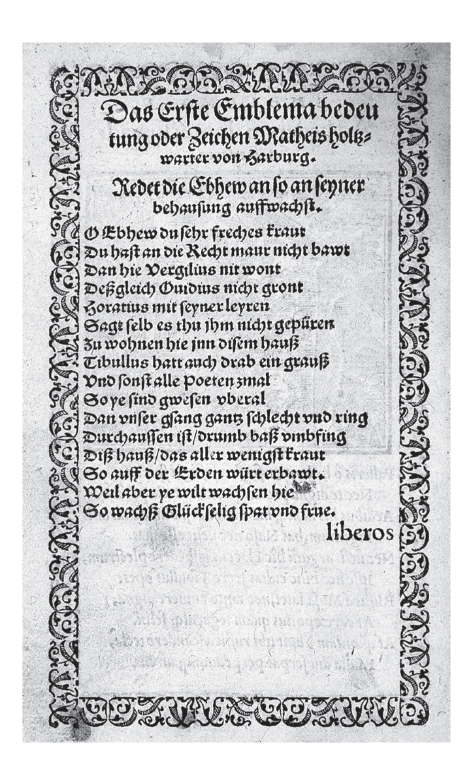
Improba ne incautum fors te Fortuna prehendat,
In præcepsq́; ruas, sedulus ipse caue.
Namq́; illa utro similem dixere parentes,
Dum, mage quò splêdet, frangitur hoc citius.
E 5

Abb. 1a–b: Mathias Holtzwart: *Emblematum Tyrocinia* […]. Straßburg: Bernhard Jobin 1581 [Herzog August Bibliothek Wolfenbüttel; T 355.8° Helmst.(2)], fol. E_5^rf.



EMBLEMA. I.
Ad hederam domui ſuæ ad-
naſcentem.

Falleris ô hedera & fruſtrà faſtigia ſpectas,
Nec te digna procax ſcandere tecta paras.
Aedibus his namq; haud habitat ſublime Maronis
Ingenium, has Naſo nec uelit eſſe ſuas.
Nec uelit argutũ hîc Flaccus ſuſpẽdere plectrum,
Ipſe nec hinc cultas ferre Tibullus opes.
Ruſtica Muſa latet, nec tanto munere digna,
At carex potius quam tegat atq; felix.
At quoniam libuit tibi ruſtica ſcandere tecta,
Fauſta diu ſerpas perpetuumq; uirens.
B



Das Erſte Emblema bedeu
tung oder Zeichen Matheis holtz-
warter von Harburg.

Redet die Ebhew an ſo an ſeyner
behauſung auffwachſt.

O Ebhew du ſehr freches kraut
Du haſt an die Recht maur nicht bawt
Dan hie Vergilius nit wont
Deßgleich Ouidius nicht gront
Horatius mit ſeyner leyren
Sagt ſelb es thu jhm nicht gepüren
Zu wohnen hie jnn diſem hauß
Tibullus hatt auch drab ein grauß
Vnd ſonſt alle Poeten zmal
So ye ſind gweſen vberal
Dan vnſer gſang gantz ſchlecht vnd ring
Durchauſſen iſt/drumb baß vmbfing
Diß hauß/das aller wenigſt kraut
So auff der Erden würt erbawt.
Weil aber ye wilt wachſen hie
So wachß Glückſelig ſpat vnd frue.
liberos

Abb. 2a–b: Mathias Holtzwart: *Emblematum Tyrocinia* […]. Straßburg: Bernhard Jobin 1581 [Herzog August Bibliothek Wolfenbüttel; T 355.8° Helmst.(2)], fol. $B_1{}^r$f.

KLAUS HABERKAMM (Münster)

Georg Rodolf Weckherlin als Advokat von „reichtumb und schönheit" der deutschen Sprache. Zur Kontroverse mit Opitz um die prosodische Suprematie

> „Georg Rodolf Weckherlin hat ein groses stuck am eiß gebrochen/ als er im̃ 1618.ten jar die 2. bücher seiner Oden und gesänge zu Stutgarten ausgehen lassen; derer lesung nachmals dem Martin Opitzen/ zur nachfolge/ gar wol bekommen."
>
> (Jesaias Rompler von Löwenhalt: *Erstes gebüsch seiner Reim-getichte*, Straßburg 1647)[1]

I.

An Herren Martin Opitzen
Fürtrefflichen Teutschen Poeten.

Indem mein Ohr, hand, mund schier müd, die schwere plagen
    Die der grosse Krieg mit hunger, schwert, pest, brand,
    Und unerhörter wuht auff unser Vatterland
    Auß giesset, ohn ablaß zu hören, schreiben, klagen

Da ward mit wunder mir und mit wohn fürgetragen:
    Mein Opitz, deiner lieb und freindschafft wehrtes pfand,

---

1 *Des Jesaias Romplers von Löwenhalt erstes gebüsch seiner Reim-getichte. 1647.* Hrsg. von Wilhelm Kühlmann und Walter E. Schäfer. Tübingen 1988, „Vorred", S. ○○○ij^{v} – ○○○iij^{r}.

Pfand, welches mir alßbald die feder aus der hand,
Und auß dem mund und gaist die klag und leyd geschlagen.

Dan ja dein Orgelstraich, und deiner Harpfen klang
So lieblich das gehör und hertz zugleich berühren,
Daß wer (sinnreich) mit mir erforschet ihren zwang,

Der kann nichts dan dein werck und wehrt zu hertzen führen,
Und sein mund muß dich bald mit einem lobgesang,
Und seine hand dein haupt mit Lorbörzweigen zieren.[2]

Dieses Sonett Weckherlins aus den *Gaistlichen und Weltlichen Gedichten*, Amsterdam 1641, huldigt, scheint es auf den ersten Blick, nicht einem Ebenbürtigen, sondern mit dem Meister der deutschen Vers-Reform einem Überlegenen. „Sein“ Opitz habe ihm ein Liebes- und Freundschafts-„Pfand“ übersandt, beteuert der so Ausgezeichnete fast ehrfürchtig und nimmt in Kauf, fast wie ein Liebhaber zu klingen. Ob der Reformer tatsächlich herablassend geruhte, dies zu tun, seine Motivation jedenfalls für diese literarische Gabe überhaupt, ist nicht bekannt – wie auch das Präsent selbst.[3] Aber Opitz habe vermocht, Weckherlin vom unablässigen Lamento über die Gräuel des langen Krieges abzulenken. Ja, er habe ihm die „feder auß der hand“ (Z. 7) geschlagen, was nicht nur auf dieses leidige Thema bezogen zu werden braucht, sondern grundsätzlich verstanden werden kann: Paralyse, zu schreiben, jedenfalls beim vergleichenden Blick auf das doch wohl poetische Geschenk! Weckherlins Verwunderung darüber, heißt es zu Beginn des zweiten Quartetts, gilt fast etwas Wunderbarem. Ihm und seinesgleichen bleibe nichts anderes übrig, als Opitz mit einem Lobgesang zu feiern, stellt das Sonett, nicht zuletzt selbstreferenziell, fest. Dem Schlesier müsse ein-

2 Zit. nach: *Georg Rudolf Weckherlins Gedichte*. Hrsg. von Hermann Fischer. Bd. 1. Darmstadt 1968, S. 435–436. [Reprografischer Nachdruck der 1. Aufl., Tübingen 1894 (Bibliothek des Literarischen Vereins in Stuttgart CXCIX)].

3 Während Goedeke vermutet, dass es sich um die Sonntagsepisteln (*Die Episteln Der Sontage vnd fürnemsten Feste des gantzen Jahres* [...]) von 1624 (tatsächlich 1628) gehandelt haben könnte, hält Fischer die 1637 erschienenen *Psalmen Davids* für möglich. (Vgl. Fischer, *Weckherlins Gedichte* [wie Anm. 2], Bd. II [wie I, doch Bd. CC der Bibliothek des Literarischen Vereins in Stuttgart], S. 490). Die Opitz-Forschung trägt, soweit sich sehen lässt, nichts zur Beantwortung dieser Frage bei. – Aus den Hypothesen zum Anlass für Weckherlins Danksonett könnten Mutmaßungen zu dessen Entstehungszeit abgeleitet werden. Vorerst ist nur das Datum der Veröffentlichung bekannt.

fach, so die Ergebenheitsadresse weiter, der Lorbeerkranz, das Insigne nicht zuletzt des Siegers, aufs Haupt gesetzt werden. Bezeichnenderweise ist vom unwiderstehlichen „zwang" der gebundenen opitzschen Sprache die Rede, mag auch zunächst der alles überwältigende Iktus seines „Orgelstreichs" und sogar seines „Harfenklangs" (vgl. Z. 9), mithin seiner die eigenen Regeln befolgenden Lyrik gemeint sein. Zwar rückt der Begriff des Normdrucks der Sprachform, besonders in der Dichtung, in die Nähe eines *terminus technicus,* doch sind die Konnotationen des Gewaltsamen deutlich vorhanden. Schließlich dürften Weckherlins Abweichungen von ebendiesen ‚neu' konstituierten Gesetzen im Sonett selbst noch 1641, dem Zeitpunkt der Erstveröffentlichung des Gedichts, Indizien genug für die Unterlegenheit des Schwaben gegenüber dem zeitgenössischen Konkurrenten aus der anderen literarisch so fruchtbaren deutschen Provinz sein.

Doch der erste Eindruck, sollte er sich so einstellen, täuscht. Es handelt sich bei dem Gedicht Weckherlins an Opitz nicht nur um dessen einziges Lobgedicht auf diesen, sondern um das einzige seiner Gedichte mit dem Thema des zentralen Wettbewerbs überhaupt. Dankgedicht muss es sein, weil man sich eben artig für ein Geschenk erkenntlich zeigt. Ansonsten ist es ‚vergiftet', steckt es doch voll Ironie: Der Autor versichert scheinbar treuherzig, ihm sei die Feder aus der Hand genommen, seine poetische Produktivität nicht nur im Sinne der Kriegs-Elegie zum Erliegen gekommen – behauptet dies aber ausgerechnet in einem Gedicht. Dazu in der relativ anspruchsvollen Form des Sonetts. Zu der Ironie dieses Sonetts gehört, dass es seinen eigenständigen Kunstcharakter geradezu demonstrativ betont, etwa durch den hohen rhetorischen Aufwand der manieristischen „Treppen-Verse" (versus rapportati) im ersten Quartett. Es gibt sich unterwürfig und ist doch nichts als eine Herausforderung an Opitz. Daran ändert nichts, dass dieser vor Erscheinen der betreffenden Sammlung Weckherlins starb; eher im Gegenteil bietet dessen früher Tod Weckherlin die willkommene Gelegenheit, über den Gegner *in litteris* endgültig zu triumphieren. Wer dem Kollegen und damit in diesem Falle dem Rivalen den Lorbeerkranz *in effigie* aufs Haupt setzt, erklärt ihn nicht zwingend zum Sieger, sondern ist – dem Kaiser bzw. dessen Bevollmächtigten sozusagen gleichgestellt – kompetent und ermächtigt, Autoren zu *poetae laureati* zu krönen. Die vermeintlichen metrischen Verstöße Weckherlins gegen die opitzschen Normen sind in dieser Perspektive nicht etwa Zeugnisse der Unfähigkeit oder Ignoranz, sondern Belege der Selbstbe-

hauptung,[4] die den ironischen Tenor der Replik verstärken. Das Moment des Gewaltsamen, das Weckherlin Opitz vorhält, ist seinerseits Ergebnis einer mühsamen, d. h. gleichsam anstrengend-gewaltsamen Recherche; ohne solches Bemühen falle eben, wie sich am Massenerfolg der Reform erweist, Opitz' geradezu perfide List nicht auf: Nur wer – so Weckherlins Sichtweise – unter voller Aufbietung seines (Sach-)Verstandes, („sinnreich" [Z. 11]), die Anweisungen des vermeintlichen Neuerers „erforschet" (Z. 11), also regelrecht eruiert, komme hinter das Zwanghafte von Opitz' metrischen Vorgaben. Im ersten Alexandriner des zweiten Terzetts, also unmittelbar nach dem Stichwort „zwang" (Z. 11), demonstriert denn auch Weckherlin ebendiesen konkret, indem er stakkatohaft-mechanische Skansion suggeriert: „Der kann nichts dan dein werck und wehrt zu hertzen führen [...]" (Z. 12)[5] Kurz zuvor schon assoziiert sich mit der scheinbar sanften Musik von „Harpfen klang" und „Orgelstraich" (Z. 9) die Subtilität des Verführerischen und zugleich kontrastiv das Bedrohliche des Schwertstreichs.

Die Überlegungen zur im Sonett manifesten Animosität Weckherlins gegen Opitz werden gestützt durch das auffällige Faktum, dass der Autor in der zweiten Auflage der *Gaistlichen und Weltlichen Gedichte*, Amsterdam 1648, das Epitheton „fürtrefflich" in der Apostrophe der Überschrift – das semantisch zwar gewichtig, doch bereits keineswegs

---

4 Vgl. Nicola Kaminski: *EX BELLO ARS oder Ursprung der „Deutschen Poeterey*". Heidelberg 2004 (Beiträge zur neueren Literaturgeschichte 205), S. 115–152, S. 167–179, S. 184–202; und Klaus Haberkamm: „Zusamenkunfft". Traditionelle Deut-Muster in aktuellen politischen Gedichten Weckherlins. Mit einem Seitenblick auf Grimmelshausen. In: *Simpliciana* XXXIV (2012), S. 369–390, hier: S. 387–390.

5 Freundlicher Hinweis von Dirk Niefanger, Friedrich-Alexander-Universität Erlangen, 22.06.2013 in Oberkirch. – Der Autor benutzt zu diesem Zweck fast ausschließlich einsilbige, d. h. hebungs- und senkungsfähige Wörter. Würde alternativ die fragliche alternierende Verszeile sinnentsprechend mit betontem Relativpronomen, mithin auftaktlos, beginnen („Dér"), verstieße sie nicht nur gegen die Gesetzmäßigkeit des intendierten Alexandriners, sondern demonstrierte aus Weckherlins Sicht noch eklatanter Opitz' verfehlten Ansatz. – Niefanger erwägt, ob im zweiten Terzett eine ironische Spannung zwischen der regelgerechten ‚mechanischen Skansion' des sechshebigen Jambus nach Opitz und der weckherlinaffinen Lesart mit auftaktigen Daktylen zu Beginn der Verszeilen bestehe. Bei der ersteren Alternative entfielen bezeichnenderweise – im Gegensatz zu Weckherlins rhetorisch stilisiertem Angebot – alle auf Opitz' Verdienste bezüglichen Personal- und Possessivpronomen herabsetzend, d. h. lobschmälernd auf Senkungssilben (schriftliche Mitteilung vom 22.09. 2013).

im zu erwartenden exklusiven grammatischen Superlativ verwendet ist – kurzerhand streicht, was kaum mit äußeren Gründen erklärt werden kann. „Raum wäre für jenes prädikat wohl gewesen" (II, 337, Anm.), merkt der Herausgeber des Gesamtwerks eigens an. Unter diesem drucktechnischen Aspekt ist eine weitere Einzelheit von einigem Belang: Hermann Fischer macht darauf aufmerksam, dass der „titel dieses gedichts [...] in A [der Zweitauflage der Sammlung, K. H.] mit kleinerer schrift gedruckt [sei], als die titel der umgebenden nummern." (II, 337, Anm.). Seine Erklärung für diese scheinbare Äußerlichkeit kann indes nicht recht überzeugen, war doch bezeichnenderweise in der Erstauflage schon – sofern Fischers Edition das Original diplomatisch korrekt reproduziert – die zweite Zeile der Gedicht-Überschrift („Fürtrefflichen Teutschen Poeten.") im Schriftgrad herabgestuft: „Das rührt einfach vom drucker her, der, wie er überhaupt raum sparte, noch wenigstens zwei zeilen des gedichts auf die Seite bringen wollte." (II, 337, Anm.). Gerade im Verein mit der Auslassung des Prädikats „fürtrefflich", das exemplarisches Indiz für die gegen Opitz gerichtete aggressive Tendenz der Zweitausgabe ist, lässt sich auch an einen autorbedingten symbolisch diskriminierenden Eingriff der Offizin denken. Obendrein positioniert Weckherlin das Gedicht 1648 minimal, doch vielsagend neu: Jetzt platziert er es erst nach dem für den Dichterkollegen Hans Jakob Grob, seinen nun wirklich „alten wehrten, gelehrten Freind" (II, 336). Ursprünglich stand das Grob gewidmete Gedicht hinter demjenigen auf Opitz, das sich somit unmittelbar an eine Reihe von „Heroischen Gedichten" auf die antikaiserlichen Großen der Zeit wie Gustav Adolf und Richelieu anschloss.

Weckherlin mag vor der Alternative gestanden haben, die ihm nunmehr peinliche Eloge ganz aus der Zweitauflage zu entfernen, hätte dann aber auf den Nachweis seiner mutigen, wenn auch getarnten Auflehnung gegen den, wie es schien, allmächtigen Reformator verzichten müssen. Mittels der signalkräftigen Tilgung der ihm nunmehr unangemessen erscheinenden Zuerkennung des hohen kultur- und dichtungsgeschichtlichen Ranges an Opitz, die ja dialektisch auf ihn herabsetzend zurückwirkte, schloss er einen beredten Kompromiss. Dass bei der Entscheidung, das Gedicht trotz allen Konkurrenzkampfes zu konservieren, ein wenig die Eitelkeit mit im Spiel war, dokumentieren zu können, von dem Berühmten durch eine Aufmerksamkeit gewürdigt worden zu sein, braucht dabei nicht ausgeschlossen zu sein.

Weckherlins Selbstverständnis gibt sich als Selbstbewusstsein zu erkennen. Das geht deutlich aus der Vorrede von 1639 zur 1641 publi-

zierten Sammlung hervor. Weckherlin besteht bei allen unumgänglichen Zugeständnissen an die Reform auf seiner flexiblen Handhabung der Versform, die somit die überlegene sei. In diesem Sinne ist er auch von einzelnen noch postum verstanden worden. So ist für den Archivar Philipp Jakob Zeiter 1685 Weckherlin „ein guter historicus und poet gewesen“, der „die neue alexandrinische versart unsern landen einzuführen sich bemüht“ habe.[6]

Fischer mutmaßt, Weckherlins Frustration erkläre sich am besten durch seine „verstimmung über den geringen erfolg von a [der Ausgabe der *Gaistlichen und Weltlichen Gedichte* von 1641, K. H.], den er Opitz’ schule zuschreiben mochte [...]“ (II, 490). In der Tat ist Weckherlin durchaus pikiert, doch nicht etwa aus Gründen ‚normalen‘ Prestigeverlangens oder gar aus kommerziellen Gründen, sondern spezifisch weil sein, wie er zutiefst überzeugt ist, berechtigter Anspruch, literarische Leitfigur und Wortführer in Sachen Prosodie zu sein, nicht ernst genommen und von Opitz’ Initiative sabotiert worden ist. Und dieses Ressentiment artikuliert er noch nach derselben Distanz an Jahren seit Erscheinen des *Buchs von der Deutschen Poeterey*, wie sie dieses von der zurückliegenden Jahrhundertwende trennte. Selbst nach einem langen, fürchterlichen Krieg mit persönlichen Folgen. Der Groll saß tief, Weckherlin war unversöhnlich – selbst nachdem der Widersacher schon fast ein Jahrzehnt tot war.

II.

Die *captatio benevolentiae*, die Weckherlin der detaillierten Auseinandersetzung mit Opitz’ metrischen Postulaten in der Vorrede „An den freindlichen Lesern“ (291) der Erstausgabe der *Gaistlichen und Weltlichen Gedichte* vorausschickt, ist keineswegs nur bescheidene Bitte um Duldung seines Verfahrens. Sie ist bei genauer Betrachtung vielmehr selbstbewusste und provokante Forderung: „Die Freyheit die ich einem ieden seine eigne Werck herauß zu streichen gönne, Ist auch mir verhoffentlich nicht zu vergönnen.“ (293). Dieser Herausforderung unmittelbar voraus geht nämlich eine deutliche Kampfansage Weckherlins,

6 Zit. nach Fischer, *Weckherlins Gedichte* (wie Anm. 2), Bd. III (wie Bd. I und II, doch Bd. CCXLV der Bibliothek des Literarischen Vereins in Stuttgart), S. 178.

die sich zwar der Topik verdankt, aber erfahrungsgesättigt ist: „[...] viel hohe und fürtreffliche Personen, (ja auch gute Poeten) in Engelland, Franckreich, Italien, Hispanien, und andern Landen, so wol als in Teutschland“ (I, 293) hätten ihn, d. h. sein lyrisches Werk, hoch geschätzt – Weckherlin sagt sogar „geliebt“ – und „liebten“ es noch. Darüber aber wolle er nur diejenigen informieren, führt er einen ebenso gezielten wie kräftigen Seitenhieb, „welche ihnen selbs, mehr dan andere in diser Kunst zuwissen, einbilden und sich selbs beschrayen dörffen.“ (I, 293). Angesichts des offensichtlich um mehr als Gleichgewichtung bemühten Aufgebots an Gewährsleuten – das auf dem Hintergrund von Weckherlins langjähriger und vielfältiger diplomatischer Tätigkeit in Europa durchaus Glaubwürdigkeit für sich beanspruchen kann –, weiß der „Liebe Leser“, zumal der zeitgenössische, woran er ist, und der Autor kann in die Erörterung der konkreten prosodischen Situation in der allgemeinen Literaturlandschaft einsteigen. Geht es zum Auftakt scheinbar nur *en passant* um die Person Opitz und ihre Gefolgsleute, ist es im nächsten Diskurs-Schritt ausdrücklich um deren metrische Richtlinien zu tun.

„Die zwaite, vierte, sechste, achte etc. Syllaben allzeit lang, und also die Verse auß lauter Spondæen oder Jamben (wie sie zu nennen) zu machen, erachte ich (erwegend einer ieden Sprach eygenschafft) nicht so bequem in andern, als in der Engelländischen und Niderländischen Sprachen.“ (293). Offensichtlich setzt sich Weckherlin hier zunächst einmal mit einem Problem auseinander, das auch der implizit angesprochene Opitz in seinem *Buch von der Deutschen Poeterey* nicht gelöst bzw. nicht einmal anzusprechen sich bemüßigt gesehen hat: Beide Autoren tragen unbewusst die Hypothek – und diese Inkonsequenz ist bekanntlich bis heute, und zwar nicht nur im Schulunterricht, nicht ausgeräumt – des quantitierenden antiken Vers-Systems mit sich herum; zumindest was die Nomenklatur angeht. So spricht Weckherlin von ‚Länge‘, wo gemäß letztlich germanischer Prosodie ‚Betonung‘ gemeint ist. Und mit einer gewissen Ahnung der Unangemessenheit, wie der zitierte Klammerzusatz belegt, handelt er von „Jamben“ und „Spondæen“ (293), wo eine entsprechende Abfolge von – mit Opitz’ Bildlichkeit – „hohen“, d. h. betonten, und „niedrigen“, d. h. unbetonten, Silben die zutreffende Terminologie wäre. Zählt er andererseits die Reihe der Takte der alternierenden Regelung à la Opitz geradezu genüsslich von eins bis vier einzeln auf, nicht ohne ein „Undsoweiter“ anzufügen, dürfte er auf das Risiko der Monotonie, die die metrische Neuerung in längeren Vers-Sequenzen mit sich bringen kann, abheben

wollen. Wiederum nicht ohne Ironie – generiert seine unnötig lange Serie ihrerseits doch unüberhörbar eine solche wortwörtliche Ein-Tönigkeit. Aber er debattiert keineswegs nur destruktiv, sondern macht durchaus Zugeständnisse, wenn auch nur dem Anschein nach. Speziell ist ihm in seiner Sprach- und Lyriksensibilität an der Pflege des sich zum Hauptvers der gebundenen Sprache des 17. Jahrhunderts aufschwingenden Alexandriners gelegen. Der Opitzianer habe sich davor zu hüten, macht Weckherlin scheinbar moderat geltend, dass er „also dem so lieblich fallenden, und (meiner meinung nach) gantz künstlichen Abbruch in der mitten der langen Versen, sein merckliches wehrt vielleicht gar benehme.“ (I, 293)

Und Weckherlin pocht auf seine Erfahrung als Kenner mehrerer „Zungen“, wenn er „einer ieden Sprach eygenschafft“ als relevantes Kriterium in seine Argumentation einbringt. Explizit erweist er sich so *avant la lettre* als Experte der westgermanischen Sprachenfamilie, wenn er – der literarische Usus seiner Epoche hat das längst bestätigt – das Englische und Niederländische als geeignet für die Opitzsche Reform proklamiert und „die übrige vorberührte Sprachen“, vornehmlich die romanischen, davon ausschließt. Diese als wesentlich silbenzählende Systeme ließen „es ihnen nicht gern einzwingen“ (I, 293). Konsequenterweise muss der theoretisch und praktisch Beschlagene das Deutsche, das er doch in seinem Ansehen fördern will, in diese befürwortende Überlegung einbeziehen; und er zeigt sich entsprechend für die opitzsche Reform aufgeschlossen: „Iedoch wer es auch in der Teutschen [Sprache, K. H.] halten will, und zierlich fortbringen kan […] der mag es thun unnd gelobet werden.“ (293) Freilich, die adversative Konjunktion signalisiert es schon, geht es bei dieser Konzession nicht ohne eine als Wunsch verkleidete Bedingung ab: Zur „zierlichen“, also keinesfalls eintönigen Handhabung des alternierenden Schemas hat eine gewissermaßen sprachpolitische Rücksicht hinzuzutreten, hinter der das kulturideologische Gebot der Stunde steht: „Doch wünsche ich“, erklärt Weckherlin mit Blick auf den künftigen Adepten von Opitz’ Postulaten, „daß er nicht zu gleich die Sprach den Frembden schwer und unangenehm mache“ (293). Die Strategie hinter dieser Forderung des international erfahrenen Weckherlin ist klar. Die ausländerpädagogische Aufmerksamkeit soll auch und besonders den heimischen Sprachbenutzern zugute kommen und somit einen Beitrag zu den Bemühungen leisten, der deutschen Literatursprache den nachhaltigen Anschluss an die noch führenden europäischen Kultursprachen zu verschaffen. Er unterstellt dabei in Umkehrung der Logik des Reformators, dass die Befolgung

von dessen vermeintlich radikaler Neuerung die Gefahr gewisser Verstöße gegen *puritas* und *perspicuitas* der deutschen Sprache mit sich bringen könnte. Impliziert ist somit von Weckherlin, dass seine Art der Prosodie vergleichsweise die natürlichere und damit auch didaktisch tauglichere sei.

Der solchermaßen Reflektierende erkennt insbesondere ein Wagnis, wenn nicht gar eine bereits eingetretene Bedrohung für den Wortbestand des Deutschen, zumal es bis zu Buchners permissiver Propagierung des ‚Daktylus‘ noch einige Jahre hin ist. Angesichts des von Opitz vorgegebenen alternierenden ‚Korsetts‘ stünden vor allem mehrsilbige Wörter des Deutschen in Gefahr, aus dem Repertoire der Literatursprache verdrängt zu werden, gibt er zu bedenken. Er unterbreitet dabei verschiedene in diesem Sinne sprachschädliche Varianten. Er erwarte, dass ein dichtender Opitz-Schüler „Viel weniger auch viel schöne, und insonderheit die vielsyllabige, und zusamen vereinigte Wort von einander abschaide, oder jämerlich zusamen quetsche, oder gar verbanne, und“ – hier darf die *mise en abyme* einmal wörtlich genommen werden – „in das ellend und die ewige Vergessenheit verstosse […]“ (I, 293). – Auch unabhängig von der Metrik geht Weckherlin Aspekten des Wortschatzes, sogar unter phonetischem Aspekt, weiter nach. Vor Jahren hätten ihm der deutschen Sprache mächtige Ausländer „unserer Poesy mangel und unmöglichkeit fürgeworfen“ (I, 294). Andere Fremde, die Deutsch erst lernen wollten, seien „von unsern zusamen gezognen Worten, und vieler Syllaben, stummer und mitstimmer zusamen zwingung“ (294), also Konsonantenhäufungen, einschließlich beispielsweise des gerade für die ‚barocke‘ Schreibweise bezeichnenden in- und auslautenden Zeichens ‚h‘, abgeschreckt worden. Deren „übel gegründete Meinung zu wiederlögen“, sei er als Lyriker angetreten. Er macht sich des Weiteren anheischig,

> daß wan Wir Teutsche uns unsere Muttersprach so wol als frembde Sprachen gefallen liessen, und dieselbige (als die Frembde die Ihrige) pur unnd zierlich zu reden und zuschreiben befleissigten, Wir keinen Völckern nach zu gehen, durch meine aigne Gedichte alßbald zu beweisen […]. (294)

Schließlich habe er sich selbst angehalten,

> Diese aber, Sie mit meiner außführlichen und ungezwungenen schreibung unserer Worten (dadurch ihnen sich über die harte Außsprach unserer Sprach zubeklagen benommen, in dem sie leichtlich gesaget, unnd gar nicht gsagt außspre-

> chen könden) gleichsam zu uns zu gast zu laden, die Gelegenheit zunehmen. (294)

Das Schlüsselwort ist das Adjektiv „ungezwungen“; und vom Prinzip des Zwanglosen her, das etwa Elisionen nicht zulasse, versucht er Opitz’ einschlägige metrikbezogene Forderungen elegant auszuhebeln. Der Begriff des Zwangs im Sonett an Opitz (Z. 11) ist auch unter diesem Aspekt zu verstehen.

Es ist daher bloße Koketterie, wenn sich der Apologet in eigener Sache im Anschluss an diese Erörterungen die rhetorischen Fragen stellt: „Wie aber verliere ich mich? Beduncken nicht einem ieden Affen seine Jungen die hipscheste?“ (I, 295). Er ist sich sehr wohl am „letzten Tag Herbstmonats. 1639.“ (I, 296), dem Datum der Vorrede, dessen bewusst, dass er Opitz – den er zu diesem Zeitpunkt noch unter den Lebenden wähnen muss – die aus seiner Sicht illegitime Vorrangstellung streitig macht, indem er den gleichberechtigten, wenn nicht überlegenen Rang der voropitzschen deutschen Vers-Sprache und damit der Muttersprache schlechthin unter den europäischen auf Grund effektvollerer Wirkung im Ausland geltend macht. Der Rivale dagegen habe fürs Erste lediglich nach innen ausgestrahlt, eher noch ausländische Paradigmen ‚importiert‘. Zugleich wendet sich Weckherlin, mitnichten originell, gegen das korrumpierende *A-la-mode*-Wesen, wenn er an die Deutschen appelliert, die Muttersprache „(als die Frembde die Ihrige) pur unnd zierlich zu reden und zuschreiben“ (I, 294). Schon im letzten, resümierenden Gedicht der *Kurtzen Beschreibung, Deß zu Stutgarten* [...] *Jüngst-gehaltenen Frewden-Fests* (Tübingen 1618; I, 43) versichert die zweite Strophe die formale und inhaltliche Autonomie des Deutschen:

> Nein, es ist nicht mehr noht, mit welsch-vermischter Sprach
> Der Außländer Wollust und Frewden zuerzehlen:
> Teutschland empfacht dadurch weder Gespöt noch Schmach,
> Sondern hat in sich selbs noch Frewd gnug zuerwöhlen. (I, 78)[7]

Weckherlin beantwortet seine rhetorischen Fragen denn auch sofort mit einer erneuten, *pro forma* an den Leser gerichteten Frage gleicher Art,

7 Vgl. Ernst Ribbat: „Georg Rodolf Weckherlin“. In: *Deutsche Dichter des 17. Jahrhunderts*. Hrsg. von Harald Steinhagen und Benno von Wiese. Berlin 1984, S. 74–89, hier: S. 80.

wobei er nicht zuletzt einer eigenständigen rhetorischen Praxis das Wort redet:

> Und warumb solten auch nicht unserm Vatterland (wie sunsten schier einem ieden Land) seine aigne Sprach, unnd derselbigen Blumen und Früchten schön, lieblich und lieb seyn. Die meinige, welche dir hie fürgetragen werden, wie sie immer seind, kommen allein herfür, dir, wie fleissiglich und getrewlich Ich Mein Vatterland, meine Freunde und Landsleute zu ehren und zu bedienen begehre, offentlich zu bezeugen […]. (I, 295–296)

Sollte es wirklich nur der noch unsicheren Orthografie des 17. Jahrhunderts zuzuschreiben sein, dass wesentliche auf Weckherlins Person bezogene Vokabeln dieses Textes in hervorhebenden Versalien erscheinen? Hatte nicht etwa Julius Wilhelm Zinkgref im Erscheinungsjahr des *Buchs von der Deutschen Poeterey* in seinen Anhang zu der Anthologie, die eigentlich Opitz allein vorbehalten sein sollte, nicht weniger als acht seiner, Weckherlins, Gedichte aufgenommen? Und gab es in Opitz’ Jahre vor der *Poeterey* verfassten *Teutschen Poemata* nicht – um es diplomatisch zu formulieren – eine Reihe von Berührungspunkten mit Weckherlins Prosodie, mochte sich deren Autor auch von der altfränkischen Metrik und Sprache jenes Anhangs entrüstet distanzieren?

III.

Weckherlin untermauert seine Kritik an Opitz’ Reform mit seinen Vorstellungen von der Reinheit und Zierlichkeit der deutschen, den anderen ebenbürtigen Sprache. Er tut das in den Einleitungen zu einigen seiner Werke. Andere Mittel stehen ihm im Gegensatz zu seinem Konkurrenten nicht zur Verfügung. So finden sich bei ihm auch keine Preisgedichte auf die Muttersprache, keine versifizierte Theorie. Anders als Opitz hat er keine eigenständige Poetik, gar vom Kaliber des *Buches von der Deutschen Poeterey*, veröffentlicht. Es gibt auch keine Indizien dafür, dass in seiner als Totalverlust während des Dreißigjährigen Krieges beklagten Habe, nicht zuletzt poetischer Art, eine solche Pro-

grammschrift enthalten gewesen wäre.[8] Weckherlin verlässt sich ganz auf die einschlägigen Vorreden.

So kündigt er schon in der Widmung seines *Triumfs* (Stuttgart 1616), „Newlich bey der F. kindtauf zu Stutgart gehalten" (I, 1), an die Herzogin Barbara Sophia von Württemberg an, bei guter Aufnahme dieses in Prosa verfassten Werks in künftigen Schriften „unserer sprach (deren die außländer ihre nohturft und rawheit, zwar ohn ursach, fürwerfen) reichtumb und schönheit khünlich zu vermehren [...]" (I, 3). Dabei dürfte er, ohne Ahnung noch von den künftigen Kriegswirren, vor allem geplante Kollektionen seiner verschiedenartigen Gedichte im Auge gehabt haben. Seit dieser Ankündigung dauerte es bis zum Erscheinen von Opitz' in seiner Wirkung revolutionärem Büchlein noch einige Jahre, d. h. Weckherlin konnte sich vorerst wenn nicht als literarischer Monopolist, so doch als ein führender Repräsentant der aktuellen Metrik-Praxis begreifen. Doch auch fast zweieinhalb Jahrzehnte später – Opitz ist bei Erscheinen der Edition von 1641 bereits tot – erneuert Weckherlin unbeirrt seinen Anspruch und bekräftigt seine Mission: „Denen Ich jung bekannt gewesen, die wissen wol, daß Ich schon vor dreyssig jahren unserer Sprach reichthumb unnd zierlichkeit den Frembden in meinen Gedichten für augen geleget [...]" (I, 292). Ohne Frage offenbaren sich für ihn die Vorzüge der deutschen Sprache hauptsächlich in der Literatur und speziell in der Lyrik. Ausgerechnet auf diesem Gebiet aber musste ihm in Opitz der große Widersacher erstehen.

Konnte Weckherlin zum Zeitpunkt der Abfassung der Vorrede zur Erstauflage der *Gaistlichen und Weltlichen Gedichte* im September 1639 nicht unbedingt schon vom Ableben Opitz' im Monat zuvor wissen, so war bei Erscheinen der Zweitauflage 1648 jener vor beinahe einem Jahrzehnt verstorben. Schon aus rein pragmatischen Gründen also konnte sich Weckherlin, um es zu betonen, als Sieger in der Auseinandersetzung um die prosodische Suprematie in Deutschland fühlen. Vor allem brauchte er nun keinerlei Rücksicht mehr auf den Rivalen zu nehmen. Die Revision des besagten, sich als Lob- und Preisgedicht auf Opitz ausgebenden Sonetts ist symptomatisch für die nunmehr rigoro-

---

8 So beklagt Weckherlin in der Vorrede zu den *Gaistlichen und Weltlichen Gedichten* von 1641, er habe „neben andern meinen güttern, welche durch den unmenschlichen Krieg in meines brudern Ludwigs seeligen händen (zu Stutgart und Blochingen) mit allem dem seinigen, ja ihme selbsten, und unserm Vatterland zu grund gegangen, auch meine hinderlassene schrifften verlohren." (Zit. nach: Fischer, *Weckherlins Gedichte* [wie Anm. 2], Bd. I, S. 191)

sere Haltung seines Autors. Sein durch Bescheidenheitsformeln kaschiertes gesteigertes Selbstbewusstsein setzt sich um in erhöhte Aggressivität, wenn er den Textumfang der ursprünglichen Vorrede von 1639 in der zweiten Auflage von 1648 erheblich erweitert und den Grad seiner Angriffslust noch erhöht. Gewissermaßen begibt sich diese Haltung in ein reziprokes Verhältnis zu den gleichzeitigen Friedensverhandlungen in Münster, die freilich auch nicht ohne Animositäten oder sogar Feindseligkeiten abliefen.

Da ist mit kaum verkennbarer Referenz die Rede „von andern, welche ihnen allein die Musen ihre süsse Lieb und küsse verleyhen, und Apollo selbs seine Leyr überraichet, und sie über die Teutsche Poesy Oberhäupter, Befelchs-haber und Richter verordnet [...]“ (I, 294, Anm. 59). Die Pluralisierung ist von den Anhängern der opitzschen Neuerung, die in ihrer eklektizistischen Struktur eigentlich keine war, abgedeckt, kann und soll aber nicht von dem gemeinten Einen ablenken. Diese Zielgruppe halte ihm aus feiger Distanz vor – „(wie ich höre)“ (I, 294, Anm. 59) –, „daß ich ihrem Befelch und Satzungen in meinen Dichtungen nicht gehorche und nachkomme [...]“ (I, 294, Anm. 59). Weckherlin führt ein konkretes Beispiel für solche ungerechtfertigten Beanstandungen aus dem Bereich der nicht zuletzt metrisch bedingten Apokopierung an: Er wendet sich dabei offensichtlich gegen Opitz’ fast pedantisch kodifizierte Ablehnung des Hiats:

> Das e/ wann es vor einem andern selblautenden Buchstaben zue ende des wortes vorher gehet/ es sey in wasserley versen es wolte/ wird nicht geschrieben vnd außgesprochen/ sondern an seine statt ein solches zeichen ’ darfür gesetzt.[9]

Er, Weckherlin, habe sich dagegen herausgenommen „unter andern, ihnen widrigen oder mißfälligen sachen“ (I, 294, Anm. 59) zu schreiben: „meine Ehr; und neig, Herr deine Ohren; und nicht dein’ Ohren, mein’ Ehr; etc. und dergleichen [...]“ (I, 294, Anm. 59). Der zusammenfassende Kommentar des von seiner Leistung Überzeugten zu solchen, wie ihn dünkt, substanziellen Lappalien fällt lapidar aus: „[...] halt ich kaum nöhtig, darauf zu antworten.“ (I, 294 Anm. 59). Und er schlägt gegen „denen sich selbs kützlenden Witzen“ (I, 295, Anm. 59) kräftig zurück:

---

9 Martin Opitz: *Gesammelte Werke*. Kritische Ausgabe. Hrsg. von George Schulz-Behrend. Bd. II, Tl. 1. Stuttgart 1978 (Bibliothek des literarischen Vereins in Stuttgart 300), S. 386.

> Wan [...] die Poeterey der Götter Red und Sprach: das ist, daß ein Poet so schön und zierlich schreiben soll, Als die Götter dieser Erden, grosse, weisse, gelehrte Fürsten und Personen zu reden pflegen: so wirt der Verständige Leser bey ihnen [...] offt schlechte, harte und rawe, und den Göttern kaum anstehende und gezimliche noch wehrte Reden und Arten finden. (I, 295, Anm. 59)

Eine herbe Abqualifizierung jener selbsternannten Wortführer der literarischen Avantgarde, außer dem „Gekrönten“ selbst etwa der Fürsten in der „Fruchtbringenden Gesellschaft“, hatte doch Opitz selbst die drei herkömmlichen, aus der Rhetorik-Tradition übernommenen Stilebenen am Ende des sechsten Kapitels seiner *Poeterey* genau vorbuchstabiert und beispielsweise die jeweilig zugeordnete Redeweise ausdifferenziert! Weckherlins gezielter Vorwurf, der bewusst die ausschließliche Fokussierung auf die strittige Metrik-Frage vermeidet, wiegt schwer auf der Folie von Opitz’ Postulaten, etwa zum *stilus gravis*, auf den der Kritiker abhebt.

> Hergegen in wichtigen sachen/ da von Göttern/ Helden/ Königen/ Fürsten/ Städten vnd dergleichen gehandelt wird/ muß man ansehliche/ volle vnd hefftige reden vorbringen/ vnd ein ding nicht nur bloß nennen/ sondern mit prächtigen hohen worten vmbschreiben.[10]

Weckherlins Schelte hat umso mehr Gewicht, als er sein Paradigma mit der Kompetenz des erfahrenen Hofmanns und Diplomaten ausgewählt hat, mit der er der von ihm gebrandmarkten Anmaßung der selbsternannten Kunstrichter und „Befelchs-haber“[11] entgegentritt.

Allerdings stellt sich die Frage, ob der Gekränkte nicht etwa hinter seinen eigenen Kenntnisstand als zumindest empirisch geschulter Sprachexperte zurückfällt und Opitz’ zentralen Ansatz missversteht, wenn er argumentiert:

> Zwar ist mir, was immer zierlich und löblich in den Griechischen und Lateinischen und andern frembden Poeten gemein und gebräuchlich, weder unbewust noch unnachthunlich. Warumb aber unsere Teutsche Sprach der Griechischen,

---

10 Opitz, *Gesammelte Werke* (wie Anm. 9), II, 1, S. 384.

11 Vgl. die von Nicola Kaminski im Anfangsteil von *EX BELLO ARS* (wie Anm. 4) herausgearbeitete Rolle des militärischen und des davon abgeleiteten literar(histor)ischen „Fähnrichs“. – Das von Opitz mit Bezug auf sich selbst im *Buch von der Deutschen Poeterey* gebrauchte Bild des „Fahneaufsteckens“ braucht indes nicht notwendig mit der Funktion des Fähnrichs in Verbindung gebracht zu werden. So wird eine Fahne eher auf einer Zitadelle „aufgesteckt“, d. h. aufgepflanzt.

> Lateinischen und anderer Sprachen, Gesatzen und Willkühr underworfen seyn, und von oder nach ihnen geregieret werden solle, das kan ich noch nicht verstehen. (I, 295, Anm. 59)

Weckherlin hat ja zunächst einmal grundsätzlich Recht, wenn er derartige Forderungen noch immer nicht zu verstehen vorgibt – jedenfalls wenn er, wie es scheint, sich weiterhin auf die deutsche Vers-Sprache bezieht. Ließe sich sein Einwand als Positionsbestimmung zugunsten der Eigenart der deutschen Sprache lesen, könnte man ihm nur beipflichten. Doch es scheint, dass Weckherlin Opitz’ Regeln eine genuin antike Provenienz unterstellt, während jener doch zwar zahlreiche seiner Belege aus der klassischen Literatur bezieht, aber in metrischer Hinsicht die etwa in den Niederlanden geübte Praxis aufgreift. Steht Weckherlin hier vielleicht noch zu sehr im Bann vor allem der frühen, zu einem Großteil in lateinischer Sprache abgefassten Dichtung des ‚Nebenbuhlers‘? Um es zu wiederholen: Die deutsche Prosodie hat, gerade wenn es um ihre Emanzipation zu tun ist, nichts mit dem silbenzählenden Methode „anderer Sprachen“, d. h. der Romania, oder dem quantitierend-fußmessenden Verfahren des antiken Metrik-Systems zu tun. Genau diese Bereinigung durch Besinnung auf die Spezifik der deutschen Sprache als einer germanischen ist Opitz’ Verdienst. Sieht man von den terminologischen Inkonsequenzen bei den Bezeichnungen der Versfüße ab, geht es im Deutschen eben um die jeweils geregelte Sequenz betonter und unbetonter Silben, wobei sich der vorgegebene Wort- mit dem Versakzent zu decken hat. Ausdrücklich setzt sich Opitz bei seinem Plädoyer für die Alternation vom antiken Vers-System ab: „Nachmals ist auch ein jeder verß entweder ein *iambicus* oder *trochaicus*; nicht

> zwar das wir auff art der griechen vnnd lateiner eine gewisse grösse der sylben können inn acht nehmen; sondern das wir aus den *accenten* vnnd dem thone erkennen/ welche sylbe hoch vnnd welche niedrig gesetzt soll werden.[12]

Nur scheinbar tritt Weckherlin argumentativ den Rückzug an, wenn er wenigstens auf seine zeitliche Priorität mit sarkastischem Unterton gegen den/die „Anderen“ pocht:

> Gleichwol kan ich sagen, daß viel meiner Poetischen stücke (wie immer sie sich für die erste unserer besseren Poesy erfinder fälschlich außgeben) verförtiget,

12 Opitz, *Gesammelte Werke* (wie Anm. 8), II, 1, S. 392.

> Eh ihr vermeinte grössere wissenheit und Kunst bekant gewesen. (I, 294, Anm. 59)

Es könnte wie eine Entschuldigung klingen, dass er mit seiner lyrischen Produktion vor der Verkündung der opitzschen Reform an die Öffentlichkeit getreten sei. Doch in Wirklichkeit nimmt er für seine Gedichte, wie unangemessen auch immer sie von seinen Opponenten beurteilt würden, das Anciennitätsprinzip und damit die wahre Qualität in Anspruch. Er ist eben im Wesentlichen von der internationalen Lyrik der Renaissance geprägt und für die spezifisch deutschen Struktur-Eigenarten auf diesem Gebiet noch nicht ausreichend offen, sosehr er – nicht zuletzt mit seiner ‚linguistischen' Autorität – der deutschen Sprache in Europa zum Durchbruch verhelfen möchte.

Auf diesem Hintergrund bedeutet es übrigens für ihn keine Einbuße seiner Geltung und keine Beeinträchtigung des Niveaus vor allem seiner geistlichen Gedichte, wenn „etliche gaile stücke [...] leyder! in diesem Büchlein hin und her auch mit lauffen" (I, 295, Anm. 59), z. B Liebes- und Trinklieder. Sowieso lasse er auf Grund seiner anstrengenden und zeitaufwändigen dienstlichen Verpflichtungen „so wenig für eine so lange vergangene Zeit nu auß-kommen" (I, 295, Anm. 59). Was diesen Teil seiner Dichtung betreffe, dürfe er „für solcher antwortung und beschützung, nicht so khün seyn" (I, 295, Anm. 59) wie etwa bei den moralisch unverfänglichen geistlichen oder heroischen Poemen. Ausgehend von der qualitativen Stufung der einzelnen Subgenres der Lyrik, findet Weckherlin hier offenbar keinen Ansatzpunkt für die große Kontroverse mit Opitz. Stattdessen legt er Wert auf seine moralisch-ethische Integrität, ohne die seine lyrische Produktion natürlich keine Vorrangstellung beanspruchen könnte. Er nimmt entsprechend Zuflucht zu einem Argumentationstopos, indem er die Verantwotung für die frivole Art seiner entsprechenden Dichtungen den Aufträgen und Befehlen „grosse[r] Herrn" (I, 295, Anm. 59) zuschiebt und im Übrigen hofft, dass seine Leser sein „Leben, als denselbigen Dichtungen gleich gar nicht verdammen, sondern mich vilmehr für fromb (inmassen, mit Gottes hilf, ich mich zu seyn, allzeit höchstlich beflissen) zu halten geruhwen." (I, 295, Anm. 59)

IV.

Weckherlin verteidigt seine Position bis zur letzten seiner Veröffentlichungen. Er tritt für sie umso nachdrücklicher ein, als er sein „gantzes Leben (oder doch mehr dan viertzig jahr her ohn ablaß) in grosser Herrn, Fürsten und Königen Dinsten und schweren obligenden geschäfften und Raysen (mehrer-theyls als Secretary) zugebracht [...]“ (I, 295, Anm. 59) und daher als Lyriker mit einem großen Handicap zu kämpfen gehabt habe. Er wahrt seinen Standpunkt des Weiteren vom Ausland her, zum größten Teil von England, quasi dem Exil, aus. Dieser unumgängliche biografische Sachverhalt, der leicht zum Desinteresse an der Muttersprache hätte führen können, verstärkt im Gegenteil sein Verlangen und Bestreben, kulturpatriotisch zu denken und vor allem zu handeln. Die Muttersprache soll und muss aus seiner Sicht – und hierin ist er sich mit zahlreichen trotz der Unbilden des Krieges im Reich verbliebenen Dichterkollegen einig – zu den übrigen Kultursprachen, vor allem dem Französischen und Italienischen, aufschließen. Als Diplomat und Literat sprach er alle diese Sprachen und konnte am besten abschätzen, dass dem Deutschen diese kulturpolitische Leistung unter den Bedingungen, die er selbst ja benannte, durchaus adäquat und möglich war. Doch er musste gleichsam als Einzelkämpfer ohne die Unterstützung etwa einer Sprachgesellschaft auskommen. So war er, was wohl nicht zuletzt durch seine Abwesenheit von Deutschland bedingt war, nicht Mitglied der „Fruchtbringenden Gesellschaft“. Der Straßburger „Aufrichtigen Tannengesellschaft“ als programmatisch geeigneter Institution anzugehören konnte ihm auf Grund von deren relativ kurzer Lebensdauer und mangelndem Einfluss in diesem Sinne nichts nützen, mochten auch – wie das dieser Studie voranstehende Motto ausweist – einzelne ihrer Mitglieder wie Rompler von Löwenhalt seine Verdienste und Vorzüge vor Opitz aus ihrer nationalistischen Interessenslage heraus klar, obgleich parteiisch herausstellen. Dass Opitz bereits landsmannschaftlich als Schlesier und damit als Repräsentant und Verfechter des (Ost-)Mitteldeutschen ihm gegenüber als Oberdeutschem aus Schwaben, dessen Sprachgebrauch nicht zuletzt massiv von Suevismen durchsetzt ist, bei der rein technisch-verbalen Propagierung des Deutschen als Literatursprache letztlich in der Tradition Luthers einmal mehr die größeren Chancen besaß, hat Weckherlin bei aller ‚fachlichen‘ Versiertheit wohl nicht durchschaut.

Von weitaus größerer historischer Tragik noch war der Umstand, dass der mehrfach benachteiligte Konkurrent sich unter dem enormen Druck der unaufhaltsamen Metrik-Reform veranlasst sah, seine Lyrik nach Maßgabe der opitzschen Gesetze ‚eigenhändig' zu überarbeiten – eine Art literarischer ‚Schizophrenie'. Umso mehr insistierte er theoretisch auf seiner Auffassung. Dabei dürfte er es kaum bemerkt – oder eher umgekehrt gar als Stützung empfunden? – haben, dass er seine eigenen metrischen Postulate, wenngleich unfreiwillig, in seiner poetischen Praxis gewissermaßen kompensierend selbst erfüllte. D. h. je mehr er sich Opitz anpasste, um so mehr unterliefen ihm Rückfälle in das Gewohnte, Abweichungen also von Opitz' Normen. Ironie des Schicksals, die sich psychologisch leicht erklären ließe. Ganz bewusst aber hielt er auf der anderen Seite an der von ihm ausgebildeten *poetics of alliance* fest und realisierte sie,[13] ja, er bemühte sich sogar, die entsprechende Prosodie inhaltlich zu unterfüttern, indem er Gedichte der „Zusamenkunfft" als einer Spielart von Allianz kreierte.[14] Wer also war der Sieger in der Kontroverse um die prosodische Vorherrschaft in der deutschsprachigen Literatur, auf dem Feld der noch kaum von der Prosa in ihrer dominanten Geltung angefochtenen gebundenen Sprache? Ideologisch befangenen und damit fanatischen Stellungnahmen wie derjenigen Jesaias Romplers von Löwenhalt war jedenfalls die definitive Antwort nicht abzulesen. Und auch Hermann Fischers scheinbar mustergültig positivistisch unterbautes Urteil, Weckherlin benutze „wie die genossen seiner richtung, so gut wie ausschließlich jambische und trochäische rhythmen" (I, 511), seine Lyrik weise mithin fast gänzlich das alternierende Metrum auf, verdankt sich zu offenkundig dem Bemühen der Ehrenrettung eines unermüdlichen und verdienten Streiters für den Wert der deutschen Literatur im internationalen Horizont der Zeit.

Weckherlins Verdienst um die deutsche gebundene Sprache wird durch die Wettbewerbsnachteile gegenüber seinem großen Rivalen Opitz und die tragischen Züge seines Kampfes nicht unbedingt geschmälert. Man muss ja nicht gleich Herders Standpunkt teilen, dass Weckherlins Prosodie derjenigen Opitz' überlegen sei. Aber wird man dem wesentlich von Herder geprägten geschichtlichen Denken nicht gerade dadurch gerecht, dass man seine Polemik gegen das metrische „mühlengeklapper"[15] des Reformators und damit für die „arrhythmie"

13 Vgl. Kaminski, *EX BELLO ARS* (wie Anm. 4).
14 Vgl. Haberkamm, „Zusamenkunfft" (wie Anm. 4).
15 Johann Gottfried Herder: Andenken an einige ältere deutsche Dichter, in Briefen

(III, 179) Weckherlins als Plädoyer für die nicht nur prinzipiell zu akzeptierende, sondern auch historische Beurteilungsgerechtigkeit verbürgende Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen begreift?

---

an den Herausgeber. In: *Deutsches Museum*. Bd. II (1779), S. 299–311; Suphan Bd. XV, S. 3–13.

DIETER MARTIN (Freiburg)

Johann Heinrich Schills *Der Teutschen Sprach Ehren-Krantz* (1644) im Kontext seiner Zeit

Der *Ehren-Krantz*, den Johann Heinrich Schill im Jahre 1644 der *Teutschen Sprach* gewunden hat, verdient nicht nur deshalb Aufmerksamkeit, weil er der umfangreichste sprachpatriotische Beitrag der oberrheinischen Literatur aus dem mittleren 17. Jahrhundert ist, sondern auch, weil er eine „besondere Stellung im Quellenkomplex“ von Grimmelshausens *Teutschem Michel* einnimmt: Die Schrift gilt – nach Tommaso Garzonis *Piazza universale* – als Grimmelshausens „wichtigste Quelle“ für Fragen der Sprachtheorie und der Sprachreformen, des Sprachpatriotismus und des Fremdwortpurismus.[1] Da der *Ehren-Krantz* in der Forschung insgesamt wenig behandelt wurde[2] und da das Wirken Schills bislang nur in den Umrissen bekannt ist, die Walter Ernst Schäfer, Wilhelm Kühlmann und Monika Bopp im Zusammenhang ihrer Studien zur Straßburger ‚Tannengesellschaft‘ ermittelt haben,[3] verfolgt dieser Beitrag ein doppeltes Ziel. Erstens soll der *Ehren-*

1 Gisbert Bierbüsse: *Grimmelshausens „Teutscher Michel“. Untersuchung seiner Benutzung der Quellen und seiner Stellung zu den Sprachproblemen des 17. Jahrhunderts*. Bonn [Diss. masch.] 1958, S. 32–34, hier S. 32 und S. 34.

2 Vgl. die Auszüge und die Hinweise zur älteren Forschung bei William Jervis Jones: *Sprachhelden und Sprachverderber. Dokumente zur Erforschung des Fremdwortpurismus im Deutschen (1478–1750)*. Ausgewählt und kommentiert von William Jervis Jones. Berlin, New York 1995 (Studia Linguistica Germanica 38), S. 355–374.

3 Wilhelm Kühlmann, Walter E. Schäfer: Nachwort, Kommentare und bibliographischer Anhang. In: Jesaias Rompler von Löwenhalt: *Erstes gebüsch seiner Reimgetichte*. Hrsg. von Wilhelm Kühlmann und Walter E. Schäfer. Tübingen 1988, S. 78*–79* (mit Anm. 62 und 63); Walter E. Schäfer: Johann Heinrich Schill (ca. 1615–1645). Zwei kleine Funde. In: *Wolfenbütteler Barock-Nachrichten* 17 (1990), S. 12–13; Monika Bopp: *Die „Tannengesellschaft“. Studien zu einer Straßburger Sprachgesellschaft von 1633 bis um 1670. Johann Matthias Schneuber und Jesaias Rompler von Löwenhalt in ihrem literarischen Umfeld*. Frankfurt a. M. [u. a.] 1998 (Mikrokosmos 49), S. 191–192; Walter E. Schäfer, Wilhelm Kühlmann: Schill, Johann Heinrich. In: *Killy Literaturlexikon. Autoren und Werke des deutschprachigen Kulturraumes*. 2., vollständig überarbeitete Aufl. Hrsg. von

Krantz knapp vorgestellt und in den Kontext der zeitgenössischen Sprachpflege-Diskurse eingereiht werden. Zweitens geht es darum, Schills Stellung im Umfeld der Straßburger Kulturpatrioten Johann Matthias Schneuber, Jesaias Rompler von Löwenhalt und Johann Michael Moscherosch genauer als bislang in den Blick zu bekommen.

1. Schills *Der Teutschen Sprach Ehren-Krantz*

Johann Heinrich Schills circa 400 Seiten umfassendes Buch ist 1644 in Straßburg bei Johann Philipp Mülbe – dem Verleger von Moscheroschs *Gesichten* – anonym unter folgendem Titel erschienen: *Der Teutschen Sprach Ehren-Krantz. Neben einem Namenbuch. Darinnen der bißhero getragene BettelRock der Teutschen Sprach auß: vnd hergegen sie mit jhren eygnen Kleidern vnd Zierde angezogen wird.* Schon die Titelformulierung betont mit dem Bild des ‚Ehrenkranzes' und der Kleidermetapher Schills sprachpflegerischen Impetus. Am Ende der Vorrede akzentuiert er noch stärker, er habe

> kein ander absehen […] gehabt/ dann allein vnsere hochwerthe Muttersprach/ und jhre Edele *Poesi* von dem schändlichen Bettelrock zuerledigen/ vnd hergegen derselben ihr Natürliches Purpurkleid anzulegen.[4]

Indem sich Schill die Rangerhöhung der weiblich personifizierten ‚Muttersprache' und ihre Befreiung „auß dem vnerträglichen Joch der Dienstbarkeit anderer Völcker" auf die Fahnen schreibt,[5] reiht er sich unverkennbar in den oft ähnlich kämpferischen Duktus des Sprachpatriotismus der 1640er Jahre ein.

Weshalb aber Schills spezifische Position in diesem Diskurs schwer zu bestimmen ist, zeigen ebenfalls schon die Paratexte seines Buchs: Da er „gesehen" habe,

---

Wilhelm Kühlmann. Bd. 10. *Ros–Se*. Berlin, Boston 2011, S. 338–339.

4 [Johann Heinrich Schill:] *Der Teutschen Sprach Ehren-Krantz. Neben einem Namenbuch. Darinnen der bißhero getragene BettelRock der Teutschen Sprach auß: vnd hergegen sie mit jhren eygnen Kleidern vnd Zierde angezogen wird*. Straßburg 1644, fol.):(4$^{r–v}$.

5 Schill, *Ehren-Krantz* (wie Anm. 4), fol.):(4^{v}.

> wie eifferig vnd rühmlich sich etliche Jahr hero fürtreffliche vnd edele Geister bemühet/ jhrer teutschen MutterSprach hoheit/ fürtrefflig: vnd zierlichkeit an tag zu geben/ derselben reinligkeit zuerhalten/ sie von außländischen bastard vnd eingeschlichenen findlingen zubefreyen,

habe er „nit vnterlassen wollen“, die Gedanken „von vnterschiedlichen gelährten Männern […] etwas zusammen zuziehen/ und dem gemeinen Leser“ mitzuteilen.[6] Dass es Schill vorrangig darum geht, gelehrtes Wissen durch Kompilation breiter zugänglich zu machen, spiegelt sich nicht nur im umfänglichen Quellenverzeichnis wider, das er dem *Ehren-Krantz* voranstellt, sondern auch in der Anlage seines Buchs. Schill windet, um im Bild seines Titels zu bleiben, Zweige und Äste unterschiedlicher Provenienz zu einem ‚Kranz‘ zusammen, der mehr auf Fülle als auf programmatisch-theoretische Profilierung zielt. Das Werk gewinnt zwar insgesamt eine weitgehend transparente Struktur, da Schill am Leitfaden der aktuellen ‚Überfremdung des Deutschen‘, die er als Indiz schuldhafter Selbstversklavung beklagt, thematische Schwerpunkte abarbeitet: Geht es im ersten Drittel der Schrift nacheinander um die ‚Unsitte‘ nichtdeutscher Vor-, Familien- und Monatsnamen, der Schill umfängliche deutsche ‚Namenslisten‘ entgegensetzt, so reiht er danach verschiedene Argumente gegen die Abwertung des Deutschen und umgekehrt die wesentlichen Gründe, die dafür sprechen, dem Deutschen ein mit den etablierten Kultursprachen ebenbürtiges Prestige zu verleihen: Die bekannten Schlagwörter[7] ‚Reinheit‘ und ‚Reichtum‘ der eigenen Sprache behandelt Schill ebenso wie das (auf biblische Stammväter zurückzuführende) Alter des Deutschen und seine Ver-

---

6 Schill, *Ehren-Krantz* (wie Anm. 4), fol.):(2^{v}.

7 Vgl. hierzu die bündigen Überblicksdarstellungen von Hartmut Riemenschneider: Sprachpatriotismus. Nationale Aspekte in der literarischen Kultur des deutschen Barock. In: *Dichter und ihre Nation*. Hrsg. von Helmut Scheuer. Frankfurt 1993, S. 38–52, Joachim Knape: Humanismus, Reformation, deutsche Sprache und Nation. In: *Nation und Sprache. Die Diskussion ihres Verhältnisses in Geschichte und Gegenwart*. Hrsg. von Andreas Gardt. Berlin, New York 2000, S. 103–138, und Thorsten Roelcke: Der Patriotismus der barocken Sprachgesellschaften. In: *Nation und Sprache. Die Diskussion ihres Verhältnisses in Geschichte und Gegenwart*. Hrsg. von Andreas Gardt. Berlin, New York 2000, S. 139–168, sowie die Standardwerke von Andreas Gardt: *Sprachreflexion in Barock und Frühaufklärung. Entwürfe von Böhme bis Leibniz*. Berlin, New York 1994 (Quellen und Forschungen zur Sprach- und Kulturgeschichte der germanischen Völker. N. F. 108), und Markus Hundt: *„Spracharbeit“ im 17. Jahrhundert. Studien zu Georg Philipp Harsdörffer, Justus Georg Schottelius und Christian Gueintz*. Berlin, New York 2000 (Studia Linguistica Germanica 57).

wandtschaft mit anderen Sprachen, bei der er das Deutsche in aller Regel mehr in der Geber- als in der Nehmerrolle sieht. Sein Plädoyer, die Hochachtung der eigenen Sprache gegenüber deutlich zu steigern, stützt Schill nicht nur auf die üblichen historischen Quellen und ihre Kommentare (Tacitus u. a.), sondern auch auf neuzeitliche Kulturleistungen und die Fortschritte der Poesie: Dabei setzt Schill lokalpatriotische Akzente, wenn er die Erfindung des Buchdrucks für Straßburg reklamiert sowie Rompler und Schneuber unter die „Lichter der *poësie*“ zählt.[8]

Bei einigermaßen klarer Anlage bleibt Schills *Ehren-Krantz* offenkundig weitgehend unselbständig. Er bündelt die Diskussion, die er nach Ausweis der Quellenliste und der Zitatbelege in all ihren maßgeblichen Beiträgen von Opitz und Zeiller, Schottel und Rist, Harsdörffer und Zesen zur Kenntnis genommen hat, um seine Leser zur größeren Hochachtung vor ihrer Muttersprache zu bewegen und um ein dem Rang des Deutschen angemessenes Sprachverhalten einzufordern: Weil „die Natur“ in der deutschen Sprache „ihr Meisterstück gethan“ hätte und „weil vnsere vhralte Vorfahren […] sie erlernet“ hätten, müssten die gegenwärtigen Sprecher ihre „Frembgirigkeit“ ablegen und durch den Gebrauch ihrer Muttersprache deren natürliche Qualitäten erhalten.[9]

Aus dem im wesentlichen kompilatorischen Charakter von Schills *Ehren-Krantz* erklärt sich nicht nur, weshalb das Buch in neueren Arbeiten zur barocken Sprachpflege und Sprachreflexion[10] nur eine marginale Rolle spielt. Aus Schills mosaikartiger Arbeitsweise erschließt sich auch, weshalb Grimmelshausen, der sich stets weniger auf Experten als auf vorgängige Wissenvermittler gestützt hat,[11] den weitgehend ohne eigenes sprachtheoretisches Profil bleibenden *Ehren-Krantz* besonders gut als Quellensammlung für das ‚Farb-gemeng‘ seines *Teutschen Michels* nutzen konnte.[12]

Vor dem Hintergrund aber, dass Schill sich über weite Strecken damit begnügt, Vorhandenes zusammenzutragen und ohne eingehende Wertung nebeneinander zu stellen, bleibt eines auffällig: Er polemisiert

8 Schill, *Ehren-Krantz* (wie Anm. 4), S. 183 und 193.

9 Schill, *Ehren-Krantz* (wie Anm. 4), S. 293–294.

10 Vgl. die Angaben in Anm. 7.

11 Vgl. Dieter Martin: Grimmelshausen und die gelehrten Diskurse der Zeit. In: *Hans Jacob Christoffel von Grimmelshausen*. Hrsg. von Heinz Ludwig Arnold. München 2008 (Text + Kritik Sonderband), S. 32–50.

12 Vgl. Bierbüsse, *„Teutscher Michel“* (wie Anm. 1), S. 110.

mehrfach dezidiert gegen den anonym erstmals 1643 erschienenen *Vnartig Teutschen Sprach-Verderber*, der dem seit 1639 in Straßburg bezeugten Mediziner und Astrologen Christoph Schorer zugeschrieben wird.[13] Mit dem forcierten Puristen Schorer teilt Schill zwar die stände- und berufsspezifische Musterung des Fremdwortgebrauchs. Gegen Schorer stellt Schill sich aber, indem er mit Georg Philipp Harsdörffer und anderen Zeitgenossen dafür plädiert, fremden Wörtern dann ein ‚Bürgerrecht‘ im Deutschen zuzugestehen, wenn eine „Bezeichnungslücke besteht“, wenn „sich das Fremdwort bereits im Sprachgebrauch durchgesetzt hat“ und wenn es „in strukturell assimilierter Form vorliegt“.[14] Dass Schill nicht bloß ein punktuelles Scharmützel, sondern einen konzentrierten Angriff gegen Schorer ausführt – kein anderes sprachpflegerisches Werk nimmt der *Ehren-Krantz* ähnlich kritisch ins Visier –, zeigt sich daran, dass der „vnartig gemachte“ *Sprach-Verderber* schon auf den ersten Seiten als „allzugemein“ (also überzogen pauschalierend) abqualifiziert wird,[15] um im Laufe der Schrift mit mehreren Seitenhieben bedacht[16] und am Ende ausführlich widerlegt zu werden: Gegen die generelle Verdammnis jedes Fremdwortgebrauchs sei nicht nur einzuwenden, dass „die Gewohnheit die anstendigste Sprach-Meisterin“ sei, sondern vor allem der Umstand, dass die Fachdisziplinen ihr spezielles Vokabular für die exakte Benennung der von ihnen verhandelten Phänomene benötigten.[17]

Dürfte der *Ehren-Krantz* auch dadurch auf Grimmelshausen gewirkt haben, dass er keineswegs mit dem bloß seine Muttersprache beherrschenden ‚Teutschen Michel‘ prahlt,[18] sondern extrem puristische Positionen pragmatisch relativiert, so bleibt Schills Polemik gegen den *Sprach-Verderber* doch erklärungsbedürftig: Weshalb profiliert sich Schill in seinem ansonsten kompilatorischen, eklektisch harmonisierenden *Ehren-Krantz* so deutlich gegen Schorers Fremdwortpurismus, dass

13 Vgl. den Abdruck, die Zuschreibungsfragen und die Literaturhinweise bei Jones, *Sprachhelden* (wie Anm. 2), S. 286–346, sowie den Beitrag von Peter Heßelmann: Grimmelshausen und der „Mann-Verderber“. Zum Lektürenkanon des simplicianischen Autors. In: *Carleton Germanic Papers* 18 (1990), S. 89–102.

14 Gardt, *Sprachreflexion* (wie Anm. 7), S. 432.

15 Schill, *Ehren-Krantz* (wie Anm. 4), S. 7–8.

16 Schill, *Ehren-Krantz* (wie Anm. 4), S. 76 und 114: „Welches ich eher glaube/ als was der Sprachverderber auffschneidet“.

17 Schill, *Ehren-Krantz* (wie Anm. 4), S. 314–342, zitiert S. 339; direkte Erwähnungen des *Sprachverderbers* hier S. 314, 320, 322, 331, 333 und 337.

18 Schill, *Ehren-Krantz* (wie Anm. 4), S. 295: „Es würde ein solcher der nur teutsch rede/ für ein teutschen Michel gehalten“.

schon Harsdörffer, als er im dritten Teil seines *Poetischen Trichters* (1653) den Verfasser des *Ehren-Krantzes* erstmals öffentlich beim Namen nennt, ihn dezidiert zum „Gegner" des „Sprachverderber[s]" erklärt?[19]

2. Johann Heinrich Schill im Straßburger Kontext

Geht man der Frage nach, wann und in welchen Kontexten Schill zu einem ‚gemäßigten' Sprachpatrioten geworden ist, dann ergeben sich mögliche Antworten nur, wenn man auf der Basis breiter biobibliographischer Erkundungen seine Stellung im Straßburger Kulturpatriotismus auszumitteln sucht.[20] Die bislang, vor allem von Walter Ernst Schäfer gesichteten Dokumente,[21] ergeben folgendes Datengerüst:

Schill wurde ca. 1615 im badischen Durlach geboren, und er starb 1645, mit etwa 30 Jahren, in Straßburg. Ein Grabepigramm seines Freundes Johann Matthias Schneubers hat sich erhalten, weil dieser es 1656 in seine lateinischen Gedichte aufgenommen hat.[22] Ein früherer Druck dieses Sechszeilers, der Schill nachruft, er sei schon im Reich des Friedens angelangt, während sein Vaterland noch auf den Frieden warten müsse, wäre wohl in einer Epicedien-Sammlung oder im Anhang einer Leichenpredigt zu erwarten. Da beides aber bislang nicht nachzuweisen ist, fehlt auch der Zugang zu Schills Biographie über eine postume Würdigung. Schill hat sich, nachdem er wohl das Konvikt in Durlach besuchte und wahrscheinlich bereits dort seinen lebenslangen Freund Schneuber kennenlernte,[23] 1632 in Straßburg immatriku-

19 Georg Philipp Harsdörffer: *Prob und Lob der Teutschen Wolredenheit. Das ist: deß Poetischen Trichters Dritter Theil* […]. Nürnberg 1653, S. 15: „darvon [von Fragen des Fremdwortpurismus D. M.] in dem Sprachverderber/ wie auch in desselben Gegner dem Ehrenkrantz der Teutschen Sprache H. Schillens viel zu finden".

20 Zum Hintergrund vgl. Wilhelm Kühlmann, Walter E. Schäfer: *Frühbarocke Stadtkultur am Oberrhein. Studien zum literarischen Werdegang J. M. Moscheroschs (1601–1669)*. Berlin 1983 (Philologische Studien und Quellen 109).

21 Vgl. zum Folgenden die in Anm. 3 genannte Literatur.

22 Vgl. Anhang: Quellenübersicht 4).

23 Schneuber besuchte das Konvikt zu Durlach ab Juni 1630; vgl. Bopp, *Tannengesellschaft* (wie Anm. 3), S. 41.

liert. Die Disputationen, an denen er seit 1633 beteiligt war,[24] zeigen ihn als Schüler Matthias Berneggers und Johann Otto Tabors – unter anderem an der Seite von Johannes Küeffer und Johann Heinrich Boecler.[25] Seine Dissertation über lehnsrechtliche Fragen, die ein einziges lateinisches Gratulationsgedicht Boeclers enthält (Schneubers ausführlicheres deutschsprachiges Ehrengedicht auf Schills Doktorat wurde gewiss separat publiziert, hat sich aber erst in Schneubers *Gedichten* von 1644 erhalten), wurde 1638 gedruckt. Seitdem zeichnet Schill seine Casualgedichte als ‚Candidat‘, später als ‚Doktor beider Rechte‘ und gelegentlich auch als ‚Praeceptor‘[26] – ob sich dahinter eine feste Anstellung etwa am Straßburger Gymnasium verbirgt, lässt sich nicht sagen. Ein regelmäßiges Einkommen mit der Möglichkeit der Familiengründung hat sich allem Anschein nach aber erst Anfang 1641 ergeben. Jedenfalls malt Schneubers ausgreifende pindarische Ode auf Schills Hochzeit mit Salome Dürr (am 16. März 1641) das Bild eines von Krankheit geplagten Freundes, der nun endlich vom Markgrafen zum Hofrat berufen worden ist.[27] Schills Tätigkeitsort blieb auch danach stets Straßburg. Seine letzten Lebensjahre scheinen, entsprechenden Eingaben an den Hof zufolge, weiter von schweren Krankheiten und langwierigen Behandlungen geprägt gewesen zu sein.[28]

Das schüttere Datengerüst füllt sich etwas mit Leben, wenn man Schills knapp siebzig Gelegenheitsgedichte an Dritte hinzunimmt, die sich in verstreuten Quellen ermitteln lassen.[29] Sichtbar werden auf diese Weise persönliche Verbindungen und die sozial-beruflichen Kontexte, in die Schill hineingewirkt hat. Dass man mit konkreten Rückschlüssen vorsichtig sein muss, liegt beim hochgradig konventionalisierten Casualschrifttum auf der Hand: Dass Schill etwa in einer Vielzahl von Gelegenheitsdrucken zusammen mit Samuel Gloner auftritt, dem Lateinleh-

24 Vgl. Anhang: Quellenübersicht 2).

25 Mit Boecler ist Schill noch in der Epicedien-Sammlung auf Bernegger vertreten; vgl. Anhang: Quellenübersicht 3) 1640 II.

26 Einzelne Belege aus den in Abt. 3) der angehängten Quellenübersicht aufgelisteten Gelegenheitsgedichten, a) für „Praeceptor“: 1638 V (Biccius/Kohlleffel); 1639 II (Kohleffel); b) für „J. U. C.“: 1639 VI (Saltzmann/Kasten); 1639 X (Mollinger/Ingold); 1640 II (Bernegger); 1640 III (Cramer/Kohleffel); 1640 IV (Lützenburg); c) für „J. U. D.“ 1640 (Moscherosch: *Gesichte* I).

27 Vgl. Anhang: Quellenübersicht 4) 1641 III. – Als „I.V.D. & Consiliarius Marchio-Badensis“ zeichnet Schill im Juli 1641 sein Trauergedicht auf den Syndikus Johann Georg Becht; vgl. Quellenübersicht 3) 1641 VII.

28 Vgl. Schäfer, Funde (wie Anm. 3), S. 12.

29 Vgl. Anhang: Quellenübersicht 3).

rer des städtischen Gymnasiums, sagt wenig, wenn man weiß, dass Gloner als Straßburger ‚Oberleichendichter' in diesem Schrifttum omnipräsent ist.[30]

Sicher sagen lässt sich aber, dass Schill erstens fast ganz auf Straßburg konzentriert geblieben ist[31] und zweitens im Wesentlichen im akademisch-lateinischen Milieu gedichtet hat. Weit mehr als Jesaias Rompler, der sich ohnehin nur zurückhaltend an der akademischen Casualdichtung beteiligte, und den Anteilen nach auch mehr als Schneuber, bei dem sich Deutsch und Latein in etwa die Waage halten,[32] ist Schill als Dichter von lateinischen Gratulations-, Trauer- und Hochzeitsgedichten hervorgetreten. Zum Theologen Dannhauer, so ist zu erkennen, gibt es einige Bezüge, mehr aber und länger anhaltend dürfte Schill mit Boecler verbunden gewesen sein; auf persönliche Beziehungen und auf die Patronage durch Universitätslehrer deuten ferner auch Schills mehrfache Gedichte auf den Patrizier und Scholarchen Franz Rudolph Ingold und dessen Familienangehörige.[33]

Gerade weil Schill sich weitgehend auf die lateinisch-akademische Casualdichtung beschränkt und diese geläufig mit den üblichen Formen des hyperbolischen Lobs, der Namensausdeutung und immer wieder der Anagrammatik gepflegt hat, sind einige Besonderheiten zu notieren, die seine Stellung zur Straßburger ‚Tannengesellschaft' und ihrem kulturpatriotischen Engagement näher umreißen lassen: So wird man interessiert notieren, dass Schill schon 1634 zum Kreis derer gehörte, die den Tod von Peter Samuel Thiederich bedichteten – der nach einem Straßenüberfall verstorbene Student zählte zu den wenigen bezeugten Mitgliedern der ‚Tannengesellschaft'.[34] Sichtbar wird auch, dass Schill einige Adressaten bedichtet hat, die über die universitäre Sphäre hinaus auf die des Hofes, des Militärs und der Politik weisen: Die Hofräte Isaac Bartholus 1636 und Ernst Friedrich Mollinger 1637 sowie 1639,[35]

30 Vgl. Bopp, *Tannengesellschaft* (wie Anm. 3), S. 123–131, hier S. 124; ebd., S. 146–160, bietet Bopp einen auch für Schill gültigen Überblick über die Casualpoesie der Tannengesellschafter und die Schwierigkeiten ihrer Erfassung.

31 Beim einzigen Druck mit Schills Beteiligung, der außerhalb von Straßburg erschienen ist, handelt es sich um die 1644 in Nürnberg gedruckte Epicediensammlung auf den Augsburger Pfarrer Johann Conrad Göbel, den Vater eines gleichnamigen Straßburger Studenten; vgl. Anhang: Quellenübersicht 3) 1644.

32 Vgl. Bopp, *Tannengesellschaft* (wie Anm. 3), S. 193–194.

33 Vgl. Anhang: Quellenübersicht 3) 1636 IX (Katharina König, geb. Ingold); 1637 X (Salome Ingold); 1639 X (Mollinger/Ingold); 1642 I (Ingold).

34 Zu Thiederich vgl. Bopp, *Tannengesellschaft* (wie Anm. 3), S. 59–64.

35 Vgl. Anhang: Quellenübersicht 3) 1636 XI (Bartholus); 1637 III (Mollinger);

vor allem aber den Feldmarschall Ludwig von Schmidberg, der im März 1640 die Tochter des Johann Bernhard von Mentzingen heiratete, und Bernhard Schaffalitzky, den 1641 verstorbenen Generalmajor Herzog Bernhards von Sachsen-Weimar.[36] Während Schills lateinische Trauerklage auf den letzteren konventionell bleibt, bietet das deutsche Hochzeitsgedicht auf Feldmarschall Schmidberg patriotische Akzente. Schon die Wahl der deutschen Sprache ist für Schill eine Besonderheit, die er etwa in einem 1637 gedruckten Gedicht an den Patrizier Widt eigens kommentiert: „Ich hab mir vorgenommen/ | Da ich ein Teutscher bin/ die teutsche Reymen Kunst | Zu fassen in mein Kopff“.[37] Im Epithalamium auf das neugestiftete „Hauß“ „Schmidtberg-Mentzigen“ formuliert Schill dann eine dezidiert patriotische Apostrophe an den Rhein: „Du Stromen Fürst du Rhein/ ich meyn du soltest sagen/ | Wie dieser tapffer Held dein Feinde thet verjagen. | Du Freygeborner Rhein/ du soltest an das Joch/ | Gib dich nur nit so baldt! dein Retter lebet noch!“[38]

Neben solchen isolierten Beobachtungen erlaubt der Überblick über Schills Dichtung und über die an Schill gerichteten Gedichte, seine Beziehungen zu Schneuber und Moscherosch zu konturieren: Schneuber kennt Schill offenbar seit Durlacher Gymnasialzeiten, beide haben alle ihre Lebens- und Karrierestufen wechselweise mit Gelegenheitsgedichten bedacht. Die gegenseitigen deutschsprachigen Hochzeitsgedichte von 1638 und 1641 zeugen von intensiven Einblicken in die persönlichen Verhältnisse. Wenn Schneuber den Freund andichtet, ihm sei „schon von vilen Jahren“ sein „Teütisches gemüt bekant“ und beider „freündschaft“ bleibe „ohn-verbrüchlich auf-gerichtet“, dann ist das hier wohl mehr als bloße Konvention.[39] Und von der gemeinsamen Sorge um das Vaterland mag es zeugen, wenn Schill schon im Mai 1635, im einzigen Begleitgedicht zu Schneubers Thesenverteidigung, ein düsteres Bild von der im Krieg ruinierten „Teutona terra“ zeichnet.[40]

1639 X (Mollinger/Ingold); zu den Genannten vgl. Bopp, *Tannengesellschaft* (wie Anm. 3), S. 515–516.

36 Vgl. Anhang: Quellenübersicht 3) 1640 III (Schmidberg/Mentzingen); 1642 (Schaffalitzky).

37 Anhang: Quellenübersicht 3) 1637 (Widt/Saltzmannn), fol. B 1^{v}.

38 Anhang: Quellenübersicht 3) 1640 III (Schmidberg/Mentzingen), fol. A 3^{r}–4^{v}, hier fol. A 3^{v} und 4^{v}.

39 Anhang: Quellenübersicht 4) 1641 III, fol. A 2^{r}.

40 Vgl. Anhang: Quellenübersicht 3) 1635 V; siehe dazu Bopp, *Tannengesellschaft* (wie Anm. 3), S. 295–296.

Zu Moscherosch, dem fünfzehn Jahre Älteren, lässt sich keine vergleichbar kontinuierliche Freundschaftsbeziehung rekonstruieren. Beide treten in den ermittelten Quellen erstmals im April 1636 gemeinsam auf.[41] Umso erstaunlicher ist dann, dass Schill derjenige Dichter ist, der seit 1640 die meisten Geleitgedichte zu Moscheroschs Publikationen beigesteuert hat: Kein anderer Zeitgenosse hat, wie Schill, sowohl beide Teile der *Gesichte Philanders von Sittewalt* als auch die *Insomnis Cura Parentis* und die Epigramme von 1643 poetisch begleitet.[42] Nimmt man die gegenseitigen Geleitgedichte zusammen – Schills vier Gedichte auf Moscheroschs Werke, dazu sein Beitrag zu Schneubers *Gedichten* von 1644,[43] und umgekehrt die poetischen Widmungen von Moscherosch und Schneuber zu Schills *Ehren-Krantz* sowie die Schneubers zu Schills gleichzeitig erschienenem *Teutschem Stamm-Buch*[44] –, dann ergibt sich für die frühen 1640er Jahre so etwas wie eine ‚konzertierte Aktion', eine gemeinsame Publikationsstrategie im Zeichen des Kulturpatriotismus: Dass eben 1644 sowohl Schneuber mit seiner Gedichtsammlung als auch der bis dahin wesentlich aufs Latein festgelegte Schill mit zwei deutschsprachigen Sammelwerken hervortreten, wird man kaum als Zufall werten.

In dieser ‚Parallelaktion' füllt Schneuber die Rolle des patriotischen Dichters aus, der sich – wie Schills Gedicht auf ihn sagt – in die von Opitz bis Zesen reichende vaterländische Dichterschar einfügt, die mit ihrer deutschen Poesie den Griechen „trutzt" und die „Romulsstatt" einschüchtert, und in dessen Werken man „nirgends kein Frantzösisch welsches spührt".[45] Komplementär dazu kommt Schill die Funktion des sekundierenden Kompilators zu, der mit seinem *Ehren-Krantz* – nach Moscheroschs Geleitgedicht – den Deutschen die „Wälsche huddeley verleidet", der mit seiner (leider im Verborgenen bleibenden, sich hinter dem Pseudonym ‚Chorion'[46] verbergenden) „Feder" das „Vatterland

41 Nämlich in den Epicedien auf den Arzt Alexander Verbezius, vgl. Anhang: Quellenübersicht 3) 1635 IV.

42 Vgl. Anhang: Quellenübersicht 3) 1640 (*Gesichte* I) und 1643 (*Gesichte* II, *Insomnis Cura Parentum* und *Epigrammatum*).

43 Vgl. Anhang: Quellenübersicht 3) 1644 (Schneuber).

44 Vgl. Anhang: Quellenübersicht 1) 1644 (*Ehren-Krantz* und *Stamm-Buch*).

45 Anhang: Quellenübersicht 3) 1644 (Schneuber), S. 19–21, hier S. 19 und 21; Schills Gedicht ist abgedruckt bei Jones, *Sprachhelden* (wie Anm. 2), S. 374–375.

46 Schills Deckname ‚Chorion', den er nur in seinen beiden selbständigen Publikationen von 1644 gebraucht, nicht aber in der früheren und gleichzeitigen Casualdichtung, adaptiert das griechische Nomen τό χόριον, das ursprünglich konkret die Haut um den Embryo im Mutterleib bezeichnet, im weiteren Sinne aber für jede

[…] mehr schutzet | Als offt manches Kriegsheer nutzet“,[47] und – nach Schneubers Gedicht zum gleichen Werk – dafür sorge, dass sich die deutsche Sprache nach dem erhofften Ende des Kriegs „verjünget“ zeigen und „Auß eygener Aschen/ wie Fönix/ erstehn“ werde.[48]

Schills Image eines Kompilators, der durch umsichtige Sammlung seinen Teil zur ‚Spracharbeit‘ beiträgt, rundet sich, wenn man ergänzend sein *Teutsches Stamm-Buch* in den Blick nimmt, zu dem neben Schneuber auch ein nicht identifizierter Fridericus Gratiosus Talensis ein Gedicht beigetragen hat.[49] Dieses *Stamm-Buch*, das man bislang nur im postumen Druck von 1647 kannte,[50] das aber tatsächlich bereits 1644 in Straßburg im stammbuch-typischen Querformat erschienen ist, versammelt (im einzig publizierten ersten Teil) *Dreyhundert ausserlesene/ Politische vnd militarische Sentenz, Lehren/ vnd Sprüch*, die angeblich *auß der Studenten vnd Soldaten Stammbüchern*, sicher aber auch aus gedruckten Vorlagen genommen sind: Die Sprichwortsammlungen von Friedrich Petri (1606) und Georg Henisch (1616) sind ebenso als Quelle wahrscheinlich zu machen, wie eine ganze Reihe von Epigrammen Friedrich von Logaus und weitere Zitate aus der nachopitzianischen Kunstdichtung Aufnahme fanden[51] – zu den jüngsten

---

etwas umschließende Haut stehen kann. Motiviert ist die ‚verhüllende‘ Gräzisierung vielleicht dadurch, dass ‚Schille‘ als Nebenform zu ‚Schale‘ belegt ist; vgl. Jacob Grimm und Wilhelm Grimm: *Deutsches Wörterbuch*. Bd. 9. *Schiefeln–Seele*. Leipzig 1899, Sp. 146.

47 Schill, *Ehren-Krantz* (wie Anm. 4), fol.):(7$^{r–v}$.

48 Schill, *Ehren-Krantz* (wie Anm. 4), fol.):(8$^{r–v}$; Schneubers Gedicht ist abgedruckt bei Jones, *Sprachhelden* (wie Anm. 2), S. 376–378.

49 [Johann Heinrich Schill (Hrsg.):] *Der Studenten vnd Soldaten Teutschen Stamm-Buchs Erster Theil Darinnen Dreyhundert ausserlesene/ Politische vnd militarische Sentenz, Lehren/ vnd Sprüch auß der Studenten vnd Soldaten Stammbüchern zusammen getragen*. Durch Ioh. Euricum Chorion. Straßburg 1644. Das einzige nachgewiesene Exemplar, das die Stadtbibliothek Nürnberg verwahrt, enthält zusätzlich eingebundene Blätter, auf denen ein offenbar zeitweise in Altdorf lebender und studierender Vorbesitzer Schills Sammeltätigkeit fortgesetzt hat; in einem der handschriftlichen Zusätze findet sich der Vers: „Mein Altdorf, gute Nacht!“

50 Die ebenfalls anonyme Ausgabe: *Teutsches Stamm-Buch/ Darinnen Außerlesene weltliche Poemata und Politische Sentenz, Lehren und Sprüche zusammen getragen*. o. O. 1647, gilt seit der Zuweisung an Schill durch Alexander Weber: Johann Matthias Schneuber: Der Ich-Erzähler in Günter Grass' „Das Treffen in Telgte“. Entschlüsselungsversuch eines poetisch-emblematischen Rätsels. In: *Daphnis* 15 (1986), S. 95–122, hier S. 119, fälschlich als Erstdruck; so auch bei Schäfer, Funde (wie Anm. 3), S. 13.

51 Vgl. Andreas Palme: *„Bücher haben auch ihr Glücke“. Die Sinngedichte Friedrich von Logaus und ihre Rezeptionsgeschichte*. Erlangen, Jena 1998, S. 98–101,

Quellen, die Schill ausgewertet hat, zählt die 1643 erschienene *Dulcimunda*, Ernst Christoph Homburgs freie Nachdichtung von Jean Mairets Pastoraldrama *La Sylvie*.[52]

Mit seinem *Stamm-Buch*, das Schill selbst in den Kontext seines kulturpatriotischen *Ehren-Krantzes* stellt – er habe den „ehrlichen Teutschen ein Kräntzlein“ von „einfältig teutsch[en]“ Sentenzen binden und „in offentlichem Truck […] an die Seul der teütschen Trew“ anheften wollen[53] –, hat Schill anhaltend in die Breite gewirkt: Während die Rezeption in handschriftlichen Stammbüchern der Zeit kaum fundiert zu ermessen ist, lebte seine „Sammlung in anderen Collectaneen und Anthologien“ fort[54] und wurde (unter falscher Zuschreibung an Schneuber) noch 1844 von Hoffmann von Fallersleben auszugsweise nachgedruckt.[55] Wenn Fallersleben jedoch Schills Sammlung gegen die „Opitzische Schulpoesie“ ausspielen möchte und einseitig zum Zeugnis ‚altdeutscher Volksdichtung‘ stilisiert,[56] liegt er falsch. Denn wie im *Ehren-Krantz* besteht auch hier Schills Beitrag zur Sprachpflege in einer Kompilation, die in kompromisshafter Synthese die ältere volkssprachliche Sentenzentradition mit der an den modernen europäischen Literaturen orientierten Kunstdichtung der Gegenwart verbindet.

---

der auf den S. 101–102 auch Schneubers Geleitgedicht zum *Stamm-Buch* (nach dem Druck von 1647) zitiert.

52 Nicht bei Palme, *Sinngedichte Logaus* (wie Anm. 51) genannt sind vier Texte aus Ernst Christoph Homburg: *Tragico-Comœdia Von der verliebten Schäfferin Dulcimunda*. Jena 1643, S. 53 (= Schill, *Teutschen Stamm-Buchs Erster Theil* [wie Anm. 49], S. 62, Nr. 101), S. 117, Strophe 4 (= Schill, S. 63–64, Nr. 106), S. 117, Strophe 3 (= Schill, S. 65, Nr. 110), S. 11 (= Schill, S. 69, Nr. 121). – Dass Schill nicht Homburgs Lyriksammlung *Clio* folgt, in deren Zweitauflage von 1642 der Dichter bereits eine Reihe von Gedichten aus seiner im Folgejahr gedruckten *Dulcimunda* vorab veröffentlicht hatte, ergibt sich daraus, dass bei Schill auch lyrische Einlagen aufgenommen sind, die sich nicht in der *Clio* finden; vgl. dazu Ernst Christoph Homburg: *Schimpff- und Ernsthaffte Clio. Historisch-kritische Edition nach den Drucken von 1638 und 1642*. Hrsg. und kommentiert von Achim Aurnhammer, Nicolas Detering und Dieter Martin. 2 Bde. Stuttgart 2013 (Bibliothek des Literarischen Vereins in Stuttgart 345–346), hier Kommentarband, S. 7–8.

53 Schill, *Teutschen Stamm-Buchs Erster Theil* (wie Anm. 49), S. 24–25.

54 Palme, *Sinngedichte Logaus* (wie Anm. 51), S. 103–105.

55 *Spenden zur deutschen Litteraturgeschichte.* Erstes Bändchen: *Aphorismen und Sprichwörter aus dem 16. und 17. Jahrhundert, meist politischen Inhalts*. Hrsg. von August Heinrich Hoffmann von Fallersleben. Leipzig 1844, S. 27–34.

56 Hoffmann von Fallersleben, *Spenden* (wie Anm. 55), S. 28; hierzu Palme, *Sinngedichte Logaus* (wie Anm. 51), S. 104–105.

Führt man diese Beobachtungen zusammen, dann ergibt sich ein Bild, das Johann Heinrich Schill als ‚Nebenagenten‘ der ‚Tannengesellschaft‘ erscheinen lässt, der in seinen zwölf Straßburger Jahren zunächst nur wenig aus seinen akademischen und beruflichen Kontexten als Student mit Begabung für die neulateinische Casualpoesie, als promovierter Jurist und später als badischer Hofrat herausgetreten ist, der sich aber nach 1640 kontinuierlich an Moscheroschs Seite gestellt und 1644 – kurz vor seinem frühen Tod – mit zwei eigenen kompilatorischen Werken seine langjährige Freundschaft mit Schneuber zu einer abgestimmten patriotischen Aktion verdichtet hat. Sowohl Schills *Stamm-Buch* wie sein *Ehren-Krantz* zeugen von dem Streben, in Straßburg einen gemäßigten Kulturpatriotismus zu etablieren, der sich an die sprachwissenschaftlichen Autoritäten anschließt, die ‚altdeutsche‘ Literaturtradition festigt, dabei aber Offenheit für europäische Austauschbeziehungen sowohl in der Lexik wie in der Poesie signalisiert. Dass Schills gemäßigter Sprach- und Kulturpatriotismus, dem es nur dienlich sein konnte, sich von einem forcierten Puristen wie dem Verfasser des *Sprach-Verderbers* kritisch abzusetzen, eben durch seine synthetischen Kompromisse in die Zukunft gewirkt hat, bezeugt nicht nur die breite Rezeption seines *Stamm-Buchs*, sondern auch Grimmelshausens Gebrauch seines *Ehren-Krantzes*.

Anhang: Quellenübersicht zu Johann Heinrich Schill

Die folgende Quellenübersicht versteht sich als erster Versuch, Schills literarisches Schaffen zu dokumentieren. Dass Lücken bleiben, versteht sich angesichts der fragmentarischen Überlieferung des Casualschrifttums und der sehr ungleichmäßigen Erfassung solcher Schriften in den Bibliothekskatalogen von selbst.

In den einzelnen Abteilungen (1. Selbständige Publikationen; 2. Dissertationen/Disputationen; 3. Casualgedichte; 4. Gedichte an Schill; 5. Stammbucheinträge Schills) ist das Verzeichnis jeweils chronologisch geordnet. Angegeben sind Jahr und Monat; ist kein Monat zu ermitteln, steht der Eintrag am Anfang der Jahresfolge. Um das Verzeichnis übersichtlich zu halten, werden statt vollständiger Titelangaben verkürzte Daten (bei den Casualgedichten: Anlass und Adressat) und jeweils nur *ein* Standortnachweis angeführt.

Da Schills ‚Vernetzung' im literarischen Leben Straßburgs sichtbar gemacht werden soll, ist in Rubrik 3) bei der Gesamtzahl der Beiträger durch Namenskürzel indiziert, ob im gleichen Druck Schills Straßburger Zeitgenossen Boecler (B), Dannhauer (D), Moscherosch (M), Rompler (R) und Schneuber (S) mitvertreten sind.

Für ihre wertvolle Hilfe bei der Beschaffung und Auswertung der Quellen danke ich herzlich Nicolas Detering, Luisa Herzog und Robin Proks.

1) Selbständige Publikationen (ohne Dissertationen/Disputationen)

Datum	Kurztitel	Gedichte an Schill
1644	*Der Teutschen Sprach Ehren-Krantz* *Wolfenbüttel HAB: Ko 184*	(dt.) Johann Michael Moscherosch (dt.) Johann Matthias Schneuber
1644	*Der Studenten vnd Soldaten* *Teutsches Stamm-Buch Erster Theil* *Nürnberg StB: A 516*	(dt.) Johann Matthias Schneuber (dt.) Fridericus Gratiosus Talensis (Ps.)
[2]1647	*Teutsches Stamm-Buch* *Berlin SB: Yt 8356 (Beibd)*	[dieselben]

2) Dissertationen/Disputationen mit Schills Beteiligung

Datum	(Praes.:) Kurztitel	Gedichte an Schill
1633	(Matthias Bernegger [Praes.]:) *Miscellanearum Quaestionum, Ex L. Annaei Flori* Gruppendisputation mit 14 Respondenten (Pensum jeweils 50 Thesen): Johann Ludwig Peyerus, Carl Agerius, Johann Heinrich Boecler, Rudolf Haubold, Johannes Kueffer, Johann Heinrich Schill, Johann Christoph Burckard, Johann Heinrich Steytz, Georg Obrecht, Johann Heinrich Maus, Johann Eisenmann, Johann Jacob Trautt, Christian Fleming, Heinrich Balthasar Metternach *München BSB: 4 Diss. 971 (2)*	00
1633 X	(Matthias Bernegger [Praes.]:) *Pentas Quaestionum Politicarum* *Dresden SLB: Lit. Rom. B. 2940 (2)*	(lat.) Wolfrad Engelhard Fesel (lat.) Samuel Piscator (gr.) Christian Fleming (lat.) Johann Florian Schreyer (lat.) Leonhard Laurenti (lat.) Johann Ludwig Hippolytus (lat.) C. D. D.
1635 III	(Johannes Otto Tabor [Praes.]:) *Disputatio juridica de metatis et epidemeticis* *Wolfenbüttel HAB: Xb 3005 (2)*	00
1636 XII	(Johannes Otto Tabor [Praes.]:) *Paratitla ad L. Iuliam Maiestatis* *Halle ULB: Strassburg, Diss., 1630–37 (36)*	(lat.) Johann Matthias Schneuber (lat.) Johann Ulrich Dürr
1637 I	(Johannes Otto Tabor [Praes.]:) *Selectarum Iuris Quaestionum* III *Halle ULB: Strassburg, Diss., 1630–37 (49)*	00
1638 X	Schill: *De Juris laudemialis praescriptione* *Halle ULB: Strassburg, Diss., 1638–42 (3)*	(lat.) Johann Heinrich Boecler

3) Schills Casualcarmina, Widmungsgedichte u. ä.

Datum	Sprache, Gedichttyp und Adressat	weitere Beiträger
1632 XI	lat. Epicedium auf Johann Heller (1559–1632; Amtsmeister, Scholarch Univ.) *Gotha FLB: LP P 8° III, 00020 (40)* [wieder in: Georg Huob: LP auf Johann Heller. Straßburg 1633, Nr. XV]	21 (D)
1633 III	lat. Epicedium auf Lazarus Zetzner (1602–1633; Kommilitone) *Heidelberg UB: F 2791-1 Res 21,23*	17 (D)
1633 V	lat.-dt. Geburtstagsgedicht auf Samuel Fischer (Kommilitone) *Zwickau RB: 48.5.8.(170)*	3

1633 VII	lat. Epicedium auf Daniel Rixinger (1561–1633; Univ.prof.) *Zwickau RB: 48.6.8.(154)*	22 (D)
1634 II	lat.-gr. akademisches Gratulationsgedicht auf Martin Dreuttel (1614–1676; Kommilitone) *München BSB: 4 Diss. 1077 (7)*	4
1634 VI	lat.-gr. Epicedium auf Nicolaus Ager (1568–1634; Univ.prof., Arzt) *Zwickau RB: 48.7.5.(4)*	9
1634 VII	lat. Epicedium auf Peter Samuel Thiederich (1610–1634; Kommilitone) *Tübingen UB: Kg 410.4*	22 (B, R)
1634 IX	lat. Epicedium auf Martin Sinnitz (1582–1634; Univ.prof.) *Heidelberg UB: F 2791-1 Res 18,31*	11
1635 V	lat. akademisches Gratulationsgedicht auf Johann Matthias Schneuber (1614–1665; Kommilitone) *Straßburg BNU: G. 102.127*	1
1635 VI	lat. Epicedium auf Johann Karl Prechter (1585–1635; Stadtmeister und Universitätskanzler) *München UB: 4 P. lat. rec. 1208 (65)*	5
1635 VI	lat. Epithalamium auf Johann Heinrich Hertenstein und Einbeth Marbach *Zwickau RB: 48.5.2.(44)*	10
1636 I	lat. akademisches Gratulationsgedicht auf Johann Matthias Schneuber (1614–1665; Kommilitone) *Straßburg Collegium Wilhelmitanum*	2
1636 II	lat. Epicedium auf Johann Christoph Hünerfadt (ca. 1610–1636; Gastwirt) *Zwickau RB: 43.1.9.(153)*	6 (S)
1636 III	lat. Epicedium auf Johann Thomas Obrecht (ca. 1594–1636; Jurist?) *Wolfenbüttel HAB: 48.7 Poet. (43)*	10 (S)
1636 III	lat. Epicedium auf Andreas Ernst (Schöffe der Tucherzunft) *Wolfenbüttel HAB: 48.7 Poet. (83)*	8
1636 III	lat. Epicedium auf Wolfgang Albrecht Göler von Ravensburg (ca. 1616–1636) *München UB: 4 P. lat. rec. 1208 (31)*	6 (S)
1636 IV	lat. Epicedium auf Alexander Verbezius (ca. 1610–1636; Arzt) *Zwickau RB: 48.7.5.(71)*	19 (M, S)
1636 IV	lat. Epicedium auf Gabriel Bausse (1580–1636; Gymnasiallehrer) *München UB: 4 P. lat. rec. 1208 (6)*	25 (S)
1636 V	lat. Epithalamium auf Johann Jacob Kips und Salome Städel (Tochter eines Ammeisters) *Wolfenbüttel HAB: Db 2566 (8)*	3
1636 IX	lat. Epicedium auf Caspar Bitsch (1579–1636; Univ.prof.) *München UB: 4 P. lat. rec. 1208 (11)*	16 (B, D, R, S)

1636 IX	lat. Epicedium auf Johann Conrad Weber (–1636; Gymnasiallehrer) *München UB: 4 P. lat. rec. 1208 (78)*	4 (S)
1636 IX	lat. Epicedium auf Katharina König (geb. Ingold; 1601–1636) *Wolfenbüttel HAB: 48.7 Poet. (14)*	15 (D)
1636 X	lat. Epicedium auf Anna Christina Mieg (geb. Wogesser; –1636) *Wolfenbüttel HAB: 48.7 Poet. (5)*	6
1636 XI	lat. Epicedium auf Isaac Bartholus (1602–1636; markgräf. Hofrat) [auch in: Anton Heilbrunner, LP auf Isaac Bartholus, Straßburg 1636] *München UB: 4 P. lat. rec. 1208 (4)*	7 (S)
1636 XI	lat. Epicedium auf Maria Magdalena Bitsch (1613–1636; Tochter des Prof. Kaspar Bitsch) *Wolfenbüttel HAB: Db 752 (22)*	4 (B)
1636 XII	lat. akademisches Gratulationsgedicht auf Otto Kragh (1611–1666; jurist. Doktorand) *Halle ULB: Strassburg, Diss., 1630–37 (34)*	4
1637	dt. Epithalamium (Hochzeit Okt. 1636) auf Johann Reinhard Widt (–1653; Arzt) und Caecilia Saltzmann (Tochter von Johann Jakob Saltzmann) *Wolfenbüttel HAB*: *Db 5098*	11 (B, S)
1637 III	lat. akademisches Gratulationsgedicht auf Ernst Friedrich Mollinger d. J. (ca. 1609–1659; jurist. Doktorand, später markgräf. Hofrat) *Halle ULB: Strassburg, Diss., 1630–37 (42)*	1
1637 IX	lat. Epicedium auf Johann Ernst Leyttersperger (ca. 1599–1637; Jurist und Ratsherr) *Wolfenbüttel HAB: 48.7 Poet. (45)*	9 (S)
1637 X	lat. Epicedium auf Salome Ingold (geb. Wid; ca. 1577–1637; Frau des Patriziers und Scholarchen Franz Rudolph Ingold) *Wolfenbüttel HAB: 48.7 Poet. (62)*	11 (B, D, S)
1637 X	lat. akademisches Gratulationsgedicht auf Johann Lindener (?–1685; jurist. Doktorand) *Halle ULB: Strassburg, Diss., 1630–37 (38)*	3 (D)
1638 I	lat. Epithalamium auf Johann Heinrich Boecler (1611–1672; Univ.prof.) und Susanne Schalles (Schwester des Gymnasiallehrers Samuel Schalles) *Wolfenbüttel HAB: Db 753 (2)*	12 (S)
1638 II	lat. Epicedium auf Clara Anna Spielmann (geb. Scheid; 1576–1638) *Wolfenbüttel HAB: 48.7 Poet. (4)*	4
1638 V	dt. Epithalamium auf Johann Matthias Schneuber (1614–1665; Gymnasialdirektor) und Agneta Hunne (Tochter des württ. Hofrats Johann Castol Hunne) *Wolfenbüttel HAB: Db 4611 (7)*	10

1638 V	lat. Epithalamium auf Gregor Biccius (1603–1657; Univ.prof., Jurist) und Sarah Kohlleffel *Wolfenbüttel HAB: Db 752 (6)*	11 (B)
1638 VII	lat. Epithalamium auf Johann Heinrich Gambs (1592–1644; Ratsherr) und Margaretha Bartholus (Witwe von Isaac Bartholus; Tochter von Ernst Friedrich Mollinger d. Ä.) *Wolfenbüttel HAB: Db 1824 (6)*	13 (B, S)
1638 IX	lat. Epicedium auf Wolfgang Schaller (1572–1638; Münsterpfarrer) *Heidelberg UB: F 2791-1 Res 17,34*	8 (S)
1638 XI	lat.-gr. akademisches Gratulationsgedicht auf Andreas Gerner (mediz. Doktorand) *Göttingen SUB: DISS MED COLL MAX 553 (1b)*	1
1638 XI	lat. Epicedium auf Andreas Schilling (1590–1638; Univ.prof., Arzt) *Wolfenbüttel HAB: 48.7 Poet. (57)*	13 (B)
1638 XII	lat. Epicedium auf Johann Christoph Carolus (1577–1638; Pfarrer) *München UB: 4 P. lat. rec. 1208 (14)*	6 (D)
1639 II	lat. Epicedium auf Georg Christoph Kohlleffel (1587–1639; Schwiegervater von Prof. Gregor Biccius) *Wolfenbüttel HAB: 48.7 Poet. (90)*	4
1639 III	dt. Epicedium auf Susanna Kasten (geb. Graseck; 1604–1639) *Wolfenbüttel HAB: 48.7 Poet. (19)*	5 (S)
1639 IV	lat. Epicedium auf Eberhard Kolb (1595–1639; Pfarrer, Vater von Elias Kolb) *Wolfenbüttel HAB: 48.7 Poet. (41)*	12 (B)
1639 VI	dt. Epicedium auf Gallus Luckius (1581–1639; Arzt) *Wolfenbüttel HAB: 48.7 Poet. (56)*	6
1639 VI	lat. Epithalamium auf Johann Rudolph Saltzmann (1574–1656; Arzt, Univ.prof.) und Catharina Kasten (geb. Berner, verw. Taufrer) *Wolfenbüttel HAB: Db 4607 (17)*	8 (B, D)
1639 X	lat. Epithalamium auf Ernst Friedrich Mollinger d. J. (ca. 1609–1659; Jurist, markgräf. Hofrat) und Dorothea Ingold *Wolfenbüttel HAB: Db 3274 (18)*	10 (B)
1639 X	dt. Epicedium (Sonett) auf Christoph Berner (1568–1639; Ratsherr) *Wolfenbüttel HAB: 48.7 Poet. (97)*	4
1639 XI	dt. Epithalamium auf Hans Thomas Kau und Margarethe Eingler *München BSB: Res 4 P.o.germ. 234,17*	7
1640	lat. Geleitgedicht zu Johann Michael Moscherosch: *Gesichte Philanders von Sittewalt* I *Wolfenbüttel HAB: Xb 9013*	6 (R)
1640 I	lat. Epicedium auf Johann Thomas Kau (1592–1640; Vater von Hans Thomas Kau) *Wolfenbüttel HAB: 48.7 Poet. (95)*	3

1640 I	lat. Epicedium auf Johann Renger (1580–1640; Jurist, Ratsherr) *Wolfenbüttel HAB: 48.7. Poet. (55)*	5
1640 II	lat. Epicedium auf Matthias Bernegger (1582–1640; Univ.prof.) *Wolfenbüttel HAB: 48.7. Poet. (71)*	20 (B, S)
1640 III	lat. Epithalamium auf Lorenz Cramer (Sekretär des sächs. Fürsten Bernhard) und Margareta Kohlleffel (verw. Schultze) *München BSB: Res 4 P.o.lat. 741,4*	7
1640 III	dt. Epithalamium auf Ludwig von Schmidberg (1594–1657; Feldmarschall) und Maria Magdalena (Tochter des Johann Bernhard von und zu Mentzingen) *Wolfenbüttel HAB: Db 4610 (20)*	10 (S)
1640 IV	dt. Epicedium (Sonett) auf Maria Magdalena von Lützenburg (geb. Bökin von Ehrlenburg; 1600–1640) *München BSB: Res 4 P.o.lat. 753,21*	7
1640 IV	lat. akademisches Gratulationsgedicht auf Johannes Bechtold (jur. Doktorand) *Halle ULB: Strassburg, Diss., 1638–42 (11)*	1
1641 V	lat. Epicedium auf Johann Ulrich Frid (1590–1641; Rats- und Stadtschreiber) *Wolfenbüttel HAB: 48.7 Poet. (50)*	12 (B)
1641 VII	lat. Epicedium auf Johann Georg Becht (1583–1641; Syndikus) *Wolfenbüttel HAB: 48.7 Poet. (44)*	12
1641 VIII	lat. akademisches Gratulationsgedicht auf Friedrich Otto (jur. Doktorand) *Halle ULB: Strassburg, Diss., 1638–42 (27)*	1
1642	lat. Epicedium auf Bernhard Schaffalitzky von Mukadel (1591–1641; Generalmajor Herzog Bernhards von Sachsen-Weimar) *Wolfenbüttel HAB: 48.7 Poet. (29)*	5 (B)
1642 I	lat. Epicedium auf Franz Rudolph Ingold (1573–1642; Scholarch) *Zwickau RB: 48.6.4.(25)*	10 (B, D, S)
1642 I	lat. Epithalamium auf David Berger (1610–1657; Jurist am Reichskammergericht Speyer) und Anna Martha Fischer (Tochter des Juristen Georg Fischer) *Wolfenbüttel HAB: Db 751 (5)*	4 (S)
1642 XI	lat. Epicedium auf Samuel Gloner (1598–1642; Gymnasiallehrer) *Wolfenbüttel HAB: 48.7 Poet. (75)*	15 (S)
1643	lat. Geleitgedicht zu Johann Michael Moscherosch: *Gesichte Philanders von Sittewalt* II *Wolfenbüttel HAB: 403.38 Quod. (2)*	3 (S)
1643	lat. Geleitgedicht zu Johann Michael Moscherosch: *Insomnis Cura Parentum* *Wolfenbüttel HAB: 145.8 Pol.*	1

1643	lat. Geleitgedicht zu Johann Michael Moscherosch: *Epigrammatum. Centuria Prima* *Wolfenbüttel HAB: 165.11 Eth. (1)*	10 (D, S)
1644	dt. Geleitgedicht zu Johann Matthias Schneuber: *Gedichte* *Wolfenbüttel HAB: 166.6 Poet.*	5 (B, R)
1644	lat. Epicedium auf Johann Conrad Göbel d. Ä. (1585–1643, Pfarrer, Vater des Straßburger Studenten Johann Conrad Göbel d. J.) *Wolfenbüttel HAB: 143.4 Eth. (5)*	30 (S)
1644 V	lat. Epicedium auf Noa Henninger (1586–1644; Bürgermeister in Durlach) *Göttingen SUB: 4 CONC FUN 114 (11)*	2 (S)

4) *An Schill gerichtete Gelegenheitsdrucke*

Datum	Kurztitel	Beiträger
1633 VI	*Diem Natalem*	(lat.) Erasmus Döbel
		(lat. Epos und 3 dt. Sonette) Samuel Fischer
	Zwickau RB: 48.7.3.(202)	(lat.) Johann Matthias Schneuber
1641 III	*Braut-gedicht*	(dt.) Johann Matthias Schneuber
	Zwickau RB: 48.7.1.(27)	

Die unter 1) und 2) angeführten Geleitgedichte zu Schills eigenen Publikationen und Dissertationen/Disputationen sind hier nicht nochmals verzeichnet.

Johann Matthias Schneuber hat seine Gedichte an Schill – außer dem hier unter 1633 VI angeführten, bei Bopp: *Tannengesellschaft* (wie Anm. 3), nicht verzeichneten Gratulationsgedicht – in folgende Sammelausgaben aufgenommen:

Johann Matthias Schneuber: *Gedichte*. Straßburg 1644:
Wolfenbüttel HAB: 166.6 Poet.

S. 211–216:	*Ehrengedicht auf Herrn Hans Henrich Schillen Doktorat* (dt.) [nicht in Schills Diss. von 1638; kein früherer Druck nachgewiesen; Bopp: *Tannengesellschaft*, S. 402, Bibliographie S75]
S. 216–224:	*Auf Herrn Hans Heynrich Schillen* […] *Hochzeit* (dt.) [wie 4) 1641 III; Bopp, ebd., S76]
S. 355–357:	*An den Chorion / als derselbe der Deütschen sprach Ehrenkrantz außgehen liesse* (dt.) [wie 1) 1644; Bopp, ebd., S. 403–404, S108]
S. 357–358:	*Eben an denselben / über sein Stambuch* (dt.) [wie 1) 1644; Bopp, ebd., S. 404, S109, ohne Nachweis des Erstdrucks]
S. 429–430:	*Amicissimo meo Joh. Henrico Schillio, de Crimine Laesae Majest. disputanti* (lat.) [wie 2) 1636 XII; Bopp, ebd., S. 407, S163, ohne Nachweis des Erstdrucks]

Johann Matthias Schneuber: *Fasciculus poematum Latinorum.* Straßburg 1656:
Tübingen UB: Dh 14-OR

S. 118: *In Obitum Joh. Henrici Schillii, U. J. D.* (lat.)
[kein früherer Druck nachgewiesen; Bopp, ebd., S. 430, S449]

5) Stammbucheinträge Schills

1638 VII Heinrich Konrad Bruchhausen
Karlsruhe BLB: E M 54, Blatt 200. – Mit Schill hat Bruchhauen (Lebensdaten unbekannt) im November 1636 zu den Epicedia auf Bartholus und im Juni 1639 zu den Epithalamia auf Saltzmann/Kasten beigetragen.

1639 VIII Jesaias Rompler von Löwenhalt
Privatbesitz; zuletzt Slg. Schumm, Neuenstein, Bl. 146 (für die Überlassung einer Kopie danke ich herzlich Dr. Ludwig Schnurrer, Rothenburg). – Vgl. Ludwig Schnurrer: Zwei Lebensbilder aus dem Dreißigjährigen Krieg – der Barocklyriker Jesaias Rumpler und der erste Dinkelsbühler Buchdrucker Johannes Lentz. In: Historischer Verein „Alt-Dinkelsbühl“. Jahrbuch für 1983/84, S. 76–80; ferner Kühlmann / Schäfer, Nachwort (wie Anm. 3), S. 110.*

1640 X David Dörner
Stuttgart WLB: Slg. Frommann, Nr. 209. – Mit Schill hat Dörner (um 1617–1696) im März 1640 zu den Epithalamia auf Schmidberg/Mentzingen beigetragen.

WILHELM KÜHLMANN (Heidelberg)

„Teutschlands Tob-sucht". Positionen und Formen des affektiven Patriotismus bei Zincgref, Rompler und Grimmelshausen

„Die Vorbereitung auf die Nationalisierung der europäischen Kulturen beginnt schon Jahrhunderte vor der Aufklärung, sie ist Teil jener gesamteuropäischen Bewegung, die wir Humanismus zu nennen gewohnt sind." Diese Feststellung des Münchener Historikers Winfried Schulze trifft zu.[1] Sie gilt für den offensiven Flügel des vorreformatorischen Humanismus, vertreten durch Konrad Celtis (1459–1508), Ulrich von Hutten (1488–1523) und Jakob Wimpfeling (1450–1528), die in der sich rasch verbreitenden, von Tacitus *Germania* inspirierten Symbiose von Germanenmythos und Reichsidee moralische, historische und politische, auch politökonomische, nicht aber sprachliche Kriterien zur Propagierung einer deutschen Reichsidentität verarbeiteten. Ähnliches gilt für Teile der Türkenkriegspublizistik sowie für die Reichstagsoratorie und Reichstagsdichtung des 16. Jahrhunderts. Die allegorische Figur der Germania, wie sie in der Nachfolge von Petrarcas Italia-Personifikation bei Dichtern wie Georg Sabinus und später noch in Paul Flemings epistolarischer Flugschrift „Schreiben vertriebener Frau Germa-

1 Winfried Schulze: „Sua cuique nationi discrimina". Nationales Denken und nationale Vorurteile in der Frühen Neuzeit. In: *Die Deutschen und die andern. Patriotismus, Nationalgefühl und Nationalismus in der deutschen Geschichte*. Hrsg. von Stefan Krimmund und Wieland Zirbs. München 1997 (Acta Ising 1996), S. 32–66, hier S. 51. Dazu und zum Folgenden im weiteren literarischen Umblick und mit Literaturhinweisen Wilhelm Kühlmann: Reichspatriotismus und humanistische Dichtung. In: *Vom Humanismus zur Spätaufklärung. Ästhetische und kulturgeschichtliche Dimensionen der frühneuzeitlichen Lyrik und Verspublizistik in Deutschland*. Hrsg. von Joachim Telle, Friedrich Vollhardt und Hermann Wiegand. Tübingen 2006, S. 84–103, sowie Wilhelm Kühlmann: Der Poet und das Reich. Politische, kontextuelle und ästhetische Dimensionen der humanistischen Türkenlyrik in Deutschland. In: ebd., S. 104–152; ferner Herfried Münkler, Hans Grünberger und Kathrin Mayer: *Nationenbildung. Die Nationalisierung Europas im Diskurs humanistischer Intellektueller. Italien und Deutschland*. Berlin 1998 (Politische Ideen 8).

nien“ als poetische Instanz eines kollektiven nationalen Willens berufen wurde, stand in Spannung zur aggressiven Aufladung des nationalen Gedankens im Horizont der reformatorischen Kämpfe des 16. Jahrhunderts. Hier dominierte bald ein genuin protestantisches Freiheitspathos, das zu Beginn des Dreißigjährigen Krieges im Namen der „deutschen Libertät“ vor allem bei Exponenten und Sympathisanten des Calvinismus rege literarische Resonanz fand.

In spektakulärer Form wird diese Resonanz greifbar in Julius Wilhelm Zingrefs affektgeladenem Gedichtwerk mit dem Titel „Eine Vermanung zur Dapfferkeit, Nach form vnd art der Elegien, deß Grichischen Poeten *Tyrtaei*, welche der *Lacedaemonier* Feld Obersten jhren Bürgern vnd Soldaten, ehe sie ins Treffen giengen, vorzulesen pflegten“, 144 Alexandriner, gedruckt in seiner Gedichtsammlung von 1624.[2] Wie populär die Verse waren, beweisen nicht nur mindestens drei Einzeldrucke von 1625, 1632 und 1644,[3] sondern auch eine bei Weckherlin und Moscherosch einsetzende und bis weit ins 19. Jahrhundert reichende, bereits von Dieter Martin umrissene Rezeptionsgeschichte.[4] Neuere Forschungen haben dargelegt,[5] dass Zincgrefs Rückgriff auf die drei großen, bei Lykurg bzw. Stobaios überlieferten Gedichte des Tyrtaios (Fragm. Nr. 10–12 nach der Ausgabe von Bergk

---

2 Zitiert nach: *Auserlesene Gedichte Deutscher Poeten gesammelt von Julius Wilhelm Zincgref 1624*. Halle a. d. S. 1879 (Neudrucke deutscher Litteraturwerke des XVI. und XVII. Jahrhunderts 15), Nr. 52, S. 62–65; abgedruckt auch in: Martin Opitz: *Gesammelte Werke. Kritische Ausgabe*. Hrsg. von George Schulz-Behrend. Bd. 2. *Die Werke von 1621 bis 1626*. Tl. 1. Stuttgart 1978 (Bibliothek des Literarischen Vereins in Stuttgart 300), S. 286–289.

3 Gerhard Dünnhaupt: *Personalbibliographien zu den Drucken des Barock*. Tl. 6. Stuttgart 1993, S. 4356–4372, spez. 4369–4370, Nr. 14.1–4.

4 Dieter Martin: *Barock um 1800. Bearbeitung und Aneignung deutscher Literatur des 17. Jahrhunderts von 1770 bis 1830*. Frankfurt a. M. 2000 (Das Abendland. N. F. 26), S. 194–214.

5 Im Folgenden benutzt (dort auch abgedruckt die Tyrtaios-Adaptionen des 16. Jahrhunderts) Wilhelm Kühlmann: „Vermanung zur Dapfferkeit“ (1622). Zincgrefs Heidelberger Kriegsgedicht im Kontinuum der Tyrtaios-Rezeption des 16. bis 19. Jahrhunderts. In: *Julius Wilhelm Zincgref und der Heidelberger Späthumanismus. Zur Blüte- und Kampfzeit der calvinistischen Kurpfalz*. In Verbindung mit Hermann Wiegand hrsg. von Wilhelm Kühlmann. Ubstadt-Weiher, Heidelberg 2010 (Mannheimer historische Schriften 5), S. 165–189. Zu dem Gedicht und seiner Rezeption auch Friedrich Vollhardt: Julius Wilhelm Zincgrefs „Vermanung zur Dapfferkeit“ und die Popularisierung der Elegie durch Johann Michael Moscherosch. In: ebd., S. 409–426.

bzw. West;[6] nach der Anthologie von Diehl, Frag. Nr. 6/7–9)[7] in direkter Nachfolge jener spezifisch deutschen Tyrtaios-Editionen und -Explikationen steht, die sich zuerst im Umkreis des frühen Türkenkrieges, dann aber und vor allem in der Ära Melanchthons zur Zeit des ersten deutschen konfessionellen Bürgerkrieges, des sogenannten Schmalkaldischen Krieges, und angesichts der Belagerung Magdeburgs nachweisen lassen. Zincgref transponiert also nun eigenständig in die deutsche Sprache, was schon die in Bedrängnis geratenen Protestanten unter Kaiser Karl V. gedruckt und als prototypischen Aufruf zum heroisch-patriotischen Kampf um Freiheitsrechte verstanden haben. Es geht demnach in Zincgrefs Erinnerung an Tyrtaios nicht nur um ein Exempel der Antikerezeption, sondern um die Wiederaufnahme und Aktualisierung eines bereits in den konfessionellen Kämpfen des 16. Jahrhunderts erprobten und bewährten Bezugstextes im Zusammenhang eines religionspolitischen Patriotismus.[8]

Kein biographisches Dokument verrät uns, wann genau Zincgref seine Verse zuerst konzipiert und niedergeschrieben hat, beginnend mit der sehr freien und rhetorisch verstärkten Wiedergabe der ersten Tyrtaios-Verse von Fragment 10: „Kein Tod ist löblicher, kein Tod wird mehr geehret,/ Als der, durch den das Heil deß Vatterlandts sich nehret." Der Abdruck in einem Flugblatt von 1632 erschien unter dem Titel „Soldaten Lob" allerdings mit dem Vermerk „In der Belägerung Heydelberg, Im Jahr 1622".[9] Denkbar wäre der historische Moment, als Markgraf Georg Friedrich von Baden gegen Tilly antrat und von ihm zuletzt bei Wimpfen am 6. Mai 1622 geschlagen wurde. Zincgref konnte freilich keinen regierenden Fürsten mehr namhaft machen, mit dem sich seine Hoffnungen hätten verbinden lassen, erst recht nicht den Pfälzer Kurfürsten, der nun als ‚Winterkönig' auf der der Flucht war und dessen militärisches Sensorium schon immer zu wünschen übrig ließ. Die unverkennbare Faktizität der Katastrophe kann für Zincgref

6 *Poetae Lyrici Graeci. Recensuit Theodorus Bergk. Editionis Quartae*. Bd. 2. Leipzig 1882, S. 13–20; *Delectus ex Iambis et Elegis Graecis*. Hrsg. von M. L. West. Oxford 1980, S. 263–268.

7 *Anthologia Lyrica Graeca*. Hrsg. von Ernestus Diehl. Fasc. 1. Leipzig 1954, S. 11–19.

8 Das Bezugsfeld umreißt Alexander Schmid: *Vaterlandsliebe und Religionskonflikt. Politische Diskurse im Alten Reich (1555–1648)*. Leiden, Boston 2007 (Studies in Medieval and Reformation Traditions 126).

9 Abgedruckt bei Emil Weller: *Lieder des Dreißigjährigen Krieges nach den Originalen abgedruckt.* Mit einer Einleitung von Wilhelm Wackernagel. Hildesheim 1968, S. 249–253.

nur durch unerschütterliche Standhaftigkeit kompensiert werden. Zum militärischen Zusammenbruch gehört in dieser Sicht ein Syndrom subjektiver Interessen und Affekte, von Feigheit, Furcht, Verrat und Verweichlichung, die den Widerstandswillen im Kampf um „Freiheit" (V. 76, 94) untergraben. Es sind die Verse 73–84, die in der wörtlichen Fügung mit der griechischen Vorlage nichts zu tun haben, vielmehr offenbar ganz aus der politisch-militärischen Situation, wohl auch aus Enttäuschung über den Zerfall der protestantischen Union verfaßt sind:

> Ein solchen hübschen Tod beschert Gott nur den frommen:
> Wer Knechtisch ist gesinnt, muß vnder Herren kommen,
> Die jhn mit einem zaum nach jhrem willen führn
> Weil er der Freyheit müd sich selbst nit mag regirn.
> Seht den verdienten Lohn der Weichling vnd Verrähter,
> Die setzen auß dem gleiß der Redlichkeit der Vätter,
> Die das unschuldige Blut der Nachkommenheit
> VerSclafen in das Joch der frembden Dienstbarkeit.
> Es ist zulang gewart, sie werdens nicht entkommen,
> Es ist zu spat gewehrt, wanns Herz schon ist genommen;
> Wann Wollust, Geitz, Haß, Forcht hat diese Festung ein,
> All' andre Festungen gewiß vergeblich sein.

Im langen Titel des Gedichtes wird bereits angedeutet, daß Zincgref im Rahmen der humanistischen Nachahmungspoetik seine alte Vorlage nicht lediglich übersetzte, sondern sie als situativ übertragbare, der antiken Historie enthobene Aufrufe verstand, frei bearbeitete und sie so in einem aktuellen Geschehen und zeitgeschichtlichen Applikations- und Assoziationsraum neu kontextualisierte. Dazu gehörte auch, sie interpretierend als rhetorisch definierbare ‚performative' Sprechhandlung anzukündigen, nämlich als eine *adhortatio* („Vermanung"). Überdies wird der Prätext insofern von seinem Urheber Tyrtaios bereits abgelöst, als es – man beachte den Plural! – um einen Appell geht, den die „Feld Obersten" der Lakedämonier nicht nur ihren Soldaten, sondern auch den Bürgern „vorzulesen pflegten". Der imaginäre Akt des Vorlesens präfiguriert und projiziert den von Zincgref beabsichtigen öffentlichen Vermittlungs- und Wirkungsmodus des Gedichtes. Soll man sich sogar vorstellen, daß Zincgref selbst sein Gedicht in einem wie auch immer zu denkenden Zirkel pfälzischer Patrioten in Heidelberg vorlas oder vorlesen ließ? Jedenfalls wird ein schon in der Antike pragmatisch ritualisiertes Nachleben des Urtextes angenommen, in dessen Nachfolge sich auch der moderne Dichter legitimiert und dabei die Rolle der einst Tyrtaios rezitierenden „Feld Obersten" annimmt.

Nicht der humanistische Gelehrte äußert sich hier, sondern der sich um öffentliche Belange kümmernde Dichtervates, der im pfälzischen Militärdienst stehende Jurist und zugleich literarische Protagonist einer präsumtiven Kampf- und Gesinnungsgemeinschaft im rhetorischen Faltenwurf der großen augusteischen Poesie. Denn es ist nicht verwunderlich, dass dem ersten Vers der „Vermanung“ nicht nur Tyrtaios unterlegt ist, sondern sofort und unweigerlich auch das immer wieder gebrauchte und missbrauchte Versdictum aus den Horazischen Römeroden umschrieben und in Erinnerung gerufen wird (carm. III, 2, 13). Horaz hatte erkennbar und bewusst sentenzenhaft bereits Tyrtaios zitiert: „Dulce et decorum est pro patria mori“ („Süß und ehrenvoll ist es, für das Vaterland zu sterben.“). So ist es dieser Leitvers, der nicht zu Kampf und Sieg, sondern zum Heldentod aufruft, in dem sich die düstere Lage der Pfalz um 1622 fatalerweise zusammenfasste.

Die strukturelle Fuge von Zincgrefs Gedicht, die aber nicht mit der Verwendung der verschiedenen Prätexte zusammenfällt, trennt zwei Teile. In Tönen eines christlichen Stoizismus, der mit Opitz’ *Trostgedichte in Widerwertigkeit Deß Kriegs* (wohl schon in Heidelberg begonnen) zu vergleichen ist,[10] werden im längeren ersten Abschnitt (V. 1–120) Heldenmut und Heldentod unabhängig von Sieg und Niederlage gepriesen, topologisch *a contrario* mit den Depravationen von Feigheit und Verrat, auch dem schmählichen Schicksal von Flucht und Exil konfrontiert. Dem folgt mit den Versen 121–144 der Aufruf zum Kampf. Zincgref übernimmt den archaischen Aufruf zur Solidarität, Tapferkeit und Todesverachtung im Namen der Formel von „Volck und Vaterland“ (V. 28), deutsch, protestantisch und zukunftsträchtig gedacht, wobei daran zu erinnern ist, dass der alte Spartanische Dichter und das von ihm repräsentierte Textmodell später auch noch in der 48-Revolution (etwa von Friedrich Hecker) im Sinne eines republikanischen Patriotismus berufen werden konnte.[11] Bei Zincgref verschränkte sich der poetische Aktivismus hier mit dem Bewusstsein, auf einem schwierigen, wenn nicht sogar verlorenem Posten zu stehen, dort also, wo sich Trost und Selbstvertrauen nur in der Gewissheit der gerechten

---

10 Dazu Wilhelm Kühlmann: *Martin Opitz. Deutsche Literatur und deutsche Nation*. Heidelberg 2001, bes. S. 37–56.

11 Vgl. dazu Wilhelm Kühlmann: „Mit Herz und Kopf“ (F. Hecker). Lied und Liedpublizistik im Umkreis der Badischen Revolution. In: *Von der Spätaufklärung zur Badischen Revolution. Literarisches Leben in Baden zwischen 1800 und 1850*. Hrsg. von Achim Aurnhammer, Wilhelm Kühlmann und Hansgeorg Schmidt-Bergmann. Freiburg i. Br. 2010, S. 785–805, spez. S. 788.

Sache und in der Hoffnung auf einen künftigen Sieg der Wahrheit bestärken ließ. Der wahre Held ist der, der schließlich (V. 30) „todt uff seim todten Feindt liegendt“ gefunden werde. Dass die Zeiten der altgriechischen Phalanx vorbei waren, spielt im persuasiven Kalkül Zincgrefs keine Rolle. Zincgref arbeitete im Dienst von „Volck und Vaterland“ mit klaren Feindbildern. Dies entsprach Haltungen eines aggressiven Protestantismus, wie sie in der ersten Phase des Krieges auch bei anderen Autoren zu beobachten waren: zum Beispiel bei Georg Rodolf Weckherlin, aber auch bei Martin Opitz sowohl in bekannten Gedichten wie auch in seinem freilich ideologisch höchst widersprüchlichen Epos *Trostgedichte in Widerwertigkeit deß Krieges,* in dem keinesfalls nur das gut lutherische Angebot einer theokratischen Geschichtstheorie und religiösen Anthropologie akzentuiert wurde. Für den Durchhalte-Lyriker Zincgref und zeitweise auch für Opitz war der Einsatz für die protestantische Freiheit zugleich Interpretationsmoment eines deutschen Patriotismus, für den das zahme Verständnismodell des ‚Kulturpatriotismus‘ zu kurz greift.

Andere Färbungen und mentale Begründungmomente des ‚Patriotismus‘ in einem anderen kulturellen Milieu, dem der Reichsstadt Straßburg, zeigten sich im Jahre 1633, kurz vor der verheerenden militärischen Niederlage der Protestanten bei Nördlingen. Es war dies das Jahr, in dem als zweite deutsche Sprachsozietät die „Auffrichtige Gesellschaft von der Tannen“ von einer kleinen studentischen Gruppe gegründet wurde.[12] Neben zwei schon 1634 verstorbenen Straßburger Kommilitonen (Andreas Hecht, latinisiert: Lucius, und Peter Samuel Thiederich)[13] und dem späteren renommierten Historiker Johann

12 Zu dieser Gesellschaft und zu Leben und Werk ihres Gründers Rompler von Löwenhalt grundlegend die Forschungen von Wilhelm Kühlmann und Walter E. Schäfer, dokumentiert im Anhang (S. 1*–116*) der im Folgenden verwendeten Textausgabe: *Des Jesaias Romplers von Löwenhalt erstes gepüsch seiner Reimgetichte 1647*. Mit einem Nachwort, Kommentaren und bibliographischem Anhang hrsg. von Wilhelm Kühlmann und Walter E. Schäfer. Tübingen 1988 (Deutsche Neudrucke. Reihe Barock 38). Dazu kommen mancherlei begleitende und nachfolgende Studien, greifbar in Wilhelm Kühlmann, Walter E. Schäfer: *Literatur im Elsaß von Fischart bis Moscherosch. Gesammelte Studien*. Tübingen 2001. Ergänzend dazu Monika Bopp mit weitläufigen bibliographischen Materialien zu den bis dato selten behandelten Tannengesellschaftern (bes. zu Schneuber): Die *„Tannengesellschaft“. Studien zu einer Straßburger Sprachgesellschaft von 1633 bis um 1670. Johann Matthias Schneuber und Jesaias Rompler von Löwenhalt in ihrem literarischen Umfeld*. Frankfurt a. M. [u. a.] 1998 (Mikrokosmos 49).

13 Zu ihnen Wilhelm Kühlmann: Rompler, Hecht und und Thiederich. Neues zu den

Caspar Freinsheim (1608–1660), Verfasser eines versepischen *Teutschen Tugendspiegels* zu Ehren Bernhards von Weimar (Straßburg 1639),[14] trat als programmatischer Wortführer und erster Mittelpunkt der Gruppe der aus Dinkelsbühl stammende Jesaias Rompler von Löwenhalt (1605– ca. 1674) hervor, der sich bald „Wahrmund von der Tannen" nannte. Ihm schlossen sich zumindest zeitweise einige später bekannte Literaten wie der Satiriker Johann Michael Moscherosch (1601–1669) und der Schulmann und produktive Poet Johann Matthias Schneuber (1614–1665), aber auch der heute eher vergessene, früh verstorbene Jurist und badische Hofrat Johann Heinrich Schill (ca. 1615–1645) an, der anonym eine umfangreiche Denkschrift mit dem Titel *Der Teutschen Sprach Ehren-Krantz* (Straßburg 1644) erscheinen ließ.[15] Zu diesen Autoren gehörte ein weiterer reichsstädtischer Sympathisantenkreis, in ihm mehrfach genannt auch Grimmelshausens späterer zeitweiliger Brotherr Johann Küffer d. J. (1614–1674), dessen Persönlichkeitsbild der *Simplicissimus*-Erzähler in der Figur des Mons. Canard satirisch verarbeitete und der sich in jüngeren Jahren (1647) als Romplers „aigner diener und träuester freund" bezeichnete.[16] Darüber hinaus fand Rompler offenbar Rückhalt in der hochadeligen elsässischen Familie von Rappoltstein, wie sein epischer Nachruf auf Graf Eberhard von Rappoltstein (1570–1637) zeigt (S. 101–122, dazu

---

Mitbegründern der Straßburger Tannengesellschaft. In: Kühlmann, Schäfer, *Literatur im Elsaß* (wie Anm. 12), S. 111–132.

14 Dazu neben Bopp, Die *„Tannengesellschaft"* (wie Anm. 12), S. 329–336, Martin Disselkamp: *Barockheroismus. Konzeptionen politischer Größe in Literatur und Traktatistik des 17. Jahrhunderts*. Tübingen 2002 (Frühe Neuzeit 65), S. 250–261.

15 Zu Schill siehe in diesem Band den weiterführenden Beitrag von Dieter Martin sowie die Zusammenfassung mit der bis dato spärlichen Literatur von Walter E. Schäfer, Wilhelm Kühlmann (sub verbo). In: *Killy Literaturlexikon. Autoren und Werke des deutschsprachigen Kulturraumes*. 2., vollständig überarbeitete Auflage. Hrsg. von Wilhelm Kühlmann. Bd. 10. Berlin, Boston 2011, S. 338–339. Nichts Relevantes zu ihm bei Bopp (wie Anm. 12), S. 191–192.

16 Zu ihm umfassend und maßgeblich Walter E. Schäfer: Dr. Johannes Küffer (1614–1674). Prototyp der sozial aufsteigenden Akademikerschicht des 17. Jahrhunderts. In: Kühlmann, Schäfer, *Literatur im Elsaß* (wie Anm. 12), S. 111–132. Ergänzend Schäfers Miszelle: Dr. Küffers Haus „Zum Seidenfaden" in Straßburg ausgegraben. In: *Simpliciana* XIV (1992), S. 219. Ein kleines Dankgedicht Romplers an Küffer für medizinische Beratung in: Rompler: *Reimgetichte* (wie Anm. 12), S. 222; im Anhang die Begleitgedichte Venators (S. 231–232) und Küffers (hier die Schreibform „Küefer") S. 233 mit der zitierten Unterschrift. Ergänzend Susanne Hast: Die beiden Johann Küffer und ihre Beziehungen zu Grimmelshausen. In: *Simpliciana* X (1988), S. 199–210.

der Kommentar, auch zur Person, S. 30*–35*). Zincgref hatte diesem Mäzen und Kunstkenner, der schon 1627 unter dem Beinamen „Der Schärfende“ in die „Fruchtbringende Gesellschaft“ aufgenommen wurde, seine Ausgabe der Opitz’schen *Teutschen Poemata* (1624) gewidmet. In Romplers Gedicht (*Lob- und Leich-gedicht zu ehren und gedächtnus Herren Eberharten von Rappoltstein*) figuriert der im kaiserlichen Dienst bewährte Rappoltsteiner, ein Liebhaber der Dichtung, als Repräsentant des ‚altdeutsch‘ und patriotisch gegründeten Sprachpurismus (zit. S. 113–114):

> […] Der alten Wält geschicht
> Hat er durch beispihl fein auff heitigs thun gerichtt;
> Gestalt man dan darauß die besten lähren findet/
> Warauff statt-wesen sich/ und reichs-beherschung/ gründet.
> Die Tichtkunst eben auch/ das Himlische geschänck/
> Das Göttische gespräch/ und süsse wort-gelänck
> Lies er ihm (wie es dan verdienet) hoch gefallen/
> Verstuhnd’ da auß dem grund/ waß hart-erzwungnes lallen/
> Und waß dargegen reyn/ waß art-recht flüssig ist:
> Er selber war so weit mit der kunst außgerüstt/
> Daß er die reim-gedicht’ auch zimlich wol geschrieben.
> Zuforderst lies er ihm vernünfftig mit-belieben/
> Daß unsre Teütsche spräch soll weder mit Latein/
> Noch frömden misch-masch sonst/ als arm/ befläkket seyn
> Gleich wie ein bättelrock; dan/ welcher darmit pranget/
> Der zeygt/ daß immer noch der schulsack an ihm hanget/
> Und daß er nicht verdaut/ waß ihm der herr Donat
> In seinen blöden kropff zuvil geschoppet hat:
> Ja bringt sich in verdacht/ es trukken ihn die sorgen/
> Er möcht an dem Latein wol endlich gar erworgen/
> Wan er nicht in das Teütsch stehts solche prokken speü/
> Und weiß hiemit dem volvk/ waß künstlichs in ihm sey.
> Ach/ wie ein hüpsche kunst/ die spráchen so zumischen!
> Dan/ wan das wasser trüb/ ist trefflich gut zufischen
> Dargegen aber nicht/ wo hälle quällen seyn.
> Versuech-versuech es doch/ und red das Teütsch allein/
> Lateinisch auch also! laß sehen wird es klingen?
> Ich förcht/ ihr werdet theyls nicht vil zuwegen bringen.
> Waß raths/ wan einer auch gar nicht Lateinisch kan/
> Mást doch gemischter ziehr sich in dem Teütschen an?
> Ei/ da mus Spanisch/ Wälsch/ Frantzösisch/ und dergleichen
> Das rad-gebrechte Teütsch durchspikken und bereichen;
> Dan solche stümppelei behagt dem näuling mehr/
> Als lauterkeit der red. Warumb? Es fällt ihm schwer/
> (Weil er zu ungeübt) gleich wörter auffzutreiben/

Daß er könt eygentlich ein iedes ding beschreiben
Wie sich nach art gebürt: drum flickt er da und dort
Mit frömbden lumpen zu/ wan nämlich Teütsche wort
Dem ungeschickten kopff von haimat-auß nicht kommen.
Es hat der Rappoltstein dargegen wahrgenommen/
Auch fleiß mit angewandt/ daß iede sprách ihr recht/
Ihr eygenschaft behalt; dass zweyerlei geschlächt/
Die wider ehr und art frech mit einander huerten/
Nicht bastart högeten/ und etwan mißgebuhrten.
  Nun! solches lob-gerücht/ daß dieser herr bekam/
Macht'/ daß fürst Ludwig es gar wol in achtung nahm/
(Den wir von Anhalt sonst und von Askanjen nennen/
Den die Frucht-bringenden für ihren schutz erkennen/
Und für ihr oberhaupt:) er lued ihn höflich einn/
In der gesellschaftzahl frucht-bringend mit zuseyn
Mit reyner Teütscher sprách/ mit reynen Teütschen sitten.
Der Rappoltsteiner lies sich da nicht lang erst bitten/
Begab sich in gesätz' und recht der wehrten schár/
Da sein kenn-zaichen auch die labhaft Imber war.

In Romplers Lyrik, größtenteils gesammelt in seiner einzigen Buchpublikation, dem *Ersten gebüsch seiner Reim-getichte* (Straßburg 1647),[17] der eine weitläufige, bisher zu wenig beachtete literatur- und kulturkritische Vorrede beigegeben ist, aber auch in handschriftlichen Zeugnissen profilierte sich Rompler als ein tief und sehr bewusst im biblischen Luthertum wurzelnder Moralist, der einen immer zugleich sprachlich und stilistisch demonstrierten, dezidiert antimodernen Gesinnungspatriotismus verkündete und in seiner frommen Protreptik in engstem ideellen Zusammenhang zu sehen ist mit den Zielen der sogenannten Straßburger Reformorthodoxie um den Theologieprofessor und Präsidenten des Kirchkonvents Johannes Schmidt (1594–1658). Dieser Konnex von restaurativer Spracharbeit und moralisch-religiöser Erneuerung paarte sich bei Rompler mit deutlichen regionalpatriotischen (oberdeutschen, vielleicht auch konfessionell motivierten) Reserven gegen den aristokratisch protegierten Anspruch der „Fruchtbringenden Gesellschaft“,[18] auch mit der Hervorhebung der Priorität Weckherlins gegenüber Martin Opitz (in der *Vorrede*), und dies bei

---

17 Im Folgenden wird aus der oben (Anm. 12) genannten Ausgabe nur mit Angabe der Seitenzahl zitiert. Das orthographische Bild der Rompler-Zitate ist von mir geringfügig modernisiert, betreffend die Schreibung der Umlaute, Auflösung der Tilden und Ersatz des grundständigen Bindehäkchens durch Bindestrich.

18 Dazu sehr deutlich Rompler in Briefen an Johann Heinrich Boecler, zitiert im Nachwort der o. g. Ausgabe (wie Anm. 12), S. 76*.

einem Mann ohne titularmäßigen Rang, der nur zögernd an die Öffentlichkeit trat, als Hofmeister, geistlicher Berater und zu diplomatischen Reisen herangezogener Gelehrter am Hof des im Straßburger bzw. Basler Exil lebenden badischen Markgrafen Georg Friedrich (1573–1638), später als armer geduldeter Hofmann im württembergischen Mömpelgard eine schwer bestimmbare, zuletzt im Dunkeln endende Existenz führte. Seine von neueren Sprachhistorikern bislang kaum weiter untersuchten linguistischen Tüfteleien dienten einer rückwärtsgewandten Generalreform der Morphologie, Orthographie und Lexik der deutschen Sprache.[19] Sie inspirierte in mancher Hinsicht Philipp von Zesen, der mit Rompler 1643 in Paris Gespräche führte, ihm die Mitgliedschaft in seiner *Deutschgesinneten Genossenschaft* antrug und seiner in der *Adriatischen Rosemund*, dem berühmten Roman (1645), freundschaftlich gedachte.[20] In der Bezeichnung der Vokallängen, der Schreibung der Umlaute, in der ungewohnten Verwendung gerundeter und ungerundeter Vokale, in der Konservierung archaischer Schreibungen und in der aparten Handhabung des Konsonantismus, der Groß- und Kleinschreibung und der Worttrennungen beglaubigte Rompler seine manchmal auratische Wortwahl, wodurch er, so in der Vorrede erläutert, auch ein literarisch („in lesung alter Teutscher sachen") nobilitiertes und etymologisch beziehungsreiches altdeutsches Vokabular bewahren wollte: Wörter wie „Bar" (für „Sohn", verwandt mit „gebären"), „Waht" oder „Wat" für Kleidung" oder „Vogt" für den „vorsteher oder pfläger eines ampts".[21] Fremdwörter sollten zurückgedrängt werden, wie bei Zesen auch durch Neubildungen wie „Lähr- und bät-häusser" für „Schulen und Kirchen" oder „Hundertjärung" für „seculum" (Vorrede, Bl.++++). „Vil ausländisch lekkerhaf-

---

19 Eine tabellarisch-systematische Aufstellung von Romplers Spracheigentümlichkeiten findet sich im Anhang der o. g. Ausgabe (wie Anm. 12), S. 5*–7*. Dazu Virgil Moser: Deutsche Orthographiereform des 17. Jahrhunderts. Tl. I–III. In: *Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur* 69 (1936), S. 193–258; 70 (1948), S. 467–496; 71 (1949), S. 386–454. Zu Rompler bes. die Bde. 70 und 71.

20 Dazu im Nachwort der o. g. Ausgabe (wie Anm. 12), S. 80*.

21 Zu solchen Archaisierungstendenzen, auch in späteren Jahrhunderten nicht ungewöhnlich, siehe die Erwähnung Romplers in Siegfried Grosse: Die Belebung mittelhochdeutschen Sprachguts im Neuhochdeutschen. In: *Sprachgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Sprache und ihrer Erforschung*. 2., vollständig neu bearbeitete Auflage. Hrsg. von Werner Besch, Anne Betten, Oskar Reichmann und Stefan Sonderegger. Teilbd. 2. Berlin, New York 2000, S. 1847–1854, spez. S. 1832.

tes gewürtz find man dißfals in meiner kuchen nicht; halt am maisten auf gute Teutsche zuberaitung/ und leichtgenüssliche speissen: sonderlich in gaistlichen Dingen" (Vorrede, Bl. ++++). Sprachkorrektur dient einer notwendigen religiösen Lebensdiätetik der deutschen Nation.

Grundsätzlich wollte sich Rompler, und dies musste gegenüber der Zielsetzung der prominenten zeitgenössischen Literaten in der Nachfolge von Martin Opitz geradezu provokativ klingen, an dem „alten ainfältigen schlag der burger und bauren" ausrichten (Vorrede, Bl. +++iij). In solcher Unterfütterung des sprachpatriotischen Impetus durch eine genuin soziale Semantik stellte er sich gleichermaßen gegen das Vordringen eines die allgemeine Verständlichkeit störenden neuen Stilmanierismus und dachte dabei auch sogar an die literarisch ungeübten Leser (Vorrede, Bl. ++++ij):

> Ich red es mit wahrheit; es seyn ietz etliche jar her manche so seltsame (vileicht den alten Griechischen/ nunmehr der gantzen Wält unbekanten täntzen/ wánsinnig nachgeäfte) verschränkte verränkte/ verzwickte verbickte/ Unteutschteutsche *carmina* (ich sagte schier *crimina*) in den truck ausgegangen/ die ich/ und meines gleichen gesellen/ nicht anders als überal stammlend und statzend lesen/ auch an vilen orten weniger/ dan verzihferte gehaime briefe verstehen können; nicht weys ich/ wie andere gute leuthe daraus kommen/ welche der reimen ohnedas nicht wol gewohnt seyn.

Man würde dem Autor nicht gerecht, wollte man Romplers Denkfiguren nur mit Stil- oder sprachhistorischen Kategorien beschreiben. Denn sein sprachtheoretischer wie auch sprachpraktischer Aktivismus signalisierte offenbar gerade in Straßburg virulente mentale Erschütterung einer einst präsumtiv gültigen, auf das alte Reich zurückwiesenden Identitätsgewissheit. Während der dreißiger Jahre äußerte sich diese Erschütterung bei Rompler in Gedichten von hoher Affektivität, demonstrativer Betroffenheit und in einer spektakulären Drastik, die alle Konventionen des literarischen *Decorum* zu sprengen drohte. Dies gilt vornehmlich für das auf den „Wintermonat" (November) 1634 datierte längere Alexandrinergedicht (136 Verse) *Das Rasend Teütschland*, dem ich mich nun in einigen Beobachtungen zuwenden möchte und das ich hier abdrucke (S. 87–90):

> Das Rásend Teütschland.
> Getichtt im Wintermonat des 1634.[ten] jars. Chr. z.
>
> Wolan/ du Teütsches land! Der Winter ist forhanden/
> Der bisend raue wind kommt auß den bären-landen/

Vertreibt den Sommer gantz/ raubt allem feld den preiß;
Entlaubt den tikken wald/ erfüllt mit schné und eiß
5 Das erdrich und die sé; die wollust ist verschwunden/
Es wird kein gräßlein ietz recht grünend mehr gefunden/
Vil minder blumen noch/ die gärten seyn erstarrt;
Der Läntzen-gast/ die schwalb/ hat längsten sich verscharrt;
Der Frösch-herr hat das mér schné-flüchtig übermähet;
10 Und sieht man/ wie das wild in seine hölen gehet/
Verbirgt sich for der kält/ und ligt/ als halber-todt.
Kurtz! wegen Winters-frost ist allenthalben noth.
Ach wahrlich! schlechte noth/ im fall man recht bedencken
Waß dich/ o vaterland! für sonst ein übel kräncket:
15 Dein härtz ist gantz erfröhrt/ die Gottesforcht erstörbt/
Die andacht außgelöscht/ dein wäsen gantz verdörbt.
Du ligst in harter seüch/ und findt sich kein genähsen:
Das macht/ du bist dem artzt undanckbar stehts gewesen.
Er hat auß lauter güth' dein ewigs heyl bedacht/
20 Und auß der finsternuß dich an das liecht gebracht/
Als du im haidenthum und götzendienst ersoffen/
Noch in dem schwartzen wald bist nakkend umgeloffen.
Der Gärtner/ so des baus im himel-garten wartt/
Hat baum-äst' abgeschnaitt/ die forhin bester art
25 Seyn lange zeit gewest/ hat blumen außgeropffet:
Dem stammen deine zweig hingegen eingepfropffet/
Und gantz geschlacht gemacht; den wilden dornen-strauch
Hat er in rósen-hág; als deine distel auch
In blumen-ziehr verkhert. For etwan hundert jaren
30 Ist auff ein näues dir genädig widerfahren/
(Nachdem des Glaubens liecht um waß vertunckelt war)
Daß sich die hälle Son hat frei und offenbar
In dir herfor-gethan. Wie warst du doch verirret/
Und dazumal mit krieg/ als wie schier ietz/ verwürret/
35 Gedenck/ in waß für noth das traurig Christen-schiff
Zur selben zeit gewest! wie manchen klauen-griff
Hat ihm der Läster-geyst verfluechter weiß gegeben!
Es wolt ihm wind und mér und alles widerstreben.
Und gleichwol hat der Höchst/ der auch deß Noahs pflag/
40 Mit seiner starcken hand die schwere niderlag
Hülf-leystend abgewändt/ den schiffbruch da verhüthet!
Und denen/ derer grimm am häftigsten gewüthet/
Ein bis ins maul gelegt/ recht scheinbarlich gezaigt/
Sein härtz sey allezeit dir lieb-reich zugenaigt.
45 Wie hast du aber wol dargegen dich verhalten?
Mein! hast du knüe und händ in danckbarkeit gefalten;
Dein sündlichs thun beräut; Gott härtzlich auch geliebt;
Dem nähsten guts gethan; in Tugend dich geübt?
O neyn! Du hast gar bald der schuldigkeit vergessen:

50 Bist sicher auff die banck der Laster hingesessen;
Hast deinem träuen Gott den rukken gleich gewändt;
Bund-brüchig abermal dich von ihm ab-getränt;
Hast/ wie ein tummes vieh/ der Wollust dich ergeben;
In mißbrauch guter tag ein über-üppigs leben
55 Mit ärgernus geführt. Der Eygen-nutz allein
Muest deines wandels grund und richtschnur gleichsam seyn:
Auff welchen schönen grund du deinen Geitz gebauet
Und deine schinderei/ darab mir vilmal grauet.
O/ wie hat innerlich oft so ein loser dieb
60 Imm bohsen sich verstöckt/ wan du die Christen-lieb
Von aussen fürgemahlt/ Gottsförchtig dich gestellet
Heimtükkisch aber dich dem Teüfel zugesellet
Foll listigen betrugs. Geschweig auff dises mal/
Waß du auch offentlich ohn alle mas und zál
65 Für übelthat und gräul gewaltsam hast verübet/
Und damit deinen Gott gantz inniglich betrübet.
Waß ist darauff erfolgt? Die Göttlich ungenad/
Die wolverdiente straf/ der mehr als grose schad.
Es wurd’ der brotkorb dir hoch-hoch hinauff-gehäncket;
70 Der schwarz-gälb-öde leib vergiffter weiß geträncket:
Bald sties es dich mit frost und solchem schauder an/
Daß einen schné und eiß kaum so erfrören kan;
Bald wurd im widerspihl/ dein blöder leib erhitzet/
Daß iedes glid in dir für schweys haiß blut geschwitzet.
75 Der Artzt verstöckte sich/ entzog auch sein artznei/
Und stopfft’ die ohren zu/ damit dein nach-geschrei
Ihm nicht das härtz bewäg; er ließ es frei geschehen/
Daß Mißträu/ Æüffer/ Neid/ auch Blutdurst möcht entstehen/
Damit die kranckheit fort und fort ergröset würd/
80 In welcher dan die hitz von schwehrer Krieges-bürd
Hat dergestalt bißher steht-wehrend zugenommen/
Daß du gantz außgedorrt/ auch von verstand bist kommen/
Sätzst deine nägel an/ vergrümst/ verkratzst/ verreißst
Dein eygens angesicht; prüllst/ rásest/ schaumst/ und schmeißst
85 Mit fäusten in dich selbs; ergreifst die schärpfsten waffen/
Vergiesst dein wahlends blut/ dich selbs-selbs abzustraffen
Weil Gott es so verhängt: ach unerhörte wuth!
Du fällst in unmacht hin/ ersauffst in deinem blut.
Só-so hat/ laider! ietz dein wesen sich verkheret/
90 Du unteütsch-Teütsches land! Du bist durchauß entehret.
Da komt ein volck herein/ daß forhin/ gegen dir/
Ein wildfang noch gewest/ entzieht dir schmuck und ziehr.
Die säbel-reitter dort/ auß gräntzen der Sclavonen
Die rännen auff dich zu und wollen nicht verschonen/
95 Biß du ein Sclav auch seyst. Dan schickt ein anders land
Sein auffgeblasens hér/ daß gleichfalls auff dich spannt;

Versucht/ ein eisens joch dir auff den hals zulegen/
Und Wält-herr gar zu seyn. Indem sich nun dargegen.
Ein förtig-leichter hauff fast sprungs- und tantzweiß rott/
100 Gereicht dir alles das zuschaden und zuspott.
Dié letzen dich so wol/ auff die du dich verlassen/
Als die/ an denen du ein offenbahres hassen
Hast allezeit gespührt; doch beyde stehts geliebt;
In ihrer bösen art der der sitten dich geüebt;
105 Den alten Hölden-muth zu boden lassen sincken;
Dein angesicht/ und härtz falsch-weibisch lernen schmüncken;
Das hár mit staub bestreüt; den Teütschen bart geschändt;
Die kappen ietzund só/ dan wider só verwändt;
Dich läppischer gestellt als kinder oder affen.
110 Nun zeigt der Himel recht/ wie wol ihm dein vergaffen/
In eütelkeit/ behagt. Gelt-gelt! Sie ziehen dir
Die narrenkappen ab/ und gerben dir darfür
Das leder also blós! Da ligst du gantz beraubet/
Und ist dir freilich wol das auffsatz-hár bestaubet.
115 Mit füssen tritt man dich auff deinem eygnen mist/
Darauff doch ieder hán sonst herr und maister ist.
Es komt mir gräulich for/ darff nicht genug betrachten/
Waß dérgestalt geschieht. Wiewol noch mehr zuachten
Daß deine Tob-sucht dich durch dich selbs stehts bekriegt/
120 Da sonsten niemand wol dir so hätt obgesigt;
Die Tob-sucht/ welche dir die sinne so verrukket/
Daß du schon oft auff dich das mässer hast gezukket;
Verfolgst dein fleisch und blut/ wilst selbs dein mördtr seyn/
Und sinnst unsinnig noch auff mehrung deiner pein.
125 Es lasst sich keines wegs zur besserung ansehen/
Nicht weys ich/ waß zu letzt dir weiter kann geschehen/
Weil sonderlich kein Artzt sich mehr bei dir befindt
Der deinen wundten leib ein wenig nur verbind.
Wer wolte doch mit dir noch länger gerne leben/
130 Und den beträngten geyst nicht lieber bald auffgeben/
Den geyst/ der himlisch ist/ der eygendlich die Wält
Mit ihrer schnöden lust für eütelkeiten hältt;
Der nicht/ wie du bißher/ zufrech sich an sie hencket/
Der vilmehr übersich an éwigs wesen dencket/
135 Daß er zur séligkeit schon hie den anfang hab!
Ach Gott! beliebt es dir/ so komm/ und holl mich ab!

Der in typographisch abgesetzte Verseinheiten gegliederte Text beginnt mit einer Apostrophe an das „Teutsche land“ (V.1) und schildert eine in Kälte erstarrte Winterlandschaft, (V. 1–12). Die Kälte-Semantik wird dann aufgegriffen in einer zweiten Apostrophe, die das „erfröhrte härtz“, die „erstörbte“ Gottesfurcht und generell das „gantz verdörbte

wäsen" des „Vaterlands" zum Syndrom einer nationalen Katastrophe addiert (V 13–18). Schon hier wird die allegorische Figur des Arztes eingeführt (V. 18), die zusammen mit der bald explizierten Körper- und Krankheitsbildlichkeit die diskursive Kohärenz des Gedichtes garantiert. Dies zunächst so, dass (V. 19–44) ein eigentümlicher Rückblick auf die nationale Geschichte exponiert wird, der Blick zurückgeht bis zu der durch Gott, den Gärtner des himmlischen Paradieses (V. 23–29), geschenkten Befreiung vom vorchristlichen, hier regional markierten „götzendienst", als Deutschland „noch in dem schwartzen wald nakkend umgeloffen" sei (V. 22). Allein schon diese farbige Bemerkung deutet an, daß sich Rompler von der nationalromantischen Usurpation oder gar Verherrlichung der germanischen Vorzeit fernhält, wie sie seit dem Frühhumanismus bis in 17. Jahrhundert in Gelehrtenkreisen repetiert und ausgebaut wurde.[22] Für Rompler offenbart sich Gottes Fürsorge zum zweiten Mal in der hier vorsichtig im Bild des „Christen-schiffs" (V. 35) umschriebenen Reformation vor „etwan hundert jaren" (V. 29). Hier wird statt des taciteischen Germaniamythos der (Schmalkaldische) Konfessionskrieg des 16. Jahrhunderts assoziiert, in dem Gott „mit seiner starcken hand die schwere niderlag" (V. 40) abgewendet habe. Diese göttliche Hilfe hat Deutschland nicht in Dankbarkeit und „schuldigkeit" (V. 49) durch Gottes- und Nächstenliebe (V. 46–47) beantwortet.

Mit herausgehobener *correctio* („O neyn", V. 49) liest Rompler nun seinem ‚Vaterland' die Leviten, das den Bund mit Gott (V. 52) gebrochen habe. Klage verschmilzt mit Anklage. Die Formulierung akzentuiert eine wohldefinierte theologische Position. Auf dieser Basis werden anschließend in „wollust" und „Eygen-nutz", „Geitz" und „Schinderei", also auch in Kategorien der modernen Finanzwirtschaft angesprochene „Laster" akkumuliert (V. 53–66), ohne dass Rompler hier so wie Zincgref ein parteilich koloriertes Feindbild malen würde. Vielmehr ist Deutschland offenbar als ehemals organisch gesundes Ganzes zum Gesellen des Teufels geworden (V. 62), jenes alte Deutschland, das Rompler nun und nur noch in der archaischen Symbolik seiner künstlichen Dichtersprache am Leben erhielt. Der Krieg

---

22 Dazu im weiten Überblick Dieter Mertens: Die Instrumentalisierung der „Germania" des Tacitus durch die deutschen Humanisten. In: *Zur Geschichte der Gleichung „germanisch-deutsch". Sprache, Namen, Geschichte und Institutionen*. Hrsg. von Heinrich Beck, Dieter Geuenich, Heiko Steuer und Dieterich Hakelberg. Berlin, New York 2004, S. 37–101. Weiteres dazu in diesem Band der *Simpliciana* auch im Beitrag von Michael Hanstein.

und das gegenwärtige Unheil erscheinen als Entzug der göttlichen Gnade, als „wolverdiente straf“ (V. 68). Das war eine geläufige geschichtstheologische Denkfigur, die sich nun aber (V. 69–88) in der Bildlichkeit des kranken und sich selbst verwüstenden Körpers, dem auch der (göttliche) Arzt seine Arznei entzieht (V. 75), zur emphatischen Diagnose einer Perversion des Staatsorganismus und der autoaggressiven besinnungslosen Gewalt steigert. Das blindwütige, im moralischen Zerfall verkommene Deutschland bestraft sich selbst, weil „Gott es so verhängt“ (V. 87) hat. Der deutsche Bürgerkrieg erscheint hier nicht als Konfessionskrieg oder Freiheitskampf wie bei Zincgref, sondern als sozialkritisch, theologisch und moralisch interpretierte Depravation eines ehemals intakten Körpers, der sich bis zur Unkenntlichkeit verstümmelt, emotional gefasst in einer flammenden, in dieser Art wohl unvergleichlichen *congeries* hochexpressiver körpersprachlicher Verben (V. 83–85):

> Sätzst deine nägel an, verkrümst/ verkratzst/ verreißst
> Dein eygens angesicht; prüllst/ rásest/ schaumst/ und schmeißst
> Mit fäusten in dich selbs […].

Indem Deutschland so sein Gesicht zerstört, verliert es zugleich sein „Wesen“, d. h. das, was für Rompler in einem offensichtlich nach wie vor korporativen, letzthin durchaus reichsromantisch unterlegten Sozial- und Staatsmodell als ‚deutsch‘ galt. Zwei typographisch abgesetzte Verse konzentrieren die affektgeladene und affektbewegende Klage um das paradoxe Bild eines undeutsch gewordenen Deutschlands (V. 89–90):

> Só-so hat/ laider/ietz dein wesen sich verkehret/
> Du unteütsch-Teütsches land! Du bist durchauß entehret.

Romplers *Vorrede* arbeitet schon zu Beginn in hoher rhetorischer Anspannung und bildlicher Intensität mit äußersten Kontrasten, um die hier gemeinte Perversion in grellen Farben zu beleuchten (Vorrede, Bl. ++ij):

> Solcher gestalt ist das unglückliche Teütschland ein sammelplatz des Heers aller völcker/ ein näst viler tausend raubvögel/ eine khot-pfütz der wüstesten laster/ ein plán tägliches mätzelens/ ein schlukkender und zugleich ráchschreiender schwam übel-vergossenen Christenbluths/ ein lustbad der bösen gaister/ ja schier gar eine Gotlose Höll worden: unser Teütschland (sag ich) der Kaiserliche sitz/ die grundfäste des Römischen Reichs/ die vormaur wider die

> Unglaubigen; so weilend für einen blühenden garten/ für eine wohnung der Tugend/ und aigendliche haimat aufrichtiger Redlichkeit/ auch für eine werckstatt aller Wissenschaften und Künsten gehalten worden.

Im hier behandelten Gedicht von 1634 rückt der geschichtstheologische Argumentationsrahmen in den Hintergrund, indem nun die aktuelle militärische Überwältigung fast in szenischer Direktheit vergegenwärtigt wird. Rompler setzt offenbar die Niederlage von Nördlingen (6. 9.1634) voraus, verknüpft im Wortspiel die Begriffe „Sclavonen“ und „Sclaf“ (V. 93–95), greift also die bereits von Zincgref strapazierten Ängste auf, indem er zugleich die militärische Macht Spaniens beruft, hier umschrieben als das „aufgeblasene“ Heer „eines andern landes“ (V. 95), das „Wält-herr“ (V. 98) sein möchte. Der Verlust des „alten Hölden-muths“ (V. 105) wird zeichenhaft überhöht durch einen widernatürlich erscheinenden Habitus, mit dem die natürliche Distinktion von Weiblichkeit und Männlichkeit pervers vertauscht erscheint. Im besonderen wendet sich Rompler einer offenbar als skandalös empfundenen neuen Haartracht zu, der absetzbaren Perücke, die sich auf dem Kopf des geprügelten Deutschlands in eine Narrenkappe verwandelt. Gerade in dieser hohntriefenden und im drastischen Bildvokabular nun gleichsam emblematisch instrumentierten Schimpfrede, die Wandlungen einer kollektiven Psyche meint, bleibt Rompler seinem Vorsatz getreu, sich, wie gesagt, wider alle Höflichkeiten am Stilgestus der „Bürger und Bauern“ zu orientieren (V. 110–116):

> Nun zeigt der Himel recht/ wie wol ihm dein vergaffen/
> In eitelkeit/ behagt. Gelt-gelt! Sie ziehen dir
> Die narrenkappen ab/ und gerben dir darfür
> Das leder also blós! Da ligst du gantz beraubet/
> Und ist dir freilich wol das aufsatz-hár bestaubet.
> Mit füssen tritt man dich auff deinem eygnen mist/
> Darauff doch jeder hán sonst herr und maister ist.

Für ein „rasend Teutschland“, das gegen sich selbst das Messer zückt und sein „selbs mörder sein will (V. 122–123), gibt es ohne ärztlichen Beistand keine Rettung. Rompler lässt das sprechende Ich in Ratlosigkeit versinken. Zincgref hatte wider besseres Wissen im Vertrauen auf die gerechte Sache des Protestantismus für den heroischen Heldentod plädiert. Rompler richtet das Denken des „beträngten geystes“ am Schluss auf den „himmlischen geyst“ und schließt mit einem Todes-

wunsch, der ihn, den leidenden Sprecher, der erfahrbaren gottlosen Zeitgeschichte entheben soll. Patriotismus und moralisch bewährte Frömmigkeit bedingen sich gegenseitig, eine Frömmigkeit, der Rompler in zahlreichen lyrischen Bibelparaphrasen seine poetische Stimme verliehen hatte. Nicht nationalistische Aggression prägt das Gedicht, sondern am Ende Verzweiflung und eine geschichtstheologisch abgeleitete Scham über ein nationales und zugleich moralisches Versagen, dessen politischer Nenner im Ungesagten verbleibt.

In einem offenbar späteren Gedicht hat Rompler nochmals die psycho-physische Körper-Bildlichkeit schon im Titel rekapituliert („Teutschlands Tob-Sucht", S. 161–171). Nun wird aus der leidenden Germania eine deutsche „Germannin", deren „mannlichkeit" entartet ist (S. 162), und die neue politisch-militärische Lage wird nun im Symbolkosmos Romplers ausdrücklich auch im projektiven Blick auf einen übermächtig wirkenden kulturellen Habitus notiert, der als typisch „französisch" gilt. Sprachliches Verhalten ist demnach nicht nur Symptom, sondern auch eine Ursache moralischer Depravation (S. 167):

> Waß aufrecht-Teütsch und ehrbar ist/
> hat wenig leuthen mehr gefallen/
> der Wälschen und Frantzosen list/
> das lumppen-schwätzig frömde prallen
> hat gar weit müsen besser seyn:
> dadurch schlich` iedes laster ein/
> und gantz ein ruchloß leben:
> die Fromheit schwand auch allgemach/
> (wie in der hitz ein kleiner bach;)
> da wurde man Gottlosem thun ergeben.

Sprachwandel besitzt historischen Indizcharakter, signalisiert und befestigt symbolisch einen beklagenswerten Wandel der Gesinnungen, sozialen Wertungen und Normen, zugleich eine Auflösung ehemals stabiler Verknüpfungen von „Sachen" und „Namen". Die Erkenntnis der Ungleichzeitigkeit des Gleichzeitigen meint die widerwillige Anerkennung einer pragmatischen Pluralisierung der sich dissoziierenden Gesellschaft, wie schon Romplers *Vorrede* anhand einer französischen Phrase zu illustrieren weiß (Bl. ++iij):

> Es ist die Wält so verkhert/ daß die sachen ganz andere namen bekommen: waß man vor disem für eine schand gehalten/ ist nunmehr eine ehr: waß ein übelstand gewäsen/ steht ietzund am bästen: Trutz/ daß einer vil von Tugend und

> Gottesfurcht sage! Wer nicht in allerlej Lasteren mit-macht/ wird (auf Frantzösischen schlag) *un pauvre Innocent* gescholten. Die alte hand-träu/ und der Teütsche bund-spruch: Ein mann ein mann/ ein wort ein wort! ist längsten zu eüteln synceratione n und complimentischen parolen worden.

Und Grimmelshausen? Über Küffer und über das Werk Moscheroschs waren Programm und Wirken der Straßburger „Tannengesellschaft" Grimmelshausen in den Grundzügen bekannt. In seinem Gesichtskreis präsentierte sich die ‚altdeutsche' Bewegung in Gestalt einer vornehmlich regional und urban zentrierten Überlieferung, die von Sebastian Brant über Johann Fischart bis hin zu Rompler und Moscherosch reichte. Seit seinem *Satyrischen Pilgram* (1666), in dem Moscherosch bereits zitiert wird,[23] hat sich Grimmelshausen selber, wenngleich kein eingesessener Reichsstädter, sondern ein weitgehend dem Kleinadel verpflichteter „Baldanders",[24] in der sozialkritischen Perspektivik seines Œuvres, auch in der Variation der alten Narrenfigur, der Tradition bürgerlich-satirischen Schreibens assimiliert: einer Tradition, deren Kontinuität sich an den gut erforschten Titelblättern der einschlägigen Schriften, auch an dem des *Simplicissimus*-Romans, ikonographisch ablesen läßt.[25]

---

23 Grimmelshausen: *Satyrischer Pilgram*. Hrsg. von Wolfgang Bender. Tübingen 1970 (Gesammelte Werke in Einzelausgaben. Unter Mitarbeit von Wolfgang Bender und Franz Günter Sieveke hrsg. von Rolf Tarot), S. 143. Weitere Reflexe – auch aus Moscheroschs Gesicht *Soldatenlebe*n (das W. E. Schäfer mittlerweile in einer modernisierten Neuausgabe vorgelegt hat: Karlsruhe 1996) sind behandelt von Walter E. Schäfer. In: Der Dreißigjährige Krieg aus der Sicht Moscheroschs und Grimmelshausens. In: Kühlmann, Schäfer, *Literatur im Elsaß* (wie Anm. 12), S. 305–316. Grimmelshausen kannte und benutzte zwar die *Gesichte* Moscheroschs, zog jedoch des öfteren auch die Moscherosch folgenden und nachahmenden Pseudo-Moscheroschiana aus dem Verlag Schönwetter heran: Hinweise auf dieses kaum erforschte Textfeld bei Bert Kasties: Zwischen Realpolitik und Don Quevedos „Visionen": Charakteristika einer barocken Erzählsammlung des „Pseudo-Moscherosch". In: *Simpliciana* XI (1999), S. 195–212. Die diversen Beziehungen Grimmelshausens zu Straßburg werden trefflich entfaltet von Dieter Breuer: Grimmelshausen und Straßburg. In: *Simpliciana* XXII (2000), S. 313–325, bes. S. 318–322. („Beziehungen zu Straßburger Autoren").

24 Dazu Wilhelm Kühlmann: „Baldanders" und „Alemode-Welt". Grimmelshausen und die ‚altdeutsche' Bewegung am Oberrhein (Erstdruck 2003), nun ergänzt in: ders.: *Grimmelshausen. An- und Absichten eines vormodernen Modernen*. Heidelberg 2008, S. 72–95. Teile dieses Beitrags verwende ich im Folgenden.

25 Die schier endlose Diskussion um die Ikonologie der Titelblätter kann hier gar nicht rekapituliert werden; die daran ablesbare Kontinuität satirischen Schreibens, vorerst auch im Zuge genuin Straßburger Verlagstraditionen, hebt Walter Ernst

Was in der „Alemode-Welt“[26] Grimmelshausens zu erfahren war, hatte für den Untertanen und Beamten des Straßburger Bischofs zu tun mit wechselnden Konfigurationen der Kabinettspolitik, mit sozialer, die Ständeordnung sprengender Dynamik und mit einer neuralgischen Gemengelage von Konfessionen, Territorien, Interessen und Machtzonen im deutsch-französischen Grenzraum. Verlangt waren quasi protëische Loyalitäten: Längst verunsichert wirkten herkömmliche moralische Gewissheiten und historische Identitätsmuster. Nationales Pathos war Grimmelshausen fremd, und wenn er sich in seinem *Teutschen Michel* gegen Zesen wandte, war auch Romplers Sprachpurismus von dieser Kritik betroffen. Nationale Reichsromantik hat Grimmelshausen bekanntlich in der vielbeachteten ‚Jupiterepisode‘ seines *Simplicissimus*-Romans (III, Kap. 3–6) ironisch verkapselt. Keinesfalls hinfällig ist die These von Jan Hendrik Scholte, dass sich in dieser Episode Anspielungen an Rompler und dessen letzten Dienstherren, Herzog Georg II. von Württemberg-Mömpelgard, niedergeschlagen haben.[27]

Nach Anregungen der menippeischen Mythentravestie inszenierte Grimmelshausen bekanntlich den Auftritt eines sich als „Jupiter“ ausgebenden Büchernarren, eines „in der Poeterey gewaltig verstigenen“ (S. 253) Phantasten, der krause Vorstellungen einer umfassenden Reichsreform, ja einer Generalreformation „der ganzen Welt“ vorträgt, jedoch am Ende als eine von Flöhen geplagte Spottfigur erscheint. Dass darin prätextuelle Verweise auf Fischarts *Flöh-Hatz* und damit auf Straßburg integriert sind, ist bekannt; weniger bekannt, dass auch Romplers Andenken von dieser Spottstrategie betroffen war, als er in sehr bewusster Nachfolge Fischarts ein längeres satirisches Alexandrinergedicht *Klage über der Panonyme Flöhe* 1640 in Straßburg drucken ließ.[28] Besonders in der visionären Erzählung des Jupiter-Phantasten „Von dem Teutschen Helden/ der die gantze Welt bezwingen/ und zwischen allen Völckern Frieden stifften wird“ (Überschrift von

Schäfer hervor: Der Satyr und die Satire. Zu Titelkupfern Grimmelshausens und Moscheroschs. Nun in: Kühlmann, Schäfer, *Literatur im Elsaß* (wie Anm. 12), S. 245–277; sowie ders.: Nachwirkungen der Satire-Auffassungen Fischarts im 17. Jahrhundert (ebd.,) S. 389–407.

26 So der Begriff in Grimmelshausens *Ratio Status* (wie Anm. 31), S. 9.

27 Jan Hendrik Scholte: Grimmelshausens „Simplicissimus“ als verhüllte Religionssatire (zuerst 1941). Abgedruckt in: ders.: *Der „Simplicissimus“ und sein Dichter. Gesammelte Aufsätze*. Tübingen 1950, S. 15–47.

28 Dazu (mit dem Textabdruck) Walter E. Schäfer: Jesajas Rompler von Löwenhalt als Satiriker und die Straßburger Tannengesellschaft (Erstdruck 1976). Abgedruckt in Kühlmann, Schäfer, *Literatur im Elsaß* (wie Anm. 12), S. 147–159.

Kapitel III, 4) verschränkte Grimmelshausen Gewalt-, Pazifizierungs- und Wohlfahrtsphantasien im Dienste einer auf Maximilians Zeiten zurückweisenden, nun aber auch nach außen machtvollen Reichsherrlichkeit und einer bürgerliche und bäuerliche Interessen berücksichtigenden Aufhebung feudaler Lasten und Abgaben. Der „Teutsche Held" wird geboren aus dem Geist des älteren Reichspatriotimus eines Brant, Wimpfeling und Rompler, ist literarisches Produkt sowohl des seriösen Schrifttums zur spätmittelalterlichen Reichsreform wie auch der meist eschatologisch gestimmten phantastisch-prognostischen Kaiserprophetien.[29] Unter dem „Schwert" des Teuschen Helden, „der alles vollenden wird", gedeiht ein die Städte vereinigender, aus den besten Köpfen rekrutierter, vielleicht, wie ich meine, schon englische Nachrichten aufgreifender Parlamentarismus. Zwar geht es in der Jupiterepisode um das Reich im ganzen, ja um die ganze christliche und außerchristliche Welt, doch tatsächlich haben wir vor uns eine von der literarischen Vergangenheit der Region zehrende, ja dieses literarische Erbe in seiner ganzen Ambivalenz dialektisch ‚aufhebende' ironisch-parodistische Konstruktion, in der die Autorposition offenbar sehr bewusst verborgen wird. Dies nicht nur, indem manche Formulierungen den längst verjährten „Oberrheinischen Revolutionär" (1495) berufen, nicht nur indem das gerade am Beispiel Straßburgs längst fragliche gewordene Bündnis zwischen Kaisertum und Reichsstädten revitalisiert erscheint, sondern auch weil Grimmelshausen dem Typus nach jenen „oberrheinischen Utopismus" aufgreift, den vor allem Jörg Jochen Berns in mehreren Untersuchungen[30] als dialektisch verbundenes Analogon, ja als Teilsektor der oberrheinischen Satireproduktion untersucht hat. Die gerade am Oberrhein literarisch konservierten Traditionen der im wesentlichen in den Reichsstädten verankerten satirischen Moralistik und ständepolitisch konservativen Reichsgesinnung gerieten spätestens seit den dreißiger Jahren des Jahrhunderts in den Sog des politisch, finanziell und militärisch abgestützten französischen Imperialismus, der mit dazu beitrug, die höfisch-aristokratische Repräsentationskultur zu verbreiten und machiavellistische Imperative der Staatsräson zumindest de facto zu rechtfertigen. Es will deshalb bedacht sein, dass der Schultheiß von Renchen als Beamter des Bischofs

29 Dazu mit der üppigen älteren Forschung Frank Ganseuer: „Teutscher Held" und „Teutsche Nation". Die Ironisierung der Kaiserprophetie in der Jupiter-Episode von Grimmelshausens „Simplicissimus". In: *Simpliciana* X (1988), S. 149–177.

30 Siehe vor allem Jörg Jochen Berns: Caspar Stiblins Macaria-Utopie und die utopische Satiretradition des Oberrheins. In: *Simpliciana* XXII (2000), S. 129–144.

von Straßburg (also eines Handlangers Ludwigs XIV.) gerade in seinem *Ratio-Status*-Traktat (gedruckt 1670), auf eine Regimentslehre nach dem Muster der gewiss auch Rompler sympathischen christlich-biblischen ‚Policeywissenschaft' zurückgriff und die Phänomene der Staatsräson, damit auch die aktuelle geschichtliche Erfahrung mit jener Proteusfigur verglich, auf deren Rück- bzw. Vorderseite sich im *Simplicissimus*-Roman (*Continuatio*, Kap. IX) ein längst zur Statue erstarrter „alter deutscher Held" verbarg:[31]

> Ohn ists nicht/ daß er [der ratio status – W. K.] sich 100000 mahl öffter verändert als Protheus! 100000 mahl mehr Farben an sich nimmt als Iris hat/ oder in sich der Chamæleon verändert/ und 100000 mahl mehr *Simulationes* und *Dissimulationes* brauchet/ als aus eben so vielen *Doctoribus* und *Politicis*: Ich dörffte bey nahe erkühnen zusagen (aus allen Menschen) kein eintziger allein zufinden seye/ er habe auch einen so klugen und guten Kopff als er immer wolle/ der sein gründliche Beschaffenheit ersinnen/ ausecken und in sein Gedächtnus zu Hauff bringen/ viel weniger alle seine gute und böse Stück/ Vortheil/ List und Renck der Gebühr nach ordentlich beschreiben könne.

Der Schultheiß Grimmelshausen hat diese durchaus regionalspezifische Situation in seiner kurzen Flugschrift *Der stoltze Melcher* zornig-sarkastisch vergegenwärtigt. Der Erzähler, ein junger Mann aus einem Dorf am Oberrhein, begegnet an der Landstraße (man darf sich die heutige B 3 vorstellen) drei aus französischen Diensten verabschiedeten

31 Zitiert nach Grimmelshausen: *Simplicianischer Zweyköpffiger Ratio Status*. Hrsg. von Rolf Tarot. Tübingen 1968 (Gesammelte Werke in Einzelausgaben. Unter Mitarbeit von Wolfgang Bender und Franz Günter Sieveke hrsg. von Rolf Tarot), hier S. 9–10. Zum weiteren Umkreis siehe Andreas von der Heyde: Die wahre und falsche Ratio Status. Zur Machiavellirezeption im 16. und 17. Jahrhundert und bei Grimmelshausen. In: *Simpliciana* XII (1990), S. 503–516. Zur Gesamtinterpretation des Werkes weiterführend Horst Nieder: Grimmelshausens „Simplicianischer Zweyköpffiger Ratio Status". „Fingerübung eines im discurierenden Stil Befangenen" oder simplicianische Satire? In: *Simpliciana* XIV (1992), S. 59–104. Ferner (in der Auseinandersetzung mit Nieder) Friedrich Gaede: Januskköpfiger Ratio Status. Grimmelshausens Beitrag zum Thema: Chaos wird Geschichte. In: *Simpliciana* XX (1998), S. 77–91; Rainer Hillenbrand: Restauration von Grimmelshausens „Ratio Status". In: *Simpliciana* XX (1998), S. 307–316; Stefan Trappen: *Grimmelshausen und die menippeische Satire. Eine Studie zu den historischen Voraussetzungen der Prosasatire im Barock*. Tübingen 1994 (Studien zur deutschen Literatur 132), S. 324–340 (‚Ratio Status' – eine „biblische Policey"). Vor allem an der Gestalt des Bösewichts Olivier (auch eine Variante des „Aufsteiger"-Typus) im *Simplicissimus*-Roman hat Grimmelshausen machiavellistische Lebens- und Denkformen illustriert.

Söldnern, unter ihnen Melcher, ein ungeratener Sohn aus seinem Heimatdorf. Die Parabel vom verlorenen Sohn verschränkt sich mit Erinnerungen an den französisch-holländischen Krieg (1672–1679), dessen Brutalität ungeschminkt geschildert wird. Deutsche Söldner dienen den Franzosen als „lebendige Faschinen“.[32] Beklagt wird die Übermacht Frankreichs, auch in der Klage über den Kapitalabfluss ins Land des Sonnenkönigs, und aufgerufen wird jene berühmte, verjährte und doch wieder aktualisierbare Parole von der „teutschen Freyheit“, die durch „Mainaydig-mässige Verräther“ wieder einmal lädiert erscheint (*SM* 690).[33] Was als Schlagwort wirkt, beleuchtete konkrete Ohnmacht. Die anonyme, spätestens 1672 vorliegende, vielleicht in Straßburg bei Dollhopf gedruckte Flugschrift wandte sich direkt gegen jene Anwerbung von Söldnern, die ausgerechnet Grimmelshausens Dienstherr Franz Egon von Fürstenberg, Bischof von Straßburg, in Renchen und der Ortenau organisierte. Aus den altdeutschen Helden waren zerlumpte, missbrauchte und den miserablen Status des Reiches karikierende Söldner in fremden Diensten geworden. Dass Grimmelshausen bei dem im Text als Vermittler zwischen Vater und Sohn auftretenden „Juncker“ an seinen ehemaligen „Herrn und Patron“ Philipp Hannibal von Schauenburg (1624–1678) gedacht habe – so Peter Heßelmann –[34] darf man getrost annehmen. Die skrupellose Annexion Straßburgs (1681) durch Ludwig XIV. konnte Grimmelshausen nicht mehr kommentieren.

---

32 Zitiert nach der Ausgabe: Hans Jacob Christoffel von Grimmelshausen: Grimmelshausen: *Der Stoltze Melcher*. In: *Werke*. II. Hrsg. von Dieter Breuer. Frankfurt a. M. 1997 (Bibliothek der Frühen Neuzeit 5), S. 679–706, hier S. 698: „[...] sagte Er [der Savoyer]/ daß die Teutsche zugleich den Frantzosen für Vorfechter: für Schantzkörb vnd lebendige Faschinen dienen müssen/ sie durch ihre Beschirmung in den gefährlichen Scharmützeln zubedecken [...].“ Der Text wird im Folgenden nach der Edition von Breuer mit Sigle *SM* und Seitenangabe in runden Klammern zitiert.

33 Im Munde des erbosten Vaters: „Wan ich Meister wär/ so wolte ich nit allein euch alle drey: sonder auch alle ewers gleichen Schlüngel/ die den jenigen im Krieg dienen/ so vnsere Fridens Ruhe zerstören: Vnd der Teütschen Freyheit nachstellen wollen/ als Mainaydig-mässige Verräther jhres Vatterlandts an den lichten Galgen hencken lassen.“ (*SM* 690)

34 Heßelmann informiert auch über die historischen Hintergründe und die möglichen Quellen des Werkes im Horizont der regen zeitgenössischen Publizistik: Grimmelshausens „Stoltzer Melcher“ und Wassenbergs „Frantzösische Gold Grube“: „der Fridens-satten-und-gern-kriegenden teutschen Jugend zum Meßkram verehret“. In: *Simpliciana* IX (1987), S. 77–100, bes. S. 89.

MICHAEL HANSTEIN (Heidelberg)

Der Germanenmythos im frühneuzeitlichen Straßburg. Funktionen des ästhetischen Atavismus bei Caspar Brülow und Johann Michael Moscherosch

Seltsames trug sich am 8. Juli 1616 auf dem Straßburger Akademietheater zu.[1] Gerade gab man den *Julius Caesar*, das neueste Werk des Straßburger ‚Gymnasialpraeceptors' Caspar Brülow (1585–1627), als in Tierfelle gekleidete und mit Tierhäuptern bedeckte Gestalten in voller Kriegsmontur die bedeutendste protestantische Schulbühne vor dem Dreißigjährigen Krieg betraten.[2] Nur mit Mühe gelingt es Caesar, seinen Dialogpartner Cicero davon abzuhalten, vor dieser Höllenbrut – „ex stygia domo?" – Reißaus zu nehmen, und ihn stattdessen zu einem

---

1 Caspar Brülow: *Cajus Julius Cæsar. Tragoedia, ex Plutarcho, Appiano Alex.*[,] *Suetonio, D. Cassio, Joh. Xiphilino etc. maximam partem concinnata, et adversus omnem temerariam seditionem atque tyrannidem ita conscripta, ut* […] *et praecipuas Roman. histostorias* [!]*, ab V. C. ad Imp. usq. Octav. Aug. breviter commemoret*. Authore M. Casparo Brülovio […]. Publice exhibita in Academiae Argentor. Theatro, nundinis aestivalibus, Anno fundatae salutis, M.DC.XVI. Straßburg 1616. [Neudruck: *Caesar*. Halle/Saale 1618. Edition der Erstausgabe: Mieczyslaw Grzesiowski: M. Gaspara Brülowa Tragedie O G. Juliuszu Cesarze. In: *Meander* (Warschau) 11/12 (1991), S. 420–487; 1/2 (1992), S. 63–102; 3/4 (1992), S. 170–206. Edition des Neudrucks: In: *Fabulae Neolatinae*, hrsg. von Jan-Wilhelm Beck: http://www.uni-regensburg.de/Fakultaeten/phil_Fak_IV /Klass_Phil/Latein/Beck/Fabulae_neolatinae.htm. (Abruf 31.10.2013)]. Das Aufführungsdatum des 8. Juli lässt sich dank eines Protokolls der Straßburger Schulherren rekonstruieren; vgl. August Jundt: *Die dramatischen Aufführungen im Gymnasium zu Straßburg. Ein Beitrag zur Geschichte des Schuldramas im 16. und 17. Jahrhundert*. Straßburg 1881, S. 46.

2 Zum Ruhm des Straßburger Akademietheaters vgl. Volker Meid: *Die deutsche Literatur im Zeitalter des Barock. Vom Späthumanismus zur Frühaufklärung 1570–1740*. München 2009 (Geschichte der deutschen Literatur von den Anfängen bis zur Gegenwart 5), S. 374, sowie Günter Skopnik: *Das Straßburger Schultheater. Sein Spielplan und seine Bühne*. Frankfurt a. M. 1935.

Gespräch mit den Fremden zu ermutigen, die sogleich Ciceros Fragen nach ihrer Herkunft und dem Grund ihrer Anwesenheit beantworten:[3]

> Cicero: Heus vos mei homines, qui estis? aut quo tenditis?
> Ambiorix: Die Theutischon Liutor, Cundrigi,
> Wirthmar, eend ale mannem ambacht
> Thie gvverre, Caesar bittisa gebenio
> Marche, kovel, rhedecfaha, si perdriter,
> Karren, tho galeno inth' Allemannien
> Ham eend huysen, Theuta Oonse int
> Thie hemelisa, det Romersstzke [sic!] rigkhia
> Eend mande, eend quinde, eend merche,
> So de grisgamse eend gvverre clusio.

Cicero erschließt schnell die Nationalität der Besucher, die sich mit ihren ersten Worten als „die Theutischon" bezeichnen, und deutet sie als Angehörige eines deutschen bzw. germanischen Stammes.[4] Nicht weiter erörtert wird dagegen der Grund ihrer Anwesenheit. Dies lässt sich in der Fiktion des Dramas damit erklären, dass Cicero und Caesar die Sprache der Fremden nicht verstehen. Bedeutet dies aber, dass obige Passage jeglichen Sinnes entbehrt? Doch in welchem Umfang war ihre Bedeutung, falls sie eine besitzt, erschließbar? Hierfür muss das zeitgenössische Wissen über ältere Sprachstufen des Deutschen und deren Charakteristika, d. h. Brülows literarische bzw. sprachwissenschaftliche Quellen und Vorbilder, aufgearbeitet werden.

Mit dem *Julius Caesar* befand sich der gebürtige Pommer Caspar Brülow, der soeben zum *Poeta laureatus* gekrönt worden war, auf dem Höhepunkt seiner dichterischen Entwicklung. Seit mittlerweile fünf Jahren hatte er neben seinem schlecht bezahlten Brotberuf als Hilfslehrer am Straßburger Gymnasium jährlich ein Theaterstück für die dortige Schulbühne verfasst und galt als dominierender Dramatiker der Freien Reichsstadt, ja der älteren literaturgeschichtlichen Forschung eines Wolfgang Stammler oder Wilhelm Scherer sogar als „bedeutendste[s] dramatische[s] Talent, das unsere Literatur in der Zeit vor Lessing aufzuweisen hatte".[5]

---

3 Brülow, *Caesar* (wie Anm. 1), S. 15–16.

4 „Cae[sar:] Sed quos cedo | Mi Marce reris hosce? – Ci[cero:] Germanos reor." (Brülow, *Caesar*, 1616, [wie Anm. 1], S. 16: Cicero: Aber sag mir, mein Marcus, wer sind sie deiner Meinung nach? – Cicero: Meiner Meinung nach sind sie Germanen.)

5 *Geschichte des Elsaß*. Hrsg. von Wilhelm Scherer und Ottokar Lorenz. Berlin

In seinem Œuvre findet sich neben Dramen biblischer und mythologischer Stoffe nur ein Geschichtsdrama, der *Julius Caesar*, der die Geschichte Roms von Caesars Regierungstätigkeit, seiner Ermordung und dem beginnenden Prinzipat des Augustus umfasst. Entsprechend seinen beiden Hauptfiguren zerfällt das Drama in zwei Teile. Die ersten drei Aufzüge dominiert Julius Caesar, die Akte IV und V dagegen Octavian. Die Germanenszene beschließt den ersten Akt und ist eingebettet in Szenen, die Julius Caesar mit seinen Ratgebern Cicero und Marcus Antonius schildern. Der Imperator präsentiert stolz seine militärischen Erfolge gegen innere Gegner wie Pompeius – das bekannte „veni, vidi, vici" durfte auch damals nicht fehlen – und äußere Feinde.[6] Dabei zählt er die von ihm unterworfenen Völker auf und fragt Cicero und Antonius nach den entsprechenden Büchern des *Bellum Gallicum*:

> Caesar: Bigerriones, Praetiani, Vocates,
> Ausci, Garites, Cocosates, Sibuzates,
> Et incolae totius Aquitaniae,
> Vulneribus acti terga verterunt sua.
> Cicero: Haec et secundus explicant et tertius [liber].

> [Brülow, *Caesar*, 1616 (wie Anm. 1), S. 7:] Caesar: Bigerrioner, Praetianer, Vocaten, Auscer, Gariter, Cocosaten, Sibuzaten und die Einwohner ganz Aquitaniens sind, mit Wunden geschlagen, geflohen. – Cicero: Dies stellen die Bücher zwei und drei dar.

---

[3]1886, S. 315. Ähnlich wird Brülow bewertet von Wolfgang Stammler: *Von der Mystik zum Barock. 1400–1600*. Stuttgart 1927, S. 441. – Einleitend zu Brülow vgl. Wilhelm Kühlmann: Brülow, Caspar. In: *Killy Literaturlexikon*. 2. vollst. überarb. Aufl. Hrsg. von Wilhelm Kühlmann. Bd. 2. Berlin 2008, S. 226–228, und Michael Hanstein: Brülow, Caspar. In: *Frühe Neuzeit in Deutschland 1520–1620. Literaturwissenschaftliches Verfasserlexikon*. Hrsg. von Wilhelm Kühlmann [u. a.]. Bd. 1. Berlin 2011, Sp. 354–364, sowie die erste umfassende Monographie Michael Hanstein: *Caspar Brülow (1585–1627) und das Straßburger Akademietheater. Lutherische Konfessionalisierung und zeitgenössische Dramatik im akademischen und reichsstädtischen Umfeld*. Berlin 2013 (Frühe Neuzeit 185). Ausführliche linear-narrative Inhaltsangaben des *Julius Caesar* bieten Julius Janke (Ueber den gekrönten Strassburger Dichter Caspar Brülow aus Pyritz. In: *Programm des Gymnasiums der Stadt Pyritz* 21 [1879–1880]. Pyritz 1880, S. 3–20, hier S. 11–20) und mit vereinzelten Bemerkungen zu einigen Quellen Friedrich Gundolf bzw. Gundelfinger: *Caesar in der deutschen Literatur*. Berlin 1904 (Palästra 33), hier S. 51–56. Siehe daneben die Ausführungen von Skopnik, *Schultheater* (wie Anm. 2), S. 142–146.

6 Brülow, *Caesar*, 1616 (wie Anm. 1), I, 2.

Nach zwei kurzen Auftritten, in denen zuerst die Verlierer von Pharsalos und zukünftigen Verschwörer um Brutus und Cassius die „venia Caesaris“ erbitten und Cicero diese Milde als hohe Tugend der Obrigkeit preist, betreten schließlich die Germanen die Bretter der Akademiebühne.[7] Für diese Szene verlässt der Autor die überlieferte Ereignisfolge von Caesars letzten Tagen und knüpft an Tacitus’ *Germania* und das bereits erwähnte *Bellum Gallicum* des Imperators an. Beide Werke waren an der Straßburger Akademie insbesondere aus den Vorlesungen des Historikers Matthias Bernegger (1582–1640) bekannt[8] und bildeten für Brülow Ausgangspunkte der inhaltlichen *inventio* im Rahmen des Caesar-Stoffes sowie zur Gestaltung inszenatorischer Effekte. So bemühte sich der Autor des *Julius Caesar* um prächtige Kostüme und übernimmt u. a. aus der *Germania* des Tacitus Angaben zur Kleidung der Germanen, deren abschreckende Funktion zur psychologischen Kriegsführung mehrere zeitgenössische Disputationen an der Straßburger Akademie betrachteten.[9] Die weder in den Straßburger Disputationen noch bei Tacitus erwähnten Tierköpfe erklären sich hingegen aus

7 Brülow, *Caesar*, 1616 (wie Anm. 1), I, 3–5.

8 Zur Germania-Rezeption in Straßburg vgl. Ulrich Muhlack: Die Germania im deutschen Nationalbewußtsein vor dem 19. Jahrhundert. In: *Beiträge zum Verständnis der Germania des Tacitus*. Tl. 1. Hrsg. von Herbert Jankuhn und Dieter Timpe. Göttingen 1989 (Abhandlungen der Akademie der Wissenschaften in Göttingen. Philologisch-historische Klasse III. 175), S. 128–154, hier S. 151, und Else-Lilly Etter: *Tacitus in der Geistesgeschichte des 16. und 17. Jahrhunderts*. Basel 1966 (Basler Beiträge zur Geschichtswissenschaft 103), S. 153–160; Berneggers *Germania*-Vorlesungen (ab 1614), in denen er Caesars Kommentarien als Paralleltext genutzt hat (vgl. die Disputationensammlung: *Ex C. Taciti Germania et Agricola Quaestiones Miscellaneae*. Hrsg. von Matthias Bernegger. Straßburg 1640, fol. [A 5^{v}]), werden u. a. von Anton Schindling: *Humanistische Hochschule und freie Reichsstadt: Gymnasium und Akademie in Straßburg. 1538–1621*. Wiesbaden 1977 (Veröffentlichungen des Instituts für Europäische Geschichte Mainz 77), S. 284–285, aufgearbeitet.

9 Vgl. zur Kleidung der Germanen Brülow, *Caesar*, 1616 (wie Anm. 1), S. 20–21, bzw. Tac. *Germ.* 6 (Bewaffnung) und 17 (Tierfelle); zur wissenschaftlichen Rezeption an der Straßburger Akademie siehe die Disputation „An aspectu debellari possit hostis?“ (Bernegger, *Quaestiones* [wie Anm. 8], fol. Hh 2–Hh 4) über die psychologische Kriegsführung der Germanen sowie zu Tac. *Germ*. 17, 3 die Abhandlung „Gerunt ferarum pelles“ (Bernegger, *Quaestiones* [wie Anm. 8], fol. Q 8–R 1). Zur Bekleidung mit Fischhäuten vgl. den Tacitus-Kommentar von Justus Lipsius zu Tac. *Germ*. 17 anhand eines Zitates von Iustinus über die Skythen: „Lanae iis usus ac vestium ignotus: pellibus tantum ferinis aut marinis vestiuntur“ (C. Cornelius Tacitus, C. Velleius Paterculus: *Scripta quae exstant*. Hrsg. von Justus Lipsius. Paris 1608, S. 130).

dem zeitgenössischen Schrifttum zu den Germanen, vorrangig den *Germaniae antiquae libri tres* (Leiden 1616) des Philipp Clüver (1580–1622).[10] Clüver hatte sich nach seinem Studium bei Joseph Justus Scaliger und Jahren der Reise 1615 in Leiden niedergelassen. Mit seiner *Germania antiqua*, die aus antiken Geographen und Historikern schöpft, gilt er als Begründer der historischen Geographie. Eröffnet von einer Neuedition der *Germania* des Tacitus, ist sein Werk mit zahlreichen Karten und Radierungen des Den Haager Simon Frisius versehen.[11] Diese illustrieren gerade im ersten Buch Clüvers ethnologische Bemerkungen zu den Germanen, bei denen Kleidung und Kriegsmontur nicht fehlen.[12] Basierend auf einer Äußerung Plutarchs über die Kimbern bzw. von Silius Italicus (III, 388–389) über die spanischen Vettonen, schließt er auf Tierhäupter als Helme der Germanen – waren sie doch im Gegensatz zu den Galliern der Metallurgie nicht mächtig.[13] Was Frisius eindrucksvoll in seinen Illustrationen darstellt, schildert Brülow mit gelehrten Anspielungen auf die *Aeneis*, in der Vergil im Katalog der Latiner den Herkules-Sohn Aventinus samt dessen Kleidung aus Löwenfell und -kopf beschreibt.[14]

10 Philipp Clüver: *Germaniae antiquae libri tres*. Leiden 1616.

11 Zu grundlegenden bibliographischen Darstellungen zu Clüver vgl. Peter Fuchs: Clüver, Philipp. In: *Neue deutsche Biographie*. Hrsg. von der Historischen Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften. Bd. 3. Berlin 1957, S. 295 sowie Conrad Bursian: s. v. In: *Allgemeine Deutsche Biographie*. Hrsg. von der Königlichen Akademie der Wissenschaften. Bd. 4. Leipzig 1876, S. 353–354. Sekundärliteratur ist kaum vorhanden; immer noch maßgeblich J. Partsch: *Philipp Clüver. Der Begründer der historischen Länderkunde. Ein Beitrag zur Geschichte der geographischen Wissenschaft*. Breslau 1891 (Geographische Abhandlungen 5); neuerdings Michael Stausberg: *Faszination Zarathushtra. Zoroaster und die europäische Religionsgeschichte der frühen Neuzeit*. 2 Bde. Berlin 1998 (Religionsgeschichtliche Versuche und Vorarbeiten 42.1 und 4.2), Bd. 1, S. 476–478, und Torsten Kaufmann: *Germanen-Bilder. Grundzüge einer visuellen Germanenrezeption im 17. und 18. Jahrhundert*. Diss. Oldenburg 1993.

12 Vgl. Clüver, *Germania* (wie Anm. 10), Buch I, S. 143–149 (Kleidung allgemein), sowie S. 360–365 (Kriegsbekleidung).

13 Vgl. Clüver, *Germania* (wie Anm. 10), Buch I, S. 338–340.

14 Vgl. Clüver, *Germania* (wie Anm. 10), Buch I, S. 360 (Radierungen), sowie Brülow, *Caesar*, 1616 (wie Anm. 1), S. 20, und Vergil, *Aeneis,* VII, 666–669.



Abb.: Germanen in Kampfmontur. Darstellung aus Philipp Clüver: *Germaniae antiquae libri tres*. Leiden 1616, Buch I, S. 360.

In seiner prachtvollen Umsetzung stellt Brülows *Julius Caesar* einen typischen Vertreter des Straßburger Akademietheaters der Spät- und Blütephase dar. Dabei hatte der Straßburger Rektor Johann Sturm bei der Gründung des Gymnasiums 1538 noch keine Theateraufführungen vorgesehen und sie erst 1565, um die Deklamation lateinischer Rede zu

üben, vor einem schulinternen Publikum erlaubt. Seit den späten 1570er Jahren fanden diese zuvor vergleichsweise spartanischen Inszenierungen auch zur Johannismesse, d. h. binnen zwei Wochen nach dem 24. Juni (St. Johannes), statt und richteten sich nun gleichermaßen an Besucher und Bewohner Straßburgs. Das herausragende Beispiel für die kulturellen Errungenschaften der Freien Reichsstadt und die Demonstration ihres ökonomischen Geltungsanspruchs unterstützten einander.

Dieser Transfer in einen außerschulischen Kontext ging nach Sturms Ausscheiden 1581 mit großen inszenatorischen, stofflichen und funktionalen Veränderungen einher. Das Straßburger Akademietheater verfolgte nun neben rhetorischen Lernzielen auch kontroverstheologische Absichten. Auf der Bühne wurde die lutherisch-orthodoxe Konfession der Reichsstadt gegen katholische oder reformierte Positionen verteidigt.[15] In ihrem neuen Kontext mussten die Aufführungen zudem einem breiteren Zuschauerspektrum mit heterogenen Lateinkenntnissen angepasst werden. Um das Verständnis des Publikums zu sichern, ließ man deutsche Inhaltsangaben und Dramenübersetzungen anfertigen und entwickelte einen kostüm-, personal- und effektreichen Inszenierungsstil, der mit dem des Jesuitentheaters vergleichbar war und bald in der Requisite des Straßburger Akademietheaters seine Spuren hinterließ; wurden doch eigens für den *Julius Caesar* 25 Tierkopf-Attrappen angeschafft.[16] Die hieraus resultierenden hohen Ausgaben führten zusammen mit religiösen Gründen – so versuchte man den beginnenden Dreißigjährigen Krieg als von Gott verhängte Strafe durch Gebete abzuwenden – zum Ende des Akademietheaters, das unter Brülows Leitung sein anberaumtes Budget regelmäßig um das Doppelte überzog.[17]

---

15 Vgl. Jean-Marie Valentin: Templum (et Musarum quoque?) repurgandum. Orthodoxie et théâtre à Strasbourg (1581–1610). In: *Études Germaniques* 50 (1995), S. 557–594.

16 Vgl. die Auflistung von Tierköpfen im Straßburger Theater-Fundus (Straßburg, Archives municipales, 1 AST 330, Consignatio habitus theatralis Acad. Argentoratensis [1626], Rubrik „Alia ad theatralem habitum pertinentia“), bzw. Skopnik, *Schultheater* (wie Anm. 2), S. 145. Auch in Frischlins *Helvetiogermani* treten Germanen auf, allen voran Ariovist. Im Gegensatz zu Brülows *Caesar*, wo sie lediglich in einer Episode erscheinen, stehen sie bei Frischlin im Zentrum des Dramas. Auf ihre Kleidung gibt es aber keine vergleichbaren Hinweise.

17 Vgl. Jundt, *Aufführungen* (wie Anm. 1), S. 37–39, sowie Michael Hanstein: Caspar Brülows „Jona“ (1627). Ein städtisches Oratorium zur Straßburger Krisenzeit. In: *Der problematische Prophet. Die biblische Jona-Figur in Exegese, Theologie, Literatur und Bildender Kunst*. Hrsg. von Johann Anselm Steiger und Wil-

Obwohl die obigen Zeilen die längste zusammenhängende Rede der Germanen darstellen, gehen weder Caesar noch Cicero näher auf sie ein; statt der Auseinandersetzung mit dem Inhalt scheint ihre akustische Wirkung im Vordergrund zu stehen. Erst bei den kürzeren Äußerungen der Fremden im weiteren Verlauf des Auftrittes wird deutlich, dass Brülow die Germanenszene zu einer dialogisierten Ethnographie ausbaut. Dabei nutzt er wie Tacitus die Gewohnheiten der Vorfahren als Sittenspiegel. Vor allem die Ehe wird näher betrachtet,[18] wenn der Imperator lobt, dass sich bei den Germanen potentielle Ehepartner in möglichst vielen Aspekten gleichen sollen. Brülow verwendet den *Julius Caesar* somit zur Vermittlung der zeitgenössischen lutherischen Soziallehre[19] und stellt dabei auch die öffentliche Ächtung und Todesstrafe für Ehebrecher den unzüchtigen Zuständen Roms und Straßburgs gegenüber:[20]

> [Cicero:] Sed quid ea mulier vapulat [?] – Caesar: Ni fallor, haec
> Adultera est, mi Cicero, tecto expellitur.
> C[avarilla:] O Alrun' Alrun' helpio! – Ambiorix: Helrun thie quade!
> Ant quere mann so halgen truvv standt sußimy!
> G[ermani:] Schlavette, schlavette! pu! pu thuro thuro!
> Caesar: Hac puniunt mi Cicero poena, quas toro
> Laeso nefandos petere concubitus juvat.
> Coram suis maritus accidit pilos,
> Dein per omnia verbere et virgis lupam
> Compita agit, usque dum anima polluta evolat.

> [Brülow, *Caesar*, 1616 (wie Anm. 1), S. 16–17:] Cicero: Aber wofür bekommt diese Frau Prügel? – Caesar: Wenn ich mich nicht irre, ist sie eine Ehebrecherin, mein Cicero, [und] wird aus ihrem Haus verstoßen. – Cavarilla: O Alrun' Alrun' helpio! – Ambiorix: Helrun thie quade! Ant quere mann so halgen truvv standt sußimy! – Germanen: Schlavette, schlavette! pu! pu thuro thuro! – Caesar: Damit bestrafen sie, [die Germanen,] mein Cicero, die Frauen, denen es gefällt, ihre Ehe zu verletzen, indem sie verbotene, [d. h. außereheliche] Rendezvous suchen. In Gegenwart der Angehörigen schert ihr der Ehemann das Haar [und] treibt die Hure danach unter Prügeln und Peitschenhieben durch alle Straßen, bis ihre besudelte Seele davonfliegt.

---

helm Kühlmann. Berlin 2011 (Arbeiten zur Kirchengeschichte 118), S. 245–271.

18 Vgl. Stephan Schmal: *Tacitus*. Hildesheim ^{2}2009, S. 39–40.

19 Brülow, *Caesar*, 1616 (wie Anm. 1), S. 17; Tacitus, *Germ*., 20, sowie die breit rezipierte Dogmatik des Johann Gerhard (1582–1637), eines der wirkungsmächtigsten lutherisch-orthodoxen Theologen, die *Loci Theologici*. Bd. 7. Jena 1620, S. 590–591.

20 Brülow, *Caesar*, 1616 (wie Anm. 1), S. 16–17, und Tacitus, *Germ.,* 19.

Ihre Sympathie für die harte Züchtigung erklärt, warum Caesar und Cicero nicht auf den Hilferuf („helpio") der Germanin Cavarilla reagieren. Als diese von ihrem Landsmann Ambiorix zurückgewiesen wird, der wiederum die gesamte Schar („quere mann") zum Vollzug der Prügelstrafe auffordert, kommentiert der römische Imperator ausführlich den ethnologischen Hintergrund.

Von den übrigen Sitten der Germanen werden ihre Gastfreundschaft sowie ihre einfache Lebensweise fern jeglichen Tafelluxus hervorgehoben, die potentieller Depravation entgegenwirkten.[21] Brülow folgt dabei einem positiven Germanenbild, dessen Quellen in der frühhumanistischen Rezeption von Tacitus' *Germania* liegen.[22] Basierend auf Tac. *Germ.* 22–23 erscheint hier auch die Trunksucht als deutsches Nationallaster.[23] Ausführlich verteidigt nun Caesar die Trinksitten der Germanen gegen Ciceros Vorwürfe.[24] Dabei schöpft Brülow aus dem Reservoir zeitgenössisch gängiger Argumentationsstrategien, indem er auf ähnliche Trinksitten bei Griechen, Thrakern und Italienern verweist.[25]

Eine andere Erklärung für die sprachliche Passivität des Imperators

---

21 Vgl. zur Gastfreundschaft der Germanen Brülow, *Caesar*, 1616 (wie Anm. 1), S. 17–18, bzw. Tacitus, *Germania,* 21; zu ihrer Ernährung siehe Brülow, *Caesar*, 1616 (wie Anm. 1), S. 19, bzw. Tacitus, *Germania*, 23.

22 Zur Rezeption der *Germania* des Tacitus in Deutschland siehe die Beiträge von Christopher B. Krebs (*Negotiatio Germaniae. Tacitus' Germania und Enea Silvio Piccolomini, Giannantonio Campano, Conrad Celtis und Heinrich Bebel*. Göttingen 2005) sowie Dieter Mertens (Die Instrumentalisierung der „Germania" des Tacitus durch die deutschen Humanisten. In: *Zur Geschichte der Gleichung „germanisch – deutsch". Sprache und Namen, Geschichte und Institutionen.* Hrsg. von Heinrich Beck [u. a.] Berlin 2004, S. 37–101), jeweils mit ausführlichem Forschungsüberblick. Mit Ausnahme von Mertens (S. 95–96) knapper Darstellung der *Germania*-Rezeption um 1600 beschränkt sich die Forschung oft auf den Frühhumanismus (so etwa Ludwig Krapf: *Germanenmythus und Reichsideologie. Frühhumanistische Rezeptionsweise der taciteischen „Germania"*. Tübingen 1979).

23 Krebs, *Negotiatio* (wie Anm. 22), S. 211 und 216 zur germanischen Trunkenheit in den Schriften des Conrad Celtis. Zur „ivrognerie des Germains" siehe Jacques Ridé: *L'image du Germain dans la pensée et la littérature allemandes de la redécouverte de Tacite a la fin du XVième siècle*. Bd. 2. Paris 1977, S. 1188–1191.

24 Brülow, *Caesar*, 1616 (wie Anm. 1), S. 18: „Nonne bibuli prae caeteris sunt Teutones?"

25 Brülow, *Caesar*, 1616 (wie Anm. 1), S. 18–19, sowie den breit rezipierten Tacitus-Kommentar von Lipsius (Tacitus, Paterculus, *Scripta* [wie Anm. 9], S. 134) oder die Ausführungen bei Clüver, *Germania* (wie Anm. 10), Buch I, S. 149–159, sowie S. 175–178 zur „ebrietas".

legt der letzte Versuch einer Verständigung zwischen Römern und Germanen nahe. Caesar fordert die Besucher auf Latein zu Kampfspielen auf, diese antworten nun auf Französisch:

> [Caesar:] Specimina quaedam praelij vestri date.
> A[mbiorix:] Parl' Allemann o Caesar, hedt bacht serßino.
> C[aesar:] Hercinia decies silva nivibus canuit,
> Et flava decies falce decubuit Ceres,
> Ut bella gessi in Gallia, et conterminis
> Regionibus terrisque, sed linguas eas
> Addiscere haud potui, omnis incassum labor.
> Thie gserre Theutzison. – Ambiorix. Gvverre qhem Barit!

> [Brülow, *Caesar*, 1616, wie Anm. 1, S. 19–20:] Caesar: Gebt [uns] eine Probe eurer Kampfeskunst. – Ambiorix: Parl' Allemann o Caesar, hedt bacht serßino. – Caesar: Zehnmal war der Schwarzwald weiß vor Schnee und zehnmal fiel die gelbe Ähre, so oft habe ich in Gallien und den angrenzenden Gebieten und Landstrichen Kriege geführt; aber diese Sprachen konnte ich mir nicht aneignen, eine ganz und gar vergebliche Mühe. Thie gserre Theutzison. – Ambiorix: Gvverre quem Barit!

Caesar gibt zu, trotz seiner wiederholten Eroberungszüge in Gallien die Sprache der dort Unterworfenen kaum zu beherrschen. Brülow übt also im Namen des römischen Imperators Kritik an der auch sprachlichen Orientierung „a-la-mode" seiner Zeitgenossen, wie sie bei Moscherosch noch viel deutlicher ausfallen wird. Schließlich antwortet Caesar mit einem kurzen Satz, allerdings auf Germanisch, das er stattdessen beherrscht: „Thie gserre Theutzison." Ambiorix befiehlt den Germanen darauf, Kampfspiele auf der Bühne aufzuführen. Diese entsprechen dem Befehl und stimmen, unterstützt von Hörnern und Trommeln, ihren Schlachtgesang an, so dass Brülow die sprachliche Mimesis durch Elemente aus dem Leben der Germanen performativ erweitert.[26]

Untersucht man die von Brülow benutzten Prätexte des *Julius Caesar* nach Parallelen für die germanischen Verse, so wird man meist enttäuscht. Bei fast keinem der von dem Pommern verwendeten Verfassern – d. h. weder bei antiken Autoren wie Sueton, Plutarch oder Seneca noch Dichtern der Frühen Neuzeit wie Hugo Grotius oder sogar

26 Vgl. Brülow, *Caesar*, 1616 (wie Anm. 1), S. 20: „Caesar: ululatum hunc ferum | Lingua sua vocare Blarritum solent, | Quo carmine atque flebili armorum sono, | Pertriste cupidi Martis accendunt opus, | Animos suorum territantes hostium. | Conflate vos et buccina et litui sono, | Canora celeri tympana quatite verbere"; sowie Tac. *Germ*. 3 (Schlachtgesang) bzw. 24 (Kampfspiele).

Urhebern von Caesar-Dramen wie Marc Antoine Muret und Michael Virdung – finden sich Vorbilder für die Germanenszene.[27] Auch wenn man die Suche auf das volkssprachliche Schuldrama ausweitet, trifft man lediglich einzelne Passagen im Dialekt oder in unverständlichem Kauderwelsch.[28]

Die einzige Ausnahme bildet der *Julius Redivivus* (aufgeführt 1585) von Nicodemus Frischlin (1547–1590), obwohl auch hier „nur" der Franzose Allobrox und ein Italiener als Vertreter zeitgenössischer Fremdsprachen auftreten.[29] Allerdings kommt ein Gespräch zwischen Caesar und Allobrox zustande, da der Franzose bisweilen Latein spricht und der Imperator die Verwandtschaft des Französischen mit dem Latein erkennt. Wenn Caesar auch bei Frischlin gesteht, trotz seines langjährigen Aufenthaltes die früheren Sprachen Galliens nicht gelernt zu haben, wird deutlich, dass sich Brülow für die analoge Stelle eines Zitats bedient.[30] Während aber Frischlin das aus lateinischen und keltischen Elementen gemischte Französisch nur intertextuell durch das despektierliche Persius-Zitat als „sartago loquendi" („Sprachenallerlei")

27 Zur zeitgenössischen Caesar-Dramatik vgl. Eric M. Moormann und Wilfried Uitterhoeve: *Lexikon der antiken Gestalten. Mit ihrem Fortleben in Kunst, Dichtung und Musik*. Stuttgart [2]2010, S. 155–166, und Karl Christ: *Caesar. Annäherungen an einen Diktator*. München 1994, S. 99–105 und 116–120. Vor allem zum literarischen Caesar-Bild Joachim Leeker: *Die Darstellung Cäsars in den romanischen Literaturen des Mittelalters*. Frankfurt a. M. 1986 (Analecta Romanica 50), S. 43–60, und Elisabeth Frenzel: *Stoffe der Weltliteratur*. Stuttgart [10]2005, S. 141–142.

28 Vgl. Alfred Lowack: *Die Mundarten im hochdeutschen Drama bis gegen das Ende des 18. Jahrhunderts*. Leipzig 1905, S. 9–10.

29 In der zeitgenössischen volkssprachigen Übersetzung von Nicodemus Frischlins *Julius Redivivus* durch seinen Bruder Jacob Frischlin (1557–1621) radebrechen die Ausländer auf Deutsch (Jakob Frischlin: *Iulius Caesar et M. T. C. redivivi* [...] *durch Iacobum Frischlinum auß der lateinischen Comoedia in die Teutsche transferiert*. Speyer 1585. [Neudruck hrsg. von Richard E. Schade. Stuttgart 1983]). Dabei ersetzt der Franzose häufig die deutschen Endsilben durch <-a>, was wohl eine Nasalierung andeutet.

30 Vgl. Nicodemus Frischlin: *Sämtliche Werke*. III/1. *Priscianus Vapulans, Iulius Redivivus*. Hrsg. und übers. von Christoph Jungck und Lothar Mundt. Stuttgart 2003, S. 488: „Equidem decem annis totis, quibus ego bellum gessi in Gallia, | Linguam illam addiscere non potui". Bzw. Brülow, *Caesar*, 1616 (wie Anm. 1), S. 19–20. Daneben übernimmt Brülow Zitate von Frischlin, wenn Cicero aus Angst vor den Germanen fliehen möchte (S. 15–20). Im *Julius Redivivus* nehmen allerdings Cicero und Caesar vor einem italienischen Kaminfeger Reißaus (III, 3).

bezeichnet, wird die Abwertung der Sprache Frankreichs durch ihre Verwendung in Brülows *Julius Caesar* deutlicher.[31]

Auch im *Julius Redivivus* konnte Brülow somit keine Vorlage für die Germanen-Verse finden. Sprachrealismus in älteren fremden Idiomen war dem humanistisch gebildeten Publikum bestenfalls aus Plautus' *Poenulus* bekannt, dessen punische Verse zur Wende des 17. Jahrhunderts bereits Joseph Justus Scaliger (1540–1609) und Johann Philipp Pareus (1576–1648) korrekt identifiziert hatten.[32] Aber bei Plautus und im deutschen Schuldrama sprachen die Bühnenfiguren auch in der Fiktion in zeitgenössischen Idiomen bzw. Dialekten und nicht in einer früheren Sprachstufe. Erst dreißig Jahre nach Aufführung des *Julius Caesar* findet sich eine Parallele im Werk des Jesuiten Jacob Balde (1604–1668). Er hatte aus Anlass des zwischen Bayern und Frankreich geschlossenen Friedens von Ulm 1647 die *Poesis Osca sive Drama georgicum* verfasst, in der sich Bauern in einem vorklassischen, von Balde aus antiken Grammatikern und anderen Überlieferungen rekonstruierten und archaisierten Latein unterhalten.[33]

Mehr als siebzig Jahre nach Aufführung des *Julius Caesar* betritt im Breslauer Elisabeth-Gymnasium Otfrid von Weißenburg, der Autor des *Evangelienbuchs*, eines althochdeutschen Bibelepos, als Dramen-

---

31 Vgl. „sartago loquendi" (Frischlin, *Iulius Redivivus* [wie Anm. 30], S. 488–489) bzw. Persius, *Sat.*, 1, 80.

32 Vgl. Joseph Scaliger: *Opus de Emendatione Temporum*. Leiden ²1629, im Appendix S. 30–32, bzw. *M. Accii Plauti Comoediae XX Superstites*. Hrsg. von Johann Philipp Pareus. Frankfurt 1610, S. 619, bzw. verbessert Speyer ²1619, S. 658. Eine kommentierte Edition der Paratexte von Pareus' Plautus-Ausgabe einschließlich Vita und ausführlicher Bibliographie nun in: *Die deutschen Humanisten. Dokumente zur Überlieferung der antiken und mittelalterlichen Literatur in der frühen Neuzeit*. Hrsg. von Wilhelm Kühlmann, Volker Hartmann [u. a.]. Bd. I/2. Turnhout 2009, S. 626–667. Ausführlich zu den punischen Versen im *Poenulus* Stefan Faller: Punisches im Poenulus. In: *Studien zu Plautus' Poenulus*. Hrsg. von Thomas Baier. Tübingen 2004 (ScriptOralia 127), S. 163–202.

33 Jacob Balde SJ: *Poemata*. Tl. 2. Köln 1660, S. 207–311, bzw. Jacob Balde SJ: *Opera Poetica Omnia*. [Neudruck der Ausg. München 1729. Hrsg. und eingel. von Wilhelm Kühlmann und Hermann Wiegand. Bd. 6. Frankfurt a. M. 1990 (Texte der frühen Neuzeit 1, 6), S. 337–432]. Zur *Poesis Osca* bereits Georg Westermayer: *Jacobus Balde. Sein Leben und seine Werke*. München 1868, S. 163–173, sowie S. 317–319 (deutsche Übersetzung der „oskischen" Marien-Hymne). Zu den oskischen Versen Baldes siehe Wilfried Stroh: Plan und Zufall in Jacob Baldes dichterischem Lebenswerk. In: *Jacob Balde im kulturellen Kontext seiner Epoche*. Hrsg. von Thorsten Burkard [u. a.] Regensburg 2006 (Jesuitica 9), S. 198–244, hier S. 228–230, mit weiterer Literatur.

figur die Bühne. Er trägt 1690 im ersten deutschen Schulactus des damaligen Rektors Christian Gryphius (1649–1706), *Der Deutschen Sprache unterschiedene Alter und Wachstum*, auf Bitte Karls des Großen und Ludwigs des Frommen eine Probe seiner Arbeit vor, wofür Gryphius die Verse 1–7 aus Otfrids Widmung an Ludwig zitiert.[34]

Formal ähnliche, aber deutlich kürzere Parallelen zu Brülows germanischen Passagen fanden sich auf einem Triumphbogen, den man in Gent 1549 zu Ehren Kaiser Karls des V. und seines Sohnes, Philipp II. von Spanien, aufgestellt hatte. Hier hat der Philologe Johannes Otho/Jean Oste (ca. 1520–1581) mehrere kurze ahd. Inschriften zum Preis des spanischen Regenten aus Otfrid zitiert bzw. in Anlehnung an ihn und die Evangelienharmonie des Tatian nachgeahmt, um die Regenten durch die, wie man damals annahm, Sprache ihres Ahnherren Karls des Großen standesgemäß zu empfangen.[35] Dieser Triumphbogen diente als Vorbild für ein ähnliches Bauwerk, das ebenfalls zur Mitte des 16. Jahrhunderts in Nürnberg zum Einzug Kaiser Karls V. errichtet worden sein soll, wobei man die ahd. Inschriften übernommen habe.[36]

In der *Geschichtklitterung* (Straßburg ^{3}1590) verwendet der Straßburger Johann Fischart (1546– ca. 1590) in einer längeren Passage ähnliche Archaismen wie Brülow.[37] Sie gehen auf Fischarts Prätext zurück,

---

34 Christian Gryphius: *Der Deutschen Sprache unterschiedene Alter und Wachstum*. Faksimiledruck der Ausg. von 1708. Hrsg. und eingel. von Dietrich Eggers und James N. Hardin. Bern 1985 (Nachdrucke deutscher Literatur des 17. Jahrhunderts 18), S. 68. Hierzu auch Norbert Kössinger: *Otfrids Evangelienbuch in der frühen Neuzeit. Studien zu den Anfängen der deutschen Philologie*. Tübingen 2009 (Frühe Neuzeit 135), S. 210–211.

35 Vgl. Markus Stock: Diachronic Topography. The Old High German Inscriptions for the Entry of Prince Philipp II of Spain into Ghent [1549]. In: *Topographies of the Early Modern City*. Hrsg. von Arthur B. Groos [u. a.] Göttingen 2008 (Transatlantische Studien zu Mittelalter und Früher Neuzeit 3), S. 139–160, hier S. 151–152.

36 Ernst Hellgardt: Die Rezeption Otfrids von Weißenburg von Johannes Trithemius bis zur neunten Centurie (1494–1565). In: *Catalogus und Centurien. Interdisziplinäre Studien zu Matthias Flacius und den Magdeburger Centurien*. Hrsg. von Arno Mentzel-Reuters und Martina Hartmann. Tübingen 2008 (Spätmittelalter, Humanismus, Reformation 45), S. 65–76.

37 Johann Fischart: *Geschichtklitterung (Gargantua)*. Hrsg. von Ute Nyssen. Düsseldorf 1963, Bd. 1 (Text), S. 44–52, sowie Bd. 2 (Glossar), S. 43–46. Hierzu bereits Wilhelm Wackernagel (*Johann Fischart von Strassburg und Basels Antheil an ihm.* Basel 1870, S. 45) sowie Adolf Hauffen: *Johann Fischart. Ein Literaturbild aus der Zeit der Gegenreformation*. Bd. 1. Berlin 1921 (Schriften des wissenschaftlichen Instituts der Elsaß-Lothringer im Reich 1), S. 212–214, mit Hinwei-

stellt die *Geschichtklitterung* doch eine stark erweiterte und fortgeschriebene Übersetzung von Rabelais' *Gargantua* (1534) dar, die an der entsprechenden Stelle einen schwerverständlichen Text in altertümlichem Französisch bietet. In der Fiktion stammen diese Verse aus einem Rätselgedicht, das sich im Grab eines Vorfahren des Titelhelden befand. Diese Überlieferungslage macht sich Fischart zunutze, um Topoi humanistischer Textkonstitution zu ironisieren, wonach das fiktionale Original aufgrund von Mäusefraß nur fragmentarisch erhalten sei. Das Gedicht handelt in 24 Strophen variabler Länge u. a. von Garganatuas Vorfahren und umfasst, was seine sprachliche Verschlüsselung zumindest teilweise erklärt, antikatholische Polemik. Im Vergleich zu Brülow archaisiert Fischarts sprachliche Mimesis den Vokalismus und Konsonantismus jedoch moderat, indem etwa die Mediae <d, g> durch <t, k> und in den Nebensilben <e> durch <a> ersetzt werden.

Eine weitere Parallele findet sich in den *Warhafftige*[n] *Gesichte*[n] *Philanders von Sittewalt* des Willstätter Satirikers und Brülow-Schülers Johann Michael Moscherosch (1601–1669).[38] Auf Burg Geroldseck trifft der Titelheld im zweiten Teil der *Gesichte* ([1]1643) auf sieben deutsche Helden bzw. Könige der „germanisch-deutsche[n] Ur- und Urwelt".[39] Die Beschreibung ihrer Kleidung – Moscherosch orientierte sich wie Brülow u. a. an Tacitus – zeigt große Ähnlichkeiten mit dem Caesar-Drama des Jahres 1616:[40]

sen zu Inhalt, Lautung und Quellen; außerdem Dieter Seitz: *Johann Fischarts Geschichtklitterung. Untersuchungen zur Prosastruktur und zum grobianischen Motivkomplex*. Frankfurt a. M. 1974 (These N. F. 6), S. 57–59.

38 Zu Moscherosch vgl. die biobibliographische Kurzdarstellung von Walter E. Schäfer: Moscherosch, Johann Michael. In: *Literaturlexikon* (wie Anm. 5), Bd. 8. Berlin 2010, S. 343–346. Für weiterführende Angaben siehe auch Walter E. Schäfer: Johann Michael Moscherosch in der Diskussion. Ein Forschungsbericht. In: *Morgen-Glantz* 14 (2004), S. 355–374. Zitate aus den *Gesichten* folgen dem Nachdruck der von Moscherosch autorisierten Ausgabe 1650 – Johann Michael Moscherosch: *Gesichte Philanders von Sittewald*. Hrsg. von Felix Bobertag. Berlin [o. J.] (Deutsche National-Litteratur 32).

39 Curt von Faber du Faur: Johann Michael Moscherosch, der Geängstigte. In: *Euphorion* 51 (1957), S. 233–249, hier S. 235.

40 Moscherosch, *Gesichte* (wie Anm. 38), S. 137–138. Außerdem stützte sich Moscherosch auf die *Annales ducum Boiariae* (verfasst 1521, Druck: Ingolstadt 1554) bzw. deren deutsche Version *Baierische Chronik* (verfasst zwischen 1522–1533, Druck: Frankfurt a. M. 1566) des bayrischen Historiographen Johannes Aventinus/Turmair (1477–1534).

> Bald wurde ich auß befehl von dem Alten in den obgedachten grossen Sahl geführet, da sahe ich Sieben Manns-personen, recht davon zu reden, Sieben Helden in grosser gravität vnd Stärcke deß Leibs auff eingemaurten Seßlen sitzen, mit langen breiten Bärten, so theils die Haar mitten auff dem Haupt in einen schlupff zusammen gewunden vnd fast grosse Schwerter an der seite hencken hatten; theils lange Wurffspieß in der einen faust, in der andern grosse Pfäffesen oder Schilde, vnd auff dem Leib mit Wolff, Bären vnd Hirschhäutten, daran theils noch die Gewichter oder Gehörn waren, gezieret, welches förchterlichen war anzusehen.

Die Burgherren kritisieren Philander wegen seines undeutschen Verhaltens und seiner Erscheinung, d. h. seiner „wälschen", a-la-mode orientierten Kleidung, seinen Manieren und seiner Redeweise. Gerade gegen letztere richtet sich die erste Äußerung des schwäbischen „Ertzkönigs" Ariovist, mit der er den Besucher auffordert, näher zu treten: „Laß do Walschon Schalmon harvoara chommon".[41] Die Helden repräsentieren dabei eine Zeit und deren Verhaltens- und Wertedispositionen, die von jüngeren Untugenden und Fehlentwicklung frei seien und daher überzeitliche Geltung beanspruchen, letztlich aber von Philander als ahistorische Wunschfiktion in Frage gestellt werden.[42] In diesem Kontext dient auch jener Satz Ariovists zur umfassenden, d. h. auch sprachlichen Charakterisierung der germanischen Helden.

In ähnlichen Fällen, in denen Moscherosch ältere deutsche Sprachstufen zitiert, hat man die Kenntnisse des Autors auf die im *Paraeneticorum veterum pars I.* (Lindau 1604) des Polyhistors und Philologen Melchior Goldast (1578–1635) publizierten Quellen zurückgeführt, die im 17. Jahrhundert breit, u. a. von Martin Opitz und Julius Wilhelm Zincgref, rezipiert wurden.[43]

---

41 Moscherosch, *Gesichte* (wie Anm. 38), S. 129.

42 Zur Interpretation des Alamod-Kehrauß im zweiten Teil von Moscheroschs *Gesichten* vgl. Wilhelm Kühlmann: Kombinatorisches Schreiben – Intertextualität als Konzept frühneuzeitlicher Erfolgsautoren (Rollenhagen, Moscherosch). In: *Intertextualität in der Frühen Neuzeit. Studien zu ihren theoretischen und praktischen Perspektiven*. Hrsg. von Wilhelm Kühlmann und Wolfgang Neuber. Frankfurt a. M. [u. a.] 1994, S. 111–139, sowie Kenneth Graham Knight: *Johann Michael Moscherosch. Satiriker und Moralist des siebzehnten Jahrhunderts*. Aus dem Engl. übers. von Michael Amerstorfer. Stuttgart 2000 (Stuttgarter Arbeiten zur Germanistik 374), S. 96–101.

43 Vgl. Wilhelm Kühlmann: Melchior Goldast. In: *Literaturlexikon* (wie Anm. 5), Bd. 4. Berlin 2009, S. 307–309, und Annie Adams Baade: *Melchior Goldast von Haiminsfeld. Collector, commentator and editor*. Austin 1991, S. 172–174.

Wichtiger für die Erforschung von Brülows Germanisch-Kenntnissen ist jedoch Moscheroschs Interesse an altgermanistischen Arbeiten, das wohl schon während seines Studiums in Straßburg von dem Staatsrechtler Joachim Cluten (1582–1636) und dem bereits genannten Historiker Bernegger geweckt worden war. Beide Professoren unterhielten Kontakte zu dem Heidelberger Juristen Marquard Freher (1565–1614), nach dessen Tod sie in den 1620er Jahren seine unveröffentlichten Studien zu altdeutschen Quellentexten herausgaben.[44] An der Straßburger Akademie herrschte daher auch zur Abfassung des *Julius Caesar* 1616 ein grundsätzliches Interesse an altgermanistischen Fragestellungen, was den Zugang zu einschlägigen zeitgenössischen Publikationen hierüber einschloss.

Hierunter muss sich – die drei germanischen Personennamen im *Julius Caesar* „Liutor, Cundrigi, | Wirthmar“ (Brülow, *Caesar*, 1616 [wie Anm. 1], S. 16) belegen dies – die bereits erwähnte *Germania antiqua (*1616) des Philipp Clüver befunden haben, der im ersten Buch auch auf die Sprache der Germanen zu sprechen kommt.[45] Dabei zitiert Clüver ausführlich aus fast allen europäischen Sprachfamilien und führt sie auf das Keltische als gemeinsame Wurzel zurück.[46] Hier kann Brülow unter anderem das Substantiv „ambacht“ finden, das in der personellen Bedeutung eines Dieners bzw. Gefolgsmannes verwendet wird.[47] Die scheinbar zufällige Mischung von Lexemen unterschiedlicher germanischer Sprach(stuf)en beruht also auf Brülows Auswahl aus Clüvers zahlreichen Wortlisten, die ein üppiges Angebot unterschiedlicher Lexeme bieten.[48]

---

44 Vgl. Walter E. Schäfer: Moscheroschs sprachhistorische Notizen zur alt- und mittelhochdeutschen Literatur. In: *Études Germaniques* 50 (1995), S. 595–612, hier S. 605. Umfassend zu Freher nun Wilhelm Kühlmann: Marquard Freher. In: *Frühe Neuzeit in Deutschland 1520–1620* (wie Anm. 5) [im Druck].

45 Vgl. Clüver, *Germania* (wie Anm. 10), Buch I, S. 57, 59, der Cundrigi und Liutor als ältere Formen von Lothar und Günther sowie Wirthmar als Variante des bei Properz IV, 10, 41 belegten belgischen Fürsten Virdomari.

46 Zu Clüvers sprachwissenschaftlichen Ansichten vgl. Clüver, *Germania* (wie Anm. 10), Buch I, S. 55–75, hierzu Partsch, *Clüver* (wie Anm. 11), S. 26–27, sowie George J. Metcalf: Philipp Cluver and His Lingva Celtica. In: *Deutsche Beiträge zur geistigen Überlieferung* 7 (1972), S. 90–109.

47 Clüver, *Germania* (wie Anm. 10), Buch I, S. 68. Dabei weichen die frühneuzeitlichen Erklärungen kaum von heutigen ab, Vgl. Friedrich Kluge: *Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache*. Bearb. von Elmar Seebold. Berlin ^{25}2011, S. 41.

48 Unter Einschluss der Personennamen Liutor, Cundrigi und Wirthmar konnten et-

In anderen Fällen lassen sich die germanischen Worte des *Julius Caesar* jedoch weder in den frühneuzeitlichen Vokabularen noch bei Clüver nachweisen, so dass Brülow entsprechende germanische Worte selbst bildete. Dabei konnte er sich auf zeitgenössische Vorstellungen über die Lautstruktur der ältesten Sprachstufe des Deutschen stützen, die sich u. a. bei dem Zürcher Humanisten Konrad Gessner (1516–1565) und später bei dem barocken Polyhistor und Dichter Justus Georg Schottelius (1612–1676) finden. Sowohl Gessner als auch Schottelius identifizieren Ähnlichkeiten zwischen der germanischen Ursprache und dem Niederdeutschen, die im Konsonantismus auf einem Sprachstand vor der – nach heutiger Terminologie – „zweiten Lautverschiebung" basieren.[49] Als gebürtiger Pommer war Brülow mit niederdeutschen Dialekten vertraut, was die Reversion einer Tenues-Spiranten-Verschiebung beim Hilferuf „helpio" vereinfacht.[50]

Betrachtet man abgesehen von „helpio" die übrigen, als Verbformen analysierbaren Lexeme (clusio, gebenio), so fällt der Gebrauch voller Vokale („o") in der Endsilbe auf.[51] Dass sich diese im Laufe der Sprachentwicklung, nach heutiger Terminologie seit dem „Althochdeutschen", zu „e" entwickelt hatten, kann man seit Gessner als bekanntes Wissen über ältere deutsche Sprachstufen voraussetzen, dessen Verbreitung Fischart und Moscherosch demonstrieren.[52] Brülow archaisiert demnach die Phonetik der angesprochenen Verse nach dem Kenntnisstand der zeitgenössischen historischen Linguistik.

Inkonsequenzen, wenn etwa neben Formen des bestimmten Artikels mit anlautendem, altertümlichen <th> auch „Die" oder „det" erscheinen, erklären sich durch die Zitierweise des Pommern, der Lexeme unterschiedlicher germanischer Sprachen bzw. Sprachstufen im *Julius*

---

wa die Hälfte der knapp 60 Lexeme bisher in Clüvers *Germania* nachgewiesen werden.

49 Vgl. Justus Georg Schottelius: *Ausführliche Arbeit von der Teutschen Haubtsprache*. Braunschweig 1663, S. 173, und Conrad Gessner: *Mithridates (sive) de differentiis linguarum*. Zürich 1555, fol. [41[v]]: „Et fere quaecunque vetera Germanice scripta apud nos etiam reperiuntur, inferioris Germanicae dialectum prae se ferunt". Beobachtungen zu einzelnen Lautverschiebungen macht auch Melchior Goldast: *Alamannicarum rerum scriptores aliquot vetusti*. Bd. 1. Frankfurt a. M. 1606, S. 206–208.

50 Brülow, *Caesar*, 1616 (wie Anm. 1), S. 16. Einführend zum Niederdeutschen: Dieter Stellmacher: *Niederdeutsche Sprache*. Bern 1990 (Germanistische Lehrbuchsammlung 26).

51 Weitere Beispiele wären „thuro, tho, serßino".

52 Vgl. Gessner, *Mithridates* (wie Anm. 49), fol. [37[v]] bzw. fol. 42.

Caesar mischt. Meist bestimmt die Tendenz zur Archaisierung die Auswahl. Das bei Clüver belegte dän. „det Romerske rige“ wird im *Julius Caesar* zu „det Romersstzke rigkhia“ mit revidierter Endsilbenabschwächung bei „e“ bzw. „ia“ transformiert. Die nur schwer reproduzierbaren Konsonantenverbindungen stellen dagegen eine linguistische Hyperkorrektur dar, die Vorstellungen von früheren deutschen Sprachstufen verballhornt. Diese sprachwissenschaftliche Strategie korrespondiert mit nonverbalen, multimedialen Effekte, die dem Gattungskontext der Straßburger Schulkomödie entsprechen und sich v. a. an das lateinunkundige Publikum richten. Dieses wird gerade dadurch unterhalten, dass die Sprache der Germanen für damalige Zuschauer aber auch für die Dramenfiguren Caesar und Cicero eben nur zum Teil verständlich ist.[53]

Allerdings beabsichtigt der Autor des *Julius Caesar* weder eine vollständige Verständlichkeit der angesprochenen Passagen, noch sind die Äußerungen der Germanen mit der Intention gestaltet, als Exempel sprachlicher *perspicuitas* zu gelten. Im Gegenteil! Einzelne verständliche Lexeme wie „ale mannem“, „Allemannien“ und eben „Romersstzke rigkhia“ zielen als Signalwörter auf die Identifikation des Publikums durch die Demonstration der Herkunft der Figuren aus dem lokal ansässigen germanischen – und nicht etwa französisch-keltischen – Stamm. Der Autor reagiert auf ein regionales Bewusstsein für die elsässische (Früh-)Geschichte. In der Nachfolge Jakob Wimpfelings (1450–1528) vertritt Brülow durch die Germanen-Szene des *Julius Caesar* patriotische Strömungen der Reichsstadt, wonach das Elsass aufgrund einer originär germanischen Besiedlung seit jeher zu Deutschland zählte.[54] Vaterlandsliebe wird sprachlicher Verständlichkeit vorgezogen, indem patriotisch aufgeladene Signalwörter Hinweise zur Perzeption des Vorgetragenen geben. Der idealisierte Germanenmythos dient somit dem Aufbau eines kollektiven Identitätsbewusstseins.[55]

---

53 Vgl. Ciceros Kommentar zu den germanischen Eröffnungsworten: „O Juppiter portenta quae linguae evomunt! | Satius profecto est esse mutum, quam loqui, | Quod nemo recte intelligat.“ (Brülow, *Caesar*, 1616 [wie Anm. 1], S. 16).

54 Zu Wimpfelings Position in seiner *Germania* (1501) und *Epitome* (1504), die von der damaligen Straßburger Obrigkeit geteilt wurde, vgl. Ridé, *L'image* (wie Anm. 23), hier Bd. 1, S. 303–326. Hierzu ebenfalls Dieter Mertens: „Landesbewußtsein“ am Oberrhein zur Zeit des Humanismus. In: *Die Habsburger im deutschen Südwesten. Neue Forschungen zur Geschichte Vorderösterreichs*. Hrsg. von Franz Quarthal und Gerhard Faix. Stuttgart 2000, S. 199–216, hier S. 206–210.

55 Vgl. hierzu Sabine A. Döring: Vom nation-building zum Identifikationsfeld. Zur Integrationsfunktion nationaler Mythen in der Literatur. In: *Kulturelle Grenzzie-*

Unbenommen bleibt der Versuch, die Bedeutung einzelner Zeilen zu erschließen. Im Falle des Begrüßungsmonologs gibt Ambiorix, der Name des Sprechers, Hinweise. Bei ihm handelt es sich um einen Fürsten des linksrheinischen Germanenstamms der Eburonen, der Caesars Truppen die schwerste Niederlage während des gesamten *Bellum Gallicum* zufügte.[56] Ursprünglich ein Verbündeter, hatte er fünfzehn römische Kohorten 54 v. Chr. in einen Hinterhalt gelockt, fast vollständig aufgerieben und zu weiteren Eroberungen angesetzt. Caesar konnte eine Ausweitung dieses Aufstands nur durch schnelles Einschreiten und seine eigene Präsenz eindämmen. Zur Vergeltung verfolgte er den flüchtenden Ambiorix, der in das rechtsrheinische Germanien floh und dort verschwand. Daraufhin ließ der Römer die Stammesgebiete der Eburonen zerstören und ihre Bewohner ausrotten, um Ambiorix bei seinen überlebenden Landsmännern als Schuldigen allen Unglücks darzustellen.[57]

Zwei Szenen vor dem Auftritt der Germanen rühmt sich Caesar in Brülows Drama mit einer kurzen Bemerkung, seinen gefährlichen Gegner vertrieben zu haben.[58] Ambiorix und seine Gefährten lassen sich daher als Eburonen-Gesandtschaft interpretieren. Mit ihrem letzten Satz, „So de grisgamse eend gvverre clusio“, beziehen sie sich auf Caesars Vernichtungsfeldzug („gvverre“) bzw. dessen schreckliche Folgen („grisgamse“) und bitten um Einstellung der Kriegshandlungen („clusio“).[59] Dabei ähnelt „grisgamse“ mehreren ahd. Lexemen aus der Wort-

---

hungen im Spiegel der Literaturen. Nationalismus, Regionalismus, Fundamentalismus. Hrsg. von Horst Turk [u. a.]. Göttingen 1998 (Veröffentlichung des SFB 529 „Internationalität nationaler Literaturen“ 1), S. 63–83.

56 Vgl. Caesar, *BG*, V, 24–53, und Livius, *Epit.*, 106, und Clüver, *Germania* (wie Anm. 10), Buch I, S. 58. Zu Ambiorix siehe Wolfgang Spickermann: s. v. In: *Der Neue Pauly. Enzyklopädie der Antike*. Hrsg. von Hubert Cancik und Helmut Schneider. Bd. 1. Stuttgart 1 (1996), Sp. 578, und Otto Seel: Ambiorix. Beobachtungen zu Text und Stil in Caesars „Bellum Gallicum“. In: *Caesar*. Hrsg. von Detlef Rasmussen. Darmstadt 1967 (Wege der Forschung 43), S. 279–338. Zu den von Caesar als „Germani rhenani“ (*BG* VI 2, 3) bezeichneten Eburonen vgl. die Darstellung H. von Petrikovits: Germani Cisrhenani. In: *Germanenprobleme in heutiger Sicht*. Hrsg. von Heinrich Beck. Berlin 1986 (Ergänzungsbände zum Reallexikon der Germanischen Altertumskunde 1), S. 88–106.

57 Caesar, *BG*, VI, 5–9, und VIII, 24–25, sowie Livius, *Epit.*, 107.

58 Brülow, *Caesar*, 1616 (wie Anm. 1), S. 7–8: „Caesar: Caesar fuit, qui barbaras fudit manus | Vercingetorigis et Ambiorigis perfidi. – Cicero: Quarto haec habet posterior et sexto prior.“

59 „[C]lusio“ erinnert an englisches „to close“, über das Altfranzösische abgeleitet von lat. „claudere“ (*The Oxford English Dictionary*. Hrsg. von J. A. Simpson.

familie des Maskulinums „griscramōd“ für nhd. „Grimm“.[60] Auch wenn ein Nachweis bei Clüver noch aussteht, so musste doch Brülow für dieses Wort nicht zwingend auf die *Germania antiqua* zurückgreifen. Es war im Elsass bekannt und macht durch seine Vokalstruktur mit Doppelkonsonanzen sowie überwiegend vollen Vokalen einen archaischen Eindruck.[61] Das Substantiv „gvverre“ in der Bedeutung „Krieg“ konnte der Pommer dagegen Clüver entnehmen und im Eröffnungsmonolog der Germanen verwenden.[62]

Da bei einer Übersetzung des Monologes vor allem die Passage „Marche … merche“ zahlreiche Schwierigkeit aufwirft, ist die Frage zu stellen, ob Brülow tatsächlich eine konkrete Aussage auch mit diesen Zeilen verbindet – doch welcher seiner Zeitgenossen konnte diese verstehen? – oder nur eine akustische Wirkung anstrebt und exotisch klingendes Material aus Clüver aneinanderreiht. Dennoch sei sie hier versuchsweise übersetzt:[63]

Die Theutischon Liutor, Cundrigi,
Die Deutschen Lothar, Günther
Wirthmar, eend ale mannem ambacht
Wirthmar, und ihre ganze Gefolgschaft[,]
Thie gvvere, Caesar bittisa gebenio
Die wir Caesar die Bitte überreichen,
Marche, kovel, rhedecfaha, si perdriter,
[*mit*] *... Kapuze*[*d. h. Kleidung*]*, Wagen, ... Pferdereitern* [*und*]
Karren, tho galleno inth' Allemannien
Wagen zu reisen [*in das*] *Land der Germanen*[,]
Ham eend huysen, Theuta Oost see (< Oonse)[64] int
zu Heim und Häusern, zur deutschen Ostsee in
Thie hemelisa, det Romersstzke rigkhia
die Himmels[*richtung*]*,* [*d. h. in*] *das römische Reich*[;]
Eend mande, eend quinde, eend merche,
und [*für*] *Mann und Frau und Pferd* [*d. h. Getier*]*,*

Bd. 3. Oxford ^{2}1989, S. 346).

60 Vgl. Rudolf Schützeichel: *Althochdeutsches Wörterbuch*. Berlin ^{7}2012, S. 133.

61 Vgl. Jacob und Wilhelm Grimm: *Deutsches Wörterbuch*. Bd. 9. Leipzig 1899, Sp. 266–267, u. a. mit einem Nachweis aus den *Reimgebüschen* des Jesaja Rompler von Löwenhalt.

62 Zur modernen Etymologie von „guerra“ vgl. *Diccionario de la lengua española*. Hrsg. von der Real Academia Española. Bd. 1. Madrid ^{22}2001, S. 1174; siehe auch Clüver, *Germania* (wie Anm. 10), Buch I, S. 69.

63 Für diesen und die weiteren Deutungsversuche greife ich auch auf Überlegungen Timothy Sodmanns zurück.

64 Zu „Oost see“ vgl. Clüver, *Germania* (wie Anm. 10), Buch I, S. 94.

So de grisgamse eend gvverre clusio.
[*sind*] *Bitterkeit und Krieg auf diese Weise beendet.*

Ein zweites Mal verwendet der Pommer „Gvverre“, wenn Ambiorix seine Landsleute zum Schlachtgesang auffordert: „Gvverre qhem Barit!“ Allerdings ist es hier wohl weder als Substantiv zu deuten, noch mit „Krieg“ zu übersetzen. Stattdessen nimmt Ambiorix das Wort „gserre“ aus Caesars vorangegangenem germanischen Satz – „Thie gserre Theutzison“ (S. 20) – variierend auf, so dass „gvverre“ wohl dem Alemannischen „gewä^{h}re^{n}“ ähneln soll.[65] Geht man jedoch davon aus, dass auch die germanischen Zeilen vor den Kampfspielen ein größeres Sinnangebot enthalten, kommt man zu folgender alternativer Deutung: Caesars lateinische Aufforderung („Specimina quaedam praelij vestri date“) wird, wie bereits festgestellt, von Ambiorix nicht verstanden. Er bittet daher auf Französisch, dass Caesar besser auf Deutsch spreche („Parl' Allemann o Caesar, hedt bacht serßino“). „hedt“ entspräche nl. „het“ („es“), „bacht“ dagegen dem mnd. „bat“ („nutzen, frommen, gut sein“), so dass der Satz als „es ist nützlicher“ zu übersetzen wäre.[66] Den kleinen Exkurs über die eigene Unfähigkeit, Deutsch zu lernen, würde Caesar mit der Feststellung „Thie gserre Theutzison“ („Die [sonderbaren?] Deutschen“) beschließen, worauf Ambiorix den Willen seiner Landsleute bekräftigt: „Gvverre qhem Barit!” („Wir [sind?] bereit!“).

Doch nun zur Deutung der zweiten germanischen Passage, die mit dem lauten Geschrei Cavarillas beginnt: „C[avarilla:] O Alrun' Alrun' helpio! – Ambiorix: Helrun thie quade!“ Im Gegensatz zum Caesarfeind Ambiorix ist der Name der einzigen sprechenden Germanin von Cavarinus, einem romfreundlichen Fürsten des gallischen Stammes der Senonen, abgeleitet.[67] Ihre Äußerung lässt sich, wie bereits bemerkt, unschwer als Hilferuf („helpio“) identifizieren, wobei Ambiorix das Lexem „Alrun“ mit „Helrun“ aufnimmt. Zumindest bei „Alrun“ lässt sich nachweisen, dass Brülow erneut Tacitus’ *Germania*, wenn auch wohl über Clüver als Zwischenstufe, rezipiert. Wo heutige Ausgaben

---

65 *Wörterbuch der elsässischen Mundarten*. Bearb. v. Ernst Martin und Hans Lienhart. Bd. 2. Straßburg 1907, Sp. 844 B.

66 Zu „baten“ vgl. Matthias Lexer: *Mittelhochdeutsches Handwörterbuch*. Bd. 1. Leipzig 1872, Sp. 135. Sodmann nimmt folgende Analogiebildung durch Brülow an: Ebenso, wie sich nhd. „Am(b)t / Am(p)t“ von „ambacht“ ableitet, wäre bei „bat“ (< „baten“) eine Spirans zu ergänzen: „bacht“.

67 Vgl. Caesar *BG* V 54, 2 und VI 5, 2.

das vorwiegend überlieferte „Aurini[a]“ besitzen, diskutiert die frühneuzeitliche Philologie noch alternative Schreibweisen wie Alteruna, Alurinia und Alioruna.[68]

Cavarilla appelliert mit dem Ausruf „O Alrun' Alrun' helpio“, der mit der Interjektion „O“ beginnt und auch auf <o> in „helpio“ endet, an eine magische Instanz, symbolisiert durch die Kräfte der zweimal angerufenen Alrun. Ambiorix jedoch weist sowohl den Hilferuf per se als auch die angesprochene magische Entität zurück. Das brülowsche „Helrun“ stammt dabei aus einer ähnlichen Stelle wie das aus der taciteischen Vorlage genommene „Alrun“. Eine Parallele zu germanischen Seherinnen findet sich nämlich in den *Getica* des spätantiken Historiographen Jordanes (6. Jh. n. Chr.), auf den auch Clüver und frühneuzeitliche Tacitus-Kommentare verweisen.[69] Dort wird erwähnt, dass der Gotenkönig Filimer aus seinem Volk „magas mulieres“ vertrieben habe, „quas patrio sermone Haliurunnas is ipse cognominat“. Das gotische *haljaruna entspricht wiederum dem in ahd. Glossen belegten <hellirūna> als einer besonderen Form der Zauberei, nämlich der Totenbeschwörung bzw. Nekromantie.[70] Jene „magas mulieres“ des Jordanes verstehen sich also auf Höllenkünste. Deutet man „quade“ nach Clüver als „böse, schlecht“, so könnte diese Äußerung mit „Helrun, die böse“ oder „Die böse Hexe“ übersetzt werden.[71]

Wozu ruft aber Ambiorix danach die Umstehenden auf? („Ant quere mann so halgen truvv“) „Ant“ ähnelt stark einer der zahlreichen Nebenform von „int[i]“, dem ahd. Äquivalent für „und“, „quere mann“ ist wohl als „jedermann“ zu deuten.[72] Wenn „truvv“ dem elsässischen

68 Die Tacitus-Handschriften überliefern „Aurinia“; nur ausnahmsweise ist „Albrinia“ belegt. Vgl. die modernen *Germania*-Ausgaben etwa von Benario (Cornelius Tacitus: *Germania*. With an introd., transl. and comm. by Herbert W. Benario. Warminster 1999, S. 22). Zur frühneuzeitlichen Textkritik vgl. u. a. die Diskussion bei Clüver (Clüver, *Germania* [wie Anm. 10], Buch I, S. 201–202).

69 So bezieht sich Lipsius explizit auf Jordanes, vgl. die Tacitus-Ausgabe des Heidelberger Historikers Janus Gruter (1560–1627) mit den Anmerkungen zahlreicher früherer Tacitus-Editoren, darunter auch von Lipsius: C. Cornelius Tacitus: *Opera quae extant ex recognitione Iani Gruteri* […]. *Accedunt seorsim ad eundem Emendd. Castigg. Obseruatt. Notae virorum doctissimorum Alciati, Rhenani, Ferretti, Vertranii, Vrsini, Donati, Merceri, Pichenae, Coleri, Gruteri*. Frankfurt a. M. 1607, S. 127.

70 Vgl. Rudolf Schützeichel: *Althochdeutscher und Altsächsischer Glossenwortschatz*. Bd. 4. Tübingen 2004, S. 268 (<hellirūna>).

71 Vgl. Clüver, *Germania* (wie Anm. 10), Buch III, S. 118.

72 „quere“ wird hier gedeutet nach norweg. „kvar“ („jeder“).

Adverb „druf“ („darauf“) entspricht, so lässt es sich in Verbindung mit „halgen“ im Sinne von Elsässisch „druf haue^{n}“ verstehen; die Strafe der Ehebrecherin wird demnach auf Germanisch angekündigt.[73] Alternativ könnte Ambiorix auch an die „Treue“ appellieren. Dennoch bleibt festzuhalten, dass „truvv“ und „halgen“ samt „gserre“, „qhem“, „sußimy“ und „serßino“ zu jenen Lexemen zählen, die noch einer abschließenden Erklärung harren.

Doch die Germanen äußern ihre Empörung über die Ehebrecherin Cavarilla auch verbal. Abfällig stoßen sie wiederholt den empörten Ausruf „pu“ aus, der im nächsten Vers von Caesar lautlich in der alliterierenden *figura etymologica* „puniunt […] poenā“ fortgesetzt wird.[74] Die doppelte Interjektion wird zudem durch zweifaches „thuro thuro!“ verstärkt, was as. „thuru / thoro“ bzw. engl. „th(o)rough“ ähnelt und den Ausruf „Pfui! Pfui durch und durch!“ ergibt; es spielt zudem lautlich auf das von Caesar angesprochene geschändete Ehebett, lat. „torus“, an.

Außerdem wird Cavarilla mit „schlavette“ angeredet, dessen Bedeutung sich schnell eröffnet, wenn man einen Druckfehler annimmt: „schla veste“ („schlag feste zu“). Wird es dagegen als Beschimpfung verstanden und vom Französischen „esclave“ (d. h. Sklave) samt femininem Derivationssuffix hergeleitet, so kann man folgende Schlussfolgerung zum wenig schmeichelhaften Gebrauch des Französischen im Caesar-Drama ziehen: Es dient als letzter Rekurs in Kommunikationsnotfällen und zur Beschimpfung.

73 Vgl. *Wörterbuch der elsässischen Mundarten* (wie Anm. 65), Bd. 1, Sp. 395A, bzw. Sp. 19B, und Schützeichel, *Wörterbuch* (wie Anm. 60), S. 69 (zu ahd. „t[h]ārūfe, dārūf[e], -ūffe bei Notker, Otfrid) bzw. S. 165 (zu „inti“).

74 Brülow, *Caesar*, 1616 (wie Anm. 1), S. 16. Zu „pu(h)“ vgl. Grimm, *Wörterbuch* (wie Anm. 61), Bd. 13. Leipzig 1922, Sp. 2211.



Weitere Beiträge

JANA MAROSZOVÁ (Prag)

Deutscher Michel in Böhmen. Zum Fortleben der Figur in Karikatur und Volkskunde

In seinem *Teutschen Michel* spricht sich Grimmelshausen kritisch zur in seiner Zeit verbreiteten Tendenz aus, Frankreich in der Sprache zum Vorbild zu nehmen, und er verteidigt in diesem Kontext Deutsch als das Eigene, das man nutzen soll. Den Schwerpunkt dieses Aufsatzes bildet aber nicht Grimmelshausens Traktat, sondern die Rezeption der Figur, die dem Werk ihren Namen verliehen hat, und konkret „Michels" weiteres Schicksal in Böhmen im ausgehenden 19. und beginnenden 20. Jahrhundert. Zunächst wird zusammenfassend und eher holzschnittartig das deutsch-tschechische Mit- und Nebeneinander in Böhmen vor 1900 skizziert. Die anschließenden Ausführungen stellen den deutschen Michel in der Karikatur und dann in der damals an der Universität erst unlängst etablierten Wissenschaft der Volkskunde vor.

Das Königreich Böhmen, die Markgrafschaft Mähren und das Herzogtum Schlesien gehörten als Kronländer bis 1918 zur Habsburgermonarchie, nach dem Ausgleich von 1867 zu deren zisleithanischer Hälfte. Von Wien gingen Zentralisierungstendenzen aus, Deutsch fungierte als Amtssprache. Die böhmischen Kronländer waren sowohl von der tschechischen als auch von der deutschen Bevölkerung besiedelt. Vor 1800 begann sich in Böhmen eine tschechisch-nationale Bewegung zu formieren, die zuerst auf die Sprache und Kultur der tschechischen Bevölkerung achtete, im Verlauf des 19. Jahrhunderts aber langsam an politischer Relevanz gewann.[1] Die politischen Vertreter der tschechischen Nationalbewegung versuchten, Eigenständigkeit der böhmischen

---

1 Zur deutsch-tschechischen Beziehung vgl. Jiří Kořalka und Hans Mommsen: Úvod. In: *Němci, Češi, Slováci. Souběžné a rozdílné tendence jejich společenského života. 1815–1918*. Hrsg. von Jiří Kořalka und Hans Mommsen. Praha 1992, S. 5–17; Václav Maidl: Šumava jako hráz i most. In: *Češi a Němci. Dějiny – kultura – politika*. Hrsg. von Walter Koschmal, Marek Nekula, Joachim Rogall. Übers. von Václav Maidl. Praha–Litomyšl 2002 (dt. Originaltitel: *Deutsche und Tschechen. Geschichte – Kultur – Politik*. München 2001, ^{2}2003), S. 377–381.

Länder innerhalb der Monarchie zu behaupten und Sprachgesetze zu verabschieden, die gegenüber der tschechischen Mehrheit toleranter gewesen wären. Ein erstes wichtiges Datum für diese Bestrebungen ist das Jahr 1848, als sie zum Gegenstand der Revolutionspolitik wurden.[2] Zur selben Zeit schrieb der tschechische Geschichtsforscher und Politiker František Palacký (1798–1876) an den Frankfurter Nationalausschuss, der ihn zur Mitarbeit einlud, dass er als Tscheche am deutschen Parlament nicht mitwirken wollte. In seinem berühmten Absagebrief an das Frankfurter Parlament plädierte Palacký durchaus für eine enge deutsch-tschechische Nachbarschaft, aber er wollte die Tschechen im Rahmen des habsburgischen Staatsverbands eingegliedert wissen und verteidigte die Existenz der habsburgischen Gesamtmonarchie.[3]

Die Revolution von 1848 hat nicht nur die Hoffnungen der Deutschen, sondern auch diejenigen der Tschechen enttäuscht.[4] Nach 1848 bestand die tschechische Politik in Österreich vor allem in Bemühungen um Anerkennung als Nation und um Durchsetzung von Sprachregelungen, die auch in den böhmischen Ländern zum sprachlichen Ausgleich führen würden. Zu nennen wäre hier beispielsweise das Sprachgesetz von 1871, das versuchte, die Nationalitätenfrage einerseits und die staatsrechtliche Einheit des Landes andererseits in Balance zu halten. Die Deutschen zeigten sich gegenüber solchen Plänen jedoch reserviert.[5] Auf ihrer Seite wurde jede Annäherung an die Tschechen durch das Vorurteil verhindert, dass die Tschechen sozial und kulturell rückständig und daher zu ignorieren seien, auf der tschechischen Seite gingen Vorstellungen von der Arroganz der Deutschen um.

Die reservierte Haltung der Deutschen, ihre gegen die Jahrhundertwende sich steigernde Intoleranz und Ablehnung jedes Kompromis-

---

2 Vgl. Jiří Kořalka: Vytváření národů a národní identita Němců, Rakušanů, Čechů a Slováků kolem poloviny 19. století. In: *Němci, Češi, Slováci* (wie Anm. 1), S. 46–72, bes. S. 57; Ferdinand Seibt: *Deutschland und die Tschechen. Geschichte einer Nachbarschaft in der Mitte Europas*. München, Zürich 1993, S. 194.

3 Mehr zu Palackýs politischem Konzept vgl. Jiří Kořalka: *Pozvání do Frankfurtu* [Einladung nach Frankfurt]. *Slovo k historii* [Ein Wort zur Geschichte]. Beilage zum Tagesblatt *Svobodné slovo* [Freies Wort] 24 (1990).

4 Vgl. Jan Křen: *Konfliktní společenství. Češi a Němci 1780–1918*. Praha 1990, S. 127; Seibt, *Deutschland und die Tschechen* (wie Anm. 2), S. 199 u. 214.

5 Vgl. Jiří Rak: Das „Bild des anderen" in der tschechischen Karikatur 1848–1948. / „Obraz druhého" v české karikatuře 1848–1948. In: *Gleiche Bilder, gleiche Worte. Deutsche, Österreicher und Tschechen in der Karikatur (1848–1948) – Stejné obrazy, stejná slova. Němci, Rakušané a Češi v karikatuře (1848–1948). Ausstellungskatalog – Katalog výstavy*. München 1997, S. 9–10, dt. 11–13.

ses schien damals nicht so unbegreiflich wie dem heutigen Betrachter. Es gab mehrere Ursachen für ein solches Verhalten. Im Grunde stießen zwei unterschiedliche Nationalbewegungen aufeinander, zwei Visionen der nationalen Selbstbestimmung. Während die Tschechen sich ein autonomes Land im Rahmen der Monarchie vorstellten, sehnten sich die Deutschen seit Jahren nach Einheit. Nachdem das Heilige Römische Reich Deutscher Nation zerfallen war, hatten Vertreter der deutschnationalen Bewegung in der gebildeten Bevölkerungsschicht Befürchtungen, dass die Deutschen und Deutschland von allen Seiten her bedroht seien. Einflussreiche deutsche Historiker stellten das Heilige Römische Reich Deutschland gleich und zählten auf, was Deutschland durch den Zerfall des Reiches verloren hatte. Weiter kam speziell in Böhmen die Erkenntnis hinzu, dass die Deutschen hier nur eine Minderheit waren und dass sich ihr jüngerer tschechischer Partner plötzlich zu Wort meldete. Das alles muss die Deutschen in Böhmen notwendigerweise irritiert haben.[6]

Die tschechischen politischen Bemühungen wurden nach dem Ausgleich Österreich-Ungarns noch intensiver und die gegenseitige Entfremdung der Tschechen und Deutschen hat sich dadurch noch vertieft. In manchen Artikeln der deutschen Zeitungen wie etwa dem Prager *Tagesboten aus Böhmen* sind bereits nahezu alle Elemente des Negativbildes der Tschechen enthalten, die später noch eine größere Rolle spielen sollten: Österreich wurde als Bestandteil des deutschen Lebensraumes betrachtet, die böhmischen Länder hielt man für das „durch die deutsche Arbeit erworbene“ Gebiet und die Deutschen „für die eigentlichen Kulturträger“ und Vermittler der freisinnigen Tradition, während für die Tschechen nur das Rückständige und reaktionäres Denken typisch sei.[7] Nach der Reichsgründung von 1871 wurden die Tschechen von den Reichsdeutschen als eine ethnische, nicht besonders wichtige Gruppierung in Österreich wahrgenommen. Sie treten vor allem in der politischen Ideologie der österreichischen Deutschen, insbesondere der Deutschböhmen als nationaler Gegner auf.[8] In den 80er Jahren gelang

6 Vgl. Křen, *Konfliktní společenství* (wie Anm. 4), S. 118, 191–192; Kořalka, Vytváření národů (wie Anm. 2), S. 49.

7 Vgl. Jiří Kořalka: Tschechen und Deutsche in wechselseitigen Karikaturen von 1848 bis 1938. In: *Deutsche und Tschechen. Geschichte – Kultur – Politik*. Hrsg. von Walter Koschmal, Marek Nekula und Joachim Rogall. Mit einem Geleitwort von Václav Havel. München ^{2}2003, S. 512–516.

8 Vgl. Jiří Kořalka: Der Mythos vom deutschen Feind. In: *Deutsche und Tschechen* (wie Anm. 7), S. 506–511, hier S. 509.

es den Tschechen, weitere Schritte auf dem Weg zur nationalen Gleichberechtigung zu tun – zu nennen ist die Sprachverordnung von 1880. 1882 kam es zur sprachnationalen Teilung der Prager Universität. Böhmen avancierte zum wirtschaftlich am weitesten fortgeschrittenen Land der Monarchie.[9] Die gegenseitige Animosität der beiden Nationen steigerte sich zu einem „kleinen nationalen Krieg“, der sich zunächst in vereinzelten Ausschreitungen äußerte. Gestritten wurde in Böhmen um Beschilderung der Straßen, um Arbeitsplätze, tschechische und deutsche Schulen rangen um die „Seelen“ der Schüler.[10] Die vielversprechenden politischen Anläufe zur Änderung der Lage wurden in der Badeni-Krise in den 90er Jahren des 19. Jahrhunderts unterbrochen. Zwischen Deutschen und Tschechen kam noch mehr Feindschaft auf, das Bild des anderen nahm grellere Farben an und Vorurteile wurden nicht mehr nur in der radikalen Presse verbreitet. In der Zeitung konnte man so auf das Bild des Deutschen als des Michels mit Schlafmütze oder Pickelhaube stoßen.[11] In Presse und Literatur grassierte wechselweise ein Schreckbild des anderen Volkes, wachsend im Lauf der Jahrzehnte bis 1918. Im Rückblick wird gleichzeitig deutlich, wie sehr die literarische Fiktion zum Echo politischer Auseinandersetzungen wurde.[12]

Deutscher Michel in der tschechischen Karikatur

Das Hauptziel der Karikatur, die Verspottung, wird durch groteske Verzerrung, Zuspitzung und Übertreibung charakteristischer oder auf-

9 Křen, *Konfliktní společenství* (wie Anm. 4), S. 201. Zur Teilung der Universität: Jan Havránek: Die Teilung der Prager Universität 1882: Zerfall eines Universums oder natürliche Entwicklung? In: *Deutsche und Tschechen* (wie Anm. 7), S. 645–651.

10 Křen, *Konfliktní společenství* (wie Anm. 4), S. 224–229, 238.

11 Křen, *Konfliktní společenství* (wie Anm. 4), S. 238–262.

12 Kořalka macht darauf aufmerksam, dass das Verhältnis der Tschechen und Deutschen in Österreich und den böhmischen Ländern besser gewesen sei, „als es den Karikaturen nach erscheint“. – Kořalka, Tschechen und Deutsche in wechselseitigen Karikaturen von 1848 bis 1938 (wie Anm. 7), S. 512. Vgl. Ferdinand Seibt: Das Janusgesicht des 19. Jahrhunderts. In: *Böhmen im 19. Jahrhundert. Vom Klassizismus zur Moderne*. Hrsg. von Ferdinand Seibt. Im Auftrag des Adalbert Stifter Vereins, München. Frankfurt a. M. 1995, S. 9–23, hier S. 22.

fallender Eigenschaften erreicht. Solche Veränderungen bewirken beim Publikum emotionale Reaktionen wie das Lachen, das Verständnis und implizit Übereinstimmung signalisieren, aber auch Entladung und Entlastung bringen kann. Als ein Zerrspiegel der Wirklichkeit kann die Karikatur ein Instrument der Polemik, Selbstreflexion, aber auch der Propaganda sein und so an der öffentlichen Meinungsbildung teilnehmen. Von Anfang an kommentiert und interpretiert sie die Wirklichkeit mit bestimmten Intentionen.[13] Die Karikatur kombiniert häufig Text und Bild miteinander, beides bedingt sich gegenseitig, sodass ein dem Emblem ähnliches Verfahren entsteht, das auf die Ähnlichkeit der Karikatur mit dem allegorischen Bild verweist. Als Erläuterungstext fungiert häufig ein Dialog der dargestellten Figuren, der die Karikatur wiederum in die Nähe eines Bildwitzes rückt.[14]

Karikaturen konzentrierten sich in der medialen Landschaft des 19. Jahrhunderts vornehmlich in diesen Periodika: In Wien erschienen die deutschliberale Satirezeitschrift *Figaro* (1857–1919, Auflage 1899: 12.500) und das kleinbürgerliche, vielgelesene Periodikum *Kikeriki* (1861–1933 [verboten], Auflage 1899: 22.000), zu den tschechischen gehörten *Šotek* [„Kobold“], ein humoristisches Blatt, das als Beilage der *Národní noviny* [Nationalzeitung] in den Jahren 1848–1849 erschien. Weiter zu nennen sind *Humoristické listy* (Humoristische Blätter, 1858–1941, Auflage 1895: 4.200) und die jungtschechischen *Šípy* [„Pfeile“], (1887–1907, Auflage 1895: 3.500).[15]

---

13 Im Goethe-Institut wurde eine Ausstellung zur Entwicklung der Karikatur im deutsch-österreichisch-tschechischen Bereich organisiert. Im Ausstellungskatalog findet man zahlreiche weitere Hinweise: *Gleiche Bilder, gleiche Worte* (wie Anm. 5). In diesem Katalog vgl. weiter Jan Jiroušek: Dichtung und Halbwahrheit. Zum komischen Bild des Deutschen in der tschechischen Literatur, S. 88–95; Eduard Mikušek: Der „Bänkelsang“ über die Badenikrise nach den Obstruktionskarten aus der Leitmeritzer Sammlung, S. 100–114; Carsten Lenk: Wenzel und Michel – Die Lesbarkeit nationaler Stereotypen am Beispiel deutscher und tschechischer Karikaturen, S. 14–21, hier bes. S. 14. Zur Karikatur vgl. Eduard Fuchs: *Die Karikatur der europäischen Völker*. Bd. 2. München 1903; Adolf Hoffmeister: *Sto let české karikatury*. Praha 1955.

14 Lenk, Wenzel und Michel (wie Anm. 13), S. 16.

15 *Šotek* erschien kurz (1883–1884) auch als Beilage von *Paleček* und später (1906–1907) von *Ruch*. Vgl. Angaben der Österreichischen Nationalbibliothek (Permalink http://anno.onb.ac.at); Jaromír Kubíček [u. a.]: *Noviny České republiky od počátku do roku 1918. Č. 1. Bibliografie*. Brno 2008, S. 146, 217, 272, 326, 360; Rudolf Jaworski: Tschechen und Deutsche in der Karikatur (1891–1907). In: *Deutsch-tschechische Beziehungen in der Schulliteratur und im populären Geschichtsbild*. Hrsg. von Hans Lemberg und Ferdinand Seibt. Braunschweig 1980,

Obwohl es ein schwieriges Unterfangen ist, eine Karikatur in Worten zu erklären, ihren Witz zu beschreiben und die Heiterkeit, die sie auslöst, zu analysieren, und obwohl der Assoziationsgehalt zu Wertvorstellungen und Sinnbezügen aus der heutigen Perspektive nur schwierig zu erschließen ist, gewährt die Karikatur einen wertvollen Einblick in die Mentalitätsgeschichte. Indem sie Stereotypen, Ansichten, Ängste und Hoffnungen verdichtet, verweist sie auf eine bestimmte mentale Struktur des Rezipienten – im 19. Jahrhundert speziell auf das Denken der bürgerlichen Öffentlichkeit.[16]

Karikaturen kann man danach einteilen, ob sie auf eine konkrete historische Erscheinung reagieren, oder ob sie sich auf Stereotypen beziehen. In der europäischen Karikatur bildeten sich verstärkt ab den 1830er Jahren nationale Stereotypen heraus, die am Ende des 19. Jahrhunderts bereits fixiert waren und das Bild des anderen noch lange danach geprägt haben. In der Karikatur wird die ganze Nation oft auf eine allgemeine Figur reduziert. Das gilt auch für die Figuren wie Michel und Wenzel. Für beide wurde die Kleidung mit der Kopfbedeckung prägend und diente als Erkennungszeichen. „Was dem Michel die unvermeidliche Zipfelmütze wurde, war für Wenzel der halbkugelförmige Bauernhut mit schmaler Krempe."[17] Der „Michl" vertrat als Individuum den typischen Deutschen. Auf der deutschen Seite wurde er als gesunder, vertrauensvoller Bauer in Hemd, Weste, Hose und mit der Schlafmütze auf dem Kopf dargestellt. Die Schlafmütze symbolisierte, dass Michel bisher geschlafen hat, nun aber aufwachte und sich als gleichwertiger Partner zu anderen europäischen Nationen meldet. In der tschechischen Karikatur sah der Michel aus wie ein bösartiger, verfetteter Zwerg, Gnom mit gemeinen Zügen, die obligate Zipfelmütze fehlte nicht. Für die Deutschböhmen wurde in den tschechischen Karikaturen

S. 58–68, bes. S. 59.

16 Lenk versucht, die Karikaturen im Sinne Freuds als „Träume" der bürgerlichen Öffentlichkeit zu deuten, die als Lesepublikum über das Presseerzeugnis an der öffentlichen Meinung partizipierte. Karikaturen appellieren an die kollektive emotionale Grundhaltung einer Gruppe, sie werden in den Dienst einer politischen Tendenz gestellt: „Begreift man die Karikatur als Medium bürgerlicher Öffentlichkeit, dann dient sie auf der eben entwickelten Grundlage der Bewältigung bürgerlicher Ängste: ihrer mehr oder weniger offenliegenden Neurosen, Allmachtsphantasien und Traumata." – Lenk, Wenzel und Michel (wie Anm. 13), S. 16–17, zit. S. 17.

17 Zitat Lenk, Wenzel und Michel (wie Anm. 13), S. 16. Zur Karikatur der Slawen in deutschen Periodika vgl. Kořalka, Tschechen und Deutsche in wechselseitigen Karikaturen von 1848 bis 1938 (wie Anm. 7), S. 512–516.

kein besonderer Teiltyp kreiert, der Michel konnte für Reichsdeutsche, Deutschböhmen, Sudetendeutsche oder deutsche Österreicher stehen.

Die tschechische Karikatur der Deutschen hat im 19. Jahrhundert in Abhängigkeit vom historischen Geschehen eine gewisse Entwicklung durchgemacht. Als Meilensteine gelten vornehmlich das Revolutionsjahr 1848, der österreichisch-ungarische Ausgleich, die Badeni-Krise, später auch die Jahre 1918/19. Im Jahre 1848 wurde die tschechische Bevölkerung mit den Vereinigungsbestrebungen der Deutschen konfrontiert. Wie Palackýs bekanntes Schreiben belegt, stellten sich die Tschechen damals eindeutig gegen die Möglichkeit einer Eingliederung der österreichischen Monarchie in ein großdeutsches Reich.[18] Die Deutschen wurden in dieser Zeit durch den verschlafenen deutschen Michel mit der Zipfelmütze repräsentiert, dem der tatkräftige Tscheche gegenüberstehen konnte. Die imposante Frau, die supraethnische Austria stand dagegen für das ideale, föderalisierte und konstitutionelle Österreich.

Ein weiteres wichtiges Datum in der Entwicklung der nationalen Vorstellungen und des Bildes des Anderen stellt das Jahr 1866 dar. Das Bild des preußischen Feindes, zunächst einer lächerlichen Figur, wandelt sich nach dem für die Tschechen absolut überraschenden Verlauf des Krieges zum Typ des habgierigen Eroberers. Für den tschechischen Betrachter wird besonders nach 1871 Preußen zum Symbol für ganz Deutschland und dessen aggressive Bestrebungen: „In den karikierten Stereotypen legt – bildlich gesprochen – der deutsche Michel seine Zipfelmütze endgültig ab und setzt statt dessen eine Pickelhaube auf.“[19] Die Prager (und Wiener) Witzblattkultur reagierte seit den 80er Jahren auf die verschärften Nationalitätenkämpfe. Die Karikaturen von Deutschen und Tschechen „wurden häufiger und bösartiger.“[20] Es überwiegt Schwarz-Weiß-Malerei, die Tschechen werden mit Attributen des gewalttätigen, randalierenden Pöbels ausgestattet, aber ebenso werden die Deutschen als nicht minder aggressiv gesehen (vgl. Abb.). Später kommt die Darstellung des Gegners als Masse hinzu, man verwendet Bilder aus dem Bereich der Insekten oder (besonders auf Seiten der Tschechen bei der Darstellung des deutschen Militarismus) des Essens.

---

18 Vgl. Rak, Das „Bild des anderen“ (wie Anm. 5), S. 11.

19 Rak, Das „Bild des anderen“ (wie Anm. 5), vgl. S. 9, zit. S. 11.

20 Jaworski, Tschechen und Deutsche in der Karikatur (wie Anm. 15), S. 58–68, hier S. 59.

Es fällt auf, dass man auf beiden Seiten mit ähnlichen Mitteln, vergleichbaren Methoden und verwandten Polemiken agierte.[21] Karikaturen-Bilder stellten weder Selbstzweck noch harmlose Unterhaltung dar, sondern dienten als Vehikel einer nationalpolitischen Zielsetzung.[22] Auf der tschechischen Seite kann man durchaus von Kampfbildern sprechen, mit deren Hilfe man die unerträgliche, weil allseitig empfundene ‚deutsche Vorherrschaft' anzugreifen versuchte: Obwohl die tschechische Nation bis Ende des 19. Jahrhunderts erheblich an Einfluss in Wirtschaft und Politik gewonnen hatte, waren die entscheidenden Spitzenpositionen in Böhmen wie in ganz Zisleithanien immer noch deutsch besetzt.

Adolf Hauffens *Geschichte des deutschen Michel*

Außer in der Karikatur erscheint der Michel in einem wissenschaftlichen Werk, der grundlegenden volkskundlichen Studie Adolf Hauffens, in der auch Grimmelshausens „Teutscher Michel" seinen gebührenden Platz hat.[23] Die Volkskunde war zu Hauffens Zeit eine sich im akademischen Bereich erst als selbstständige Disziplin etablierende Wissenschaft.[24] Wie Gustav Jungbauer (1886–1942), Hauffens Schüler und Nachfolger in Prag, schreibt, sei der eigentliche Zweck der Volkskunde die „Erkenntnis aller Äußerungen und Erscheinungen des Volkslebens in ihrer Erscheinungsgänze, in ihrer geographischen Verbreitung, ihrer geschichtlichen Tiefe und in ihren psychologischen Wurzeln."[25] Das

---

21 Auf die Parallelität der gegenseitigen Vorwürfe der Aggressivität macht nicht nur Jaworski aufmerksam (Tschechen und Deutsche in der Karikatur [wie Anm. 15], S. 63). Vgl. auch Lenk, Wenzel und Michel (wie Anm. 13), S. 18–20; Kořalka, Tschechen und Deutsche in wechselseitigen Karikaturen von 1848 bis 1938 (wie Anm. 7), S. 513–515; Olga Šmídová: Deutsch-tschechische Spiegelbilder. In: *Deutsche und Tschechen* (wie Anm. 7) , S. 516–527, bes. S. 517–518.

22 Vgl. Jaworski, Tschechen und Deutsche in der Karikatur (wie Anm. 15), S. 58–68, hier S. 66.

23 Adolf Hauffen: *Geschichte des deutschen Michel.* Hrsg. vom Deutschen Verein zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse. Prag 1918.

24 Vgl. Gustav Jungbauer: *Geschichte der deutschen Volkskunde*. Prag 1931 (Sudetendeutsche Zeitschrift für Volkskunde 2. Beiheft), S. 137.

25 Gustav Jungbauer: *Deutsche Volkskunde. Mit besonderer Berücksichtigung der Sudetendeutschen*. Brünn, Prag, Reichenberg 1936, S. 1.

Interesse für Folklore sei „ein entschieden nationales und dabei doch ein solches, daß keine politische Partei irgend welcher Färbung daran Anstoß nehmen kann. Ja diese Bestrebungen haben trotz ihres durchaus nationalen Charakters nicht einmal den Beigeschmack eines feindseligen Gegensatzes gegen andere Nationen.“[26]

Der Literarhistoriker und Begründer der wissenschaftlichen Volkskunde an der Prager deutschen Universität, Adolf Hauffen, wurde am 30. November 1863 in Laibach (Krain) geboren und starb am 4. Februar 1930 in Prag. Er studierte Deutsch, Geschichte und Geographie in Wien (1882–1883). Das Germanistikstudium setzte er an der Universität Leipzig fort, wo er die Vorlesungen Friedrich Zarnckes (1835–1891) und Rudolf Hildebrands (1824–1894) hörte. In Graz wandte er sich ganz der Germanistik zu. Sein Studium schloss er 1886 mit der Promotion ab, seine Dissertation trägt den Titel *Walthers von Rheinau Marienleben. Seine lateinische Quelle und sein deutsches Vorbild*. In Graz lernte er August Sauer kennen, der dort Vorlesungen über neuere deutsche Literatur hielt. 1887–1888 war Hauffen in Berlin, wo er im Kontakt zu Erich Schmidt (1853–1913) und Edward Schröder (1858–1942) stand und seine Habilitationsschrift *Kaspar Scheidt: der Lehrer Fischarts. Studien zur Grobianischen Literatur in Deutschland* fertigstellte. 1889 begann seine Lehrtätigkeit am Seminar für Deutsche Sprache und Literatur an der Prager deutschen Universität, 1910 wurde er ordentlicher Professor für Deutsche Sprache und Literatur, 1919 Ordinarius für Deutsche Volkskunde sowie für Deutsche Sprache und Literatur. Kurz vor seinem Tod, 1929, wurde er zum Direktor des Seminars für Deutsche Volkskunde ernannt.[27]

Außerhalb der Universität wirkte Hauffen in der „Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Literatur in Böhmen“, deren ordentliches Mitglied er seit 1897 war. Er wurde hier mit der

---

26 Jungbauer, *Geschichte der deutschen Volkskunde* (wie Anm. 24), S. 139. Jungbauer, der das deutsch-tschechische Nebeneinander in Böhmen allerdings erleben konnte, schreibt dort weiter: „Und in der Tat ist die Volkskunde nicht allein imstande, die Spannung zwischen den einzelnen Schichten und Teilen desselben Volkes, sondern auch Verbitterung, Feindschaft und Haß zwischen verschiedenen Völkern zu mildern. So ist besonders im ostdeutschen Grenzland die Volkskunde nicht selten zu einer Brücke zwischen zwei Völkern geworden. Hier beginnt zunächst auf *sudetendeutschem Gebiet* ein ungeahnter Aufschwung volkskundlicher Arbeit, weniger in Mähren und Schlesien […].“ [Hervorhebung i. Orig.]

27 Vgl. Milan Tvrdík, Lenka Vodrážková-Pokorná: *Germanistik in den böhmischen Ländern im Kontext der europäischen Wissenschaftsgeschichte (1800–1945)*. Wuppertal 2006, S. 134–135.

Leitung zahlreicher Kommissionen betraut, etwa der Kommission für die Sammlung der deutschen Volksüberlieferungen in Böhmen, Kommission für Volkskunde usw. Hauffen war auch Ehrenmitglied des Wiener Vereins für Volkskunde und engagierte sich in Volksbildungs- sowie Sprachvereinen („Deutscher Verein zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse in Prag"; „Allgemeiner Deutscher Sprachverein"). Der Schwerpunkt seiner Forschungstätigkeit lag vornehmlich in der deutschen Literatur des 16. Jahrhunderts und in der Volkskunde. Sein wissenschaftlicher Beitrag bestand nicht nur in seiner Habilitationsschrift, sondern auch in der Edition der Werke Johann Fischarts (1892–95, Joseph Kürschners Deutsche National-Litteratur, Bd. 18), seine Studien dazu erschienen im *Euphorion* (1896–1915). Die Einzelforschungen mündeten in das zweibändige Werk *Johann Fischart. Ein Literaturbild aus der Zeit der Gegenreformation* (1921–22).

Die ersten Forschungsergebnisse auf dem Gebiet der Volkskunde legte Hauffen in seiner Monographie *Die deutsche Sprachinsel Gottschee* (1895) vor. Während seiner Tätigkeit an der Prager Universität machte er Böhmen zur Hauptquelle seiner volkskundlichen Forschungen: Bald nach seiner Ankunft in Prag folgte ein größeres Projekt, das lange vorbereitet wurde und 1894 öffentlich begann. Im Auftrag der „Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Literatur in Böhmen" führte er mit Hilfe von etwa 200 Lehrern eine Aufzeichnung der volkstümlichen Überlieferungen in Deutschböhmen durch, deren Ergebnisse zum Teil in den von Hauffen seit 1896 herausgegebenen *Beiträgen zur deutschböhmischen Volkskunde* verarbeitet wurden. Für diese Sammelarbeit hat Hauffen einen Fragebogen konzipiert und ihren Fortgang in mehreren Berichten verfolgt.[28] Als Leiter der ‚Sammlung der deutschen Volksüberlieferungen in Böhmen' (1894–1900) lieferte er 1896 eine *Einführung in die deutsch-böhmische Volkskunde nebst einer Bibliographie*. Hiermit eröffnete er die Schriftenreihe der „Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Literatur in Böhmen" mit dem Titel *Beiträge zur deutschböhmischen Volkskunde*. Er war Sammler und Kenner des deutschen Volksliedes, dem er zahlreiche Studien widmete (*Das deutsche Volkslied in Österreich-Ungarn*, 1894). In Zusammenarbeit mit seinem Schüler Jungbauer gab Hauffen als wichtige Grundlage für die Edition der Volkslieder aus den einzelnen Regionen Böhmens die *Bibliographie des deutschen Volksliedes in Böhmen* (1913) heraus. Die Arbeit an

28 Jungbauer, *Geschichte der deutschen Volkskunde* (wie Anm. 24), S. 141.

der *Bibliographie der deutschen Volkskunde in Böhmen* wurde erst von Gustav Jungbauer beendet, der das Werk 1931, kurz nach Hauffens Tod, veröffentlichen konnte. Die langjährige volkskundliche Tätigkeit Adolf Hauffens war nach Jungbauer für die Prager deutsche Universität ein bedeutender Gewinn.[29] Sie hatte Einfluss auf die Forschung in anderen Fächern und war ein Ausgangspunkt für August Sauers Rektoratsrede *Literaturgeschichte und Volkskunde* (Prag 1907). Die deutsche Volkskunde hatte sich in Prag eingebürgert und Anerkennung gefunden. Seit 1921 gab es die Deutsche Volkskunde als selbstständige Abteilung im Rahmen des Faches ‚Deutsche Sprache und Literatur', seit 1929 als ‚Seminar für Deutsche Volkskunde'.[30]

Hauffens vom „Deutschen Verein zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse" herausgegebene Abhandlung *Geschichte des deutschen Michel* erschien 1918 in Prag. Auf 95 Seiten wird über den deutschen Michel in vier Abschnitten geschrieben, die kurz vorgestellt werden sollen:

Der erste Abschnitt trägt den Titel „Der Erzengel Michael und seine Verehrung in Deutschland, besonders in Festbräuchen und Dichtungen bis zur Gegenwart". Hier beschreibt der Autor die Verwandtschaft des Erzengels mit dem Wetter- und Schlachtengott Wodan (Odin), der gegen die Höllenmächte kämpft und auf einem weißen Pferd reitet. Ähnlich ist der Erzengel ein Kämpfer gegen Satan und Schutzpatron der Pferde. Hauffen legt dar, wie der Kult der Germanen durch Christianisierung der neuen Religion einverleibt wurde. Christliche Feste wie Weihnachten, Ostern, das Fest Johannes des Täufers und der Michaelstag fanden zu Zeiten statt, welche für die Germanen ebenfalls mit religiösen Feierlichkeiten verbunden waren.[31] Hauffen bilanziert:

> Im Ganzen kann man sagen, daß der Erzengel Michael bei den Deutschen vom Mittelalter herauf als der einzige kriegerische Engel, als mächtiger Beschützer der Kirche und des Paradieses, in seiner Eigenschaft als Fahnenträger und Schirmherr des deutschen Heeres, als Herzog im Streite und […] unüberwindli-

29 Vgl. Jungbauer, *Geschichte der deutschen Volkskunde* (wie Anm. 24), S. 142.

30 Vgl. Jungbauer, *Geschichte der deutschen Volkskunde* (wie Anm. 24), S. 139–142; Tvrdík, Vodrážková-Pokorná, *Germanistik in den böhmischen Ländern* (wie Anm. 27), S.135–136. Vgl. außerdem Lenka Vodrážková-Pokorná: *Die Prager Germanistik nach 1882. Mit besonderer Berücksichtigung des Lebenswerkes der bis 1900 an die Universität berufenen Persönlichkeiten*. Frankfurt a. M. 2007, S. 329–339.

31 Vgl. Hauffen: *Geschichte des deutschen Michel* (wie Anm. 23), S. 17, 21–22.

> cher Held, als Schutzengel des römischen Reiches deutscher Nation allmählich zu einer deutschen Erscheinung umgeschaffen wurde.[32]

Im zweiten Abschnitt, „Entstehung und Verwendung des geflügelten Wortes ‚der deutsche Michel' von 1500–1848", weist Hauffen auf die ursprünglich spöttische Bedeutung dieser Wortverbindung in der Frühen Neuzeit hin. Hauffen erwägt, dass sie von Nichtdeutschen geprägt wurde und in Nordfrankreich entstand, wo ein damals beliebter Pilgerort der Deutschen, St. Mont Michel, lag. Für die Jahre 1457–58 sind dort Wallfahrten belegt. „michelot" habe in Frankreich damals einen Betteljungen bezeichnet, der nur zum Schein pilgerte. Diese Bezeichnung kann vor 1500 nach Deutschland gekommen und dort zum geflügelten Wort geworden sein. Der erste Beleg für die eher spöttische Bezeichnung lasse sich bei Sebastian Franck finden, in seiner zweibändigen Sammlung *Sprichwörter* (1541), dann 1556 in Jakob Freys Schwänken *Gartengesellschaft*. Hauffen zählt dann Autoren auf, bei denen der deutsche Michel in irgendeiner Weise vorkommt. Genannt werden Frobenius, Johannes Müller, Georg Henisch (*Teutsche Sprach und Weisheit, Thesaurus linguae et sapientiae Germanicae*, Augsburg 1616), Moscherosch und Kaspar Stieler, in dessen *Teutschem Sprachschatz* (Nürnberg 1691) „ein deutscher Michel" beinahe mit *idiota, indoctus* gleichgesetzt wird. Selbstverständlich bleibt Grimmelshausen nicht vergessen: „In Christoph von Grimmelshausens Roman ‚Simplicissimus', 1669 (II, 17) heißt es: ‚Ich wußte dermal weniger als der deutsche Michel, was ein Secret war.'"[33] Im 17. und noch im 18. Jahrhundert war der deutsche Michel eine eher negative Bezeichnung, die sich auf ungebildete Leute richtete, die kein Latein verstanden. Die Gestalt wurde aber gerade deshalb gern verwendet und trat als Verteidiger der Reinheit der deutschen Muttersprache auf. In diesem Kontext wird Grimmelshausens kritische Schrift *Deß Weltberuffenen Simplicissimi Pralerey und Gepräng mit seinem Teutschen Michel* (1673) genannt.[34] Hauffen beachtet auch Modifikationen der Redewendung. So tritt in Goethes Dramenfragment *Hans Wursts Hochzeit* (1775) der Vetter Michel als ein guter, wenn auch dummer Gesellschafter auf. In der Zeit der Freiheitskriege wurde am deutschen Michel als Vertreter

32 Hauffen, *Geschichte des deutschen Michel* (wie Anm. 23), S. 29.

33 Hauffen, *Geschichte des deutschen Michel* (wie Anm. 23), S. 43. Allerdings stößt man auf diesen Satz nicht im *Simplicissimus*, sondern im dritten Kapitel von Grimmelshausens *Springinsfeld*-Roman.

34 Hauffen, *Geschichte des deutschen Michel* (wie Anm. 23), S. 45–46.

der großen Masse besonders die unendliche Geduld und die Verschlagenheit beklagt, gerügt und verspottet. Die Schlafmütze geht Michel tief über die Augen und Ohren und sollte in der Vormärzzeit bedeuten, dass er – also der Deutsche – sich alles geduldig gefallen lasse. Hauffen zeigt ferner die zunehmende Politisierung des Begriffs.[35]

Im dritten Abschnitt, „Der deutsche Michel in Romanen, Dramen und Gedichten von der Mitte des XIX. Jahrhunderts bis zur Gegenwart", werden nicht nur Lieder und Sprüche, Redewendungen und Zusammensetzungen mit dem Namen Michel vorgestellt, sondern auch literarische Werke, in denen Michel eine Rolle spielt – so in Johannes Scherrs Roman *Michel. Geschichte eines Deutschen unserer Zeit* (Prag, Leipzig 1858) und in Johann Nepomuk Oettls erbaulichen Geschichten *Michael Deutsch oder Erzählungen aus dem katholischen Seelsorger- und Volksleben unserer Zeit* (Prag 1859). Im Mittelpunkt von Wilhelm Buschs allegorischer Darstellung der kirchlichen Bewegung der 70er Jahre in Wort und Bild, der Reimerzählung *Pater Filucius* (München 1899), steht Gottlieb Michael, ein junger Mann, der die Angriffe eines Jesuiten geschickt und tapfer abwehrt. Ein weiteres Beispiel ist das 1861 von W. Frost in Prag veröffentlichtes Gespräch *Der böhmische Thomas und der deutsche Michel*. Beide Titelfiguren sind Gegner und ein Herr Böhm nimmt zwischen ihnen einen vermittelnden Standpunkt ein.[36]

Schließlich fasst der Autor alles zusammen (Abschnitt IV, „Art und Wandlungen der Auffassung vom deutschen Michel – Verwandte Erscheinungen in Heimat und Fremde – Zusammenfassung"). In seinem Vergleich mit der Heiligenverehrung zeigen sich bei der Figur des Michels bezeichnende Differenzen:

> Die zu Gattungsnamen gewordenen Heiligen sind alle nur Vertreter einer bestimmten Landschaft oder einer einzelnen, meist ungünstigen Eigenschaft, der deutsche Michel aber ist Vertreter des gesamten deutschen Volkes und wird im Verlaufe seiner langen Entwicklung zur Verkörperung aller besonders kennzeichnender Schwächen und Vorzüge des deutschen Wesens.[37]

Hinter einer solchen Auffassung und der ein wenig überraschenden Assoziation mit dem Heiligenkult steht die Vorstellung, dass jedes

35 Hauffen, *Geschichte des deutschen Michel* (wie Anm. 23), S. 53, 55–60.
36 Hauffen, *Geschichte des deutschen Michel* (wie Anm. 23), S. 61, 63, 67.
37 Hauffen, *Geschichte des deutschen Michel* (wie Anm. 23), S. 83.

Volk eine spezifische Eigenart habe, die sich von der Art anderer Völker abhebe und sich in einem Typ konzentriere.[38]

38 Hauffen, *Geschichte des deutschen Michel* (wie Anm. 23), S. 83.

Abbildung



Reichenberger Bilder.

1. Tscheche: „Hilfe!“
2. [Deutscher Polizist]: „Den Krawall sollst du büßen!“
3. (Im Reichenberger Rathaus.) „Der verdammte Tscheche muss ständig provozieren! Arrest!“
4. [Deutsches Tagblatt *Bohemia*] „Bohemie“: „Die bösen Tschechen wollen mit uns nicht im Frieden leben!“ [Aufschrift oberhalb der Harfe: Versöhnung]

Quelle: Insertní příloha *Šípů* k č. 43 [Insertbeilage zu *Šípy* Nr. 43, 17.10.1891], aus dem Bestand der Nationalbibliothek der Tschechischen Republik (NK ČR), Sign. 54 B 002949

MARIUS PIETRUSCHKA (Münster)

Der Spiritus familiaris in Grimmelshausens *Courasche*, ein Flaschenteufel im historischen Kontext

1. Einleitung

Battafarano und Eilert vertreten die Position, Grimmelshausen habe die Wirkung und die dem Spiritus familiaris nachgesagten Fähigkeiten im *Courasche*-Roman nicht deutlich herausgearbeitet: „Seine tatsächliche Wirkung wird im Roman mit einem Fragezeichen versehen."[1] Aber lassen sich nicht, nachdem die Protagonistin den Spiritus familiaris von einem alten, herumziehenden Soldaten erwirbt, ersichtliche Auswirkungen dieses magischen Requisits auf den weiteren Verlauf des Romans feststellen? Wird nicht an zentraler Stelle darauf verwiesen, dass der Besitz des Spiritus familiaris für Couraschés Gefährten Springinsfeld, von dem sie sich trennt und dem sie den wunderlichen Gegenstand überlässt, einen weiteren Grund liefert, sie als Hexe zu betrachten? Meint Courasche nicht bereits kurz nach dem Handel mit dem alten Soldaten, die dem Spiritus familiaris zugesprochenen magischen Eigenschaften tatsächlich zu verspüren?

Auf diese Fragen soll hier ausführlich eingegangen werden, wobei die Funktion, Wirkung und Entstehungsgeschichte des Flaschenteufels,[2] einer konkreten, historisch belegbaren Erscheinungsform des Spiritus familiaris, untersucht werden.

---

1 Michele Italo Battafarano, Hildegard Eilert: *Courasche. Die starke Frau der deutschen Literatur. Von Grimmelshausen erfunden von Brecht und Grass variiert*. Bern [u. a.] 2003, S. 58.

2 An dieser Stelle sei bereits darauf hingewiesen, dass es neben der Bezeichnung Flaschenteufel auch die des Cartesianischen Tauchers, Flaschentauchers oder Flaschengeistes gibt. Sofern es sich nicht um den Spiritus familiaris im Roman handelt, werde ich dafür im Folgenden der Einheitlichkeit wegen die Benennung Flaschenteufel wählen.

Zunächst aber möchte ich die physikalische Funktion des Flaschenteufels erklären und anschließend seine Entstehung und Entwicklung sowie die dem Spiritus familiaris im zeitgenössischen Kontext zugesprochenen magischen Eigenschaften vorstellen. Um auf den Roman zurückzukommen, werde ich dann im Folgenden abgleichen, in welchem Maße die Beschreibung des Spiritus familiaris im Roman mit dem historischen Befund des Flaschenteufels übereinstimmt. Hierbei führe ich zentrale Stellen im Roman an, deute sie im Kontext der *Courasche* und stelle die Wirkung des Spiritus familiaris auf Courasche sowie Springinsfeld dar.

Nicht mit einbeziehen werde ich den Aspekt eines frühkapitalistischen Denkens im Rahmen der Kriegswirtschaft.[3] Dieses steht zwar in Relation zum Aspekt des Geldvermehrens, eine Eigenschaft, die dem Spiritus familiaris im Roman unter anderem zugeschrieben wird, führt hier aber nicht weiter.

2. Spiritus familiaris und Flaschenteufel im historischen Kontext

2.1 Beschreibung der physikalischen Funktion

Unabhängig von den verschiedenen Formen eines Flaschenteufels, bleibt die Funktionsweise nach dem Archimedischen Prinzip, welches besagt, dass ein Körper an der Wasseroberfläche schwimmt, wenn seine Auftriebskraft größer als seine Gewichtskraft ist, uneingeschränkt die gleiche.[4] Der Taucher kann die Gestalt eines Männleins, die eines Kobolds oder anderer kleiner Tiere oder Figuren annehmen, wobei es sich bei dem klassischen Taucher jedoch meist um „kleine aus (gemeiniglich buntfarbigem) Glase geblasenen Puppen mit einer zarten Öffnung“ handelt,[5] die oft wie Teufel aussehen: „Der traditionelle cartesianische

3 Vgl. Ortwin Lämke: Zirkulationsmittel und hermeneutischer Zirkel. Zum Geldmotiv im simplicianischen Zyklus. In: *Simpliciana* XXVII (2005), S. 135–156, hier S. 147.

4 Vgl. Wolfgang Bürger: Cartesianische Taucher. In: *Bild der Wissenschaft*. 25 (1988), Heft 9, S. 140, und Axel Freiherr von Campenhausen: *Meyers Enzyklopädisches Lexikon*. Bd. 13. Mannheim 1975, S. 496.

5 Heinrich August Pierer: *Encyclopädisches Wörterbuch der Wissenschaften, Küns-*

Taucher ist eine kleine Teufelsfigur, kunstvoll aus dünnem Glas geblasen, 4 bis 5 cm groß, mit einem dünnen Glasrohr als Schwanz […].“[6]

Die Funktionsweise des Flaschenteufels soll anhand eines exemplarischen Versuchsaufbaus eingehender erläutert, am Beispiel des Tauchers „das Schwimmen, Schweben und Sinken eines Körpers in Flüssigkeit“ veranschaulicht werden.[7] Zur Durchführung benötigt man neben dem Taucher „einen nahezu voll gefüllten Standzylinder […]“.[8] Der Einfachheit halber ist es ebenfalls möglich eine verschlossene Plastikflasche zu benutzen. Es empfiehlt sich die Verwendung von destilliertem Wasser, da es so nicht zu Kalkablagerungen im Inneren des Tauchers kommt, die sich im Laufe der Zeit negativ auf die Funktionsweise auswirken können. Für eine Glasflasche ist darüber hinaus ein elastischer Verschluss nötig, mittels dessen Druck auf das in der Flasche befindliche Wasser ausgeübt wird.

Als erster Schritt wird der Taucher austariert, indem man im Falle eines Flaschenteufels solange Wasser durch den Schwanz in den hohlen Innenraum des Tauchers drückt, bis dieser zwar noch an der Oberfläche schwimmt, aber nicht mehr so viel Auftrieb wie im entleerten Zustand hat.[9] Nachdem er untergetaucht ist, kommt er nur noch relativ langsam wieder an die Oberfläche zurück.

Nach Aufbringen des Verschlusses kann nun Druck auf diesen ausgeübt werden und der Taucher beginnt langsam zu sinken, da die Luft im Taucher komprimiert wird und sich so nun mehr Wasser, sprich Gewicht, im Inneren befindet; „Der Auftrieb […] wird mit zunehmendem Druck geringer.“[10] Dies funktioniert nur, da Luft im Gegensatz zu Wasser komprimierbar ist. Der Taucher befindet sich im Zustand des Schwebens, wenn die Auftriebskraft genau gleich der Gewichtskraft ist. Sobald diese die Auftriebskraft übersteigt, sinkt der Taucher zu Boden, da sein Auftrieb nicht mehr genügt, um das nun höhere Gewicht an die Oberfläche zu heben. Lässt der Druck nach „drängt die Luft das Wasser

---

te und Gewerbe. Altenburg 1825, S. 30.

6 Bürger, Cartesianische Taucher (wie Anm. 4), S. 140.

7 Campenhausen, *Meyers Enzyklopädisches Lexikon* (wie Anm. 4), S. 496.

8 Bürger, Cartesianische Taucher (wie Anm. 4), S. 140.

9 Vgl. Bürger, Cartesianische Taucher (wie Anm. 4), S. 140, und Campenhausen, *Meyers Enzyklopädisches Lexikon* (wie Anm. 4), S. 496.

10 Ernst Zeier: *Physikalische Freihandversuche. Kleine Experimente*. Köln [2]1986, S. 57.

wieder heraus und […] die Puppe […] erhebt sich von Neuem zur Oberfläche.“[11]

Hierbei fällt auf, dass sich der Taucher je nach Geschwindigkeit des Auftauchens um seine eigene Achse dreht. Das Wasser, welches im Falle des Flaschenteufels aus dem um seinen Körper angebrachten Schwanz ausströmt, verursacht die Drehung der Figur. Abschließend ist also zu notieren, dass sich der Flaschenteufel nicht nur vertikal auf und ab bewegt, sondern sich vor allem beim Auftauchen um seine eigene Achse dreht.

2.2 Erstmalige Nennung und Entstehung

Den ältesten Verweis auf einen Flaschenteufel findet man in Frischs *Wörterbuch* (1741) unter der Glossierung des Spiritus familiaris, wobei angemerkt werden muss, dass sich die beiden Begriffe durchaus vermischen: „Mit der Vorstellung vom F. [Flaschenteufel, M. P.] vermischt sich vielfach die vom Spiritus familiaris […].“[12] Dabei charakterisiert der Spiritus familiaris einen Hausgeist oder dienenden Geist[13] im weiteren Sinne und der Flaschenteufel eine real existierende Form des Geistes im engeren Sinne. Literarisch wird der Flaschenteufel als Spiritus familiaris zum ersten Mal in Grimmelshausens Roman „Courasche“ thematisiert.[14] Hierbei ist zu erwähnen, dass die Bezeichnung des Spiritus familiaris im Gegensatz zur Entstehungszeit der Werke Grimmelshausens in der Moderne als wissenschaftlicher Sammelbegriff dient und „die sämtlichen verschiedennamigen im Hause waltenden Geister [zusammenfassend] bezeichnet.“[15]

Obwohl der Flaschenteufel bereits im Altertum bekannt war, gilt als sein Erfinder der Italiener Raffaelo Magiotti, „der neben Torrcicelli

---

11 Pierer, *Encyclopädisches Wörterbuch* (wie Anm. 5), S. 30. Vgl. auch Campenhausen, *Meyers Enzyklopädisches Lexikon* (wie Anm. 4), S. 496.

12 Eduard Hoffmann-Krayer: *Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens*. Bd. 3. Berlin, Leipzig 1929–1930, Sp. 1575.

13 Vgl. Werner Scholze-Stubenrecht: *Duden. Die deutsche Rechtschreibung*. 25., völlig neu bearb. und erweiterte Auflage. Hrsg. von der Dudenredaktion. Mannheim 2009, S. 1006.

14 Vgl. Hoffmann-Krayer, *Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens*. Bd. 3. (wie Anm. 12), Sp. 1568.

15 Hoffmann-Krayer, *Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens*. Bd. 3. (wie Anm. 12), Sp. 1568.

einer der bedeutendsten Schüler Galileis war“[16] und den Flaschenteufel erstmalig im Jahre 1648 in seiner Arbeit „Renitenza certissima dell' acqua alla compressione in der Form eines Briefes an Lorenzo de Medici“ erwähnt.[17] Fälschlicherweise wird die Erfindung des Flaschenteufels auch seinem Zeitgenossen, dem französischen Philosophen und Mathematiker René Descartes, latinisiert Cartesius, zugeschrieben, weshalb der Flaschenteufel auch die Bezeichnung des ‚Cartesianischen Tauchers‘ trägt.[18]

„Der Glaube daran [an die dem Flaschenteufel zugesprochenen Fähigkeiten, M. P.] war im Volke sehr verbreitet“,[19] und Flaschenteufel hatten einen solch großen idealistischen und materiellen Wert, dass sie in Preußen „geradezu zum Hausrat [gehörten], so dass sie den Töchtern bei der Heirat in die Aussteuer mitgegeben wurden.“[20] Flaschenteufel verkaufte man vor allem auf Jahrmärkten, die sich vom Mittelalter noch bis ins 19. Jahrhundert großer Beliebtheit erfreuten und eine Bühne für „viel fahrendes Volk (Gaukler, Wahrsager, Puppenspieler usw.)“ boten.[21]

Als Indiz dafür, dass der Flaschenteufel auch Mitte des 19. Jahrhunderts weiterhin populär war und den meisten Menschen ein Begriff gewesen sein muss, mag eine Zeichnung des bekannten Karikaturisten Wilhelm Scholz mit dem Titel „Unser politisches Wasserglas“ vom 29. Juli 1860 gelten.[22] Diese erschien in der Satirezeitung *Kladderadatsch*, die Mitte des 19. bis Mitte des 20. Jahrhunderts wöchentlich Parodien sowie antiklerikale Karikaturen veröffentlichte, und zeigt Napoleon III. am Boden einer Flasche. Nach oben gerichtete Schnurrbarthaare, die eine Ähnlichkeit mit den Hörnern des Flaschenteufels

16 Bürger, Cartesianische Taucher (wie Anm. 4), S. 139, und Zeier, *Physikalische Freihandversuche* (wie Anm. 10), S. 57.

17 Bürger, Cartesianische Taucher (wie Anm. 4), S. 139.

18 Vgl. Herder: *Nachschlagewerk für Wissen und Leben*. Bd. 3. Vierte, völlig neubearbeitete Auflage von Herders Konversationslexikon. Freiburg i. Br. 1932, S. 89.

19 Leander Petzold: *Kleines Lexikon der Dämonen und Elementargeister*. München 1990, S. 156. Vgl. auch Bürger, Cartesianische Taucher (wie Anm. 4), S. 139.

20 Hoffmann-Krayer, *Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens*. Bd. 3 (wie Anm. 12), Sp. 1576.

21 Herder: *Nachschlagewerk für Wissen und Leben*. Bd. 6. Vierte, völlig neubearbeitete Auflage von Herders Konversationslexikon. Freiburg i. Br. 1933, S. 318.

22 <http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/kla1860/0140?sid=8941ed8aa127c9105b3fa081a5bf17ae> (Abruf 28.01.2013). Vgl. auch Bürger, Cartesianische Taucher (wie Anm. 4), S. 140.

aufweisen, die vor dem rundlichen Bauch verschränkten Arme sowie die deutlich nach unten abstehenden Beine lassen offensichtlich Rückschlüsse auf einen Flaschenteufel zu. Die Inschrift am unteren Rand der Flasche „Cartesius inut.“ weist noch einmal direkt auf diese Parallele hin. In der modernen Literatur kommt der Flaschenteufel „bei Stevenson, Chamisso, Mörike, de la Motte-Fouqué, Zschokke und […] Annette von Droste-Hülshoff“ vor.[23]

2.3 Zugesprochene magische Fähigkeiten

Wenn oben auf die Notwendigkeit der Unterscheidung zwischen dem Spiritus familiaris und dem Flaschenteufel hingewiesen wurde, so soll diese bei der Untersuchung der beiden Objekten zugesprochenen Fähigkeiten beibehalten werden. Da allerdings der Quellenbestand zu den vorgeblichen Eigenschaften des Spiritus familiaris wesentlich ergiebiger ist, werde ich vor allem Letzteren betrachten und an gegebener Stelle auf Parallelen zum Flaschenteufel hinweisen.

Der wichtigste Aspekt des Spiritus familiaris ist wohl die Tatsache, dass der letzte Besitzer nach dem Tod der Verdammnis verfällt: „Wer ihn aber behält, bis er stirbt, der muß in die Hölle, darum sucht ihn der letzte Besitzer wieder zu verkaufen.“[24] Dieser kann sich des Spiritus familiaris nur entledigen, wenn er ihn zu einem niedrigeren Preis weitergibt, was aber dennoch problematisch sei: „durch Verkauf kann man ihn wieder loswerden, was sehr bedenklich ist, da sein Verschwinden Unglück über das Haus bringt.“[25] Wenn man dem Spiritus familiaris nachgesagt, dass sein „Besitz eine Art Pakt mit dem Teufel darstellt“[26] und er für die erbrachten Leistungen die Seele seines letzten Herrn verlange,[27] findet dieser Punkt Bestätigung in seiner animalischen Erscheinung, etwa als Skorpion oder Spinne. So erscheint der Spiritus familia-

23 Petzold, *Kleines Lexikon der Dämonen* (wie Anm. 19), S. 157.

24 Jacob Grimm und Wilhelm Grimm: *Deutsche Sagen*. Köln 2007, S. 119.

25 Hoffmann-Krayer, *Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens*. Bd. 3 (wie Anm. 12), Sp. 1575–1576.

26 Hoffmann-Krayer, *Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens*. Bd. 3 (wie Anm. 12), Sp. 1575.

27 Vgl. Hoffmann-Krayer, *Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens*. Bd. 3 (wie Anm. 12), Sp. 1575. Dies trifft allerdings nur auf den letzten Besitzer des Spiritus familiaris zu, der diesen nicht mehr zu einem noch geringeren Preis verkaufen kann.

ris unter anderem als „der in der Flasche gebannte Geist in Gestalt […] eines Käfers oder Skorpions […].“[28] Der Skorpion fungiert bereits in der Bibel als Symbol für den Pakt mit dem Teufel, das Dämonische und Bedrohliche, gegen das Gott auffordert mithilfe seiner von ihm verliehenen Kraft zu kämpfen: „Seht, ich habe euch Macht gegeben, zu treten auf Schlangen und Skorpione.“[29] In der Offenbarung werden die unheilvollen Heuschrecken mit Attributen des Skorpions belegt, was die Dramatik der drohenden Gefahr unterstreicht: „Und aus dem Rauche kamen Heuschrecken hervor auf die Erde, und es wurde ihnen Gewalt gegeben, wie die Skorpionen der Erde Gewalt haben.“[30] Ähnlich verhält es sich bei der Spinne, deren Netze außerdem das Gewebe des Bösen widerspiegeln.[31] Sie galt bereits in der Antike als furchterregendes Insekt, woran sich bis heute nicht viel geändert hat: „So bleibt die Spinne, aller Aufklärung zum Trotz, ein böses und unheimliches Tier.“[32]

Neben der in Grimmelshausens Roman aufgeführten Form des Flaschenteufels kann der Spiritus familiaris auch die Gestalt eines Pucks, eines Insekts wie einer Fliege oder Wespe, bis hin zu der eines kleinen Männleins annehmen.[33] Der Spiritus familiaris wird unabhängig von seinem variierenden Aussehen in Behältnissen wie „in Ringe[n], Crystallen, Gläser[n], Schachteln und dergleichen“[34] aufbewahrt und an der Flucht gehindert. So entsteht die „Vorstellung von dem in einem Glas eingesperrten Spiritus familiaris.“[35] Eine Ausnahme bildet der Spiritus familiaris in Form von Kröten, die in einem größeren Behältnis wie einer Kiste gehalten werden.

Der Spiritus familiaris hält sich folglich immer bei seinem Besitzer auf und kehrt sogar zu ihm zurück, falls dieser versucht, ihn auf unrech-

---

28 Petzold, *Kleines Lexikon der Dämonen* (wie Anm. 18), S. 156. Vgl. auch Grimm, *Deutsche Sagen* (wie Anm. 24), S. 119.

29 Lukas 10, 19.

30 Offenbarung 9, 3.

31 Jesaja 59, 5.

32 Rudolf Schenda: *Das ABC der Tiere. Märchen, Mythen und Geschichten*. München 1995, S. 349.

33 Vgl. Petzold, *Kleines Lexikon der Dämonen* (wie Anm. 19), S. 156, und Hoffmann-Krayer, *Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens*. Bd. 3 (wie Anm. 12), Sp. 1568.

34 Johann Heinrich Zedler: *Grosses vollständiges Universal-Lexikon*. Bd. 39. Leipzig, Halle 1744, Sp. 163. Vgl. auch Eduard Hoffmann-Krayer, *Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens,* Bd. 3 (wie Anm. 12), Sp. 516.

35 Hoffmann-Krayer, *Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens*. Bd. 3 (wie Anm. 12), Sp. 516.

tem Wege, sprich durch einen nicht günstigeren Verkauf, loszuwerden: „Wer ihn kauft, in dessen Tasche bleibt er, er mag das Fläschlein hinlegen, wohin er will, immer kehrt es von selbst zu ihm zurück.“[36] Die Tatsache, dass der Flaschenteufel die oben genannten Bedingungen des äußeren Erscheinungsbildes erfüllt, es handelt sich um eine in einer Flasche oder einem Glase eingeschlossene Figur eines winzigen Teufels, lassen darauf schließen, dass ihm die Eigenschaften eines Spiritus familiaris zugeschrieben wurden.

Auch wenn der Spiritus familiaris mit der Gefahr verbunden ist, als letzter Besitzer nach dem Tod in die Hölle zu geraten, gehen mit ihm eine Vielzahl hilfreicher Eigenschaften einher, welche die Risiken zunächst nicht als Warnung erscheinen lassen. Der Spiritus familiaris verhilft seinem Besitzer zu „Reichtum […] Macht und Weisheit“.[37] Vor allem das Erreichen von Glück stellt einen sich wiederholenden Aspekt dar.[38] Der Spiritus familiaris ist seinem Besitzer im Krieg eine große Hilfe, „macht […] bei Feinden gefürchtet, im Krieg fest wie Stahl und Eisen, also daß sein Besitzer immer den Sieg hat […].“[39] Außerdem behüte er seinen Besitzer vor dem Gefängnis und leite zum Entdecken von Schätzen an.[40]

Auffallend sind bei der Untersuchung des Spiritus familiaris die oft verwendeten Synonyme aus dem Wortfeld „Geist“ und „Geister“, bei denen sich positive Vergleiche wie „guter Geist des Hauses; Vertraute[r] der Familie“[41] und „ein vertrauter dienstbarer Geist, Hausgeist“[42] den eher negativ konnotierten Anspielungen wie „[e]s ist also ein dem Teufel dienstbarer Geist […]“,[43] gegenüberstellen lassen. An dieser

36 Grimm, *Deutsche Sagen* (wie Anm. 24), S. 119.

37 Hoffmann-Krayer, *Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens*. Bd. 3 (wie Anm. 12), Sp. 1575.

38 Vgl. Hoffmann-Krayer, *Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens*. Bd. 3 (wie Anm. 12), Sp. 1575, Petzold, *Kleines Lexikon der Dämonen* (wie Anm. 18), S. 156, und Zedler, *Grosses vollständiges Universal-Lexikon* (wie Anm. 34), Sp. 163.

39 Grimm, *Deutsche Sagen* (wie Anm. 24), S. 119.

40 Vgl. Grimm, *Deutsche Sagen* (wie Anm. 24), S. 119.

41 Scholze-Stubenrecht, *Duden. Die deutsche Rechtschreibung* (wie Anm. 13), S. 1006.

42 *Meyers Großes Konversationslexikon. Ein Nachschlagewerk des allgemeinen Wissens*. Sechste, gänzlich neubearb. und vermehrte Auflage. Bd. 18. Leipzig, Wien 1909. S. 764.

43 Hoffmann-Krayer, *Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens*. Bd. 3 (wie Anm. 12), Sp. 1575.

Opposition zeigt sich der ambivalente Glaube bezüglich des Spiritus familiaris, der im 17., 18. und noch im 19. Jahrhundert geherrscht haben muss.

Wichtig ist hierbei die thematische Abgrenzung zum Flaschengeist, der hinsichtlich des historischen Hintergrundes so gut wie keine Überschneidungspunkte mit dem Spiritus familiaris aufweist und „zweifellos orientalischen Ursprungs“ ist.[44] Der augenscheinlichste Unterschied ist der, dass der Flaschengeist erst durch seine Befreiung „mancherlei Dienste [erbringt] und dann durch eine List wieder in sein Gefängnis [gebracht werden muss]“,[45] nicht aber wie der Spiritus familiaris lediglich durch Besitz zu Reichtum und Glück verhilft. Auch muss der Spiritus familiaris im „Unterschied zum Alraun […] nicht wöchentlich gepflegt werden“,[46] was dem Besitzer erlaubt, ohne jedwede Gegenleistung vom Spiritus familiaris zu profitieren.

Deckungsgleich ist die Tatsache, dass sowohl Flaschengeist und, bis auf wenige Ausnahmen, der Spiritus familiaris in einem Behältnis aufbewahrt und so an der Flucht gehindert werden. Als augenscheinlichster Aspekt muss abschließend auf die vom Spiritus familiaris ausgehende Ambivalenz seiner Wirkung genannt werden, die für den Besitzer sowohl positiver, als auch negativer Art sein kann.

3. Parallelen und Abweichungen in der Darstellung des Flaschenteufels und des Spiritus familiaris bei Grimmelshausen

In Grimmelshausens Roman *Ausführliche und wunderseltzame Lebensbeschreibung der Ertzbetrügerin und Landstörtzerin Courasche* wird der Spiritus familiaris erstmalig im 18. Kapitel genannt. Zu diesem Zeitpunkt steht Courasche „Im Zenit ihrer Geschäftslaufbahn und […]

44 Hoffmann-Krayer, *Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens*. Bd. 3 (wie Anm. 12), Sp. 1573.

45 Hoffmann-Krayer, *Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens*. Bd. 3 (wie Anm. 12), Sp. 1574.

46 Jakob Koeman: *Die Grimmelshausen-Rezeption in der fiktionalen Literatur der deutschen Romantik.* Amsterdam 1993, S. 512.

kommuniziert mit der Welt im Medium des Geldes. […] Ihre geschäftlichen Erfolge sind ihr sicher.“[47]

Die Protagonistin ersteht den Spiritus familiaris in betrunkenem Zustand „aus Unkenntnis und Neugier“[48] von einem alten Soldaten, der sie bereits zu diesem Zeitpunkt vor dem Gegenstand warnt,[49] und wird sich dessen erst am nächsten Morgen richtig bewusst, als sie wieder nüchtern ist. Auffallend ist im Rahmen der erstmaligen Nennung die Tatsache, dass Courasche berichtet, der Soldat habe ihr den Spiritus familiaris ‚gebracht‘: „Einsmahls brachte mir ein alter Hühnerfänger […]“.[50] Der Erwerb des Spiritus familiaris erhält so von Beginn an einen absichtlichen Charakter, da nicht von einem zufälligen Treffen mit dem Soldaten die Rede ist, sondern das Szenario eher so wirkt, als habe der Soldat sie bewusst als neue Besitzerin ausgewählt. Dazu passt auch die Tatsache, dass der Soldat Courasche direkt mit „Ach Frau *Courage*“ (*C* 101) anspricht und diese ihn recht bald wiederfindet, als sie ihn über die genaue Beschaffenheit des Spiritus familiaris befragen will. Der Soldat verschwindet erst danach endgültig: „[…] und damit gieng der Alte seines Wegs“ (*C* 103).

Der erste große Widerspruch ergibt sich angesichts der äußeren Beschreibung des Soldaten und der von ihm versprochenen Eigenschaften des Spiritus familiaris, die in signifikantem Gegensatz zueinander stehen. Durch Couraschs Darstellung des Mannes als „alter Soldat“ (*C* 100) entsteht der Eindruck einer verlebten und heruntergekommenen Person, die einmal die Stellung eines Musketiers bekleidet haben muss, „der lang vor dem Böhmischen Unwesen eine Mußquet getragen hatte“ (*C* 100). Im weiteren Verlauf wird der Soldat mit Attributen des Zigeuner- und Landstreichertums („ein alter Hühnerfänger“ [*C* 100]), der Alkoholabhängigkeit („Weinbeisser“ [*C* 101]) und der Gaunerei („Lau-

---

47 Walter Busch: Geld und Recht in der „Courasche“. Satirische Kritik und utopische Perspektive. In: *Studi Tedeschi* XXVI (1983), Heft 1, S. 55–92, hier S. 71.

48 Dieter Breuer: Courasches Unbußfertigkeit. Das religiöse Problem in Grimmelshausens Roman. In: *Simplicana* XIV (2002), S. 229–242, hier S. 233.

49 Vgl. Jennifer Reglin: Der „spiritus familiaris“ bei E. T. A. Hoffmann und Friedrich de la Motte Fouqué. Ein Vergleich von E. T. A. Hoffmanns „Der Elementargeist“ und Friedrich de la Motte Fouqués „Eine Geschichte vom Galgenmännlein“. In: *E. T. A. Hoffmann Jahrbuch* 12 (2004), S. 80–98, hier S. 83–84.

50 Hans Jacob Christoffel von Grimmelshausen: *Ausführliche und wunderseltzame Lebensbeschreibung der Ertzbetrügerin und Landstörtzerin Courasche*. In: *Werke* I. 2. Hrsg. von Dieter Breuer. Frankfurt a. M. 1992 (Bibliothek der Frühen Neuzeit 4. 2), hier S. 100. – Der Text wird im Folgenden nach der Edition von Breuer mit Sigle *C* und Seitenangabe in runden Klammern zitiert.

er“ [*C* 102]) charakterisiert. Außerdem wird er allein fünfmal „der Alte“ (*C* 100–103) genannt und das Adjektiv „alt“ bei allen anderen Benennungen, wie „der alte Lauer“ (*C* 102) verwendet, womit Courasche ebenfalls auf die schlechte Konstitution des Mannes anspielt. Das Erscheinungsbild des Soldaten steht in krassem Gegensatz zu den Fähigkeiten wie Sieg über Feinde im Krieg, Glück und Wohlstand sowie ein gutes Ansehen bei den Mitmenschen, die er selbst dem Spiritus familiaris zuschreibt. Der Soldat geht gar nicht auf diese Diskrepanz ein, sondern behauptet lediglich, er habe seit dem Erwerb des Spiritus familiaris keinen Verlust erlitten. Hierbei erwähnt er nur, dass der Besitz des Spiritus familiaris ihm nicht geschadet habe, er geht jedoch nicht auf einen Profit durch seinen Besitz ein. Einzig in der ausformulierten Überschrift des 18. Kapitels im Inhaltsverzeichnis vor Romanbeginn heißt es, Courasche habe den Spiritus familiaris von einem „Musquetirer“ (*C* 16) erstanden. Im Roman selbst ist lediglich angeführt, dass der alte Soldat vor langer Zeit einen solchen Rang innehatte (vgl. *C* 100).

Die gleiche Unstimmigkeit lässt sich nicht nur bei der Beschreibung des Soldaten festhalten, vielmehr variiert ungefähr die Hälfte der Kapitelüberschriften im Inhaltsverzeichnis mit denjenigen, die im Roman den Kapiteln direkt voranstehen. Auch bezüglich der lateinischen Schreibweise der Zahlen finden sich Abweichungen, wie zum Beispiel die der Zahl 18, welche durch XVIII im Inhaltsverzeichnis, beziehungsweise XIIX im Roman realisiert wird. Vielleicht ist es Grimmelshausens Intention, darauf anzuspielen, dass nichts im Roman wirklich so ist, wie es erscheint und anfangs angekündigt wird.

Auch wenn es nicht so aussieht, als habe der Spiritus familiaris dem Soldaten zu Wohlstand und Reichtum verholfen, bewahrheiten sich bald die versprochenen Fähigkeiten des Spiritus familiaris und „Courage spürt täglich [seine] Wirkung. Ihr Vermögen nimmt ständig zu.“[51] Obwohl das Glück ihr zum Auffinden besonderer Schätze verhilft und Kunden ihr wohlgesonnen sind, nimmt sie dennoch Neider wahr, die ihr den Erfolg nicht gönnen und ihr nachsagen, sie sei von einem höllischen Geist besessen (vgl. *C* 104): „[…] sie bemerkt, dass trotz ihres materiellen Erfolges ihr öffentliches Ansehen leidet“.[52] Wenngleich Courasche „sehr schnell die Bedeutung von Geld für ihre Sicherheit“[53] erkennt und Geld sowie dessen Vermehrung und Handel

---

51 Koeman, *Die Grimmelshausen-Rezeption* (wie Anm. 46), S. 512.
52 Breuer, Couraschs Unbußfertigkeit (wie Anm. 48), S. 233.
53 Battafarano, Eilert, *Courasche* (wie Anm. 1), S. 50.

zentrale Motive ihres Agierens sind, fürchtet sie sich jedoch bald vor dem Spiritus familiaris, da ihr Vermögen „[…] nicht aufhören will zu wachsen.“[54] Unter finanziellen Aspekten betrachtet ist Courasche auf den Spiritus familiaris gar nicht angewiesen, da sie mehr Geld verdient, als sie überhaupt ausgeben kann, und ihr Erspartes nach Prag bringen lässt: „[…] so beschleunigt der Spiritus ihre Entwicklung zur Fanatikerin der Werthäufung noch einmal.“[55]

Im 22. Kapitel des Romans taucht der Spiritus familiaris ein zweites Mal auf. Courasche kann ihn im Rahmen der Trennung von ihrem Gefährten Springinsfeld diesem weiterverkaufen und entgeht so „[…] der Gewalt des Teufels.“[56] Obwohl Springinsfeld in deutlicher Weise vom Spiritus profitiert, denn „Springinsfeld gewann alle Duelle und fand verborgene Schätze“,[57] steigt ihm seine neueste Errungenschaft bald zu Kopf. Er wird aggressiv, greift Unbeteiligte an (vgl. *C* 125) und „verprasst sinnlos das Erworbene.“[58] Hier werden die unterschiedlichen Charaktere der beiden Figuren sowie die Voraussicht der Courasche deutlich. Sie „verliert […] nur zeitweilig den Kopf über [ihren] Besitz“[59] und „baut […] darauf, ihn rechtzeitig wieder entäußern zu können.“[60]

Anhand der drei Figuren werden gänzlich verschiedene Wirkungsweisen des Spiritus familiaris aufgezeigt, wobei dessen Besitz niemandem zu langfristigem Glück verhilft. Der alte Soldat hat von dem Besitz in keiner Weise profitiert, er ist gesellschaftlich abgestiegen und muss nun ein Leben als Landstreicher fristen. Springinsfeld verhilft der Spiritus familiaris zwar zu kurzzeitigem Wohlstand, mit dem er jedoch nicht nachhaltig umgehen kann, er wird stattdessen aggressiv und übermütig. Allein Courasche gelingt es, vom Spiritus familiaris auf finanzieller Ebene langfristiger zu profitieren, da ihr Gewinn noch stärker wächst, jedoch bald ein selbst für Courasche furchterregendes Ausmaß annimmt. Ihr Besitz hat allerdings auch eine Kehrseite, beschert ihr Neider und macht sie ebenfalls nicht dauerhaft glücklich; „Er bringt

---

54 Busch, Geld und Recht (wie Anm. 47), S. 71.
55 Busch, Geld und Recht (wie Anm. 47), S. 71.
56 Petzold, *Kleines Lexikon der Dämonen* (wie Anm. 19), S. 156.
57 Koeman, *Die Grimmelshausen-Rezeption* (wie Anm. 46), S. 513.
58 Battafarano, Eilert, *Courasche* (wie Anm. 1), S. 50.
59 Battafarano, Eilert, C*ourasche* (wie Anm. 1), S. 50.
60 Battafarano, Eilert, *Courasche* (wie Anm. 1), S. 75.

seiner Besitzerin finanziellen Vorteil, besorgt ihr aber keineswegs Lebensglück, weil er eine Gefahr für ihr Seelenheil ist.“[61]

Somit lässt sich festhalten, dass im Roman keine eindeutige Wirkung des Spiritus familiaris präsentiert wird und dessen Besitz für die drei Figuren entweder positive oder negative Folgen hat. Um zu beurteilen, ob der im Roman aufgeführte Spiritus familiaris als Flaschenteufel gesehen werden kann, sei vorab die Verwendung des Begriffs Spiritus familiaris im Roman untersucht.

An erster Stelle ist anzumerken, dass Courasche selbst nie direkt vom Spiritus familiaris oder gar dem Flaschenteufel spricht, sondern sich einer Vielzahl anderer Bezeichnungen bedient. Lediglich am Ende des 18. Kapitels erwähnt sie den „*Spirit. famil.*“ (*C* 105). Sie benutzt diese Abkürzung, um den Schutz Gottes direkt dem teuflischen Schutz des Spiritus familiaris gegenüberzustellen, indem sie darauf verweist, sie sei bereits in dessen Besitz gewesen, als sie mit Simplicius im Sauerbrunnen verkehrte (vgl. *C* 105). Wäre er „etwas nutz“ gewesen, wäre er ihr „weniger ins Netze gerahten“, wie diejenigen die „im Schutz GOttes“ standen (*C* 105), was so noch einmal direkt auf die Antonyme „Gott“ und „Teufel“ anspielt. Dass Courasche sich an dieser Stelle der Abkürzung „*Spirit. famil.*“ (*C* 105) bedient, veranschaulicht ein weiteres Mal ihre deutliche Antipathie Simplicius gegenüber. Eine ähnliche Bezeichnung, „*Spiritus famil.*“ (*C* 124), findet sich in Kapitel 22, in welchem die Trennung von Courasche und Springinsfeld thematisiert wird. Die Tatsache, dass Courasche nicht direkt vom Spiritus familiaris spricht, ist vielleicht dadurch zu erklären, dass sie sich zu diesen Zeitpunkten vor dem „magischen Requisit“[62] fürchtet und seinen Namen nicht vollständig auszusprechen wagt. Durch die besagten Stellen wird die Parallele offensichtlich, dass sie eine Ausnahme macht, um Simplicius Amoralität und Gottesferne vorzuwerfen.

Beim zweiten Treffen mit dem Soldaten ist Courasche darüber verwundert, dass sie sich um den Spiritus familiaris in keiner Weise kümmern muss, denn „im Unterschied zum Alraun braucht der Spiritus familiaris nicht wöchentlich gepflegt zu werden.“[63] Deutlich betont der Alte, es verhalte sich mit diesem Objekt, verglichen mit Geistern wie dem Alraun oder dem Hauskobold, gänzlich anders. Diese Tatsache

---

61 Koeman, *Die Grimmelshausen-Rezeption* (wie Anm. 46), S. 512.

62 Busch, Geld und Recht (wie Anm. 47), S. 71.

63 Koeman, *Die Grimmelshausen-Rezeption* (wie Anm. 46), S. 512. Vgl. auch Grimm, *Deutsche Sagen* (wie Anm. 24), S. 119.

stimmt Courasche erstmalig nachdenklich und sie fragt kritisch, ob nicht doch eine Gefahr vom Spiritus familiaris ausgehe und die zugesagten Dienste nicht ganz ohne eine entsprechende Gegenleistung abliefen, worauf der Soldat antwortet, Courasche wisse bereits genug über ihren neuen Erwerb und müsse diesen lediglich zu einem geringeren Preis verkaufen (vgl. *C* 103).

Auch die Warnung ihrer böhmischen Ziehmutter, „und ihr liebe Tochter! stehet in grosser Gefahr" (*C* 103), nimmt sie vorerst nicht ernst (vgl. *C* 103–104). Die Ziehmutter, Couraschés einzige zuverlässige Vertraute im Roman, bestätigt die Fähigkeiten des Spiritus familiaris, „der alles das jenige leistet/ was euch der Verkauffer von ihm erzehlet" (*C* 103). Beide Frauen glauben also an die positiven Eigenschaften des Requisits. Auffallend ist jedoch die unterschiedliche Position hinsichtlich der Gefahr, die vom Spiritus familiaris ausgeht, welche Courasche bis zu diesem Zeitpunkt ausblendet. Ihre Ziehmutter warnt sie vor der Hölle, indem sie die Verballhornung „*Stirpitus flammiliarum*" (*C* 103) benutzt. Walter Busch übersetzt dies mit „Abkömmling der Flammenhölle" und Dieter Breuer führt im Kommentar zu seiner Ausgabe der *Courasche* die Übersetzung von Spiritus familiaris, lat. ‚stirps' (Wurzelgewächs) und lat. ‚flamma' (Feuer, Flamme), als „Abkömmling des Höllenfeuers" an.[64] Allerdings wäre auch ein Bezug auf lat. ‚stirpitus' (Adv. völlig, gänzlich) denkbar,[65] wobei sich „Stirpitus flammiliarum" dann in etwa mit „vollkommener Flamme/ vollkommenen Flammen" übersetzt, wenn man außer Acht lässt, dass der eigentliche Genitiv Plural von ‚flamma' „flammarum" ist. Jedenfalls passen alle Übersetzungen zum Verweis der Ziehmutter auf den Verbleib des letzten Besitzers in der Hölle.

Die Ziehmutter kann diesen Vergleich nur anführen, weil sie Couraschés Errungenschaft „*Stirpitus flammiliarum*", nicht aber Spiritus familiaris nennt, da sich bei Letzterem allein vom Namen ausgehend keine Verbindung zum Thema „Hölle und Feuer" herleiten lässt. Vielleicht handelt sie so, um die von ihm ausgehende Gefahr zu unterstreichen. Auch scheint ihre Warnung nur auf Wissen zu gründen, das sie nicht selbst erschlossen, sondern von Dritten erfahren hat: „wie mir gesagt worden" (*C* 103).

64 Vgl. Busch, Geld und Recht (wie Anm. 47), S. 71, und Breuer (*C*, S. 793).

65 Vgl. *Langenscheidts Großwörterbuch Lateinisch*. Tl. 1. *Lateinisch-Deutsch*. Hrsg. von Hermann Menge. Berlin [u. a.] [18]1973, S. 717.

Courasche wird so eindringlich auf ihre eigentlich ausweglose Situation hingewiesen, da sich der Weiterverkauf des Spiritus familiaris für sie als vorletzte Besitzerin nun sehr schwierig gestaltet. Sie bemerkt, „[…] daß trotz ihres materiellen Erfolgs ihr öffentliches Ansehen leidet und dies, nicht etwa die Warnung vor Teufelsbündnerei“,[66] gibt ihr Anlass zum Nachdenken über ihre ernste Lage und den Spiritus familiaris. Courasche nimmt zunehmend Neider wahr, die ihr den Erfolg nicht gönnen, und fürchtet sich vor ihren immer weiter wachsenden Gewinnen. Courasche ist sich also ihrer fatalen Lage bewusst, jedoch unternimmt sie zumindest zu diesem Zeitpunkt nichts, um den Spiritus familiaris loszuwerden.

Was Couraschès Beschreibung des Spiritus familiaris im Roman betrifft, lassen sich Parallelen zur Form des Flaschenteufels erkennen. Zum ersten Mal umschreibt Courasche den Spiritus familiaris als „so etwas in einem verschlossenen Gläßlein/ welches nicht recht einer Spinnen und auch nicht recht einem Scorpion gleich sahe“ (*C* 100). Hier tun sich offensichtliche Ähnlichkeiten zum Flaschenteufel auf, bei dem es sich ebenfalls um eine kleine Figur handelt, die sich in einem flaschen- oder glasähnlichen Behältnis befindet. Eine vergleichbare Bezeichnung findet sich später in Kapitel 22 als Courasche von einem „Ding im Glaß“ (*C* 125) spricht, was sich ebenfalls mit dem Erscheinungsbild des Flaschenteufels überschneidet. Courasche erkennt sehr wohl, dass es sich nicht um ein Lebewesen handeln kann, da dies im luftleerem Glas nicht überleben würde; „ich hielte es vor keine *Insect* oder lebendige Creatur/ weil das Glaß keinen Lufft hat/ dardurch das beschlossene Ding sein Leben hätte erhalten mögen […]“ (*C* 100).

Dies könnte ebenfalls ein Indiz für den Flaschenteufel sein, dessen Funktion nur in einem mit Wasser gefüllten Behältnis gewährleistet ist. Dem deutlich gegenüberzustellen ist jedoch die Tatsache, dass sich der Inhalt „ohn Unterlaß im Glaß regte und herum grabelte […]“ (*C* 100). Wie bereits erwähnt, bewegt sich der in der Flasche befindliche Teufel nur dann, wenn manuell Druck auf die Flasche ausgeübt wird, nicht aber ohne menschliches Zutun. Grimmelshausen stellt den Spiritus familiaris somit auf eine fiktive Ebene und entfernt sich vom physikalischen Konzept des Flaschenteufels. Courasche deutet den Spiritus familiaris letztlich als „Kunst-Stuck eines vortrefflichen Meisters“ (*C* 100).

66 Vgl. Breuer, Couraschès Unbußfertigkeit (wie Anm. 48), S. 233.

In der Benennung „Bettel“ (*C* 100), die ursprünglich aus dem Altschwäbischen stammt und sich mit „kleines Weinfläschchen“[67] übersetzt, findet sich ein weiteres Indiz dafür, dass es sich bei dem Spiritus familiaris um einen Flaschenteufel handeln könnte. Dieser Begriff hat seinen etymologischen Ursprung im Begriff „betler“ (Bettler), die häufig mit Alkoholkonsum in Verbindung gebracht wurden. Auffallend ist hierbei die Tatsache, dass „Bettel“ so nicht nur Rückschlüsse auf die Gestalt des Spiritus familiaris zulässt, sondern zugleich auf die Konstitution des Soldaten anspielt, den Courasche auch „alten Weinbeisser“ (*C* 101) nennt. Des Weiteren bezeichnet Courasche den Spiritus familiaris als „erkaufften Schatz“ (*C* 101), woran sich gut ihre anfängliche Zuneigung zum Spiritus familiaris erkennen lässt.

Der Soldat behauptet, der Spiritus familiaris sei ein „dienender Geist“ (*C* 102), was sich wieder mit den dem Flaschenteufel zugeschriebenen Attributen decken würde, da sich dessen Bedeutung, wie gesagt, oftmals mit der des Spiritus familiaris überschneidet; „Mit der Vorstellung vom F. [Flaschenteufel] vermischt sich vielfach die vom Spiritus familiaris, d. i. Hausgeist […].“[68]

Kurz nach der Trennung von Springinsfeld, den Courasche dazu bringt, ihr den Spiritus familiaris abzukaufen, nennt sie diesen einen „gefährlichen Gast“ (*C* 125), da sie sich nicht mehr nur der allgemeinen Bedrohung bewusst ist, sondern anhand von Springinsfelds Verrücktheit erkennt, wie diese sich konkret äußert.

Der wohl direkteste Hinweis, dass es sich bei dem Spiritus familiaris im Roman um einen Flaschenteufel handelt, findet sich im 13. Kapitel von Grimmelshausens Roman *Der Seltzame Springinsfeld* während einer Unterhaltung Springinsfelds mit „seinem früheren Kriegskameraden Simplicius.“[69] Springinsfeld äußert, dass er im Umgang mit dem Spiritus familiaris von Beginn an Angst hatte, und redet von einem „Teufel im Glas/ wessentwegen ich grosse Angst ausstunde/ bis ich seiner wieder ohne Schaden los wurde.“[70]

---

67 Ulrich Goebel, Oskar Reichmann: *Frühneuhochdeutsches Wörterbuch*. Bd. 3. *barmherzigkeit – bezwüngnis*. Berlin 2000, S. 2162.

68 Hoffmann-Krayer, *Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens*. Bd. 3 (wie Anm. 12), Sp. 1575.

69 Koeman, *Die Grimmelshausen-Rezeption* (wie Anm. 46), S. 513.

70 Hans Jacob Christoffel von Grimmelshausen: *Der Seltzame Springinsfeld*. In: *Werke* I, 2. Hrsg. von Dieter Breuer. Frankfurt a M. 1992 (Bibliothek der Frühen Neuzeit 4. 2), S. 232.

Beruft man sich auf die Position Petzolds, der den Spiritus familiaris mit dem Flaschenteufel fast gleichsetzt,[71] sowie darauf, dass sich die Vorstellungen vom Flaschenteufel und Spiritus familiaris durchaus vermischen, lassen sich im Roman weitere Argumente dafür finden, dass es sich tatsächlich um einen Flaschenteufel handelt.

Springinsfeld vermag sich des Spiritus familiaris auf rechtem Wege nicht zu entledigen, da er diesen nicht mehr zu einem geringeren Preis verkaufen kann. Trotzdem will er ihn an Courasche zurückgeben: „gedachte er mir den selbigen wieder anzuhencken/ und zu ruck zu geben/ wie er mir ihn dann […] vor die Füsse warff“ (*C* 125). Auch als Springinsfeld den Spiritus familiaris in die Donau wirft, kehrt dieser wieder zu ihm zurück, was sich auch bei Courasche beobachten lässt, bei welcher der Spiritus familiaris ebenfalls in der Tasche wieder auftaucht (vgl. *C* 101–102). Hier zeigt sich eine maßgeblich Parallele zum Flaschenteufel: „Wer ihn kauft, in dessen Tasche bleibt er, er mag das Fläschlein hinlegen, wohin er will, immer kehrt es von selbst zu ihm zurück.“[72] Auch gelingt es dem Soldaten und Courasche, den Spiritus familiaris wieder loszuwerden, was aber immer schwieriger wird, da „er jedes Mal billiger verkauft werden muss, als man ihn eingekauft hat“,[73] und was eine Bedingung darstellt, die sich ebenfalls beim Flaschenteufel findet.

Bezieht man den geschichtlichen Hintergrund mit in die Untersuchung ein, fällt auf, dass der Flaschenteufel erstmals im Jahre 1648 nachweisbar ist,[74] was zeitlich in den Kontext des Romans passt. Fragwürdig erscheint abschließend die Art und Weise, wie sich Springinsfeld des Spiritus familiaris entledigt, indem er diesen ganz unkonventionell verbrennt. Das Glas des Flaschenteufels hätte einen Schmelzpunkt von Temperaturen um die 800 bis 900˚C, die bei einem normalen Backofen kaum erreicht werden. Wenn Grimmelshausen den im historischen Kontext geläufigen Fähigkeiten des Spiritus familiaris treu geblieben wäre, hätte Springinsfeld als letzter Besitzer nach seinem Ableben in der Hölle weilen müssen, da er es nicht geschafft hätte, den Spiritus familiaris noch einmal zu einem günstigeren Preis zu verkau-

71 „Der Teufel im Glas d. h. der Flaschengeist oder Spiritus familiaris“ (Petzold, *Kleines Lexikon der Dämonen* [wie Anm. 19], S. 155–156).

72 Grimm, *Deutsche Sagen* (wie Anm. 24), S. 119.

73 Petzold, *Kleines Lexikon der Dämonen* (wie Anm. 19), S. 156.

74 Vgl. Bürger, Cartesianische Taucher (wie Anm. 4), S. 139.

fen. Aber so verbrennt er den Spiritus letztlich in einem Backofen und „entgeht der ewigen Verdammnis.“[75]

Um für Grimmelshausens Entscheidung, den Spiritus familiaris im Roman verbrennen zu lassen, eine Erklärung zu finden, sei vorab die Beziehung von Springinsfeld und Courasche kurz vor deren Trennung untersucht.

Courasche entwickelt erstmalig Zweifel bezüglich der Loyalität Springinsfelds, als dieser sie im Schlaf unerwartet und brutal angreift: „da schlug er mich mit der Faust von allem Kräfften ins Angesicht […] das Blut lieffe mir auch häufig zum Maul und der Nasen heraus“ (*C* 117). Springinsfelds Erklärung für sein Handeln durch einen Traum wirkt unglaubwürdig (vgl. *C* 119), und er unternimmt kurz darauf den Versuch, die schlafende Courasche zu verbrennen. Auch hier ist Springinsfelds Ausrede weit hergeholt, er habe geträumt, Courasche sei von Schlangen umgeben und er habe lediglich versucht, sie zu retten (vgl. *C* 122). Spätestens hier erkennt man, dass Springinsfeld Courasche für eine Hexe hält und durch den Versuch, sie ins Feuer zu werfen, „[…] an ihr einen privaten Hexenprozeß vollzieht.“[76] Das zentrale Motiv für Springinsfelds Annahme, sie sei eine Hexe, ist hierbei der Spiritus familiaris: „Ein Indiz [dafür, dass Courasche eine Hexe ist] ist für ihn der *Spiritus familiaris* […].“[77] Nachdem der Spiritus familiaris vernichtet ist, flieht Courasche zu ihrer Ziehmutter nach Passau, da sie Angst vor einem Hexenprozess hat, den Springinsfeld ihr aufgrund des Handels mit dem Spiritus familiaris machen könnte (vgl. *C* 125). Jedoch verzichtet Springinsfeld wahrscheinlich deshalb auf eine Denunziation, „da er sich […] ähnlich wie die vergewaltigenden Offiziere nicht ganz unbeteiligt an der Sache weiß.“[78]

Hinsichtlich der Verbrennung des Spiritus familiaris bin ich der Auffassung, dass Springinsfeld Courasche so symbolisch in die Hölle schickt. Springinsfeld gelingt es damit nach seinem erfolglosen Versuch, Courasche selbst ins Feuer zu werfen (vgl. *C* 121–122.), zumindest den Gegenstand, aufgrund dessen er sie für eine Hexe hält, zu verbrennen. Hierbei darf jedoch nicht außer Acht gelassen werden, dass Springinsfeld in erster Linie so handelt, weil er sich vor dem Spiritus

75 Koeman, *Die Grimmelshausen-Rezeption* (wie Anm. 46), S. 513.

76 Michele Italo Battafarano: Erzählte Dämonopathie in Grimmelshausens „Courasche“. In: *Simplicana* XIX (1997), S. 55–89, hier S. 74.

77 Battafarano, Erzählte Dämonopathie (wie Anm. 76), S. 73. Vgl. auch Battafarano, Eilert, *Courasche* (wie Anm. 1), S. 105.

78 Battafarano, Eilert, *Courasche* (wie Anm.1), S. 103.

familiaris fürchtet. Zusammenzufassend kann festgehalten werden, dass Grimmelshausen in seinem Roman deutlich auf die Existenz des Flaschenteufels hinweist, wie die Beschreibungen Couraschés und nicht zuletzt die von Springinsfeld es belegen. Diese werden dann aber wieder dadurch in Frage gestellt, dass sich der Flaschenteufel am Anfang ohne menschliches Zutun selbst bewegt (vgl. *C* 100) oder Springinsfeld selbigen einfach im Backofen verbrennt.

4. Schluss

Um abschließend zu beurteilen, ob es sich in Grimmelshausens „Courasche“-Roman bei dem Spiritus familiaris wirklich um einen Flaschenteufel handelt, sei vorab noch einmal die Position Battafaranos und Eilerts angeführt, nach der „seine tatsächliche Wirkung […] im Roman mit einem Fragezeichen versehen“ ist.[79] Ich hingegen bin der Auffassung, dass kein eindeutiges Konzept des Spiritus familiaris im Roman vorliegt. Wie bereits erwähnt, zeigen sich an Courasche, Springinsfeld sowie an dem alten Soldaten drei völlig verschiedene Wirkungsweisen des Spiritus familiaris, da dieser einen mehr oder weniger starken positiven oder negativen Einfluss ausübt. Der Spiritus familiaris wirkt durchaus, aber eben abhängig von seinem jeweiligen Besitzer und dessen Eigenschaften, die er zu verstärken scheint.

Wenn man alle bisher untersuchten Aspekte des Spiritus familiaris im Roman zusammen sieht, handelt es sich um einen Flaschenteufel. Dass Springinsfeld den Spiritus familiaris verbrennt, ist zwar ein Argument gegen den Flaschenteufel, ließe sich aber, wie schon ausgeführt, damit erklären, dass dieser so indirekt den „Hexenprozess“ gegen Courasche zu Ende bringt und seine Seele rettet. Auch die Tatsache, dass sich der Inhalt des Spiritus familiaris selbstständig bewegt, spricht gegen die rein physikalische Funktion des Flaschenteufels, könnte aber durch Couraschés eingeschränkte Wahrnehmung aufgrund des Alkoholrausches begründet werden. Es steht fest, dass sich Grimmelshausen des bei den Zeitgenossen bekannten Flaschenteufels bedient und ihn mit magischen, nicht rational nachvollziehbaren Eigenschaften ausgestattet hat, um den Aberglauben des Volkes widerzuspiegeln, der Uner-

79 Battafarano, Eilert, *Courasche* (wie Anm. 1), S. 58.

klärbares durch den Glauben an Magie ersetzte. Dabei nutzt Grimmelshausen die gängige Vermischung der Vorstellung vom Flaschenteufel und vom Spiritus familiaris, um seine literarischen Figuren über ihren Umgang mit dem magischen Requisit und seine Wirkung auf sie zu charakterisieren. Das „Ding im Glaß“ (*C* 125) entfaltet also eine im Roman klar nachweisbare Wirkung.

Abbildungen



Abb. 1: Flaschenteufel rot mit Stöpsel.
<http://www.manufactum.de/cartesischer-flaschenteufel-p1464485/>
(Abruf 07.09.2013)



Abb. 2: Flaschenteufel in der Flasche 1.
<http://www.manufactum.de/cartesischer-flaschenteufel-p1464485/>
(Abruf 07.09.2013)



Abb. 3: Unser politisches Wasserglas.
<http://prometheus.uni-koeln.de/pandora/image/show/giessen_lri-d2c36a7d800b4c0a02cbc1c946b172d9478c1f1e>
(Abruf 30.04.2013)



Abb. 4: Flaschenteufel in der Flasche 2, von Siggi Hauch, Glasbläser, Münster, <www.flaschentaucher.de>

NIKOS SAUL (Münster)

Zigeuner bei Grimmelshausen. Negatives oder utopisches Bild?

An zwei Stellen tauchen, jeweils mit der Courasche verbunden, in Hans Jacob Christoffel von Grimmelshausens simplicianischem Zyklus Zigeuner[1] als handelnde Figuren auf: am Ende des *Courasche*- und am Anfang des *Springinsfeld*-Romans. Ebenfalls zusammen mit Courasche erscheinen sie im *Rathstübel Plutonis*, einer weiteren simplicianischen Schrift Grimmelshausens.

Ich möchte, gerade vor dem Hintergrund, dass über Grimmelshausens Leben wenig bekannt ist und alle expliziten Urteile über Zigeuner in seinen Schriften von Figuren stammen, nicht darüber spekulieren, welche Einstellung Grimmelshausen zu den von ihm als „Zigeuner" bezeichneten Menschen hatte, sondern vielmehr untersuchen, wie er in den genannten simplicianischen Schriften mit zu seiner Zeit verbreiteten Zigeunerbildern umgeht, die größtenteils aus Lektüre und Überlieferung, nicht aus dem Umgang mit als „Zigeuner" bezeichneten Menschen erwuchsen. In den mir vorliegenden Quellen aus dem 17. und 18. Jahrhundert wird nirgends berichtet, dass vor ihrer Abfassung mit als „Zigeuner" bezeichneten Menschen geredet worden sei, sondern es wurde ausschließlich Material aus älteren Quellen zusammengetragen oder ohne Beleg frei phantasiert.

1 Das Wort „Zigeuner" ist eine mit Stereotypisierung verbundene, als Schimpfwort wahrgenommene Fremdbezeichnung, die die meisten so bezeichneten Menschen ablehnen. Im Folgenden soll der Begriff „Zigeuner", wenn es nicht um das Wort selbst geht, nicht in Anführungszeichen stehen, weil der Konstruktions- und Fremdbezeichnungscharakter dieses Wortes klar ist und nicht noch eigens betont werden muss. Es wird benutzt, wenn es um sich in Texten niederschlagende Meinungen der Mehrheitsgesellschaft über die als „Zigeuner" bezeichneten Menschen geht. „Zigeuner" ist aufgrund seiner Stereotypisierungen und Abwertungen enthaltenden, sich oft ändernden Bedeutung nicht synonym mit „Roma".

1. Zigeunerbilder des 17. Jahrhunderts

Bei der Herausarbeitung der im 17. Jahrhundert verbreiteten Ansichten über Zigeuner werde ich mich wesentlich auf zwei Quellen stützen: auf den Artikel *Ziegeuner* in Johann Heinrich Zedlers *Grosses vollständiges Universal-Lexicon aller Wissenschaften und Künste, welche bißhero durch menschlichen Verstand und Witz erfunden und verbessert worden* und auf Jakob Thomasius' unter dem Titel *Dissertatio philosophica de Cingaris* erstmals 1652 erschienenen *Curiöser Tractat von Zigeunern*. Wilhelm Solms hält es für wahrscheinlich, dass Grimmelshausen Thomasius' Schrift kannte und als Quelle genutzt hat.[2] Zedlers *Universal-Lexicon* wurde zwar weit nach Grimmelshausens Tod publiziert – der Band, der den Artikel *Ziegeuner* enthält, erst 1749 – kann ihm also keine Quelle gewesen sein, doch da der Lexikonartikel sich hauptsächlich auf die gleichen Texte wie Thomasius stützt, kann er dessen *Tractat* gut ergänzen.

Außer diesen beiden Quellen werde ich gelegentlich auch Johannes Stumpfs *Schweytzer Chronick* in meine Argumentation einbeziehen. Sie stammt von 1538, also, wie auch die meisten anderen Chroniken, in denen von Zigeunern berichtet wird, aus einer Zeit weit nach deren Ankunft im Heiligen Römischen Reich.

1.1 ‚Herkunft' der Zigeuner und ihres Namens

Zuerst einmal muss festgehalten werden, dass die Anfang des 15. Jahrhunderts im Heiligen Römischen Reich erstmals in Chroniken erwähnten Zigeuner nicht nur mit diesem Namen, sondern auch als „Attingani", „Cingaros", „Egyptier", „Tattern", „Heyden", „Saraceni" und anders bezeichnet wurden.[3]

Über die Herkunft dieser Namen gab es, ebenso wie über die Herkunft der Zigeuner selbst, im 17. Jahrhundert zahlreiche einander teil-

2 Wilhelm Solms: *Zigeunerbilder. Ein dunkles Kapitel der deutschen Literaturgeschichte. Von der frühen Neuzeit bis zur Romantik*. Würzburg 2008, S. 78.

3 Jakob Thomasius: *M. Jacob Thomasii Curiöser Tractat von Zigeunern/ Aus dem Lateinischen ins Teutsche übersetzet von M. M.* Dresden, Leipzig 1702. [Faksimile unter: <http://books.google.de/books/about/ M_Jacob_Thomasii _cur%C3% B6 ser_tractat_von_z.html?id=ugVQAAAAYAAJ&redir_esc=y> (Abruf 03.09.2013)], S. 5–6.

weise widersprechende Theorien. Weil die Wortherkunft in Grimmelshausens Zigeunerdarstellungen keine Rolle spielt, möchte ich hier nur kurz auf Thomasius' Theorie zur Etymologie des Wortes „Zigeuner" eingehen, die mit seiner Hypothese über die Herkunft der Zigeuner übereinstimmt. Laut Thomasius stammt das Wort „Zigeuner" über die Zwischenstufen „Zigenos" und „Ciganos" von „Agyptianis".[4] Ägypten wird auch in vielen anderen Quellen als Herkunftsort der Zigeuner genannt. Die Zigeuner hätten vorgegeben, „wie sie auß Egypten verstossen weren",[5] schreibt beispielsweise Johannes Stumpf. Auch Thomasius glaubt, dass „das kleiner Egypten"[6] das Land sei, aus dem die Zigeuner stammten. Dafür sprächen, dass die Kleidung der Zigeuner der der alten Ägypter ähnele, dass beide Wahrsager seien und sowohl Zigeuner als auch Ägypter eine schwarze Hautfarbe hätten und umherzögen.[7]

1.2 Zusammensetzung der Zigeuner

Bei Johannes Stumpf findet sich eine Textstelle, die darauf hinweist, dass bereits im 16. Jahrhundert „Zigeuner" nicht nur Roma bezeichnete – ob vorher nur Roma als „Zigeuner" bezeichnet wurden, ist fraglich.[8] Nachdem Stumpf davon berichtet hat, dass die Zigeuner sieben Jahre nach ihrer Ankunft in der Schweiz heimgefahren seien, fährt er folgendermaßen fort: „Das vnnütze Bübenvolck/ so bey vnseren tagen herumb zeücht/ hat sich seidhero erhebt/ deren ist der frömmest ein Dieb/ dann sie allein sich stälens ernehren."[9] Es ist nicht völlig klar, ob in diesem Satz die Zigeuner seiner Zeit gemeint sind, in jedem Fall unterscheidet Stumpf aber das „vnnütze Bübenvolck" von den vorher als wohlhabend geschilderten, im 15. Jahrhundert im Heiligen Römischen Reich angekommenen Zigeunern, die laut der *Schweytzer Chronick* aus ihrer Hei-

4 Thomasius, *Tractat* (wie Anm. 3), S. 7–8.
5 Johannes Stumpf: *Schweytzer Chronick* [Ausschnitt]. [Nachdruck in: *Zigeuner im Spiegel früher Chroniken und Abhandlungen. Quellen vom 15. bis zum 18. Jahrhundert*. Hrsg. von Reiner Gronemeyer. Gießen 1987. S. 32–33, hier S. 32.]
6 Thomasius, *Tractat* (wie Anm. 3), S. 22.
7 Thomasius, *Tractat* (wie Anm. 3), S. 24–26.
8 Patricia Pientka: Einführung in die Geschichte der Sinti und Roma im deutschsprachigen Raum. In: *Methodenhandbuch zum Thema Antiziganismus für die schulische und außerschulische Bildung*. Hrsg. von Alte Feuerwache e. V. Jugendbildungsstätte Kaubstraße. Münster 2012, S. 15–27, hier S. 15.
9 Stumpf, *Chronick* (wie Anm. 5), S. 32.

mat mit Geld versorgt wurden[10] und hier nicht als Diebe geschildert werden.

Auf diesen Abschnitt der *Schweytzer Chronick* beruft sich auch Thomasius, wenn er schreibt, dass schnell nach der Heimreise der Zigeuner „eine Rotte von Dieben/ Mördern und Gaucklern [...] durch die Farbe/ Kleidung/ und wie sie nur gekunt […] sich vor diejenigen/ so nicht lange abgeschieden waren/ ausgegeben“,[11] dass diese Gemeinschaft Verbrechern eine sichere Zuflucht biete, dass die Zigeuner an verschiedenen Orten Menschen aus verschiedenen Völkern in ihre Reihen aufnähmen und dass sie, um neue Mitglieder zu gewinnen, auch Kinder raubten.[12] Die „Farbe“ der Zigeuner, von der Thomasius schreibt, wird von allen Chronisten als „schwarz“ angegeben und die Zigeuner wegen dieser schwarzen Hautfarbe als hässlich angesehen.[13] Wie deshalb die Aufnahme von weißen Nichtzigeunern in die Zigeunergemeinschaft geschehe, deutet Thomasius kurz an: Die neuen Zigeuner bekämen neue Namen und würden mit schwarzer Farbe angestrichen.[14] Laut dem *Universal-Lexicon* färben sich diese Zigeuner „die Gesichter mit grünen Nuß-Schaalen, damit sie desto scheußlicher aussehen.“[15]

1.3 Lebensweise der Zigeuner

Thomasius fasst in § 67 seines *Tractats* die zu seiner Zeit verbreiteten Meinungen über die Lebensweise der Zigeuner folgendermaßen zusammen:

> Kurtz zu sagen/ weil sie von Kindes-Beinen an zur Boßheit angewöhnet werden/ so ist kein Betrug/ darinnen sie nicht Meister seyn: Kein Bubenstück/ dessen sie sich nicht unterfangen solten; auf den Pferde-Betrug sind sie wohl abgericht; auf den Bretspiele betrüglich; aller Schalckheit und Unkeuschheit überwiesen; Verächter der Religion/ als die ein Kind/ um schändlichen Gewinstes willen/ vielmahl tauffen lassen; Zauberer; Mörder; Beschwerer; sonderlich

10 Stumpf, *Chronick* (wie Anm. 5), S. 32.
11 Thomasius, *Tractat* (wie Anm. 3), S. 39.
12 Thomasius, *Tractat* (wie Anm. 3), S. 40–41.
13 Solms, *Zigeunerbilder* (wie Anm. 2), S. 20.
14 Thomasius, *Tractat* (wie Anm. 3), S. 42.
15 Art. Ziegeuner. In: *Grosses vollständiges Universal-Lexicon* [...]. Bd. 62. Leipzig, Halle 1749. [Nachdruck Graz 1964, Sp. 520–544, hier Sp. 525.]

> können sie das Feuer wohl versprechen: Verräther der Christenheit; von Türcken ausgeschickte Kundschaffter und Mordbrenner.[16]

In dieser Textstelle sind beinahe alle Vorwürfe, die gegen Zigeuner in Chroniken und Abhandlungen vor Thomasius erhoben wurden, versammelt: Diebstahl, Betrug, Unkeuschheit, Unchristlichkeit, Mord, Spionage für die Türken. Im *Universal-Lexicon* wird diese Reihe noch durch Chiromantie (Handlesen) und auf betrügerische Weise ausgeübtes Wahrsagen fortgesetzt.[17] Hier gibt es Unterschiede zu Thomasius' *Tractat*: Während der Lexikonartikel den Zigeunern magische Fähigkeiten abspricht und ihr Wahrsagen als Betrug darstellt, schreibt Thomasius den Zigeunern zu, wirklich „Beschwerer" zu sein und somit Magie auszuüben.

2. Zigeuner bei Grimmelshausen

Nun, wo wesentliche Elemente der im 17. Jahrhundert verbreiteten Zigeunerbilder bestimmt sind, komme ich zu Grimmelshausens Umgang mit diesen Bildern. Dazu möchte ich nach Werken geordnet seine Zigeunerdarstellungen betrachten und bestimmen, wie seine Erzählerin Courasche und seine Erzähler Philarchus Grossus und Erich die verbreiteten Zigeunerbilder aufgreifen, ob sie sie reproduzieren, negieren oder in ihrem Erzählen über sie hinausgehen.

2.1 Zigeuner im ‚Courasche'-Roman

Am Ende ihrer Lebensbeschreibung schließt sich die Ich-Erzählerin Courasche einer Zigeunergruppe an, weil ihr Mann gefallen ist und sie nirgends eine Zuflucht hat. Gleich in der Vorstellung der Zigeunergruppe und ihres Leutnants, dessen Frau sie wird, bestätigt sie gängige Zigeunerbilder: „in dem ich bey ihnen einen Leutenant antraffe/ der gleich meiner guten Qualitäten und trefflichen Hand zum stehlen/ […]

16 Thomasius, *Tractat* (wie Anm. 3), S. 45.
17 *Ziegeuner* (wie Anm. 15), Sp. 526.

wahr nam/ samt andern mehr Tugenden/ deren sich diese Art Leuth gebrauchen“.[18]

Mit solchen verbreiteten Elementen der Zigeunerbilder geht es weiter. Courasche wird Zigeunerin, indem sie sich einschmiert „mit Gänß-Schmaltz/ Läußsalbe und andern Haarferbenden Ungventen […]/ daß ich in kurtzer Zeit so Höll-riglerisch aussahe/ als wann ich mitten in Aegypten geboren worden wäre“ (*C* 143–144). Hier finden sich die beispielsweise von Thomasius angenommene ägyptische Herkunft der Zigeuner – wie auch später, wenn Courasche „von einer alten Aegyptischen Großmutter wahrsagen“ (*C* 144) lernt – und eine Aufnahme in die Zigeunergruppe durch Einschmieren, wie sie Thomasius und das *Universal-Lexicon* erwähnen. Der Text legt hier wegen der Einfachheit der Aufnahme nahe, dass die Zigeuner kein einheitliches Volk mehr seien, sondern überall, wie Thomasius schreibt, neue Mitglieder aufnähmen, auch wenn sie nicht vollständig aus zusammengelaufenen „Dieben/ Mördern und Gaucklern“[19] bestehen, schließlich ist der Herkunftsort wenigstens der Großmutter Ägypten. Außerdem werden in dieser Stelle die Zigeuner mit der Hölle verbunden. Wenige Zeilen vorher erzählt Courasche, dass sie, seit sie Zigeunerin sei, „weder *Oleum Talci* noch ander Schmirsel mehr bedorffte/ mich weiß und schön zu machen“ (*C* 143), weil eben ihr Zigeunerdasein erfordere, dass sie eine schwarze Hautfarbe habe. Hier werden von der Erzählerin die Attribute „weiß“ und „schön“ verbunden und ihnen „schwarz“ gegenübergestellt, womit sie impliziert, die Zigeuner seien hässlich.

Weitere Bestätigung finden verbreitete Zigeunerbilder im *Courasche*-Roman dadurch, dass als Tätigkeiten, mithilfe derer die Zigeuner ihren Lebensunterhalt verdienen, nur „Lügen/ Betriegen und Stehlen“ (*C* 150) genannt werden; Courasche ist darin sogar so erfolgreich, dass sie „mehr einheimbschte/ und meinem Mann zu verschlemmen/ zubrachte/ als sonst meiner zehne“ (*C* 144). Der Gebrauch des Wortes „verschlemmen“ bestätigt die von Thomasius verbreitete Meinung, dass es den Zigeunern materiell gut gehe.

18 Hans Jacob Christoffel von Grimmelshausen: *Trutz Simplex: Oder Ausführliche und wunderseltzame Lebensbeschreibung Der Ertzbetrügerin und Landstörtzerin Courasche*. In: *Werke*. I. 2. Hrsg. von Dieter Breuer. Frankfurt a. M. 2007 (Deutscher Klassiker Verlag im Taschenbuch 21), S. 9–151, hier S. 143. – Der Text wird im Folgenden nach der Edition von Breuer mit Sigle *C* und Seitenangabe in runden Klammern zitiert.

19 Thomasius, *Tractat* (wie Anm. 3), S. 39.

Zwei umfangreiche, das Bild von den betrügenden, stehlenden Zigeunern größtenteils bestätigende Handlungsstränge bilden der Betrug der Courasche an einer wahrsagegläubigen Dame und der Raub von Lebensmitteln aus einem lothringischen Dorf. Zwar enthält der erste Handlungsstrang tatsächlich, wie Solms schreibt, eine „Entdämonisierung des Wahrsagens",[20] doch geschieht diese um den Preis, dass auch im Bereich des Wahrsagens und der Magie die Zigeuner als Betrüger dastehen. Positiver wird die Zigeunerdarstellung im *Courasche*-Roman dadurch nicht.

Im zweiten Handlungsstrang wird allerdings angedeutet, dass der Raub von Lebensmitteln eine Reaktion auf die Ausgrenzung durch die Dorfbevölkerung sein könnte. Zunächst wird der Zigeunergruppe von der Bevölkerung des Dorfes, in dem eine Kirmes stattfindet, „das Nachtläger rund abgeschlagen" (*C* 147), wahrscheinlich eine übliche Reaktion auf das Auftauchen von Fahrenden. Als die Gruppe nach langen Verhandlungen doch aufgenommen wird, empfindet Courasche beim Anblick des Kirmesessens Verdruss darüber „daß die Bauern allein solches fressen solten" (*C* 147). Der spätere Raub der Lebensmittel geschieht also, wenigstens teilweise, sowohl als Reaktion auf die Ausgrenzung durch die Dorfbevölkerung als auch aus Neid auf und als Rache für deren Privilegien. Hier lässt der Text kurz erkennen, dass das Verhalten der Zigeuner wie das der Courasche als Reaktion auf gesellschaftliche Ausgrenzung zu verstehen ist – das der Courasche, weil sie Frau in einer patriarchalischen Gesellschaft ist, das der Zigeuner, weil sie gänzlich außerhalb der ständischen Gesellschaft stehen.

Insgesamt ist, wie der gesamte *Courasche*-Roman, auch der Abschnitt über Courasches Leben bei den Zigeunern eine stolze Selbstentlarvung der Courasche als Sünderin. Diese Selbstentlarvung muss deutlich ausfallen, damit die Courasche sich an Simplicissimus durch Offenbarung „von waserley haaren seine Beyschläfferin im Sauerbrunnen gewessen" (*C* 150) rächen kann. Zwar mag es sein, dass sie in Grimmelshausens Fiktion aus Rachsucht übertreibt, doch werden in ihrem Bericht viele negative Bestandteile zeitgenössischer Zigeunerbilder bestätigt, Courasche bringt sogar selbst Argumente für eine noch stärkere Verfolgung der Zigeuner. Sie wundert sich am Schluss ihrer Lebensbeschreibung „daß man uns in den Ländern gedultet/ Sintemahl wir weder Gott noch den Menschen nichts nützen noch zudienen begehren/ sondern uns nur mit Lügen/ Betriegen und Stehlen genähret" (*C* 150). Dass

20 Solms, *Zigeunerbilder* (wie Anm. 2), S. 83.

die als „Zigeuner“ bezeichneten Menschen tatsächlich verfolgt wurden, gestäupt, gebrandmarkt, erhängt,[21] findet sich im *Courasche*-Roman nicht.

Hier lässt die Erzählerin also entscheidende Aspekte des Lebens der als „Zigeuner“ bezeichneten Menschen unerwähnt. Zwar ist die Perspektive der Courasche als Frau und Zigeunerin eine Perspektive, die in der zeitgenössischen Literatur sonst nicht vorkommt, doch nutzt Grimmelshausen sie nicht, um Zigeunerbilder zu negieren und an ihre Stelle etwas anderes zu stellen, seine Erzählerin bestätigt sie vielmehr.

2.2 Zigeuner im ‚Springinsfeld‘-Roman

Philarchus Grossus, der Schreiber, dem Courasche ihren Lebensbericht diktiert, wird im *Springinsfeld*-Roman selbst zum Erzähler seiner Begegnung mit Courasche und ihrer Zigeunergruppe. Er schwankt in seinem Urteil über die Zigeuner deutlich. Einerseits bezeichnet er die Zigeunergruppe, die ihm im Schwarzwald entgegenkommt, gleich zu Beginn als „grossen Hauffen Lumpen-Gesindel“,[22] andererseits sagt er zu Courasche, „daß ich mir schon nicht nur einmal gewünscht/ auch ein Zigeiner zu seyn“ (*Spr* 188). Zwar relativiert er diese Äußerung in seinem Bericht, indem er erzählt, dass „alles erlogen war was ich gesagt“ (*Spr* 188), doch klingt dies, wie auch die Erklärung, er habe der Courasche nur nach dem Mund geredet, um „Gelegenheit zu bekommen mich wieder von ihr abzuscheiblen“ (*Spr* 189), nach einer nachträglichen Erfindung. Sein negatives Urteil über die Zigeuner, die ihn nicht nur um seinen Schreiberlohn, sondern auch um seine „schöne Beyschläfferin“ (*Spr* 189) betrogen haben, scheint eine Reaktion auf diesen Betrug zu sein.

Philarchus’ Verhalten beim Auftauchen der Zigeunergruppe zeigt seine Befangenheit in Vorurteilen über die Zigeuner. Er versteckt sich, „weil ich ihnen nit trauete“ (*Spr* 178) und erwartet, als ihn die Hunde der Zigeuner aufgespürt haben, dass ihn „das garstige Volck umbrin-

---

21 Klaus-Michael Bogdal: *Europa erfindet die Zigeuner. Eine Geschichte von Faszination und Verachtung*. Berlin 2011, S. 119.

22 Hans Jacob Christoffel von Grimmelshausen: *Der seltzame Springinsfeld*. In: *Werke*. I. 2. Hrsg. von Dieter Breuer. Frankfurt a. M. 2007 (Deutscher Klassiker Verlag im Taschenbuch 21), S. 153–295, hier S. 178. – Der Text wird im Folgenden nach der Edition von Breuer mit Sigle *Spr* und Seitenangabe in runden Klammern zitiert.

gen“ (*Spr* 179) werde, ausgehend von seiner Furcht, die Zigeuner „ermordeten die Leuthe die sie der gestalt wie mich an einsamen Orthen betretten/ vnd zehrten sie hernach selbst auf“ (*Spr* 179). Der Erzähler erweitert hier das Spektrum der den Zigeunern zugeschriebenen Verhaltensweisen um Kannibalismus. Auch er wundert sich wie die Erzählerin des *Courasche*-Romans darüber, dass die Landesherren ihre Länder „von diesem beschreyten Diebs-Gesindel also durchstreichen lassen“ (*Spr* 179) und ignoriert damit die reale Verfolgung der als „Zigeuner“ bezeichneten Menschen.

Das Schwanken des Erzählers in seinem Urteil über die Zigeuner wird ein weiteres Mal deutlich in seiner Schilderung der ersten Begegnung mit Courasche, die er aufgrund ihrer prächtigen Erscheinung „vor eine vornehme Fürstin aller anderer Zigeunerinnen“ (*Spr* 179) hält. Dass er in Verbindung mit einer Zigeunerin das Wort „vornehm“ gebraucht und ihr Aussehen sehr genau beschreibt, sie auch positiv charakterisiert,[23] indem er schreibt, dass ihr „dieser Habit […] überaus wol angestanden“ (*Spr* 180) und ihr Aussehen mit dem einer „Heidelbeer in einer Milch“ (*Spr* 180) vergleicht, zeigt, dass Courasche ihn positiv beeindruckt. Später wandelt sich sein Bild. Philarchus widerspricht sich in seiner Erzählung selbst, wenn er in dem der Beschreibung der Courasche folgenden Kapitel berichtet, dass er sie „vor ein Ebenbild der *Dame* von Babylon gehalten“ (*Spr* 181). Beschreibt er sie kurz vorher positiv, rückt er sie nun in die Nähe der Hure von Babylon, in der Offenbarung des Johannes eine Feindin der Christenheit.

Als eine solche nimmt der Erzähler Courasche auch wahr, als sie ihm das Angebot unterbreitet, für sie zu schreiben. Wenn Courasche ihn nicht mit „daß dich Gott behüet“ (*Spr* 181) angesprochen hätte, so berichtet Philarchus, „hätte ich vermeinet es wäre ein Teufels-Gespenst gewesen/ das mich […] in die leidige *Congregation* der Hexen-Zunft hät einverleiben wollen“ (*Spr* 181). Hier verbindet der Erzähler die den Zigeunern zugeschriebenen magischen Fähigkeiten mit dem Vorwurf, Hexerei zu betreiben. Bestätigung finden Zigeunerbilder auch in der Schilderung einer Zigeunerin, die sich als Bettlerin verkleidet hat, und zu deren Beute „Göttelgeld“ (*Spr* 184), also Patengeld, gehört.

Die schon bemerkte Ambivalenz in Philarchus’ Zigeunerdarstellung setzt sich in der Beschreibung seines weiteren Aufenthalts bei den

---

23 Dieter Breuer: *Kommentar*. In: *Werke.* I, 2. Hrsg. von Dieter Breuer. Frankfurt a. M. 2007 (Deutscher Klassiker Verlag im Taschenbuch 21), S.743–1091, hier S. 835.

Zigeunern fort. Als die Gruppe schnell aufbricht aus Furcht vor Verfolgung – hier erscheint diese doch einmal als Bedrohung, die aber, zumindest aus Philarchus' Sicht, mehr eingebildet als real ist: „nit daß uns iemand angegriffen oder verfolgt hätte" (*Spr* 184) – wundert sich der Erzähler, „daß bey diesem sonst unordenlichen Gesindel alles so wol bestellt war/ ja ordenlicher zugieng als in mancher Haushaltung" (*Spr* 185). Hieraus spricht Anerkennung für die Organisiertheit der Zigeuner. Wenn Philarchus aufzählt, mit welchen Tätigkeiten die Zigeuner ihre Zeit verbringen („Essen/ Trincken/ Schlaffen/ Tantzen/ herum Ramlen/ Taback sauffen/ Singen/ Ringen/ Fechten und Springen" (*Spr* 187), wird sein Wunsch, sich ihnen anzuschließen, verständlich, gerade durch die Gegenüberstellung des Zigeunerlebens, in dem „durchaus einige Traurigkeit/ Sorg oder Bekümmernus keinen Platz" (*Spr* 188) finden, und des Lebens, das Philarchus außerhalb der Zigeunergruppe erwartet und das er im Gespräch mit der Courasche folgendermaßen bewertet: „des studierens: und Tag und Nacht über den Büchern zu hocken/ wäre ich schon vor längsten müd worden/ so möchte ich auch nicht arbeiten/ viel weniger erst ein Handwerck lernen" (*Spr* 189). Philarchus reizt es, diesem Leben zu entkommen in das Zigeunerleben, das idealisierend – selbstverständlich sah das Leben von als „Zigeuner" bezeichneten Menschen sehr anders aus – als mühelos und ohne Arbeit, bestehend aus „spatzieren gehen/ spilen oder andere[r] Kurtzweil" (*Spr* 188) geschildert wird, als Gegenentwurf zu der von einer Aufwertung der Arbeit geprägten Mehrheitsgesellschaft.[24] Als Courasche Philarchus anbietet, sich den Zigeunern anzuschließen, kann er sich trotzdem nicht sofort dazu entscheiden.

Eine schöne Zigeunerin schmiert ihn schließlich mit einer Salbe ein, wodurch, so sagt die Courasche, er „ein Zigeiner worden" (*Spr* 191). Dieses Einschmieren greift erneut die von Thomasius und dem *Universal-Lexicon* mitgeteilte Art der Aufnahme in die Zigeunergemeinschaft auf. Von den verbreiteten Zigeunerbilden, nach denen alle Zigeuner wegen ihrer Hautfarbe hässlich seien, weicht die Philarchus salbende „Zigeinerin […]/ die schöner war als die Allerschönste aus disen Leüthen zuseyn pflegen" (*Spr* 189) ab. Sie ist ein frühes Beispiel für die in der Romantik wichtige Figur der schönen Zigeunerin und lässt sich auf dieselbe Quelle zurückführen: Miguel de Cervantes' Erzählung *La gitanilla*. Diese Erzählung ähnelt Philarchus' Bericht in einem wichtigen Punkt: Ein in eine schöne Zigeunerin verliebter Mann

24 Pientka, Geschichte der Roma und Sinti (wie Anm. 8), S. 17.

wird in die Zigeunergemeinschaft aufgenommen.[25] Über die 1618 erschienenen *Poemata* von Caspar Barlaeus, der in Cervantes' Nachfolge von der Heirat eines von Zigeunern geraubten Mädchens mit einem spanischen Adeligen berichtet, gelangte der Stoff zu Thomasius,[26] der schreibt, Barlaeus berichte „von einen Africanischen Mägdgen/ welche die Zigeuner entführet haben/ als dieselbe in Spanien einer von Adel gesehen/ hat er sie dermassen liebgewonnen/ daß er auch/ sie zu erlangen/ selbst ein Zigeuner worden."[27] Davon ausgehend, dass Grimmelshausen Thomasius' Dissertation kannte,[28] kann in der Philarchus salbenden Zigeunerin eine frühe Vertreterin der Figur der schönen Zigeunerin gesehen werden, deren literarischer Herkunftsort wie der der schönen Zigeunerinnen der Romantik Cervantes' *La gitanilla* ist.

Nicht nur mit der Figur der schönen Zigeunerin nimmt der *Springinsfeld*-Roman eine Romantisierung der Zigeunerdarstellung vorweg. Die gesamte Beschreibung des Zigeunerlebens als unbeschwertes Leben ohne Arbeitszwang und wirkliche Verfolgung geht in diese Richtung und trägt utopische Züge. Dieser Idealisierung des Zigeunerlebens, die eine Bestätigung gängiger Zigeunerbilder unter anderen Vorzeichen ist, stehen im *Springinsfeld*-Roman aber immer wieder negative Bestätigungen und Erweiterungen der verbreiteten Zigeunerbilder gegenüber.

2.3 Zigeuner im ‚Rathstübel Plutonis'

Wenig lässt sich über das Zigeunerbild des Erzählers Erich Stainfels von Grufensholm im *Rathstübel Plutonis* sagen, einem nicht zum simplicianischen Zyklus, aber zu Grimmelshausens simplicianischen Schriften gehörenden Werk, dafür umso mehr über das der anderen Figuren, deren Reaktionen auf das Erscheinen von Couraschs Zigeunergruppe Erich beschreibt.

Erich, Secundatus, Simplicissimus, dessen alter Knan und alte Meuder, der Jude Aaron und weitere Personen, insgesamt zwölf, befinden sich gerade in einem Gespräch über die Frage, wie zu dem „angenehmen und holden Reichtumb zugelangen" sei,[29] da „hörten wir einen

25 Bogdal, *Europa erfindet die Zigeuner* (wie Anm. 21), S. 94–95.
26 Solms, *Zigeunerbilder* (wie Anm. 2), S. 159.
27 Thomasius, *Tractat* (wie Anm. 3), S. 41.
28 Solms, *Zigeunerbilder* (wie Anm. 2), S. 78, und Bogdal, *Europa erfindet die Zigeuner* (wie Anm. 21), S. 117–118.
29 Hans Jacob Christoffel von Grimmelshausen: *Rathstübel Plutonis*. In: *Werke*. I. 2.

Alarm bey deß *Simplicissimi* Vieh“ (*RP* 688), der das Gespräch unterbricht. Dass der Erzähler Erich die aus dem Wald kommende Zigeunergruppe, deren Erscheinen den Alarm ausgelöst hat, wie Philarchus als einen „Hauffen Lumpengesindel“ (*RP* 689) bezeichnet, zeigt, dass er ihnen ablehnend gegenübersteht. Diese Ablehnung wird in beiden Werken sehr ähnlich ausgedrückt. Im *Rathstübel Plutonis* heißt es: „einen Hauffen Lumpengesindel […]/ welches wir alsobald vor Zigiener hielten/ sich auch nicht betrogen fanden“ (*RP* 689), im *Springinsfeld-Roman*: „einen grossen Hauffen Lumpen-Gesindel […], welches ich im ersten Anblick vor Zigeiner erkennete/ mich auch nicht betrogen fande“ (*Spr* 178). Offensichtlich haben beide Erzähler genaue Vorstellungen vom Aussehen der Zigeuner.

Der Erzähler Erich selbst kommentiert das Geschehen im weiteren Verlauf größtenteils neutral. Die anderen Figuren aber reagieren heftig auf die Zigeunergruppe und verraten so ihre Ansichten über diese. Simplicissimus’ Meuder denkt beim Anblick der Zigeuner sogleich, dass diese ihr Vieh stehlen wollen, schreit: „O weh meiner Hüner und Gänß!“ (*RP* 689), flüchtet ins Haus und verriegelt es. Ihr Mann, der alte Knan, redet die Zigeunergruppe an, bringt sie dabei mit dem Teufel in Verbindung, indem er fragt „woher sie S. Velten über die hohen Wälder führe?“ (*RP* 689) und droht ihnen „er wolte bald Leuth haben/ die ihnen den rechten Weg weisen wurden“ (*RP* 689). Dieses Verhalten gegenüber als „Zigeuner“ angesehenen Menschen ist realistisch.[30] Sogleich tauchen zwei Hauptbestandteile der Zigeunerbilder des 17. Jahrhunderts auf, nämlich dass Zigeuner stählen und dass sie mit dem Teufel verbunden seien. Den Zigeunern im *Rathstübel Plutonis* bleibt nichts übrig, als auf die Drohungen des Knans mit den Worten „schöne weisse Mutter/ frommer lieber Vatter“ (*RP* 690) freundlich zu reagieren, schließlich wissen sie, dass sie als vogelfrei gelten und auf die Unterstützung der Bauern angewiesen sind.[31]

Die anderen Mitglieder der Gesprächsrunde halten sich anfangs belustigt zurück, schließlich richtet aber der Fürst Secundatus das Wort an die Zigeunergruppe und weist ihnen, indem er sie fragt „warumb sie sich so unversehenlich durch Abweg und über die hohen Waldungen

---

Hrsg. von Dieter Breuer. Frankfurt a. M. 2007 (Deutscher Klassiker Verlag im Taschenbuch 21), S. 651–742, hier S. 661. – Der Text wird im Folgenden nach der Edition von Breuer mit Sigle *RP* und Seitenangabe in runden Klammern zitiert.

30 Solms, *Zigeunerbilder* (wie Anm. 2), S. 87.

31 Solms, *Zigeunerbilder* (wie Anm. 2), S. 87.

daher zunähern understanden?“ (*RP* 690), den ihnen zustehenden Platz außerhalb der Gesellschaft in den Wäldern zu. Die Meuder setzt bei der folgenden Erneuerung ihres Vorwurfs gegen die Zigeuner wie der Erzähler im *Springsinsfeld*-Roman die Zigeuner und ihr Verhalten mit Raubtieren gleich. Spricht sie davon, dass die Zigeuner „wie die Füchs durch die Bösche herzu“ (*RP* 690) schleichen, erzählt Philarchus, als Zigeuner Vieh zur Gruppe bringen, „daß sie obengedachte zahme Schnabelweid und das kleine Viehe entweder in oder um die Dörffer und Bauren-Höfe hinweg gefüchslet: oder hin und wieder von den Heerden hinweg gewölfelt haben“ (*Spr* 188). Eine solche Gleichsetzung der Zigeuner mit Tieren schließt die als „Zigeuner“ bezeichneten Menschen aus der menschlichen Gemeinschaft aus und erleichtert ihre Verfolgung.

Um die Angst der Bauern um ihren Besitz zu zerstreuen, droht Secundatus, wenn die Zigeuner etwas auf dem Hofe stählen, „wil ich euch alle sammen prüglen lassen wie die Hund!“ (*RP* 690). Diese Drohung zeigt ein weiteres Mal die Rechtlosigkeit der Zigeuner. Doch die Zigeuner sind gar nicht zum Stehlen gekommen – das *Rathstübel Plutonis* ist das einzige von mir untersuchte Werk Grimmelshausens, in dem die Zigeuner nicht stehlen – sondern um Simplicissimus zu besuchen. Während ihnen und ihren Pferden ein „umbzeuntes Stück Feld“ (*RP* 691) zugewiesen wird, sie also kontrollierbar bleiben[32] und nicht Teil der die Gesellschaft abbildenden, von Angehörigen aller Stände und auch außerhalb der Standesordnung stehenden Menschen gebildeten Gesprächsrunde[33] werden, wird ihre Anführerin Courasche aufgenommen und darf ihre Ansichten zum Gesprächsthema kundtun. In der Anrede Secundatus’ an die Courasche „Mein schöne weisse Mutter“ (*RP* 713), die die Worte der Zigeuner an die Meuder zitiert, wird als möglicher Grund dafür, dass die Courasche aufgenommen wird, die anderen Zigeuner aber außen vor bleiben, sichtbar, dass die Courasche einmal eine schöne weiße Nichtzigeunerin war, also eher zur Gesellschaft gehört als die in den zeitgenössischen Zigeunerbildern als schwarz und hässlich angesehenen anderen Zigeuner, deren Herkunftsort Ägypten ist.

Wenn diese Deutung stimmt, wird von der Gesprächsrunde trotz der von Thomasius und wohl auch von Stumpf, trotz der auch im *Courasche*- und im *Springinsfeld*-Roman angenommenen Heterogenität

32 Bogdal, *Europa erfindet die Zigeuner* (wie Anm. 21), S. 119.
33 Breuer, *Kommentar* (wie Anm. 23), S. 1025.

der Zigeuner ein Kriterium der Volkszugehörigkeit zur Bestimmung der Möglichkeit, in die Gesellschaft aufgenommen zu werden, angelegt. Courasche kann, weil sie nicht als Zigeunerin geboren ist, am Gespräch beteiligt werden, die anderen Zigeuner bleiben bis zum Ende außen vor. Sie werden – auch dies schon unrealistische Utopie – im „Beschluss dess Authors Erici" (*RP* 741) zwar von Secundatus beschenkt und sie „hatten die Ehr/ daß er ihnen selbst zu Tantz auffmachte/ und Wein genug hertragen liesse" (*RP* 742), doch wird nirgends berichtet, dass sie das ihnen zugewiesene Feld verlassen, gerade die Formulierung „daß er ihnen […] Wein genug hertragen liesse" (*RP* 742) enthält die zwischen den Zigeunern und dem Rest der Gesellschaft bestehen bleibende Entfernung, denn befänden sich alle an einem Ort, müsste Secundatus nicht den Zigeunern gesondert Wein bringen lassen.

3. Fazit

Meine Untersuchung von Grimmelshausens Zigeunerdarstellungen und ihr Vergleich mit den im 17. Jahrhunderts verbreiteten Zigeunerbildern hat gezeigt, dass die Zigeunerdarstellungen in allen Werken Grimmelshausens unterschiedlich, wenn auch größtenteils negativ sind, und von der Erzählerfigur abhängen. Überraschenderweise bestätigt gerade die selbst Zigeunerin gewordene Erzählerin Courasche die verbreiteten Zigeunerbilder am eindeutigsten. Dies mögen zumindest teilweise in ihrer Erzählabsicht begründete Übertreibungen sein – Rache an Simplicissimus lässt sie Schaden der eigenen Gruppe in Kauf nehmen – trotzdem bleiben hier viele negative Elemente der zeitgenössischen Zigeunerbilder unhinterfragt und bilden die Grundlage von Courasches Erzählen.

Philarchus' Zigeunerdarstellung ist ambivalenter. Er schwankt zwischen Verdammung und einer Bewunderung, die ihn fast selbst Zigeuner werden lässt, die er aber in seiner Erzählung versucht zu verschleiern. Dieses Schwanken kann darin begründet sein, dass die Zigeuner ihn betrogen haben. In seiner Erzählung verdammt er sie nun, um sich zu rächen und seine eigene Bewunderung vergessen zu machen. Neben negativen Schilderungen des Zigeunerlebens finden sich auch idealisierende Beschreibungen eines Lebens ohne Mühsal außerhalb der arbeitsorientierten Gesellschaft. Hier, wie in der Figur der schönen Zigeunerin, nimmt Grimmelshausens Erzähler romantische

Zigeunerdarstellungen vorweg, doch auch seine Idealisierungen bleiben als Umdeutungen der zeitgenössischen Zigeunerbilder diesen verhaftet.

Im *Rathstübel Plutonis* zeigen die Ausdrucksweise des Erzählers und die Reaktionen der anderen Figuren unterschiedliche Grade der Ablehnung den Zigeunern gegenüber: Meuder und Knan sehen sie sofort als Diebe an, der Erzähler hält sich mit Kommentaren zurück und bezeichnet sie nur zu Anfang als „Lumpengesindel" (*RP* 689), Secundatus grenzt sie durch seine an sie gerichtete Frage und die Unterbringung auf einem eingezäunten Feldstück aus. Auch das utopische Ende einer die Stände übergreifenden Feier hebt diese Ausgrenzung nicht auf.

Somit beruht ein Großteil der Zigeunerdarstellungen in Werken Grimmelshausens auf negativen Zigeunerbildern seiner Zeit und bestätigt sie. Ganz selten, etwa wenn die für Diebe gehaltenen Zigeuner im *Rathstübel Plutonis* gar nichts stehlen oder wenn Courasche andeutet, das Verhalten der Zigeuner sei Reaktion auf ihre Ausgrenzung durch die Mehrheitsgesellschaft, werden die Zigeunerbilder verneint oder relativiert. Allerdings gibt es auch die idealisierende Schilderung des Zigeunerlebens im *Springinsfeld*-Roman, die durch die Umwertung verbreiteter Zigeunerbilder neue, romantisierende Bilder schafft.

KARL EBERT (Oberkirch)

„Der Wein auf dieser Erd ist der Poeten Pferd!“ Grimmelshausen und der Wein

1. Von der Wetterau in die Ortenau – von der Weinregion in die Weinregion

Aufgewachsen in einer Weinregion war Grimmelshausen sozusagen der geborene Weinkenner. Während auf der Gemarkung der Stadt Gelnhausen seit Ende des 19. Jahrhunderts kein kommerzieller Weinbau mehr betrieben wird und der Wein seine dominierende Rolle an den Apfelwein abgeben musste, sah dies zur Zeit von Grimmelshausen noch völlig anders aus: Der Rat der alten Reichsstadt hatte bereits seit dem Jahr 1571 den Bürgern die Instandsetzung und Pflege der Weinberge zur heiligen Pflicht gemacht.[1] Die Zunft der Weingärtner wird in den Akten der Stadt als die „älteste und zahlreichste“ bezeichnet.[2] Den Zapfenstreich gebot das „Weinglöcklein“, nach dessen Läuten „in den Schänken kein Wein mehr an Einheimische verabfolgt werden durfte.“[3] Bereits beim Großvater Melchior Christoff ist neben der Bäckerei auch ein Weinbaubetrieb nachgewiesen.[4] Zu den eigenen Weingärten kaufte der Großvater neue hinzu und bebaute darüber hinaus noch einige weitere gegen Zins. Dieser umfangreiche Weinbau war natürlich „für gut gehenden Schankbetrieb bestimmt“.[5] Nur von Großvater und Vater sind Hinweise zu diesem Schankbetrieb erhalten.

---

1 J. W. Gustav Hufnagel: *Gelnhausen*. Gelnhausen 1900, S. 163. Für die Überlassung der Materialien zur Weingeschichte Gelnhausens danke ich Heiner Boehncke.

2 Jürgen Ackermann: Zunft- und Handwerksordnungen der Weingärtner in Gelnhausen 1560 bis 1726. In: *Gelnhäuser Geschichtsblätter* (2011), S. 5.

3 Hufnagel, *Gelnhausen* (wie. Anm. 1), S. 162.

4 Heiner Boehncke und Hans Sarkovicz: *Grimmelshausen. Leben und Schreiben. Vom Musketier zum Weltautor*. Frankfurt a. M. 2011, S. 60.

5 Gustav Könnecke: *Quellen und Forschungen zur Lebensgeschichte Grimmelshausens*. Hrsg. von Jan Hendrik Scholte. Nachdruck der Ausgabe 1926–1928. Hildesheim, New York 1977, Bd. I, S. 110.

So ist nicht verwunderlich, dass schon bei der ersten großen Fress- und Sauforgie, die im *Abentheurlichen Simplicissimus Teutsch* im nahe gelegenen Hanau stattfindet, der Wein die Hauptrolle spielt. Simplicissimus stellt angewidert fest, dass die Gäste dieses Gelages

> frassen wie die Säu/ darauff soffen wie die Kühe/ sich darbey stellten wie die Esel/ und alle endlich kotzten wie die Gerberhund! Den edlen Hochheimer/ Bacheracher und Klingenberger/ gossen sie mit Kübelmässigen Gläsern in Magen hinunder […]. (*ST* 82)[6]

Mit den als „edel" bezeichneten Weinen aus Hochheim, Bacherach und Klingenberg führt Grimmelshausen Weinzentren an, die im nicht allzu entfernten Umfeld seiner Geburtsstadt liegen. Zu beachten ist noch, dass die genannten Weinorte zu dieser Zeit nicht unbedingt die Ursprungsorte waren, wie es etwa durch das heutige Weinrecht geregelt

6 Die Schriften Grimmelshausens werden nach der Edition von Tarot, Bender und Sieveke (Grimmelshausen: *Gesammelte Werke in Einzelausgaben*. Unter Mitarbeit von Wolfgang Bender und Franz Günter Sieveke herausgegeben von Rolf Tarot. Tübingen 1967–1973) im Text dieser Abhandlung mit Seitenangaben in runden Klammern zitiert. Für die einzelnen Werke werden die standardisierten Siglen benutzt (*Simpliciana* XXXII, 2010, Anhang S. 595–596). Der *Ewig-währende Calender* (*EC*) wird nach der Edition von Klaus Haberkamm zitiert (Johann Jakob Christoffel von Grimmelshausen: *Des Abenteurlichen Simplicissimi Ewigwährender Calender*. Faksimile-Druck der Erstausgabe Nürnberg 1671. Mit einem erklärenden Beiheft herausgegeben von Klaus Haberkamm. Konstanz 1967). Fehlende Seitenangaben wurden durchnummeriert. Die *Europäischen Wundergeschichten Calender (EWC)* der Jahrgänge 1670, 1671 und 1672 sind nach dem Faksimiledruck von Klaus Matthäus und Klaus-Dieter Herbst zitiert (Johann Jakob Christoffel von Grimmelshausen: *Simplicianische Jahreskalender. Europäischer Wundergeschichten Calender 1670–1672 [Nürnberg]. Schreib–Kalender 1675 [Molsheim]*. Faksimiledruck der vier Kalenderjahrgänge erstmals neu herausgegeben und kommentiert von Klaus Matthäus und Klaus-Dieter Herbst. Erlangen, Jena 2009). – Die Texte werden im Folgenden mit den Siglen *EWC* für den *Europäischen Wundergeschichten Calender* mit Angabe des Jahrgangs und Seitenangabe in runden Klammern zitiert. Da sie keine Seitenangaben enthalten, wurden die Seiten nach eigener Zählung angegeben. Der *Wunder-Geschichten-Calender* von 1673 *(EWC* 1673) ist nicht im Faksimiledruck zugänglich und wird nach der gekürzten Ausgabe von 1925 zitiert. Vgl. Grimmelshausen: *Ewigwährender Kalender, nebst Stücken aus dem jährlichen Wunder-Geschichts-Kalender mit vielen Bildern geziert*. Hrsg. von Wilhelm Engelbert Hegaur [d. i. Wilhelm Engelbert Oeftering]. München 1925. Auf die Unsicherheit der Urheberschaft Grimmelshausens bei den verschiedenen Kalender-Texten sei verwiesen; sie kann hier nicht thematisiert werden.

ist, sondern auch nur die Verkaufsorte bezeichnen konnten.[7] Brillant ist jedoch der Kontrast, mit dem Grimmelshausen das Kapitel der Exzesse der Reichen abschließt. Vom Pfarrer gewarnt, Kritik an den Zuständen würde ihm allenfalls Schläge einbringen, sieht Simplicissimus dem Missbrauch von Speis und Trank schweigend zu, mit denen man 100 vertriebene Wetterauer hätte versorgen können. (*ST* 84) Da die Wetterau im Mittelalter und in der frühen Neuzeit viel weiter nach Osten reichte und beispielsweise 1552 als das „Gebiet zwischen Gelnhausen und Mainz-Kastel und zwischen Gießen und Seligenstadt" beschrieben wurde,[8] kann man die häufige Nennung der Wetterau auch als Darstellung der eigenen Heimatregion verstehen.

Sobald Simplicissimus jedoch die Weingebiete verlassen hat, beginnt er auch das Bier zu loben. Im Lager vor Magdeburg vertrinkt er sein Geld zusammen mit seinen Kameraden mit „Hamburger und Zerbster Bier/ welche Gattungen mir trefflich wol zuschlugen" (*ST* 149). Die lange Odyssee durch den Krieg endete für Grimmelshausen in der Ortenau, wo 1646 die letzte größere Kriegshandlung vor Ort bezeichnenderweise ein blutiger Kampf um Weinvorräte mit mehreren Gefallenen auf beiden Seiten war.[9]

2. Berufstätigkeiten im Umfeld des Weins

Schon in den letzten Jahren des Krieges in Offenburg war Grimmelshausen direkt mit dem Weinbau konfrontiert, denn der Grundbesitz der Einwohner dieser Stadt bestand „in der Hauptsache aus Weinbergen".[10] Am 7. September 1649 trat er seinen Schaffnerdienst in Gaisbach im Renchtal bei zwei Herren an.[11] Hans Reinhard von Schauenburg, dessen Kommando in Offenburg am 10. Juli 1650 endete, blieb einstweilen noch in seinem dortigen Haus. Nach einer kurzen Übersiedlung nach Gaisbach nahm er bereits 1651 als fürstlich badischer Rat und Oberamtmann seinen Amtssitz auf dem Schloss Mahlberg. Dennoch war er

7 Fritz Schumann: Die Geschichte des Weines. In: *Der Deutsche Wein*. Hrsg. von Hans Ambrosi und Helmut Becker. München 1978, S. 19.
8 http://de.wikipedia.org/wiki/Wetterau, Abruf 22.08.2012.
9 Könnecke, *Quellen* (wie Anm. 5), Bd. I, S. 356.
10 Otto Kähni: *Offenburg und die Ortenau.* Offenburg 1976, S. 110.
11 Könnecke, *Quellen* (wie Anm. 5), Bd. II, S. 11.

öfter in Gaisbach als sein Vetter Carl, von dem er Vollmacht für die Wahrnehmung von dessen Geschäften erhalten hatte.[12] Daher war der neue Schaffner weitgehend auf sich allein gestellt, um die Vielzahl der neuen Aufgaben zu erfüllen (Abb. 1).

Die Schauenburger betrieben schon seit Ende des 13. Jahrhunderts Weinbau, was für die Ortenau relativ früh ist.[13] Sie spielten für den Ausbau des Weinbaus im Renchtal eine zentrale Rolle. Schon im Burgfrieden der Schauenburg von 1433 war streng festgelegt, dass jede der vier Ganerbenfamilien für ihr Burgviertel „stets 1 Fuder Wein und 10 Viertel Mehl vorräthig" haben müsse.[14] Dies entspricht zusammen etwa 6000 Litern oder nach Straßburger Maß immerhin noch ca. 4400 Litern Dauervorrat.

Die schweren Verwüstungen des Dreißigjährigen Krieges erschwerten den Neuaufbau erheblich. Von der Bevölkerung überlebten vielerorts nur 20–30 % den Krieg, manche Dörfer waren ganz verschwunden. Da auch der Viehbestand größtenteils der Soldateska zum Opfer gefallen war, fehlte es schon am nötigen Dung für die Reben.[15] Ab dem Jahr 1650 ließ Hans Reinhard von Schauenburg wieder 12 (oder 11) Rebhöfe nach den Grundsätzen der Halbmeierschaft durch Rebleute anbauen, die Grundstücke und Zubehör zinslos überlassen bekamen. Auch sein Vetter Carl besaß vier Rebhöfe, von denen er jedoch nur den größten unter der Burg selbst bewirtschaften ließ; die anderen drei hatte er an Hans Reinhard abgetreten. Zusätzlich bewirtschaftete Grimmelshausen in den Jahren 1656–1658 parallel zu seiner ersten Gastwirtschaft in Gaisbach noch selbst einen Rebhof in Gaisbach, den er von Philipp Hannibal von Schauenburg als Erblehen erhalten hatte.[16] Die Rebhöfe umfassten fast ausschließlich Rebgelände, Wiesen und Wald. Die Wiesen dienten der Viehzucht, die wiederum den Dung für die Reben liefern musste. Der Wald sollte die Rebstecken liefern. Rebhöfe waren daher in erster Linie auf die Produktion von Wein ausgerichtet und wurden meist in die Hände des jüngsten Sohnes weiter gegeben.[17] Auch die Unterhaltung der Wohn- und Wirtschaftsgebäude bis hin zur Reparatur von Fenstern und Öfen oder der Liefe-

12 Könnecke, *Quellen* (wie Anm. 5), Bd. II, S. 8–10.
13 Karl Müller: *Geschichte des badischen Weinbaus*. Lahr 1953, S. 143.
14 Philipp Ruppert: Regesten des mortenauer Adels. 2. Die von Schauenburg. In: *Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins* 39 (1885), S. 168.
15 Müller, *Geschichte des badischen Weinbaus* (wie Anm. 13), S. 28.
16 Könnecke, *Quellen* (wie Anm. 5), Bd. II, S. 57, 103, 150.
17 Müller, *Geschichte des badischen Weinbaus* (wie Anm. 13), S. 150.

rung von billigem Korn waren Sache des Grundherrn. Dafür musste der erwirtschaftete Wein jährlich zwischen dem Rebmann und der Herrschaft geteilt werden.[18] Dass es gelang, die Weinmengen allmählich zu steigern, war nicht zuletzt das Verdienst des Verwalters Grimmelshausen.

Viele der Rebleute, mit denen Grimmelshausen zu tun hatte, sind auch namentlich feststellbar (z. B. Bersig, Biler, Christ, Gries, Grießhaber, Hirdt, Huber, Hueber, Langenbach, Meiß, Naber, Renner, Straub, Trey, Treyer, Vogt, Voltz, Weber, Wendel, Willwein). Interessanterweise sind in dieser Liste auch Namen zu finden, die heute noch in der Region mit Weinbau oder Weinhandel zu tun haben.

Als Schaffner hatte Grimmelshausen aber sicherlich nicht nur mit der Fülle seiner Aufgaben, sondern vermutlich auch mit den Tücken der niederalemannischen Mundart seiner Wahlheimat zu kämpfen. Zu Recht werden der Szene aus dem *Springinsfeld*, die sich in einem Straßburger Gasthaus abspielt, autobiografische Züge zugeschrieben, Da verwechselt ein Schaffner bei seinem Rebmann, der ihn um Geld für sein Arbeitsgerät „Kärste“ bittet, dieses mit der Getreideart „Gerste“. Nur mit Mühe klärt sich das Missverständnis auf. Der Beobachter kommentiert dies ironisch: „sollestu ein Schaffner über Rebleuth seyn/ und waist noch nichts von den Kärsten?“ (*Spr* 17–18) Unverkennbar nimmt Grimmelshausen sich hier selbst auf den Arm. Die sprachlichen Missverständnisse dürfte er in der ersten Zeit am Oberrhein nicht nur bei der Arbeit in der Ortenau, sondern auch in seiner eigenen Familie erlebt haben. Da seine Ehefrau aus dem elsässischen Zabern stammte („Elsaßzabern“), sprach sie ja ebenfalls die niederalemannische Mundart.

Viel Detailwissen der täglichen Arbeit im Weinberg wird in den Kalendern ausgeführt:

> Was nun diß Orths von dem Kraut- oder Küchen-Gärten geredt worden/ kanstu auch von den Weingärten oder Reb-Bergen verstehen: Under der gemeinen Dung ist der Dauben-Mist der beste: im folget der Hünnermist/ solchem die Schaaf-Dung/ diesem die Dunge von den Rindern/ und endlich der von den Pferden/ welcher aber nicht so leicht in heisse: sonder in kalte Oerther gebrauchet werden soll. Der Mist der Wasser-Vögel ist aller Erdgewächs Gifft/ darumb soll der von den Gänsen und Enden/ etc. ins Wasser getragen werden. Der Schwein- und Hünner-Mist bringt sehr viel Unkraut/ und der Geiß-Mist mag

18 Könnecke, *Quellen* (wie Anm. 5), Bd. II, S. 57–58.

> noch neben dem Schaaff-Mist hingehen […] Der Schweinmist hat diese Art an sich/ daß er die Mäuß und Maulwürff vertreibt. (*EC*, Materia III, 36–38)

Nach dem Ende des Schaffnerdienstes in Gaisbach folgte eine ähnliche Verwaltertätigkeit von 1662–1665 auf der nahe gelegenen Ullenburg bei Tiergarten für den Straßburger Arzt Dr. Johannes Küffer. Nach einer weiteren zweijährigen Zwischenphase, in der er sich als Wirt des „Silbernen Stern" in seinem Haus in Gaisbach über Wasser zu halten versuchte, trat Grimmelshausen schließlich 1667 seine letzte Arbeitsstelle an: das Amt des Schultheißen von Renchen, ein ebenfalls bereits im Mittelalter bedeutender Weinort. In der Gerichts- und Polizeiordnung des Jahres 1531 hatte die Stadt Renchen unter den kommunalen Bediensteten spezielle „Rebweinhirten" angestellt. Sie hatten die Rebanbauflächen zu bewachen und wahrscheinlich auch auf die Einhaltung des Weinpreises zu achten sowie die Weinmengen zu kontrollieren. Danach finden sich jedoch lange Zeit keine Belege mehr für Weinbau in Renchen. Ursache dafür waren wahrscheinlich – wie an vielen Orten in Deutschland – die Folgen der blutigen Katastrophe des Dreißigjährigen Krieges. Die Zahl der Renchener Bürger war von 180 auf 17 gesunken und hatte den wenigen Überlebenden wohl auch den Weinbau unmöglich gemacht.[19] Das große Gewann „Weingarten" unmittelbar beim Schlossberg rechts der Rench belegt den Weinbau sogar noch durch seinen Namen, während an anderer Stelle die so genannten „Amerikanerreben" Mitte des 20. Jahrhunderts auf Staatsgeheiß entfernt werden mussten. Heute wird auf der Gemarkung Renchen nur noch im Gewann „Galgenfeld" Wein angepflanzt.[20]

3. Die Weinkarte Grimmelshausens

Die Frage, nach welchen Kriterien ein guter Wein zu beurteilen sei, beantwortet Schrepffeisen ziemlich allgemein: „Guten Geruch/ Schmack/ Wärm und Schein/ Sollen haben alle guten Wein" (*EWC* 1673, 506). Sucht man alle empfohlenen Weine zusammen, die Grim-

---

19 Hans-Martin Pillin: *Die Grimmelshausenstadt Renchen und ihre Geschichte.* Bd. 1. *Von den Anfängen bis zum Ende der bischöflich-straßburgischen Herrschaft im Jahre 1803*. Renchen 1992, S. 48, 58.

20 Mitteilung des Stellvertretenden Bürgermeisters Heinz Schäfer vom 23.10.2012.

melshausen in seinem Werk anführt, dann steht man vor einer erstaunlichen Fülle. Der Wirt Schrepffeisen dagegen hat eine klare Meinung: „Klingenberg am Main, Würzburg am Stein, Bacharach am Rhein wachsen die besten Wein.“ (*EWC* 1673, 506) Für heutige Leser ist allerdings nicht mehr erkennbar, dass hier nur das bekannte zeitgenössische Trinklied von Erasmus Widmann von 1623 verarbeitet ist: „Zu Klingenberg am Maine, zu Würzburg am Steine, zu Bacharach am Rhein, hab ich in meinen Tagen gar oftmals hören sagen, solln sein die besten Wein“.[21]

Eine Liste empfehlenswerter Weine findet sich im *Rathstübel Plutonis*. Dort tritt Simplicissimus in der Gesprächsrunde auf seinem Bauernhof mit folgender Empfehlung auf:

> […] darbey du auch an allerhand der besten Wein keinen Mangel verspüren lassen sollest/ under dem Elsasser erwehle den Reichenweyer/ under dem Preißgauer den Affenthaler: under dem Ungerischen den Tockaier: under dem Rinckauer den Hochheimer: under dem Reinischen den Bacharacher: under dem Franckischen den Klingenberger/ aber bey Leib verachte auch nicht den edlen Necker Wein/ den Oetschländer und Moßler: und wo müglich/ so lasse dir auch deß edlen Geträncks auß Hispania/ Candia/ ja wo immer müglich/ gar von Chiraß auß Persien bringen/ dann auff solche Weis wirst du nur desto ehender fertig werden […]. (*RP* 83)[22]

Im *Wunder-Geschichten-Calender* von 1673 wird eine interessante Gesprächsrunde dargestellt, die Simplicius zusammengerufen hat. Sie dürfte der realen Situation Grimmelshausens bei der Stoffsuche für einen Kalender sehr nahe kommen und scheint in Straßburg zu spielen (*EWC* 1673, 500). Das Ergebnis ist zunächst ein längeres Gespräch über das Thema Wein, zu dem die verschiedenen Teilnehmer der Runde ihre eigenen Aspekte beitragen. Politicus hat einen außergewöhnli-

21 Ludwig Achim von Arnim und Clemens Brentano: *Des Knaben Wunderhorn. Alte deutsche Lieder*. Vollständige Ausgabe nach dem Text der Erstausgabe von 1806/1808. Tl. 2. München 1963, S. 293.

22 Reichenweyer: Reichenweier/Riquewihr im Elsass, damals württembergisch; Affenthaler: hier Rotweinsorte – ursprünglich aus dem Affental im Ufgau (heute Gemeinde Bühl/Baden); Tockaier: Tokaier, Weinbaugebiet um die Stadt Tokai in Nord-Ungarn; Rinckauer: Rheingauer; Hochheimer: Hochheim am Main im Rheingau (Hessen); Bacharacher: Rheinregion um Bacharach am Rhein (Rheinland); Klingenberger: Klingenberg am Main, Unterfranken (Bayern); Necker Wein: Neckar-Wein; Oetschländer: Etschtäler Wein (Südtirol); Moßler: Mosel-Wein; Candia: Heraklion, Kreta (Griechenland); Chiraß aus Persien: Schiras (Iran).

chen Parmesankäse mitgebracht und der Wirt Schrepffeisen spendiert zwei Flaschen Wein, wofür sich Musophilus mit einem bemerkenswerten Gedicht bedankt:

> Der edle Wein
> Pflegt angenehm zu seyn/
> Die Geister zu erquicken
> Die Sorgen zu ersticken.
> Der Wein auf dieser Erd
> Ist der Poeten Pferd;
> Der kann uns neues Leben
> Und neue Kräfte geben. (*EWC* 1673, 501)

Man fragt sich, ob nicht auch Grimmelshausen selbst sich bei seinem poetischen Schaffen durch den Wein beflügelt gesehen hat.

Wie schwierig es ist, die verschiedenen Empfehlungen von Weinen erschöpfend zu interpretieren, zeigt auch eine genauere Analyse der für unser Thema interessantesten Weine: Reichenweierer, Neckar-Wein und Klingenberger. An erster Stelle empfiehlt Simplicissimus in der Runde auf seinem Bauernhof den Wein aus Reichenweier/Riquewihr im Oberelsaß. Wer nach literarischen Vorlagen sucht, der stößt in der *Cosmographia* von Sebastian Münster von 1545 auf eine ähnliche Wertung der „statt Reychenweyr/ do der best wein im Elsaß wechßt.“[23] Damit ist aber noch nicht viel bewiesen, zumal nicht einmal die gleiche Schreibweise des Ortes gewählt ist. Wenn man aber in Betracht zieht, dass Grimmelshausen von 1662–1665 den Weinbau auf der Ullenburg zu verwalten hatte, sieht die Angelegenheit schon anders aus. Die Burg gehörte seit 1605 zusammen mit zwei Rebhöfen, einem Kelterhaus und einer Kapelle dem Herzog von Württemberg. Allerdings war die Kaplanei längst nicht mehr besetzt.[24] Da der berühmte Straßburger Arzt auch der Leibarzt des Herzogs von Württemberg war, wundert es nicht, dass er 1661 die Burg als württembergisches Pfandlehen erhalten hatte. Grimmelshausen dürfte Küffers erster Schaffner auf der Ullenburg gewesen sein.[25] Nachdem die Pfandherrschaft über das gesamte Renchtal von den Bischöfen von Straßburg an das Herzogtum Württemberg ab-

23 Sebastian Münster: *Beschreibung aller Länder durch Sebastianum Munsterum*. Basel 1545, S. 518.

24 Manfred Eimer: Das bischöfliche Amt Oberkirch unter württembergischer Pfandherrschaft. In: *Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins*. N. F. 43 (1929), S. 616.

25 Könnecke, *Quellen* (wie Anm. 5), Bd. II, S. 169.

getreten war, kaufte Herzog Friedrich von Württemberg zur Absicherung seines dauerhaften Herrschaftsanspruchs die beiden am Ausgang des Renchtals liegenden Burgen Fürsteneck und Ullenburg. Dies kam auch dem Weinbau des vorderen Renchtals zugute. Von zwei „Weingartmeistern" ließ er ab 1607 auf 14 Morgen größere Weingärten anlegen. Aus der Gegend von Stuttgart wurden 30000 Rebstöcke gekauft und aus seinem Elsässer Gebiet Reichenweier 10000. Außerdem musste der „Rebmann auf Ullenburg" nochmals 4400 „Legstöcke" in Reichenweier nachkaufen (Muskateller, Walheimer und Traminer).[26] Da Grimmelshausen die Vorgeschichte seiner Reben sicherlich in Grundzügen bekannt war, lobte er also mit dem Reichenweierer Wein gleichzeitig den von ihm verwalteten an der Ullenburg.

Vor diesem Hintergrund wird auch besser verständlich, warum der Unsichtbare im *Wunderbarlichen Vogel-Nest II* in seinem Haus ausgerechnet „köstlichen Necker-Wein" im Keller hat, an dem sich die Köchin in Abwesenheit des Hauherrn ausgiebig bedient. Auch dieser war an der Ullenburg angepflanzt worden (*VN II* 169).

Auch der Klingenberger könnte in engerer Beziehung zu Grimmelshausen stehen. Der heute in der Ortenau an verschiedenen Orten angepflanzte Riesling „Klingelberger" lässt sich bis zum Schloss Staufenberg bei Durbach zurückverfolgen, wo bereits 1329 Weinbau feststellbar ist. Die früheste Form des Namens ist jedoch „Klingenberger", die bereits für die Jahre 1638 und 1680 belegt ist.[27] Da es keinen Klingenberg oder Klingelberg in der Ortenau gab, ist dieser Wein eindeutig als Weinsorte und nicht als Herkunftsort zu verstehen.[28] Somit könnte aber die These doch zutreffen, der Name „Klingelberger" komme von Klingenberg a. M., wo einst Riesling angebaut worden sei.[29] Grimmelshausen hätte somit zusammen mit dem Klingenberger Wein aus Unterfranken auch dessen Durbacher Ableger an der Burg Staufenberg

---

26 Eimer, Das bischöfliche Amt Oberkirch (wie Anm. 24), S. 617–618.

27 Heinz G. Huber: Vom Klosterwein zum Diplomatentropfen. 800 Jahre Weinbau im Renchtal. In: *Die Ortenau* 77 (1997), S. 602; Müller, *Geschichte des badischen Weinbaus* (wie Anm. 13), S. 150.

28 Der „Klingelberg" in Oberkirch-Haslach in der Nähe der Ullenburg bei Tiergarten kann hier vernachlässigt werden. Er hieß ursprünglich „Sommerbuckel" und erhielt den neuen Namen erst 1839 wegen der dort neu angepflanzten Klingelberger-Reben aus Durbach. Vgl. Herbert Geppert: *Haslach zu Füßen des Ulmhard.* Oberkirch 2005, S. 82.

29 Müller, *Geschichte des badischen Weinbaus* (wie Anm. 13), S. 152.

gepriesen. Der persönliche Aufenthalt zu Geschäften in Durbach und auf der Burg Staufenberg ist mehrfach nachgewiesen.[30]

Die ohne Anspruch auf Vollständigkeit erstellte „Weinkarte Grimmelshausens“ sieht somit im Überblick folgendermaßen aus. Die heute teilweise anderen Städte- oder Länderbezeichnungen wurden in der Zuordnung berücksichtigt.

Die Weinkarte Grimmelshausens

01 Affentaler (Weinsorte), Breisgau/Baden, ursprünglich aus dem Affental bei Bühl/Ortenau („under dem Preißgauer den Affenthaler“): *RP* 83
02 Bacharacher, Rheintal („under dem Reinischen den Bacharacher“): *ST* 82, *RP* 83
03 Bayrischer Wein, südliches Bayern („in Bayern gewachsen“): *Spr* 43
04 Bodensee-Wein („guten See- und Neckerwein trincken“): *ST* 333
05 Breisgauer, Breisgau/Baden („under dem Preißgauer “): *RP* 83
06 Candia (Heraklion)/Kreta, Griechenland („aus Candia“): *RP* 83
07 Deutscher Wein, Deutsches Reich („Teutschen Wein“): *VN II* 235
08 Elsässer Wein, Elsaß („der edle Elsasser Wein“): *VN II* 312–313
09 Etschtäler, Etschtal/Südtirol („Oedtsch-Wein“, „Oetschländer“): *Co* 512, *Spr* 83
10 Fränkischer Wein, Franken/Nordbayern („dem Franckischen“): *RP* 83, *ST* 82
11 Französischer Wein („Frantz-Wein“): *VN II* 235
12 Hessischer Wein, (Nord-) Hessen („in Hessen gewachsen“): *Spr* 83
13 Hochheimer (vielleicht Weinsorte), Hochheim am Main im Rheinau/Hessen („under dem Rinckauer den Hochheimer“): *Spr* 83, *ST* 82
14 Jochem („einen starcken Zug vom besten Jochem“): *VN I* 16
15 Kanarischer Wein, Kanarische Inseln/Spanien („Spanischen und Canari-Wein“): *VN II* 235, 243
16 Klingenberger (Weinsorte in der Ortenau?), Klingenberg in Franken/Nord-Bayern („under dem Franckischen den Klingenberger“): *RP* 83, *ST* 82
17 Malvasier, Südwein, Griechenland bzw. Kanaren („Malvasier“): *SP* 103, *ST* 214
18 Moseler, Mosel („Moßler“): *RP* 83
19 Muskateller („Muscateller“): *ST* 214, *Spr* 43
20 Neckarwein („den edlen Necker Wein“): *RP* 83, *VN II* 169
21 Palm-Wein („Palm Wein“): *Co* 556; *EWC* 1671 63
22 Peter Simon-Wein („den edlen Tranck Peter Simon“): *VN I* 76, 78, 83.
23 Reichenweierer, Elsass, Riquewihr („under dem Elsasser erwehle den Reichenweyer“): *RP* 83

30 Könnecke, *Quellen* (wie Anm. 5), Bd. II, S. 111–113, 194.

24 Rheingauer, Rheingau („under dem Rinckauer den Hochheimer“): *ST* 82, *Spr* 83
25 Rhein-Wein („der gute edle Wein vom Rhein“): *EWC* 1673 506
26 Schiras, Iran („von Chiraß aus Persien“): *RP* 83
27 Spanischer Wein („Spanischen“, „auß Hispania“): *EWC* 1673 505, *RP* 83, *VN II* 235
28 Tokayer, Ungarn („under dem Ungarischen den Tockaier“): *RP* 83
29 Ungarischer Wein („under dem Ungarischen den Tockaier“): *RP* 83
30 Veltliner, Schweiz („Veltliner Wein“): *Co* 512
31 Würzburger („Würzburg am Stein“): *EWC* 1673, 506
32 „Jetziger Wein“ („Den ich jetzo trinke/ ist der beste/ weil kein anderer vorhanden.“): *EWC* 1673, 505

4. Der Wirt

In besonders engem Kontakt mit dem Wein und seinen Begleiterscheinungen stand Grimmelshausen auch in den Jahren, in denen er als Wirt tätig war. Nur etwa fünf Jahre umfasste diese Tätigkeit, mehr oder weniger als Verlegenheitslösung. Einmal betrieb er von 1656–1658 neben der Schaffnertätigkeit auch eine kleine Gastwirtschaft im Schaffneihaus in Gaisbach, das zweite Mal versuchte er sich von 1665–1667 als Gastwirt des heute noch bestehenden „Silbernen Stern“ in seinem eigenen Haus auf der Spitalbyhn, mittlerweile bereits vielfacher Vater. Vergleicht man die umfangreichen Tätigkeiten als Verwalter bzw. Schultheiß, so wird deutlich, dass er hier wohl am meisten Freizeit für sein literarisches Werk gehabt haben muss. Auch dürften in dem kleinen Dorfgasthaus im kleinen Seitental des Gaisbachs ohne jeden Durchgangsverkehr die wenigen Gäste häufig von seiner Frau und den Töchtern bedient worden sein, sodass ein Zusatzverdienst über das Schreiben möglich war (Abb. 2).

Das Motiv Wirt und Gasthaus scheint Grimmelshausen sehr fasziniert zu haben. Eine besonders malerische Passage findet sich im *Europäischen Wunder-Geschichten Calender* von 1672:

> Wir machten beede solche Schnitz in den Gast Höfen/ daß man weit und breit von meinem Knan und mir zu sagen wuste/ sonderlich sahen uns die Wirth sehr gerne/ weil wir bey ihnen nicht allein gute Bißlein zurichten/ und den edlen Reben-Safft fleißig die Kehle hinab schleichen liessen/ sondern auch solche Schosen machten/ daß die gantze Sauff-Compagni dardurch erlustiget und zum öff-

tern einzukehren angefrischet wurde. Kurz; Wo Simplex war/ da hörte man die Bracken/ Schalmeyen und Sack-Pfeiffer lustig aufludeln und dadeln/ die Würffel klappern/ die Karten patschen und Bretspiel fein Klatschen. Es gieng zu wie im Schlauraffenland/ und gefiel mir nichts bessers/ als wan die Bauren-Weiber bißweilen ins Wirts-Haus kamen/ und ihre trunckne Männer so gräulich zerlegten/ daß nichts drüber war. (*EWC* 1672, 117)

Einen großen Raum nehmen auch die vielen Fälle von Betrügereien und Verbrechen in Gasthäusern ein – fast immer in Verbindung mit dem Wein. Beispielsweise erzählt ein Wirt in der *Verkehrten Welt*, dass er in der Hölle gelandet sei, weil er den „Wein mit Wasser“ getauft habe (*VW* 82). Durchaus realistisch klingen mehrere Geschichten, wie Wirte von ihren misstrauischen Gästen der Weinpanscherei überführt werden. So schildert Springinsfeld sein Scheitern als Wirt durch einen raffinierten Anschlag seiner Gäste, die ihm die Verwässerung seines Weins durch heimliches Einstreuen von geschnittenem Stroh in seinen Brunnen nachweisen (*Spr* 106–107). In einer ähnlichen Geschichte, die *Der überlistete Wirt* benannt ist, überführen die Gäste einen weiteren Wirt – diesmal mit Fischchen aus dem Bach, wie Jan Perus in der Runde bei Schrepffeisen erzählt (*EWC* 1673, 515–516).

5. Bräuche – Trinksitten – Sprüche

Ein Panoptikum zeitgenössischer Bräuche und Trinksitten, von denen die meisten heute in Vergessenheit geraten sind, lässt sich aus dem Werk Grimmelshausens zusammenstellen. So überliefert uns der simplicianische Erzähler im *Ewig-währenden Calender* auch einen in Vergessenheit geratenen Winzerbrauch aus Oberkirch, das sich heute auch „Stadt des Weines“ nennt, und anderen „Catholischen Orthen“ vom 25. Mai: „Der 25. May. Urbanus Pabst und Mart.“

Hat Urbans-Tag schön Sonnenschein/
Verspricht er viel und gut Wein.

AN etlichen Catholischen Orthen haben die Küeffer den brauch/ daß sie *S. Urbani* Bildnuß mit sich herumb tragen mit sonderbahren Gesängen; Bleibts nun fein Wetter/ so nehmen sie das Bild mit sich ins Wirtshauß/ regnets aber/ so werffen sie es in einen Brunn/ dieser Brauch war auch zu Oberkirch/ ist aber kürtzlich abgeschafft worden:

Scheind die Sonn an S. Urbans Tag/

> So wird der Wein gut/ als ich dir sag:
> Regnet es/ so wird er schaden leiden;
> Die Erfahrung bringts von langen Zeiten. (*EC*, Materia II, 108)

St. Urban ist vor allem in Süddeutschland der Weinheilige oder Schutzpatron der Winzer. Wie Karl Müller nachgewiesen hat, wurden am Jahrestag des St. Urban, also am 25 Mai, „Prozessionen in die Rebfelder gemacht, um den Segen des Himmels für gutes Gedeihen des Weinstocks zu erbitten."[31] Es wäre interessant, Genaueres über diese „sonderbahren Gesänge" zu erfahren und warum dieser Brauch abgeschafft wurde. Es zeugt von einem köstlichen Volkshumor, sich vorzustellen, wie die Winzer das Bild des Heiligen vor die Wahl gestellt haben: Schönes Wetter – dann darfst du mit ins Gasthaus, oder schlechtes Wetter – dann landest du im Brunnen.

Unter den anderen angeführten „catholischen Orten" mit diesem Brauch dürfte auch Tiergarten an der Ullenburg gemeint gewesen sein. Dort ist St. Urban um 1780 als Schutzpatron einer Kapelle erwähnt und auch die 1871 erbaute Ortskirche dieses heutigen Ortsteils von Oberkirch wurde ihm geweiht. Es ist daher wahrscheinlich, dass er auch schon vorher auf der Ullenburg der Schutzpatron der dortigen Kapelle war.

Der Genuss des Weins bedarf gründlicher Vorbereitung, indem „der Wein ins Kühl-Wasser gesetzt" wird (*VN II* 194). „Müssige, delicate oder zarte Leuth" sollten sich in der August-Hitze „mit Melonen erquicken, wann sie einen guten Trunck alten Wein darneben stehen haben" (*EC*, Materia II, 162). Die gute alte Meuder empfiehlt der Runde im *Rathstübel Plutonis* als Sparmaßnahme ihr Hausrezept:

> Wer Wein hat/ der kan ihn ja wol auß der Kanden/ oder wie ich/ auß einem Häffelein trincken/ es lauffet einem ja starck genug/ man kan nach Belieben kleine oder grosse Züg thun/ und siehet nicht gleich jeder Schnauber/ ob man viel oder wenig trinckt. (*RP* 33)

Der Wirt Schrepffeisen beantwortet die Frage, wieviel ein Mensch trinken sollte, mit einem wohl zeitgenössischen Spruch, dem Menschen seien „drey Trünk" gegönnt: „Der eine zum Durst, Der zweyte zur Lust, Der dritt zur Fröhlichkeit; Was darüber/ bringt Trunkenheit" (*EWC* 1673, 507).

31 Müller, *Geschichte des badischen Weinbaus* (wie Anm. 13), S. 26.

6. Maß und Übermaß

Bei der genauen Lektüre der Texte Grimmelshausens kommen keine Zweifel auf, dass der Wein zunächst einmal eine positive Wirkung auf Körper und Geist des Menschen auslöst. So wird Wein geradezu als Arznei betrachtet – offensichtlich in Übereinstimmung mit vielen Ärzten seiner Zeit. Im *Satyrischen Pilgram I* wird ein umfangreiches Loblied zusammengestellt. Wein dient ausdrücklich „nicht allein zu Speiß und Tranck sondern auch einer köstlichen Artzney“:

> Die *medici* sagen/ es werden von dem Wein alle Menschliche Kräfften gesterckt und erquickt/ er verleihe ein schöne Farb/ gebehre Edel Geblüth/ trückne offne fließende Schäden/ zertheile Geschwulst in auffgeloffenen Gliedern/ dämpffe die Kranckheit des unnatürlichen fräßigen Hungers/ erquicke die natürliche Wärme/ verdaue die Speißen/ fürdere alle Uberflüßigkeiten/ zum Stuhlgang/ reinige die Natur/ von allen bösen Dünsten/ stercke das Hirn/ erkläre die Augen/ schärffe Sinn und Vernunfft/ bringe den Schlaff und diene zu allen Kranckheiten und Gebresten des Leibs/ die von kalter *materi* ihren Ursprung her haben […]. (*SP I* 57–58)

Zu den physischen Qualitäten der „Wein-Therapie“ kommen die psychischen Veränderungen bei seelischen Störungen. Diese dürfen nach einem der blutigsten und grausamsten Kriege der deutschen Geschichte nicht unterschätzt werden. Vor allem die Maßlosigkeit wird als „Brunnquell und Ursprung aller Schanden und Laster“ gegeißelt. Insgesamt 21 verschiedene Verhaltensweisen sind aufgelistet, die durch übermäßigen Weingenuss verursacht werden:

> […] einer singt/ der ander weinet/ der tritt lachet/ der vierd fluchet/ der fünfft bettelt/ der sechst trauret/ der siebend tantzt/ der acht leffelt/ der neundt zehlet/ der zehend schläfft/ der elfft katzt/ der zwelfft stillschweiget/ der dreizehend die Stigen einfält/ der vierzehend Stül und Offen/ der funffzehend Kannen und Gläser/ der sechzehend die Fenster zerbricht/ der siebendzehend plaudert/ daß sonst niemand mehr vor ihm zu kommen kan/ der achtzehend Rauffhändel anfahet/ der neunzehend den zwanzigsten schlägt/ und den ein und zwantzigsten die Stiegen hinunter wirfft […]. (*SP I* 64).

Diesen 21 Verhaltensweisen sind ebenfalls 21 Folgen zugeordnet, mit denen die Säufer nach ihrem Vollrausch rechnen müssen (*SP I* 64). Diese Listen könnten durchaus auf eine Zuhilfenahme von anderen literarischen Quellen hinweisen. Manche Warnungen vor den gesundheit-

lichen Folgen des Alkoholismus sehen jedenfalls eher nach der Zusammenstellung aus einer medizinischen Vorlage aus (*SP I* 60).

Wie die allgemeine Nötigung zum Trinken allmählich aus dem Ruder läuft, hat Grimmelshausen auch im ersten Buch des *Abenteuerlichen Simplicissimus Teutsch* ausführlich dargestellt. Am Hof des Gubernators in Hanau muss Simplicissimus miterleben, wie einer den andern bedrängt „bey grosser Herren und sonst lieber Freund/ oder bey seiner Liebsten Gesundheit/ den Wein Maßweis in sich zu schütten" (*ST* 83). Dieser soziale Gruppenzwang lässt die Tischrunde schließlich zerfallen, einige sogar in Konflikt mit den Tischgenossen geraten (*ST* 86). Auch die Auseinandersetzung mit dem Alkoholtod durch unmäßigen Weingenuss taucht etliche Male auf. Im *Simplicissimus Teutsch* wird beschrieben, wie die zweite Ehefrau des Simplicissimus im Renchtäler Bauernhof in die Fänge der Alkoholsucht gerät und sich mitsamt ihrem ungeborenen Kind zu Tode säuft (*ST* 404).

7. Die Bedeutung des Weins für Grimmelshausen

Grimmelshausen differenziert die Einschätzung der Getränke jedoch auch nach Jahreszeit und Umständen. In der Hitze des Sommers wird für den „2. Heumonath" sogar eine Wasser-Kur empfohlen, falls möglich im Sauerbrunnen, falls nicht, dann eben mit Brunnenwasser (*EC*, Materia II, 132). Für heiße Tage kommt neben Wasser auch das Bier wieder zur Geltung. Für den 4. August etwa werden dem Leser Ruhe, wenig Essen und Bier empfohlen (*EC*, Materia II, 160). Eine „friedliche Koexistenz" zwischen „Weinschläuchen" und „Bierbrüdern" erscheint an anderen Stellen; die humorvollste Passage enthält wohl die bebilderte Nebeneinanderstellung in der *Gaukel Tasch*e (*GT* 22, Abb. 3):

Die Weinschläuch und …

Gott segn es lieber Bruder!
Thue mir fein bald bescheid/
Es ist warlich gar ein guter
Ich sing drein mit Hertzens-Freud
Wie ist? will der Wein nicht schmecken?
Mir pflegt er Freud zu erwecken/

… Bier-Brüder betreffend.

Ich hab dirs gleich angemercket/
Daß der Trunck dich trefflich stärcket:
Drumb bring ich dir jetzt eins zu/
Trinck es aus biß auf den Grunde/
Kriegst du gleich im Hirn ein Wunde/
Hastu doch drauf gute Ruh.

Du giebst meinem Herzen Krafft.	Sie macht dir nichts mehr zu schaffen/
Ey du edler Reben-Safft!	Wann der Rausch ist ausgeschlaffen.

Innerhalb der Kräuterheilkunde des 17. Jahrhunderts spielten auch Kräuterweine eine wichtige Rolle, wie dies bereits von Peter Heßelmann ausführlich dargelegt wurde. Derartige Weine und Weinmischungen wurden damals auch „als Drogen in Kräuterbüchern und in hauswirtschaftlichen Ratgebern empfohlen".[32] Eine umfangreiche Liste hierzu findet sich im *Rathstübel Plutonis*:

> […] über das wird dir nicht schlecht anstehen/ viel weniger übel schmecken/ wann du mit allerhand angemachten Kräuter-Weinen und Aromatices gefaßt bist: alß Wermuht-Wein/ zum Kopff und Magen/ Aland-Wein/ Augentrost-Wein/ Räppes- oder Beerwein/ Benedicten-Wein/ Betonien und Nägeleinblumen-Wein/ wieder Hufftwehe/ Borragen- und Ochsenzungen-Wein wieder das Gifft/ und das Geblüt zureinigen/ Haselwurtzen-Wein der vors Grieß taugt/ Himbeer- und Kirschin-Wein/ wieder des Sommers Hitz/ Hirschenzungen-Wein zum Miltz/ Isopenwein zur Lungen/ Morolff/ Lavendel/ und Majoran-Wein zum Haubt/ Roßmarein-Wein zum Hirn/ und den Nerven/ Salbey-Wein zu den Zähnen und vor den Krampff/ Tamariscken-Wein wieder die Melancholey/ Zitwan und Hippocras dich zuerwärmen/ und Citronen-Wein dich abzukühlen […]. (*RP* 83–84)[33]

Speziell „Wermut- Salbey- Alant- Quitten- und Citronen-Wein muste neben dem Hippocras den Säuffern ihre Köpff und Mägen wieder begütigen" (*ST* 100).

Der Wein erhält jedoch die Sonderstellung als Lebensmittel Nr. 1, wie im *Satyrischen Pilgram* am deutlichsten formuliert ist, noch vor Brot und Fleisch: Denn es „müssen sich alle Menschen in der gantzen weiten Welt auß des Bauren Händen ernehren […] dann durch sie werden nicht allein alle Lebensmittel erzogen/ als da ist/ Wein/ Brodt/

32 Peter Heßelmann: Zwischen Buchgelehrsamkeit und Erfahrungswissenschaft. Grimmelshausen und die Kräuterheilkunde im Wissensdiskurs der frühen Neuzeit. In: *Simpliciana* XXVI (2004), S. 219–243, hier S. 228–229.

33 Alant-Wein: aus der Wurzel des Echten Alant hergestellter Wein; Räppes: Kunstwein aus Trestern mit Wasser und verschiedenen Zusätzen; Benedicten-Wein: Wein aus dem Benediktenkraut; Betonien: Bethanienkraut; Hufftwehe: Ischias, Arthiritis; Borragen: Boratsch (Borretsch); Ochsenzunge: Pflanzenart aus der Gattung der Ochsenzungen; Hirschzunge: auch Hirschzungenfarn, Pflanzenart aus der Familie der Streifenfarngewächse; Isopenwein: Wein mit Ysop; Zitwan: vielleicht Zittwer- oder Wurmsamen; Hippocras: Würzwein, mit Honig versüßter Weißwein, Zusätze: Zimt, Muscat, Gewürznelken, Mandeln, Zitronenschale; Tamariscken-Wein: Wein von Blättern des Tamariskenstrauchs bzw. -baumes.

Fleisch/ Oel/ Bier/ Schmaltz/ Obs/ Honig/ Kraut/ Rüben und in Summa alles so wir in Leib geniessen;“ (*SP I*, 35). Ohne Wein findet kein gesellschaftliches Leben statt:

> Uber das gibt die Erfahrung/ daß unser Menschlich Leben in Politischen Händeln nicht bestehen könte/ wann wir keinen Wein hätten: Dann so bald ein Kindt geboren/ wird Ihm die Zung mit Wein gelöst/ die Tauffsupp kan ohn Wein nicht gegeben werden/ und gleich wie die Mutter dem Kind den Wein anfänglich mit Löffeln einflöst/ damit es auch bey Zeit diesen Edlen Safft geniessen lerne/ ebenso also muß Sie selbst Wein haben/ wann das Kind Zahnen will/ und solt es Ihrem Schleyer gelten; wird der Sohn groß und zu einem Handwerck uffgedingt/ so muß Wein dabey seyn/ […] will er dann heurathen/ so wird WeinKauff und Hochzeit beym Trunck vollzogen; *In summa* kein Kauff/ kein Verkauff/ kein Verding/ kein *Contract*, kein Vertrag/ kein vertrewliche Brüderschafft/ oder Einiger Handel von *impor*tantz/ der Menschen/ wird gemacht/ welches nicht der Lebensafft beschliessen und bekräfftigen helffen muß […]. Köstliche *Materia*: die du gleich von Mutter-Leib an zu uns kombst und uns biß in und nach unserm Tod dienest/ und erfreuest/ nehmlich wann man alsdann den Trösterwein trincket […]. (*SP I* 58–59)

Dass Grimmelshausen diese Passage auf der Pro-Seite des Themas in seinem Traktat platziert, zeigt aber eindeutig, dass für ihn der Wein im wahrsten Sinn des Worts von der Wiege bis zur Bahre ein ständiger willkommener Begleiter ist. Dabei ist allerdings auch zu berücksichtigen, dass der Weinverbrauch pro Kopf im Mittelalter mit 150–200 Liter pro Jahr überhaupt sehr hoch war und Martin Luther klagen ließ: „Unser deutscher Teufel wird ein guter Weinschlauch sein und muß Sau heißen.“[34]

Selbst auf einer abgelegenen fernen Insel brauchen die Gestrandeten nicht auf einen guten Wein zu verzichten. Er wird dann eben aus Palmblättern hergestellt, sodass man „gleichsam wie im Schlauraffenland“ leben und sich nach dem Fischfang „nach eingenommenem Trunck Palmwein meiner Gewonheit nach unter einen lustigen Baum in Schatten schlaffen“ legen kann (*EWC* 1671, 63). Der Frömmigkeit tut der Inselwein auch keinen Abbruch, denn wenn „ein Palmwein auß einem Baum“ gewonnen ist, so stellt sich der Einsiedler der *Continuatio* dabei vor, „wie mildiglich mein Erlöser am Stammen des H. Creutzes sein Blut vor mich vergossen“ (*Co* 568).

Neben der allgemeinen Drogenwirkung erkennt Grimmelshausen durchaus eine politische Sprengkraft an Weintrinkern, indem nicht nur

34 Schumann, *Die Geschichte des Weines* (wie Anm. 7), S. 17–18.

„die betrübte frölich/ schwermütige leichtsinnig/ die verzagte kühn" werden, sondern auch „die arme reich/ und die Knechte zu Herren; dann des Armen Muth wird in eines Reichen Muth: des Knechts aber in eines Herren Sinn verwandelt/ also er seiner Dienstbarkeit: und des Elendes seines Standts vergist" (*SP* 58).

Will man das Verhältnis von Grimmelshausen zum Wein abschließend bewerten, so kommt man mit Jan Hendrik Scholte zum gleichen Schluss. dass „Grimmelshausen, der sich auf den Weinbau und die Weinwirtschaft so gut verstand, den unverfälschten Wein zu schätzen wußte".[35] Bis in die Abrechnungen für Dienstreisen hinein kann man ablesen, dass Grimmelshausen leidenschaftlicher Weintrinker war. Ein Verzehrvermerk für ein nicht näher ausgeführtes Dienstgeschäft in Schuttern am 16. und 17. Juli 1656 für Hans Reinhard von Schauenburg liest sich folgendermaßen: „Item alß ich den 16ten Julij zu Schuttern gewest, habe ich den 17 hernach in Wein brodt und haber Verzehrt 1 sch. 8 pfg."[36] Da den Hafer wohl das Pferd genossen haben dürfte, hat sich Grimmelshausen nachweislich mit Brot und Wein verköstigt. Im Kloster Schuttern dürfte aber Mitte Juli sicher auch Bier vorhanden gewesen sein. Man kann in der Einschätzung aber noch einen Schritt weiter gehen und eine sicher gerne genutzte Wirkung des Weines hervorheben: schlechte Erinnerungen zurückzudrängen. In der Erzählung *Die durstige Wittib* wird ein besonderes Verhältnis zum Wein thematisiert: Eine junge Witwe muss regelmäßig weinen, wenn sie am Boden ihres Glases auf das Wappen ihres Mannes stößt; daher bekommt sie regelmäßig ihren Krug von ihren Freunden nachgefüllt. Als sie aber eines Tages das Wappen durch ein grässliches Bild austauschen, hat dies keinerlei Änderung zur Folge, was Simplicius ins Grübeln bringt: „Dieses Weiblein muß gewiß eine durstige Leber gehabt haben/ oder es muß eine sonderliche Sympathia zwischen dem Wein und ihr gewesen sein, wie ich auch an mir gar zu wol verspühre." (*EWC* 1672, 154) Hervorgehoben sei die Aussage von Simplicius, er vermute wie bei sich selbst eine besondere Sympathie zum Wein. Hier kann wohl eine Parallele zum Dichter vermutet werden.

Grimmelshausen muss im Krieg immense Gräuel erlebt haben und bei seinen vielen Kontakten als Verwalter danach wohl weitere schreckliche Schicksale kennen gelernt haben, die Niedergeschlagen-

35 Jan Hendrik Scholte: Fußnote zu S. 63. In: Könnecke, *Quellen* (wie Anm. 5), Bd. II, S. 325.

36 Könnecke, *Quellen* (wie Anm. 5), Bd. II, S. 85.

heit oder schwere Depressionen auch bei weniger empfindlichen Menschen auslösen konnten. Offensichtlich hat die Drogenwirkung des Weins eine wohltuende Linderung beim Aufkommen bedrückender Erinnerungen geboten.

Ein Gedicht aus dem *Europäischen Wundergeschichten Calender* von 1672 hinterlässt unwillkürlich den Eindruck, als ob man dem von den Erinnerungen der Vergangenheit eingeholten Grimmelshausen sehr nahe kommen würde:

> SEPTEMBER, Herbstmonat.
> Simple.) Das ist eine Zeitung vor mich/
> gute Nacht ihr Sorgen/
> wartet doch bis Morgen/
> heut ich euch nicht acht:
> Ich bin alt von Jahren/
> hab sehr viel erfahren/
> offt in mancher Schlacht/
> ey ein guter kühler Wein
> macht daß ich kan lustig seyn. (*EWC* 1672, 157)

Abbildungen



Abb. 1: Oberkirch mit Gaisbach und Schauenburg 1823. Rebanlagen und einige Rebhöfe sind deutlich erkennbar (Weber de Nilson).

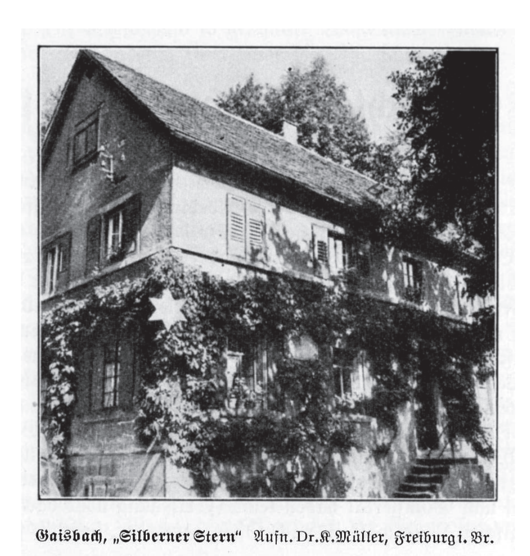


Abb. 2: Der „Silberne Stern" in Gaisbach (1935)



Abb. 3: Weinschläuche und Bierbrüder (aus Grimmelshausens *Gauckel-Tasche*)



Simpliciana Minora

Grimmelshausen und Claus von Schauenburgs *Teutscher Friedens-Raht* (Straßburg 1670) digital

Die Homepage der Gesellschaft wurde mit der digitalen Grimmelshausen-Edition an der Herzog August Bibliothek Wolfenbüttel verlinkt:

<http://diglib.hab.de/edoc/ed000133/start.htm>

Das in der Leibniz Bibliothek – Niedersächsische Landesbibliothek Hannover befindliche Exemplar des von Grimmelshausen redigierten *Teutschen Friedens-Rahts*, verfasst von Claus von Schauenburg, herausgegeben von dessen Sohn Philipp Hannibal von Schauenburg (Straßburg 1670) wurde digitalisiert. Ein Link auf dieses Digitalisat befindet sich ebenfalls auf der Homepage der Grimmelshausen-Gesellschaft.

<http://digitale-sammlungen.gwlb.de/goobit3/ppnresolver?PPN=749740345>

Der Dank der Grimmelshausen-Gesellschaft gilt der Gottfried Wilhelm Leibniz Bibliothek – Niedersächsische Landesbibliothek Hannover. Eine kommentierte Neuedition des seltenen Originaldrucks soll demnächst erscheinen.

Peter Heßelmann (Münster)

Grimmelshausen-Preis 2013 für Ulrike Edschmid

Die Grimmelshausen-Städte Gelnhausen und Renchen sowie die Bundesländer Hessen und Baden-Württemberg stiften alle zwei Jahre den mit 10.000 Euro dotierten Grimmelshausen-Preis. Seit 1993 werden Schriftsteller ausgezeichnet, die durch ein in den vorausgegangenen sechs Jahren erschienenes erzählerisches Werk einen bemerkenswerten Beitrag zur künstlerischen Auseinandersetzung mit der Zeitgeschichte geleistet haben und somit in der literarischen Tradition des Barockau-

tors stehen. Bisherige Preisträger sind Ruth Klüger, Alban Nikolai Herbst, Michael Köhlmeier, Robert Menasse, Adolf Muschg, Brigitte Kronauer, Dieter Forte, Feridun Zaimoglu, Reinhard Jirgl und Peter Kurzeck.

Im 20. Jahr seines Bestehens fand am 28.11.2013 in der Festhalle der Stadt Renchen die Preisverleihung statt: Ulrike Edschmid erhielt die Auszeichnung für ihren 2013 erschienenen Roman *Das Verschwinden des Philip S.* Darin schildert die Autorin das Leben ihres einstigen Freundes Werner Sauber, den sie 1967 in West-Berlin kennenlernte. Der einer Schweizer Unternehmerfamilie entstammende Filmstudent schloss sich einer terroristischen Vereinigung an und kam 1975 in Köln in einem Schusswechsel mit der Polizei ums Leben, in dessen Verlauf er den Polizisten Walter Pauli tötete. Mit emotionaler Eindringlichkeit wird vor dem dramatischen zeitgeschichtlichen Hintergrund von einer Liebe erzählt, deren Ende unausweichlich ist, als der Freund in den bewaffneten Untergrund geht.

Edschmids Roman „bringt etwas Seltenes fertig: Voller Zuneigung erinnert es an den Toten, der für sich selbst nicht mehr eintreten kann, zugleich distanziert es sich von ihm mit größter Deutlichkeit“, heißt es in der Begründung der Jury. Ihr Buch vertraue auf die Kunst, von der der Mann, dessen Leben es schildert, sich abgewandt hat – „so paradox, so skeptisch und loyal, so zart und diskret, aber gleichzeitig so klarsichtig und ungerührt, so durch und durch künstlerisch, aber gerade darum von hohem zeitgeschichtlichen Erkenntniswert ist kaum ein anderes Buch über die politischen Wirren des 20. Jahrhunderts.“

Mit dem Grimmelshausen-Förderpreis wurden bislang Ricarda Junge, Jagoda Marinić, Silke Scheuermann, Claudia Gabler und Annika Scheffel ausgezeichnet. Den 2013 zum zehnten Mal verliehenen und mit 2.500 Euro dotierten Grimmelshausen-Förderpreis bekam Marie T. Martin für ihren 2011 veröffentlichten Erzählband *Luftpost*. Er vereinigt Geschichten, die um Hoffnungen und Sehnsüchte nach einem geglückten Leben kreisen. Die junge Autorin gehöre „mit ihrem phantasievollen literarischen Stil zu den vielversprechenden Stimmen ihrer Generation“, so die Jury.

Peter Heßelmann (Münster)

„Ins Unendliche geschrieben". Grimmelshausen-Ausstellung in der Universität Duisburg-Essen

Vom 06.11. bis zum 13.12.2013 wurde in der geisteswissenschaftlichen Bibliothek der Universität Duisburg-Essen (Campus Essen) eine kleine Ausstellung gezeigt: „Ins Unendliche geschrieben. Einstiege in Grimmelshausens simplicianischen Zirkel". Anstoß für die Präsentation gab ein literaturwissenschaftliches Seminar über Grimmelshausen, das zur Vorbereitung im Sommersemester 2013 am Institut für Germanistik der Universität stattfand. Die Ausstellung bot exemplarische Einstiege in Grimmelshausens Werk. Gezeigt wurden Originaldrucke aus dem simplicianischen Zyklus (u. a. *Simplicissimus Teutsch* und *Das wunderbarliche Vogel-Nest*), Garzonis *Piazza Universale* sowie Dokumente zur Rezeptionsgeschichte in Literatur, Kunst und Film (z. B. Brentanos *Geschichte und Ursprung des ersten Bärnhäuters*, Brechts *Mutter Courage und ihre Kinder*, Grass' *Das Treffen in Telgte* und Ausschnitte aus Fritz Umgelters *Simplicissimus*-Verfilmung). Von den Studierenden ausgearbeitete Ausstellungsposter und Kommentarkarten verankerten die Exponate in einschlägigen Kontexten wie dem Dreißigjährigen Krieg, der Gattung des Schelmenromans und der Magiegeschichte. Die exemplarische Erschließung wichtiger kulturhistorischer Horizonte wurde durch die Herstellung paradigmatischer Bezüge flankiert, die beispielweise anhand der Mummelsee-Episode die Literaturgeschichte der Unterseefahrt nachvollzogen. Ein Themenschwerpunkt war zudem das Motiv des Vaganten bei Grimmelshausen. Auf der Reproduktion einer historischen Karte wurden dazu etwa die weltumspannenden Reisewege des Simplicissimus dargestellt.

Die vorgenommene Beschränkung auf die Romane des simplicianischen Zyklus wurde als Zirkelmotiv auch für die Konzeption der Ausstellung fruchtbar gemacht. Entsprechend zielte die Werkschau nicht auf Vollständigkeit, sondern ermöglichte Einstiege in den hermeneutischen Zirkel, in dem sich die simplicianische Welt bewegt. Nach diesem Prinzip vollzog auch der Aufbau der Vitrinen eine Kreisbewegung; und Besucher konnten an einem ‚Glücksrad der Fortuna' drehen, um den Auf- und Abstieg einzelner Figuren wie der Courasche zu erkunden. Als satirisches Gegengewicht zur historischen Dokumentation nahm sich die Ausstellung überdies die Freiheit, den Exponaten manch kontrafaktisches Schelmenstück unterzuspielen. Zu sehen war etwa der Originalfederbuschhelm des Springinsfeld, der *stirpitus flammiliarum*

und das bis dato unsichtbare Nastüchlein aus dem *Vogelnest*-Roman.

Nähere Auskünfte erteilt: Prof. Dr. Jörg Wesche, Institut für Germanistik, Universität Duisburg-Essen, Universitätsstr. 2, 45117 Essen Tel.: 0201-1832587, E-Mail: joerg.wesche@uni-due.de.

Jörg Wesche (Essen)

Nur ein kurioser Zufallseffekt? Zum Titelkupfer des *Simplicissimus Teutsch*

Der Präsident der Grimmelshausen-Gesellschaft, Peter Heßelmann, hat in der *ALG Umschau* Nr. 49/November 2013, S. 32–33, einen Artikel mit der Überschrift „Chiffrieren und Dechiffrieren" veröffentlicht, in dem er den Mitgliedern der von der Gesellschaft 1986 mitbegründeten „Arbeitsgemeinschaft Literarischer Gesellschaften und Gedenkstätten" detailliert über die beiden Jahrestagungen 2013 in Oberkirch und Renchen sowie 2014 in Gelnhausen berichtet. Dem Artikel beigegeben ist das Titelkupfer des *Simplicissimus Teutsch* in beträchtlicher Vergrößerung (annähernd DIN-A4-Format).

Bei dieser Vergrößerung treten im (vom Betrachter aus) rechten fast 90° betragenden Winkel zwischen dem Satyr-Bein und der hinteren Kante der Plattform Zeichen hervor, die sich als die fetten lateinischen Versalien I (?) C bzw. G H I C bzw. G lesen lassen. (In der wohl dem Original entsprechenden Wiedergabe in Dieter Breuers *Simplicissimus*-Ausgabe im Deutschen Klassiker-Verlag ist kaum mehr als eine verstärkte Schraffur zu erkennen, die allerdings unter der Lupe spezifischere Form annimmt.) Mit diesen Buchstaben, sollten sie richtig dechiffriert sein, kann jeder Grimmelshausen-Kenner etwas anfangen.

Handelt es sich um eine bloße reproduktionstechnisch bedingte Kuriosität oder um mehr? Immerhin ist ein „zimblicher Zifferant" bekannt, der „einen Brief auff einen Faden: oder wohl gar auff ein Haar zuschreiben" vermag, „den wohl kein Mensch wird außsinnen oder errathen können". Und jemand, der den „Beschluß" der *Continuatio* unterzeichnet mit: H. I. C. V. G. *P*. zu Cernhein. Jedenfalls dürften sich aus dem dargelegten Sachverhalt einige Fragen ergeben. Das Wort sollen die interessierten Experten haben.

Klaus Haberkamm (Münster)



Abb. 1: *Der Abentheurliche Simplicissimus Teutsch* […]. Monpelgart [Nürnberg] 1669 [1668], Kupfertitel.

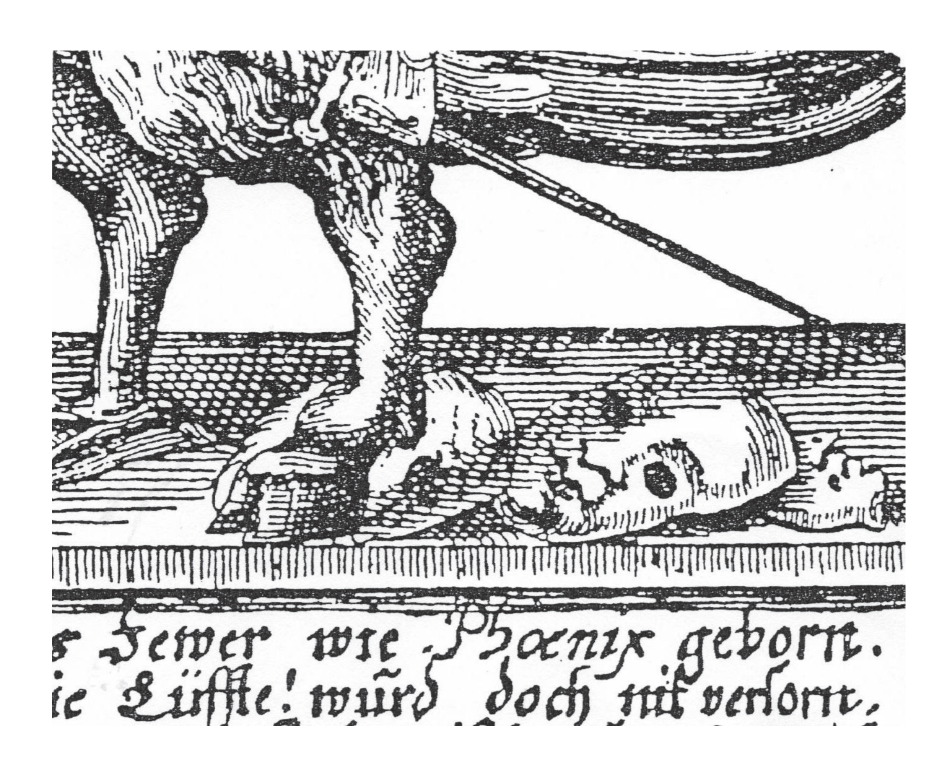


Abb. 2: *Der Abentheurliche Simplicissimus Teutsch* […]. Monpelgart [Nürnberg] 1669 [1668], Kupfertitel, vergrößerter Ausschnitt.

Rudolf Augstein und Grimmelshausen

Die *ZEIT* vom 31.10.2013 (Nr. 45) brachte im Feuilleton einen Artikel von Gisela Stelly Augstein, der vierten Ehefrau des Gründers des Magazins *Der Spiegel*, mit dem Titel „Familienbesuch". Anlass war der 90. Geburtstag Rudolf Augsteins am 05.11.2013. Die Verfasserin benutzt eine paradoxe Formulierung Augsteins in seiner Gedenkrede auf den verstorbenen Henri Nannen in der Hamburger Michaelis-Kirche am 04.11.1996 als ‚Aufhänger' für ihre Vision eines Besuches des toten Ehemannes bei seinen „Lieben". Den eigentlichen Zweck des Jubiläumsbeitrags gibt ein Auszug aus dessen redaktioneller Einleitung wieder: „Stelly setzt sich [...] mit dem Sprecher der Erbengemeinschaft, Jakob Augstein, auseinander. Erst nach dem Tod des ‚Spiegel'-Gründers war bekannt geworden, dass Jakob Augstein der Sohn des Schriftstellers Martin Walser ist. Stelly fragt, ob Augstein über die Vaterschaft getäuscht worden sei." (S. 54) – Wer nun mit den Familienverhältnissen von Grimmelshausens Protagonisten Simplicissimus vertraut ist, dürfte hier gewisse Analogien entdecken können, mag auch der finale Triumph des literarischen Helden über die Courasche dem Literaturkenner Augstein *mutatis mutandis* nicht vergönnt gewesen sein. Tatsächlich ist die zunächst abwegig erscheinende simplicianische Wahlverwandtschaft, freilich in höherem Sinne, nicht zu sehr konstruiert, wie die Anfangszeilen des Textes von Gisela Stelly Augstein belegen: „Am 4. November 1996, im überfüllten Hamburger Michel, begann Rudolf Augstein seine Rede an den Freund Henri Nannen mit den Worten: ‚Lieber Henri, du bist nicht anwesend – aber du bist da!' Es ging ein Raunen durch den riesigen Kirchenraum ob dieser Anrufung des verstorbenen *stern*-Erfinders durch einen bekanntermaßen Ungläubigen. Rudolf Augstein hatte wie kaum ein anderer Zeitungsmacher der Nachkriegszeit mit Werten wie Vernunft und Wahrheit gehandelt. ‚Ich will es wagen, lachend die Wahrheit zu sagen', zitierte er, als ich ihn kennenlernte, öfter Grimmelshausen, den Autor des *Simplicissimus*." (S. 54) Angespielt ist natürlich auf die Devise des sogenannten „Barock-*Simplicissimus*" (1671): „Es hat mit so wollen behagen | mit Lachen die Wahrheit zu sagen." Der simplicianische Geisteswind weht, wo er will, im Kirchenschiff, in der Verlegerprogrammatik und in Nachrufen. Er konstituiert die Rezeptionsgeschichte des großen Barockautors kräftig mit.

Klaus Haberkamm (Münster)

Grimmelshausen-Zitat in aktueller Medizinsatire

Grimmelshausens satirische Treffsicherheit bewährt sich mühelos noch in der Gegenwart. Einen Beleg dafür liefert ein Zitat aus den Sauerbrunnen-Gesprächen des *Simplicissimus Teutsch* (Buch V, 11. Kapitel), das Marc-Uwe Kling in seinen *Känguru-Chroniken* (2009) untergebracht hat – bissige Alltagsdialoge eines Berliner Kleinkünstlers mit einem ‚vorlauten Beuteltier', das sich eines Tages bei ihm eingenistet hat, seinen Wohnungsgeber seitdem mit schmarotzerhaft praktiziertem Kommunismus nervt und in sozialkritische Debatten verwickelt. Im Kapitel ‚Ein gebildeter Kranker', in dem das erkältete Känguru die den Patienten kaum förderlichen Praktiken der Pharmabranche glossiert, zitiert es nicht nur aus Molière und Proust, sondern auch aus Grimmelshausen:

> Nachmittags sitzen wir bei einem „Atme-dich-frei"-Tee in der Küche.
> „Die Pharmaindustrie hat doch gar kein Interesse daran, dass man wieder gesund wird", sagt das Känguru nachdenklich und nippt an seinem Tee. „Im Gegenteil! Je länger man krank ist, desto mehr verdienen die. Es steht also zu vermuten, dass ihre Mittel sogar kränker machen." Kurz hält es inne. „Ich möchte dir etwas aus dem abenteuerlichen *Simplicissimus* vorlesen."
> Ich seufze.
> Das Känguru zieht ein altes Buch aus seinem Beutel. „*‚Ach! Ich danke meinem Gott, daß er mir nicht mehr überflüssig Geld beschert hat, als ich vermag; denn hätte mein Doktor noch mehr hinter mir gewußt, so hätte er mir noch lang nicht zur Sauerbrunnen-Kur geraten, sondern ich hätte zuvor mit ihm und seinen Apothekern, die ihn deswegen alle Jahr schmieren, teilen müssen, und hätte ich darüber sterben und verderben sollen.'* Das ist von 1669! Verstehst du?"
> „Das Problem ist bekannt", sage ich.
> „Das Problem ist bekannt!", ruft das Känguru. „Seit Jahrhunderten!"

Marc-Uwe Kling: *Die Känguru-Chroniken. Ansichten eines vorlauten Beuteltiers*. Berlin [24]2013 [zuerst 2009], S. 175–178, hier S. 176–177.

Dieter Martin (Freiburg)

Regionales

Oberkirch

Grimmelshausen-Gesprächsrunde in Oberkirch-Gaisbach

Im Rahmen der „Grimmelshausen-Gesprächsrunde“ wurden 2013 wiederum zahlreiche Vorträge im „Silbernen Stern“ in Gaisbach-Oberkirch gehalten. Folgende Referenten hielten Vorträge: Martin Ruch (Willstätt): „Literaten: Über Orte der Ortenau“; Götz Bubenhofer (Achern): „Wenn Eponyme oder Eigennamen zu Gattungsnamen werden“; Frank-Joachim Lankoff (Achern): „Mörder, Dieb und Räubersmann – Das gefährliche Leben im alten England“; Jost Eickmeyer (Heidelberg): „Der ‚Simplicissimus‘ im Rundfunk“; Horst Schneider (Kehl-Kork): „Hanauer Land – hübe und drübe“; Peter Heßelmann (Münster): „Grimmelshausens Darstellung der Sünden und Laster in Genre-Szenen“; Barbara Molinelli-Stein (Mailand): „Hölderlin – Rilke – Celan: Vom Himmel durch die Welt zur Hölle“; Klaus Haberkamm (Münster): „Tirso de Molina und Mozart – zweimal der Don-Juan-Stoff“; Karl Ebert (Oberkirch): „Winzer – Wirt – Weinschlauch: Grimmelshausen und der Wein“; Friedrich Gaede (Freiburg): „Die politische Aktualität von Grimmelshausens Zitat ‚Allzu scharf macht schartig‘“.

Fritz Heermann (Oberkirch)

Renchen

Veranstaltungen in Renchen 2013

Ein attraktives Kulturprogramm wurde 2013 in Renchen angeboten. Das Simplicissimus-Haus veranstaltete regelmäßig Lesungen und Ausstellungen zu Literatur und Geschichte. Besondere Aufmerksamkeit fand die Wanderausstellung zum 200. Geburtstag des Schriftstellers Hermann Kurz (1813–1873): Er war es, der 1837 Grimmelshausen als Verfasser des *Simplicissimus* identifizieren konnte. Aus Grimmelshausens *Das wunderbarliche Vogelnest* lasen Renchener Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens ausgewählte Passagen. „Interessantes aus der Renchener Geschichte“ vermittelte ein Leseabend, wobei abschließend ein Nachtwächter zu einem historischen Kuriosum der Grimmelshausenstadt führte.

Martin Ruch (Willstätt)

Rezensionen und Hinweise auf Bücher

Rainer Hillenbrand: *Simplicianisches Erzählen in Grimmelshausens „Wunderbarlichem Vogel-Nest“. Ein poetologischer Kommentar.* Frankfurt a. M., Berlin, Bern, Brüssel, New York, Oxford, Wien: Peter Lang 2011. 216 S.

Verf. schreibt in der „Einleitung“: „Die beiden *Vogel-Nest*-Erzähler haben das Unglück, aufgrund ihrer christlichen Weltsicht von den meist religionskritischen Interpreten fast instinktiv negativ bewertet zu werden. Damit bekommt jedoch alles ein falsches Vorzeichen, und der Grimmelshausensche Sinn wird kurzerhand auf den Kopf gestellt.“ (S. 8) „Sein [Grimmelshausens] oberstes Darstellungsziel ist […] die Vergebbarkeit aller Sünden, sofern man sie erkennt und bereut. Mit diesem christlichen Menschenbild befindet sich Grimmelshausen in diametralem Widerspruch zum heutigen Zeitgeist, was die wunderbarliche Kreativität in der Umwertung seiner Werte erklären kann.“ (S. 10) Es folgen die Kapitel „Weltsatire und Selbstkritik. Sündiger Held und bekehrter Erzähler im ersten *Vogel-Nest*“ (S. 11–108) und „Magiekritik und Judensatire. Formen der Gottferne im zweiten *Vogel-Nest*“ (S. 109–210).

Die Redaktion (Münster)

Jana Maroszová: *„Denn die Zeit ist nahe“. Eschatologie in Grimmelshausens Simplicianischen Schriften: Zeit und Figuren der Offenbarung*. Bern, Berlin, Brüssel, Frankfurt a. M., New York, Oxford, Wien: Peter Lang 2012 (Beihefte zu Simpliciana 8), 368 S.

Bücher, die mehr bieten, als der Titel zu versprechen scheint, dürften eher die Ausnahme als die Regel sein. Die vorliegende Untersuchung zählt zweifellos in diese schmale Kategorie, die Überraschungen bereithält. Der einigermaßen verrätselte Titel lässt vermuten, dass vor allem Eschatologisches als Motivfeld in der ganzen Vielfalt, wie es im Simplicianischen Zyklus in Erscheinung tritt, im Mittelpunkt stünde. Das trifft jedoch nur bedingt zu. Vielmehr durchzieht die Untersuchung eine grundlegende Zweiteilung in einerseits die Erscheinungsformen der dargestellten Zeit in den Simplicianischen Schriften und andererseits „die Figur der Parusie am Ende der Zeiten“ (S. 332), die sich bei Grimmelshausen unter dem Motto vom betrüglichen Wahn an Gestalten und Geschehnissen festmachen ließe, in denen die eschatologische Relevanz der Wahrnehmung zum Tragen käme. Beide Bereiche verbindet die grundlegende These, dass „in der Frühen Neuzeit [...] sich die Eschatologie nicht nur auf die Theologie beschränkte, sondern zum allgemeinen Deutungsrahmen gehörte“ (S. 13). Aus dieser Perspektive habe die Literatur der Zeit, und erst recht die damalige menippeische Satire, zu deren Tradition Grimmelshausen sich bekanntlich bekennt, in erster Linie der ‚Erbauung‘ gedient, so die Verfasserin, womit sie am Ende wohl meint, dass es sich bei solchen Schriften letztendlich um geistliches Anweisungsschrifttum handelt. Bei ihrem ausgeprägten Bemühen um Differenzierung erkennt sie durchaus, dass bei einem grundsätzlich satirischen Grundton die heilgeschichtliche Perspektivität nicht immer eindeutig mit Eigenrecht aufscheint, da „die für die Eschatologie ebenfalls typische Topik der Anderweltlichkeit als ein Merkmal der menippeischen Satire erklärt werden“ (S. 14) könnte. Sie reklamiert aber für die deutsche Literatur der Frühen Neuzeit „eine spezifische Verbindung“, die Satire und ‚Erbauung‘ eingingen (S. 14), indem die „Verspottung von Sünden [...] den Leser auf den rechten Weg bringen“ (S. 15) sollte. Eschatologie und Zeit bilden für die Verfasserin eine unverbrüchliche Einheit. Die Multiperspektivität in der Darstellung ein und desselben Zeitabschnitts in den unterschiedlichen Simplicianischen Schriften, aber auch die Unstimmigkeiten in der Kriegschronologie im *Simplicissimus* sind ihr dabei eine Handhabe, die von Grimmelshausen aufgezeigte Diskrepanz zwischen der Wahrnehmung von Menschenzeit

durch seine Romanhelden einerseits und der ‚über-zeitlichen' Heilsperspektivität andererseits herauszuschälen. Des weiteren schickt die Verfasserin voraus, dass ‚Zeit' in einem soterologischen Kontext immer im Spannungsfeld von Kontingenz und göttlicher Vorsehung funktioniert und somit über deren physikalische Messbarkeit hinaus vor allem auch ‚gedeutet' werden muss; sie ist „auf ihre eschatologische Erscheinungsformen hin" (S. 18) zu befragen, im Wechselbezug von Hoffnung und Offenbarung, wobei die Parusie am Ende der Zeit, die „vollendete Selbstoffenbarung Gottes" (S. 19) darstellt. So kommt sie zur Absteckung des zweiten großen zu erforschenden Feldes ihrer Auseinandersetzung mit der Kategorie ‚Zeit' bei Grimmelshausen, den „Figuren der Offenbarung", die als unzulängliche, da ins Menschenmaß eingebundene – somit satirisch zu verstehende – Vorwegnahmen der endzeitlichen göttlichen Parusie – mit irgendwie prophetischer Funktion, neben der dargestellten Zeit die eschatologische, heilsgeschichtliche Ausrichtung der Simplicianischen Schriften entscheidend mitstrukturieren. Bei solchen diffizilen Differenzierungen sind die Kautelen am Schluss des ersten Paragraphen der Einleitung, dass im Kontext der Untersuchung „poetologische Beobachtungen der ästhetischen Konzeption und der rezeptionsästhetischen Signale innerhalb der untersuchten Texte nicht nur keine überflüssige Abweichung vom Thema, sondern eine sinnvolle Ergänzung" (S. 20) darstellten und dass die Arbeit „analytisch" statt „vergleichend" vorgehe, nur noch überflüssige Rechtfertigungen, die eher einer generellen, mittlerweile in der Barockforschung zum Glück abklingenden Theorie- und Methodeneuphorie der Germanistik als solcher geschuldet sind, als dass sie für die Erforschung des selbstgestellten Themas und für deren Vorankommen im einzelnen hilfreich wären. Dass der Verfasserin an solchen ritualisierten Vorgaben im Konkreten wenig gelegen ist, kann nur lobend hervorgehoben werden.

Nachdem das als Einleitung gedachte erste Kapitel im zweiten Paragraphen den obligatorischen *Status quaestionis* zum Thema erarbeitet hat, der das bisher von der Forschung Geleistete kritisch sichtet und herausstellt, dass eine umfassende Untersuchung zur Darstellung und Funktion der Zeit bei Grimmelshausen ein wiederholt apostrophiertes Desiderat der Forschung ist, das mit der vorliegenden Arbeit erstmals eingelöst werden soll, befasst das zweite sich mit den zu handhabenden Begrifflichkeiten und den theoretischen Grundlagen des frühneuzeitlichen Zeitverständnisses, der Eschatologie, des Chiliasmus, aber auch mit der damaligen Praxis der Zeitmessung sowie mit der intentionalen und poetologischen Ausrichtung von Grimmelshausens Schriften in der

Tradition der Satire. Es verbreitet sich etwa über das Verhältnis von Naturzeit und Geschichtszeit sowie über die Heilsgeschichte als „Ordnungsprinzip" (S. 39) von Zeit und Geschichte, die ihren Sinn erst vom Ende, von dem ganzen Vorstellungsbereich der Eschatologie, her erhalten, den sich ja auch die Chiliasmus- und Millenarismusvorstellungen der Zeit zunutze machen. ‚Triduum' als dem Dreischritt bis zur Erfüllung und ‚Advent' als Zeit der Vorbereitung auf die Erfüllung, die im weiteren Gang der Untersuchung eine zentrale Rolle spielen, wird hier schon gebührend Aufmerksamkeit gewidmet. Desgleichen wird mit dem Hinweis auf ‚prophetische' Momente im *Simplicissimus* und in den weiteren providentiell angelegten Schriften Grimmelshausens auf Ansätze präludiert, die später zur Geltung kommen, da das Prophetische als „Entschlüsselungselement der Realität" (S. 78) zu verstehen sei und Kohärenz herstelle.

In ihrer Opulenz, namentlich auch bei der Erörterung der philosophischen und theologischen Hintergründe, dürften die Darlegungen im zweiten Kapitel gelegentlich über das Maß des für die Arbeit primär Erforderlichen hinausschießen; die Lektüre lädt allerdings derart zum Mitdenken ein, dass sie keinen Moment langweilig wird. Eine etwas konsistentere Ausrichtung auf den eigentlichen Themenbereich und eine stringentere Schwerpunktsetzung wären hier jedoch der Arbeit insgesamt zweifellos dienlicher gewesen. So fragt sich etwa, ob mit dem Versuch, moderne philosophische oder theologische Ansichten zu Zeit, Ewigkeit und Eschatologie, etwa eines Mircea Eliade oder eines Joseph Ratzinger, für das 17. Jahrhundert fruchtbar zu machen, nicht allzu weit ausgegriffen wird. Hinreichend klar geworden ist am Schluss des zweiten Kapitels schon, dass es der Verfasserin auf den „verborgenen Sinn" (S. 97) der Simplicianischen Schriften ankommt, der aus ihnen im selben Deutungsgefüge von Zeit- und Endzeitvorstellungen herauszuschälen sei, wie dies im Umgang mit „Erbauungsschrifttum" (S. 97), d. h. mit geistlicher Anweisungsliteratur, zu geschehen habe.

Im dritten Kapitel unterlegt die Verfasserin die vorher gewonnenen Erkenntnisse zum Phänomen Zeit als Deutungsfolie zur Erfassung der dargestellten Zeit dem *Simplicissimus* mitsamt *Continuatio* und den weiteren Simplicianischen Schriften. Untersucht wird für den *Simplicissimus* zunächst auf der Ebene der erzählten Zeit das Verhältnis von historischem Kriegsverlauf und der Lebenszeit der Hauptfigur, wobei sich bekanntlich mehrere Unstimmigkeiten ergeben; neben den mehr oder weniger konkreten springen die wohl bewusst ungefähr gehaltenen Zeitangaben ins Auge, die, so die Verfasserin, Verweise auf Kontexte

des Kirchenjahr(ablauf)s implizieren könnten, oder die an und für sich seltenen Rückblenden und Vorwegnahmen kommender Geschehnisse, die prophetisch oder reflexiv die innere Kohärenz verstärken. Viel Beachtung wird Tageszeitangaben und den Zeiträumen im Handlungsablauf des *Simplicissimus* geschenkt, wobei das Triduum als Dreitagesfrist auffällig häufig in Erscheinung tritt, etwa bei der Plünderung von des Knans Hof, beim gefangenen Simplicissimus im Frauenkleid, in der Olivier-Episode, nach dem Mummelsee-Geschehen usw. Das Triduum wird so „funktional zur Unterstützung der Providenz eingesetzt" (S. 176), was wiederum die eschatologische Lektüre als allgemeinen Deutungsrahmen zu rechtfertigen scheint, denn „interpretiert man die Zufälle (Kontingenz) der Einzelereignisse als Providenz und Führung Gottes, dann stellt sich logischerweise die Frage, ob sich die übernatürliche Führung nicht auch in der ganzheitlichen Komposition und Zeitordnung manifestiert" (S. 178). Aus der Perspektive von Zeit und Eschatologie erschließt sich aber noch weit mehr: Hanau als „allegorisches Jerusalem" (S. 119) etwa oder dass Simplicissimus' (Neu)Geburt als Kalb zur Inkarnation in Bezug zu setzen wäre, „weil die Verwandlung in ein Kalb als Christi Geburt, auf das ernst zu nehmende Göttliche hinweisend, gleichzeitig die Geburt eines Tieres und eines ‚Satyrn' darstellt, d. h. eines primär von seinen Trieben beherrschten teuflischen Wesens. [...] Das satirische Moment des Romans trifft sich mit dem Spirituellen, das Närrische im Menschen mit der Torheit fürs Kreuz" (S. 132). Der unterschiedliche Umgang mit den Tages- und Jahreszeiten bestätigt am Ende etwa auch, dass die *Courasche* als „Trutz Simplex" zu verstehen sei, da Simplicissimus die dunkle Jahreszeit bzw. die Nacht eher vom Ende her wahrnimmt, d. h. als Morgen bzw. als Frühling, während sich die „Landstörtzerin" viel ausgeprägter in der Abenddämmerung und im Herbst bewegt (S. 223–224).

„Wundersame Begegnungen und Figuren der Offenbarung" ist das vierte Kapitel überschrieben; gemeint sind damit die Momente, dass in der erzählten Zeit das Jenseits im Diesseits irgendwie durchscheint, in der Abgrenzung zum im dritten Kapitel Dargestellten zu verstehen als „der nicht-temporale, an die Person Gottes gebundene, figurative Aspekt der Eschatologie" (S. 226). Sie sind immer paradoxen Charakters, was aber in den Simplicianischen Schriften noch potenziert wird, indem der betrügerische Wahn die Wahrnehmung trübt, der Mensch sich somit seiner grundsätzlichen Verblendung bewusst werden muss. Eine Vielzahl von Anagnorisis-Szenen im Simplicianischen Zyklus tragen dazu bei, aber auch die Begegnungen mit Gestalten wie Baldanders und

Jupiter sowie mit den Elementargeistern im Mummelsee, die die Verfasserin allesamt exemplarisch vertieft. Detailliert wird herausgearbeitet, wie Simplicissimus in Baldanders Gott begegnet, wie in Jupiter die doppelte Ankunft Gottes satirisch abgebildet ist, als wehrloses Menschenkind zum einen und als strafender Richter zum andern, während Simplicissimus durch die Sylphen im Mummelsee mit der Schöpfungsordnung konfrontiert wird.

Das Fazit, das im fünften Kapitel als dem abschließenden gezogen wird, rückt die Akzente zurecht und versucht, die übergreifenden Zusammenhänge herauszustellen. Bei der Zweigleisigkeit im Ansatz, der Zeit und Figuren der Offenbarung getrennt analysierte, sollte nicht übersehen werden, dass die Eschatologie nicht nur die Ebene der erzählten Zeit durchdringt, sondern ihren Niederschlag auch findet auf der formalen Ebene wie auf der der Figuren, wobei die Bekehrung das Verbindungsglied darstellt (S. 325). Gestellt werden muss zuletzt noch die Frage nach dem Verhältnis des Simplicianischen Zyklus zum zeitgenössischen apokalyptischen Diskurs, die allerdings wegen dessen Uneinheitlichkeit nur schwer zu beantworten ist. Für die Verfasserin steht fest, dass Grimmelshausen chiliastischen Tendenzen der Zeit kritisch gegenüberstand, weil er in ihnen namentlich die Hoffart zutage treten sah, was paradoxerweise Wirkungsmöglichkeiten für die „Erbauung seiner Satire“ (S. 333) eröffnete.

Dass ‚Erbauung‘, auch wenn die Verfasserin den Begriff über die landläufige Auffassung einer ihm anhaftenden unverbindlichen Frömmigkeit hinaus erweitert zur Anleitung zum tatkräftigen moralisch-ethischen Handeln (S. 91), das zentrale Anliegen von Grimmelshausens satyrischem Schreiben war, dürfte zu eng gegriffen sein. Auch mag sie Eschatologie in der Ausschließlichkeit, mit der sie sie als Deutungsvorgabe versteht, gelegentlich überstrapazieren, was im Detail zu Überbewertungen geführt haben mag, so hat sie alles in allem eine anregende, gut durchreflektierte und mit Engagement geschriebene Untersuchung vorgelegt, die der Forschung viele neue Denkanstöße zu vermitteln vermag und den Blick für die Eigenheit sowie für den Zusammenhalt des Simplicianischen Zyklus entschieden geschärft hat.

Guillaume van Gemert (Nijmegen)

Werner Besch: *Grimmelshausens „Simplicissimus“. Das zweite Leben eines Klassikers*. Paderborn: Schöningh 2012. 52 S.

Der Bonner Emeritus Werner Besch befasst sich in *Grimmelshausens „Simplicissimus“. Das zweite Leben eines Klassikers* als Dialektologe sprachwissenschaftlich mit Grimmelshausens *Simplicissimus Teutsch* und entwirft in seiner Analyse die Vorteile der neuen Übertragung durch Reinhard Kaiser: Durch diese neue Übertragung in das Gegenwartsdeutsch sei der Klassiker für ein breites Publikum allererst wieder lesbar geworden. Der Sprachwissenschaftler geht ergänzend und bündig auf die Editions- bzw. Rezeptionsgeschichte ein, um Gründe zu präsentieren, warum nach landläufiger Meinung die Lektüre von Kaisers Übertragung für den heutigen Leser Sinn macht. Anschließend trägt er eine kurze Einführung in die sprachgeschichtliche Entwicklung der verschiedenen Grimmelshausen-Ausgaben vor; so sei bereits der erste Raubdruck durch Georg Müller (Frankfurt a. M. 1669) als „*neueingerichtet und vielverbessert*“ angekündigt worden. Besch weist auf zahlreiche Änderungen, Eingriffe und Korrekturen hin. Diese „Modernisierung“ des Grimmelshausen-Textes durch den Raubdruck wirkte sich in Orthografie, Flexion und Wortschatz aus.

Der Verfasser untersucht exemplarisch an den ersten 20. Kapiteln des 1. Buches den Fremdwortgebrauch im Originaldruck. Vergleichend führt er die jeweiligen Sprachverwendungen in der Neuübertragung des Jahres 2009 durch Kaiser an. Er hält zusätzlich eine alphabetische Liste mit Beispielen für den oberdeutschen Wortschatz Grimmelshausens vor. In eben diesem (oberdeutschen) Wortschatz Grimmelshausens sieht Werner Besch den essentiell-sprachhistorischen Grund dafür, dass der Roman über die Jahrhunderte „wider Erwarten so schnell in Vergessenheit geriet“ (S. 20).

Besch legt sprachgeschichtlich die Abdrängung des Oberdeutschen dar und zieht – bezogen auf die Wirkung des *Simplicissimus Teutsch* – das Fazit: „Oberdeutsch, bis ins Spätmittelalter noch weithin anerkannte Leitvariante deutscher Schreibsprache, wird abgedrängt. Das zeigt der Raubdruck von 1669 schon deutlich an. Das Tempo steigert sich in den folgenden Jahrzehnten stark. Der oberdeutsche Wortschatz, die ansehnliche Menge von Fremdwörtern, orthographische und grammatische Altformen, sicher auch syntaktisch-sprechsprachlichnahe Ausdrucksformen erschweren die Lektüre.“ (S. 26)

Abschließend entwickelt der Verfasser einen kurzen historischen Abriss der „Schriftsprachenreinigung“ des Deutschen vom Hochmittel-

alter bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts, um beifolgend noch knappe Ausführungen zur ‚Regionalisierung' des Mittel-, Nieder- und Oberdeutschen zu geben. Im Anhang werden verschiedene Textproben Grimmelshausens zum Vergleich geliefert.

Torsten Menkhaus (Hamm)

***Astronomie − Literatur − Volksaufklärung. Der Schreibkalender der Frühen Neuzeit mit seinen Text- und Bildbeigaben.* Hrsg. von Klaus-Dieter Herbst. Bremen: edition lumière 2012 (Presse und Geschichte – Neue Beiträge 67; Acta Calendariographica. Forschungsberichte 5). 500 S., zahlr. Abb.**

Wer die Forschungen zur Geschichte der frühneuzeitlichen Schrift- und Bildpublizistik im Blick behalten will, hat seit den neunziger Jahren seine liebe Not. Denn die Kenntnis der Dokumente, die auf uns gekommen sind, wie auch dessen, was Forscherinnen und Forscher dazu zu sagen wissen, stellt schon rein quantitativ vor immense Leseaufgaben. Wie es dazu kommen konnte, muss hier nicht weitläufig erklärt werden. Denn dass die generelle Zugänglichkeit aller Archive, Museen, Bibliotheken durch die Wiedervereinigung Deutschlands samt Konstituierung der EU ermöglicht wurde und zugleich der individuelle Zugriff auf immer mehr digitalisierte historische Dokumente selbst realisierbar wurde, wissen wir alle. Und davon profitieren wir alle.

Die spannende Frage indes, ob und in welchem Umfang die neue Qualität der historischen Publizistikforschung institutions- und wissenschaftsöffentliche Anerkennung gewinnen wird, wird sich wohl erst in etlichen Jahren beantworten lassen. Der gewaltige empirische Fundus jedenfalls, den namentlich Holger Böning (Bremen) für die frühneuzeitliche Presseforschung und Klaus-Dieter Herbst für die frühneuzeitliche Kalenderforschung freigelegt und zugänglich gemacht haben, könnte und sollte in den herkömmlichen Disziplinen von akademischer Literatur- und Mediengeschichte Strukturveränderungen in Forschung und Lehre nach sich ziehen.

Der Aufsatzband nun, der hier vorzustellen ist, versammelt 22 Beiträge von Forscherinnen und Forschern, die im Oktober 2011 in Altenburg zu einer von Klaus-Dieter Herbst initiierten und von Holger Böning organisierten Tagung zusammenkamen. Im Zentrum der Beachtung stand die deutschlandweit größte Sammlung von 3.700 Kalendern im Stadtarchiv Altenburg. Herbst hat davon bereits 1.500 Schreibkalender des Zeitraums 1644 bis 1710 in einem „Portal historischer Kalender“ (www.urmel-dl.de/Projekte/Kalenderblätter.html) online gestellt und mittels eines Schlagwortregisters befragbar gemacht. In die Erörterungen der Altenburger Tagung wurde teilweise auch die 2.000 Kalender umfassende Sammlung der *Biblioteka Czartoryskich* in Krakau einbezogen, die auf das Verlagsarchiv der Endter in Nürnberg zurückgeht.

Zu Eingang des Acta-Bandes referiert Herbst unter dem Titel „Von Astronomie bis Volksaufklärung. Neue Forschungen und Perspektiven“ über die historischen Versuche, Ordnung in die Vielfalt der Kalenderdrucke und ihrer Bezeichnungen zu bringen (S. 15–44). Er diskutiert die Bedeutung der Kalenderprogramme für die Aufklärung und insbesondere die Volksaufklärung. Durch einen weiteren Beitrag eruiert er am Beispiel der *Altenburgischen Haushaltungs- und Geschichts-Kalender* in einer eindrucksvollen, fast zweihundert Jahre erfassenden Längsschnittanalyse der Jahrgänge 1646–1842 die Dynamik des aufklärerischen Prozesses von der Frühaufklärung in den 70er Jahren des 17. über die Volksaufklärung in den 70er Jahren des 18. Jahrhunderts bis in die 40er Jahre des 19. Jahrhunderts (S. 237–268).

Der Altenburger Historiker Gustav Wolf erklärt das Zustandekommen der singulären Kalendersammlung Altenburgs, für die maßgeblich zwei Buchbinder, die selbst als Kalenderverleger tätig wurden, initiativ waren (S. 45–56). Werner Greiling zeigt anschließend, wie „Der Platz der Kalender im periodischen Schrifttum Thüringens“ zwischen Zeitungen, Zeitschriften und Intelligenzblättern zu bestimmen ist (S. 57–87). Der renommierte Kalenderhistoriker Klaus Matthäus nahm die Tagung zum Anlass, die Geschichte des Nürnberger Kalenderwesens (über die er 1969 eine richtungsweisende Monographie publiziert hatte) nach der Entdeckung des Endterschen Kalenderarchivs in Krakau und der Altenburger Sammlung neu zu justieren (S. 87–114). Der Grimmelshausenforscher Peter Heßelmann unterzieht „Die simplicianischen Jahreskalender in der Altenburger Kalendersammlung“, von denen vier in Altenburg vorliegen, einer genaueren Musterung, bei der er die Titelkupfer, die Struktur der Kalenderserie und die Verfasserfrage thematisiert und setzt sie sodann mit einem ganzen Geschwader weiterer Kalenderserien, die den Namen Simplicissimus programmatisch und propagandistisch nutzen, in Relation: den *Kurtzweiligen Geschichten Calender* (1675–1700), der unter dem Pseudonym des jungen Simplicius Simplicissimus erschien; den *Tugend- und Laster-Kalender* (1675–1680) eines angeblichen Zigeuners „Necho von Alkair“, der auch die Simplicissimus-Figur in seinem Titelkupfer zeigt; den *Lust-Erweckungs-Calender* (1681–1700), den „deß Simplicissimi Stieff-Bruder“ verfasst haben will; und schließlich der *Selzame Lebens- Reise-Beschreibungs- und Arzney-Calender* (1682–1686), den der älteste Simplicissimus-Enkel namens „Curaschiander“ gefertigt haben soll (S. 115–150).

Bietet der gesamte Aufsatzband hervorragende Reproduktionen von ca. achtzig Titelgrafiken, so ist es verdienstvoll, dass Alexander Rosenbaum sich der „Titelbilder in Kalendern der Altenburger Sammlung“ annimmt (S. 151–182). Als Basislektüre ist sein definitionsfreudiger, aspektreicher Aufsatz auch Interessenten, die sich mit der Analyse von Titelgrafiken anderer Literaturgenera befassen möchten, zu empfehlen.

Holger Böning, der vermöge zahlreicher Publikationen aus drei Dezennien zum wichtigsten Promotor der Volksaufklärungsforschung wurde, macht sich hier Gedanken über die Rolle des Kalenders als Volkslesestoff und zu praktischen Versuchen im 18. Jahrhundert (S. 183–200). Reinhart Siegert stellt „Volksaufklärerische Reformkalender“ vor, deren verschiedene Unternehmen als Indikator für die lokale Entfaltung von Aufklärung gelten könne (S. 201–236). Dagegen kümmert sich Gerhart Petrat um „Mehr oder minder verdeckte Formen der Gegenaufklärung in Kalendern“, die er in „verfremdeten und verdeckten Aussageformen“ von Kalendern des 19. Jahrhunderts aufspürt (S. 269–282). Wlodzimierz Zientara (Thorn) sucht nach Widerspiegelungen politischer Ereignisse Polens in Kalendern des 17. und 18. Jahrhunderts, geht dabei von der Rolle des Kalendermarkts im Polen des 17. Jahrhunderts aus und berichtet dann über das Polenbild in deutschsprachigen Kalendern (S. 283–298). Barbara Sapala (Thorn) zeigt, anhand des *Ermländischen Hauskalenders* der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts, inwiefern Volkskalender als Instrument ideologischer Führung und politischer Lenkung dienlich sein konnten (S. 299–318). Flemming Schock untersucht, wie die außereuropäische Welt in Kalendern des 17. Jahrhunderts berücksichtigt wurde, wobei er in Nürnberger Kalendern seit den siebziger Jahren ein steigendes exotistisches Interesse ausmacht (S. 319–340). Jana Maroszová (Prag) fragt nach „Kriegs- und Endzeit-Thematik in den Kalendern um 1670“, die verlässliche Indizien lieferten, „wenn man sich mit der Endzeitstimmung einer Epoche befassen will“ (S. 341–360). Sie konzentriert sich dabei auf Kalender der Altenburger Sammlung, in denen die Stichworte „Jüngster Tag“ und „Jüngstes Gericht“ programmatisch sind und häufig mit Ausführungen zum Kriegswesen gekoppelt sind. Norbert D. Wernicke untersucht, welche Bedeutung „Erzählen im Kalender“ hat (S. 361–372). Seit dem 16. Jahrhundert sieht er im Kalender als erzählerische Instanz den ‚Kalendermann‘ neben dem ‚Kalendermacher‘ (Drucker, Verleger, Herausgeber, Redaktor) und dem ‚Kalendersteller‘ (Redaktor des Kalendariums) in Aktion. Und er führt gute Gründe dafür an, dass von einer

eigenen, in der germanistischen Diskussion prominenten Textgattung ‚Kalendergeschichte' insofern nicht die Rede sein könne, als sich die Erzählsituation des Kalendermanns aus dem Medium selbst ergibt. Dass freilich reale Dichter sich als Mitarbeiter von Kalendermachern betätigten, widerspricht dem nicht. So kann Rosmarie Zeller zeigen, wie Sigmund von Birken zwischen 1661 und 1667 an verschiedenen Kalendern mitarbeitete, indem sie seine Tagebücher und verschiedene Gedichtsammlungen sowie seine *Gottes- und Todes-Gedanken* konsultiert (S. 373–392). Sabine Schlegelmilch fragt, wie der Arzt und Mathematikprofessor Johannes Magirus in seinen 1646–1672 verfassten *Alten und Neuen Schreib-Calendern* Paratexte (darunter versteht die Vfn. solche Texte in Kalendern, „die keine sich jährlich wiederholenden [thematisch festgelegten] Elemente darstellen") nutzte (S. 393–412). Sie erörtert den Wert von Kalenderdedikationen im höfischen Umfeld und die autobiographische Selbstpositionierung durch Darstellung von professioneller (hier ärztlicher) Kompetenz und bringt auch die von Studenten und Kollegen dem Arzt gewidmeten Adressgedichte in den Blick. Daniel Bellingradt möchte in seinem Beitrag „Der wiederverwertbare Räuberhauptmann. Oder: Wie kam der Räuber in den Kalender der Frühen Neuzeit?" „den Kalender fundierter als bisher geschehen innerhalb des zeitgenössischen Mediensystems positionieren" und untersucht zu diesem Behuf am „Beispiel der Räuberhauptmänner", wie populäre Themen medial weiterverarbeitet werden, indem sie etwa vom Einblattdruck über Flugschriften in Kalender wandern, bis endlich gar Titel wie *Kriegs-Mord und Tod-Jammer und Noth-Calender* (Nürnberg 1728) auftreten, sodass deutlich wird, wie der „Kalender als Teil der Recyclingprozesse des Mediensystems" fungiert (S. 413–430).

Volker Bauer, der durch sein vierbändiges *Repertorium terrorialer Amtskalender und Amtshandbücher* (Frankfurt a. M. 1995–2005) eine Pionierleistung für die frühneuzeitliche Kalenderforschung erbracht hat, fragt in seinem Beitrag nach der Unterscheidbarkeit von „Spezial- und Universalgenealogie in Spezial- und Universalkalendern des 17. und 18. Jahrhunderts", wobei ihm, in Übereinstimmung mit frühneuzeitlichen Theoretikern, Genealogien, die die Abstammung und Verwandtschaft nur *einer* Dynastie darstellen, als Spezialgenealogien gelten, jene aber, welche die wichtigsten Fürstenhäuser Europas oder zumindest des Alten Reiches thematisieren, als Universalgenealogien (S. 431–448). Er verfolgt das Vorkommen spezialgenealogischer Spezialkalender ab 1614, das von unversalgenealogischen Spezialkalendern

ab 1714, die Bedeutung von Spezialgenealogie in Universalkalendern ab 1664 und die von Universalgenealogie in Universalkalendern ab 1701. Resümierend stellt er fest, dass die Spezialgenealogie viel früher in das Kalenderwesen Eingang fand als die Universalgenealogie, dass sie aber trotz dieses zeitlichen Vorsprungs im Kalenderwesen geringere Verbreitung fand als die Universalgenealogie. Er konstatiert, dass sich im Ausdifferenzierungsprozess der Gattung Kalender auch im genealogischen Darstellungsbereich spezifische Subgenres herausbildeten. Bill Rebiger zeigt am Beispiel der „multikulturellen Kalender von Gottfried Kirch“, wie sich die „Judentumskunde in der Frühaufklärung“ entwickelte und untersucht, was es mit dem seit 1674 auftretenden Titel *Christen-, Jüden- und Türcken-Kalender* auf sich hat und welche Quellen Kirch nutzte (S. 449–468). Kirch sei im deutschsprachigen Raum wahrscheinlich der erste christliche Kalendermacher gewesen, der den jüdischen und islamischen Kalender systematisch in den christlichen einbezogen habe. Die Beiträge der Amerikaner Kelly M. Smith und Richard L. Kremer endlich gehen auf „Astrologie und Naturphilosophie in den Kalendern“ und auf das Verhältnis von „Mathematical Astronomy and Calendar-Making in Gdansk from 1540–1700“ ein (S. 469–478).

Als Fazit sei festgehalten, dass dieser Aufsatzband das Kalenderwesen des 17. und 18. Jahrhunderts in nachgerade enzyklopädischer Weite in den Blick bringt und interdisziplinär problematisiert. Er hat alle Voraussetzungen, die Kalenderforschung und Medienforschung der kommenden Jahre perspektivensetzend zu beeinflussen.

Jörg Jochen Berns (Marburg)

***Polyhistorismus und Buntschriftstellerei. Populäre Wissensformen und Wissenskultur in der Frühen Neuzeit.* Hrsg. von Flemming Schock. Berlin, Boston: De Gruyter 2012 (Frühe Neuzeit 169). VIII, 280 S.**

Der Sammelband widmet sich der vernachlässigten volkssprachlichen „Buntschriftstellerei", die in der Frühen Neuzeit ein populäres Lektürereservoir der Wissenskultur und -literatur darstellte. Abseits der traditionellen Ordnungssysteme akademischer Enzyklopädik zielten die weitverbreiteten Texte auf die polyhistorischen Kenntnisbedürfnisse eines Publikums, das die Mixtur aus Unterhaltungs- und Bildungspublizistik zu schätzen wußte. Autoren wie Francisci, Happel, Harsdörffer, Lauremberg, Prätorius und Zeiller schrieben zahlreiche Best- und Longseller. Die dreizehn hier veröffentlichten Studien tragen dazu bei, die Bedeutung und Funktion eines spezifischen Genres von Wissensliteratur zu sondieren.

Flemming Schock steckt den Rahmen ab, in dem sich das Profil der „Buntschriftstellerei" trotz aller Heterogenität konturiert. Die allgemeine und funktionale Gemeinsamkeit des Phänomens versucht er mit den Begriffen bunte Unordnung, Reduktion und Zeitkürzung sowie Medien- und Gattungskonvergenz zu markieren. Die Ästhetik zwangloser Reihung einer expandierenden Wissensfülle gehorcht Strukturmerkmalen der Vielfalt und Abwechslung. Damit verbindet sich ein Hang zur Verknappung der Wissensdiskurse auf serielle Kleintexte, die den Rezeptionsmodus einer kurzen Lektüre ermöglichen. Charakteristisch ist darüber hinaus die Konvergenz fiktionaler und nicht-fiktionaler Wissens- und Gattungsformen. Über die Gattungsgrenzen hinweg konnten wissenakkumulierende Romane, Erzählungen, Enzyklopädien, Zeitschriften und Zeitungen gleichermaßen als Nachschlagewerke für die Wissensermittlung fungieren.

Wilhelm Kühlmann verdeutlicht die bis in die Antike zurückreichenden Literaturtraditionen der den Prinzipien der Sammlung und Varietät folgenden Präsentationsformen eklektischen Wissens, die im 17. Jahrhundert auf journalistisch-serielle Darbietungsweisen der kompilierenden Wissensvermittlung mit unterhaltsamem Anspruch hinausliefen. Elemente des schwer zu fassenden Gattungsprofils der „Buntschriftstellerei" herausarbeitend, gelingt es am Beispiel der *Episteln* (1640–1647) von Martin Zeiller, die zeittypische Kombination von Wissensvermittlung, Erbauung und Unterhaltung zu erhellen und zu zeigen, wie die inhaltliche Entgrenzung mit der offenen Form eines mehrteiligen, quasi-seriellen Werkes korrespondiert.

Paul Michel rekonstruiert die intendierten Inhalte, Formen und Funktionen der kompilierenden Produktion auf der Basis einer Analyse ihrer Paratexte. Die Verzahnung von Wissenstransfer und Unterhaltung zielt nicht zuletzt auf die Nutzung der Texte als Nachschlagekompendien und als Fundus für die Konversation. Johann Rists *Monatsgespräche* und ihre Fortsetzung durch Erasmus Francisci stehen im Mittelpunkt des Beitrags von Stefanie Stockhorst. Bei Rist ist evident, daß die Weitergabe naturkundlichen Wissens noch im theologischen Deutungshorizont traditioneller Allegorese erfolgt. Dagegen tritt in Franciscis Kontinuation die theologische Exegese nach dem *sensus duplex* in den Hintergrund. Rosmarie Zeller untersucht exemplarisch das Spektrum der sogenannten Wunderbücher und Prodigiensammlungen im Kontext frühneuzeitlicher Wissensverbreitung. Dabei zeichnet sich die Tendenz ab, alle Arten von Kuriositäten unter dem Oberbegriff des Wunders zu subsumieren, das Wissen über Wunder zu popularisieren und zum Gegenstand geselliger Unterhaltung werden zu lassen. Samuel Gerlachs *Eutrapeliae* (^{1}1639) stellt Udo Roth vor, der unter anderem zeigen kann, wie das Sammelsurium epischer Kleinformen Material zum Verfassen von Texten und zur Konversation bereitstellt. Gerhild Scholz Williams gibt einen Überblick über die von Johannes Prätorius rezipierte und vermittelte Wissensvielfalt. Im Gegensatz zu anderen „Buntschriftstellern“ versuchte der Leipziger Erfolgsautor noch, das auf theozentrische Deutungsmuster rekurrierende Wissen zumindest oberflächlich anhand von alphabetischen und numerischen Listen zu strukturieren: Neue, auf Empirie beruhende Erklärungsansätze naturkundlicher Phänomene stoßen auf überlieferte, theologisch fundierte Sinnhorizonte.

Nikola Roßbach bietet einen Überblick über Fachbücher des Architekten und Ingenieurs Georg Andreas Böckler, wobei insbesondere der Frage nach dem intendierten Leser nachgegangen wird. Es stellt sich heraus, daß die Popularisierung von Wissen im Rahmen höfisch-absolutistischer Machtverhältnisse das primäre Ziel des Polyhistors war. Die polyhistorischen Dimensionen des Werkes von Veit Ludwig von Seckendorff geraten in einer Studie von Stefan Laube in den Blick. Für ihn ist Seckendorffs polyhistorischer Zugriff auf die Welt von emblematischen Mustern geprägt, mit dem der Autor jederzeit in der Lage gewesen sei, Analogien in Gottes „Buch der Natur“ zu erkennen und alle Objekte und Geschehnisse einer spirituellen Exegese zu unterziehen. Hole Rößler setzt sich mit dem Konzept einer „Polymathia experimentalis“ in Johann Daniel Majors wissenschaftstheoretischer Schrift *See-Farth nach der Neuen Welt/ ohne Schiff und Segel* (1670) auseinander. Die häufig gleichgesetz-

ten Begriffe „Polyhistorie" und „Polymathie" differenzierend, würdigt Rößler Majors Bildungsprogramm. In der *See-Farth* wird das zweigliedrige Modell einer horizontalen Kette der Wissensdisziplinen mit der vertikalen Kette des Erkenntniszuwachses kombiniert, um das polymathische Curriculum zu veranschaulichen. Das Bild der zeitlich aufeinander folgenden Ketten sei ein origineller Versuch, die traditionelle Auffassung von *scientia* als Häufung kanonischen Wissens mit dem neueren cartesianischen Prinzip von Erkenntnis zu verbinden. Während es Francis Bacon in seiner Utopie um den Entwurf einer zukunftsoffenen Forschung zu tun gewesen sei, habe Major das Konzept einer Vermittlung von Wissensgrundlagen vertreten, die der Forschung vorgeschaltet sein müsse. Polymathie sei bei Major geprägt durch das kritische *iudicium* im Sinne einer auf Autopsie beruhenden empirisch-experimentellen Überprüfung von Lehrmeinungen.

Die inhaltliche und funktionale Affinität des polyhistorischen Sammelschrifttums zum periodischen Medium der Zeitschriften betont Wiebke Hemmerling, die am Beispiel von Michael Wiedemanns monatlich erscheinender Unterhaltungszeitschrift *Historisch-Poetische Gefangenschafften* (Leipzig 1689–1690) demonstriert, wie zahlreiche Prätexte der „Buntschriftsteller" in das Periodikum einflossen. Christian Meierhofer führt aus, daß Eberhard Werner Happel seine *Europäischen Geschicht-Romane* an der Schnittstelle von chronikalischer Historiographie, entstehender periodischer Nachrichtenprosa und unterhaltsamer „Buntschriftstellerei" positionierte. In der hybrid anmutenden Romanserie kommt es zu einem mitunter heterogenen Nebeneinander von *historia* und *fabula*. Der vom Romanautor und Journalisten zusammengetragene Wissensschatz emanzipiert sich tendenziell allmählich – so Meierhofer – von der traditionellen moraldidaktischen Zweckbindung und ihrem heilsgeschichtlichen Sinnhorizont. Ausprägungen von Polyhistorismus, moralischer Belehrung und literarischem Amüsement lotet Karin Vorderstemann in Heinrich Anselm von Zigler und Kliphausens *Asiatische Banise* (1689) aus, ein Roman, der mit der polyhistorischen Darstellung asiatischer Geschichte, Sitten und Gebräuche die Funktion eines Fürstenspiegels verbindet. Zahlreiche in den Text integrierte Quellentexte, so wird nachgewiesen, verdankte Zigler „Buntschriftstellern", insbesondere Francisci und Happel.

Der aufschlußreiche Sammelband wird seiner Intention gerecht, Grundelemente zum Verständnis der „Buntschriftstellerei" in der Frühen Neuzeit darzustellen, um Impulse zur weiteren intensiven Erforschung

dieses wichtigen Textgenres an der Nahtstelle zwischen gelehrter und halb-gelehrter Wissensproduktion und -rezeption zu setzen.

Peter Heßelmann (Münster)

Bodo Gotzkowsky: *Die Buchholzschnitte Hans Brosamers in naturwissenschaftlichen, humanistischen und satirischen Drucken des 16. Jahrhunderts. Ein bibliographisches Verzeichnis ihrer Verwendungen.* Baden-Baden: Verlag Valentin Koerner 2012 (Studien zur deutschen Kunstgeschichte 324). 398 S., 410 Abb.

Der heute wohl allenfalls Spezialisten der Kunst- bzw. Religionsgeschichte bekannte Kupferstecher, Holzschneider, Maler und Illustrator der nach ihm benannten dreiteiligen Oktavbibel Hans Brosamer (1495–1554) hat einen erheblichen Beitrag zur Kulturgeschichte der Renaissance und speziell der Reformationszeit geleistet und ist – wie der obige Buchtitel ausweist – auch für den Literaturwissenschaftler der Frühen Neuzeit von Interesse. Wer beispielsweise für die Abkehr von vermeintlich ‚überforschten' Gegenständen jener Epoche zugunsten der Naturwissenschaften als literarischen Sujets plädiert (mögen sich jene historisch auch selbst für Naturwissenschaften halten), verfügt mit dem erkenntnisverstärkenden Bildmaterial dieses Künstlers und den dazugehörigen Texten über ein einschlägiges Reservoir. Speziell dürfte Brosamers fachmännische Wiedergabe astronomischer Instrumente und anderer technischer Apparaturen die Aufmerksamkeit einer bestimmten Richtung der kulturgeschichtlichen Barock-Forschung, nicht zuletzt zu Grimmelshausen, finden. Auch liefern die vielfach aufgelegten fünf Frankfurter „Volksbücher", für die Brosamer Holzschnittfolgen anfertigte, darunter die *Fortunatus*- (1549) und die *Melusine*-Ausgabe (1554), generelle Indizien für eine Fortwirkung bis ins 17. Jahrhundert.

Der qualitativ beachtliche, von Albrecht Dürer beeinflusste Kleinmeister, der dem Wittenberger Kreis um Lucas Cranach d. Ä. zuzurechnen ist und dessen aktivste Periode als Buchillustrator in die Jahre 1528 bis 1554 fällt, hat in diesen knapp drei Jahrzehnten nicht weniger als 1234 Buchholzschnitte geschaffen. Zu ihnen gehören, von Gotzkowsky jeweils im Anschluss an die Titelbeschreibung der Erstausgabe dargeboten und versehen mit allen notwendigen bibliographischen Angaben, „Titeleinfassungen, Titelholzschnitte, Titelkartusche[n], Textholzschnitte und [vereinzelt emblemartige, K. H.] Druckermarken sowie Wappen, Porträts, Alphabete und Zierleisten" (S. 12). Diese werden in der dreibändigen Edition erstmals vollständig wiedergegeben und vermitteln zusammen mit den religiösen und profanen Buchträgern ein umfassendes und detailliertes Abbild der Lebenswelt der Ära. Exemplarisch seien die anschaulichen Illustrationen zu den *Seltzamen Vnd Wunderbarlichen Historyen/ Dyll Vlenspiegels* (Frankfurt: Her-

mann Gülfferich 1545), Johann Paulis Schwanksammlung *Schimpff vnd Ernst* (1551 u. ö.) und allen Kapiteln von Sebastian Brants *Narrenschiff* (1553) erwähnt. Herausgehoben auf Grund ihrer – für das 16. Jahrhundert freilich zu erwartenden – relativen Häufigkeit seien auch die astronomisch-astrologischen Holzschnitte unterschiedlicher Funktion, darunter das Titelblatt der *Prognosticatio oder practica deutsch Johan Schöners von Karlstat*, Nürnberg 1532. Es zeigt, was im Hinblick auf den *Springinsfeld* des simplicianischen Autors bedeutsam ist, in geradezu idealtypischer Ausführung die Konjunktion der drei Planetengötter Mars, Merkur und Saturn, über deren Kon-Stellation allerdings, durch den Zweck der Schrift bedingt und daher inhaltlich über Grimmelshausen hinausgehend, die Halbfigur der Luna thront.

Das hier angezeigte Werk ist als letztes einer durchgängig Brosamers Holzschnitten gewidmeten Trilogie erschienen und enthält unverzichtbare und sorgsam erstellte Hilfen für den Benutzer wie das „Gesamtregister der Autoren, Übersetzer, Beiträger, Bearbeiter, Herausgeber und Titel für die Bände I, II und III der Buchholzschnitte Hans Brosamers“ (S. 379) – was Rückschlüsse auf den hohen Informationswert der Edition zulässt. Der erste Band von 2002 bietet die „Buchholzschnitte Hans Brosamers zu den Frankfurter ‚Volksbuch‘-Ausgaben und ihre Wiederverwendungen“ (366 S., 180 Abb.); der zweite, sieben Jahre später, diejenigen „in Werken Martin Luthers und anderen religiösen Drucken des 16. Jahrhunderts. Ein bibliographisches Verzeichnis ihrer Verwendungen“ (496 S., 687 Abb. von insgesamt 693 nachgewiesenen, chronologisch ein- sowie Verlegern und Druckorten zugeordneten Textholzschnitten). Das Stichwort „Wiederverwendungen“ besagt, dass „es dem Autor zum ersten Mal [gelungen ist], systematisch auch diejenigen Werke aufzuführen und zu beschreiben, in denen die Bilder Brosamers sekundär oder in einer mitunter abgeänderten Form Verwendung fanden.“ (Verlagsprospekt) Die bebilderten Werke Luthers (u. a. Postillen, Wittenberger Bibel Hans Luffts, Katechismus-Ausgaben) werden ergänzt durch die Erfassung von Porträts, Druckermarken, Zierleisten und Titeleinfassungen.

Die nunmehr nach rund viereinhalb Jahrhunderten von Bodo Gotzkowsky zuverlässig und vollzählig wiederversammelten Holzschnitte Hans Brosamers bereichern in ihren vielfältigen literarischen Kontexten die Ausgangsbasis der Forschung zur Frühen Neuzeit.

Klaus Haberkamm (Münster)

Hans Christoph Fuchs: *Der Mückenkrieg (1600). Ein frühneuzeitliches Tierepos.* Hrsg. und mit einem Kommentar von Sabine Schu. St. Ingbert: Röhrig Universitätsverlag 2012. 518 S.

Mit Johann Fischarts *FlöhHaz* (hrsg. von Alois M. Haas, 1967) und Georg Rollenhagens *Froschmeuseler* (hrsg. von Dietmar Peil, 1989) liegen zwei deutschsprachige Kleintier-Epen in modernen, kommentierten Ausgaben vor. Der dritte einschlägige Text dieses Genres, der *Mückenkrieg* des Amberger Vogtes Hans Christoph Fuchs, war bislang nur in Friedrich Wilhelm Genthes Ausgabe von 1833 greifbar. Es ist daher sehr willkommen, dass Sabine Schu das in der Tradition der ps.-homerischen *Batrachomyomachia* stehende Tierepos in einer Neuausgabe zugänglich macht.

Die Ausgabe beginnt mit einleitenden Bemerkungen über die Prinzipien der Texteinrichtung, zur Vita des Autors,[1] zur Überlieferung des Textes und zur schmalen Geschichte seiner wissenschaftlichen Erforschung. Es schließt sich der Abdruck des Textes nach der ältesten erhaltenen Überlieferung von 1600 an. Der Apparat verzeichnet sämtliche (also auch orthographische) Varianten der von Balthasar Schnurr von Lensidel herausgegebenen und bearbeiteten Fassung von 1612 und des Abdrucks dieser Fassung in Huldrich Wolgemuths Fabelkompilation von 1623. Ferner werden die von den Bearbeitern hinzugefügten Texte, also die Glossen Schnurrs und die einer Fabel von Burkard Waldis entnommene *Clagrede vom eigen Nutz* bei Wolgemuth, zum Abdruck gebracht. Eine auf die Prooemien der drei Bücher des *Mückenkriegs* beschränkte Stichprobe hat die Textwiedergabe als zuverlässig erwiesen.[2] Ob Schnurrs Fassung nur als Rezeptionszeugnis anzusehen ist, wie die Herausgeberin meint, oder nicht vielmehr textkritischen Wert besitzt, wird nicht diskutiert. Immerhin gibt Schnurr in seiner Leservorrede an, ihm habe für seine Ausgabe ein Manuskript von der Hand des Autors vorgelegen, so dass noch nicht ausgemacht ist, ob die Änderungen im Versbestand ausschließlich auf den Bearbeiter oder nicht doch zumindest teilweise auf Fuchs selbst zurückgehen.

1 Zu seinem Todesjahr (1602) und seinem übrigen Werk vgl. *Frühe Neuzeit in Deutschland. 1520–1620. Literaturwissenschaftliches Verfasserlexikon*. Bd. 2. Hrsg. von Wilhelm Kühlmann [u. a.]. Berlin, Boston 2012, Sp. 484–488.

2 Kleine Versehen begegnen S. 36, V. 1: „DJser“ muss heißen „DJeser“; ebd., V. 13: „gebracht“ muss heißen „gebracht.“; S. 151, V. 1994: „Stadt“ muss heißen „Stad“. Die Abbreviatur „dz“ ist in „das“ aufzulösen (statt „daz“).

Alle Texte sind von der Herausgeberin mit einem knapp 150 Seiten umfassenden Stellenkommentar versehen, der sein Hauptaugenmerk auf sprachliche Erläuterungen legt, aber auch Zitate und Sprichwörter nachweist und sachliche, gelegentlich auch interpretatorische Hinweise gibt. Eine kontinuierliche Beiziehung der italienisch-lateinischen Textvorlage, der *Moscheide* des Teofilo Folengo (1519/21), fehlt und wird lediglich bei der Erklärung der Eigennamen vorgenommen. Das ist bedauerlich, weil erst der systematische Vergleich mit Folengos Text die Übersetzungsleistung und Bearbeitungstendenzen des deutschen Autors genauer zu bestimmen erlaubt hätte. Auch hat es die Herausgeberin versäumt, für ihre Kommentare zeitgenössische Quellen heranzuziehen. So hätte es nahegelegen, die zahlreichen militärischen Fachbegriffe, die Fuchs in seinen Text eingespeist hat, mit Hilfe der frühneuzeitlichen kriegstechnischen Literatur zu erläutern, nicht zuletzt um die von Bernhard Jahn aufgestellte und von Schu übernommene These, Fuchs habe Praxis und Theorie moderner Kriegsführung thematisieren wollen, auf ein quellengestütztes Fundament zu stellen.[3]

Das Nachwort befasst sich zunächst mit dem Aufbau des Werks und geht dann auf die dialektalen Merkmale des Textes ein. Da sowohl der Amberger Drucker als auch der Autor im fränkischen Sprachgebiet ansässig waren, sind die nordbairisch-fränkischen Kennzeichen des Textes wenig überraschend. Der folgende Abschnitt „zur Gattungseinordnung“ vollführt einen Parforceritt durch die europäische Tierdichtung des Mittelalters und der Frühen Neuzeit, bei dem einige Ungenauigkeiten und kleinere Fehler in Kauf genommen werden müssen (z. B. stammen die Protagonisten der lateinischen Tierepik, anders als ihre Autoren, nicht „aus dem mönchischen Milieu“ [S. 438]; der *Reynke de vos* ist weder das „erste[] gedruckte[] Tierepos“ noch kann man im vorreformatorischen Zeitalter seine Glosse als „katholisch[]“ bezeichnen [S. 439]). Die abschließenden „Deutungshinweise“ stellen zu Recht an erster Position die parodistischen Bezüge des *Mückenkriegs* zum *genus grande* des Heldenepos heraus; ergänzen lässt sich, dass auch die Rolle des Erzählers von Fuchs in ein ironisches Licht getaucht wird. Der zweite Aspekt, den die Herausgeberin anführt, betrifft die Textbezüge zum frühneuzeitlichen Kriegswesen, die es erlaubten, das

3 Vgl. Bernhard Jahn: Taktische Masse und zorniger Held. Das Tierepos des 16. Jahrhunderts und der militärische Paradigmawechsel in der Frühen Neuzeit. In: *Tierepik und Tierallegorese. Studien zu Poetologie und historischer Anthropologie vormoderner Literatur*. Hrsg. von Bernhard Jahn und Otto Neudeck. Frankfurt a. M. [u. a.] 2004 (Mikrokosmos 71), S. 187–215.

Tierepos als literarisch-unterhaltsame Umsetzung der zeitgenössischen militärischen Fachliteratur zu lesen. Diese ausschließlich textimmanent gewonnene These wird dann dahingehend zugespitzt, dass der Text als „realitätsnahe[] Dokumentation des zeitgenössischen Kriegswesens" und als „wertvolle sekundäre Kriegsquelle" bezeichnet wird (S. 462). Der dritte Deutungsaspekt zielt auf mögliche didaktische Komponenten des Textes, der „an konkreten Beispielen die Werte, Normen und Regeln des idealen Herrschers exemplifizier[e]" (S. 472), also als narrativer Fürstenspiegel gedacht sei. Die Argumentation, dass Balthasar Schnurr diese Intention „erkannt und produktiv erweitert" habe (S. 473), lässt sich freilich auch umdrehen: Weil der Lendsideler Pfarrer die didaktischen Momente in seiner Vorlage vermisste, könnte er sich bemüßigt gefühlt haben, seine lehrhaften Glossen nach dem Vorbild des *Reynke de vos* hinzuzusetzen.

Die Herausgeberin ist sich der Vorläufigkeit vieler ihrer Ergebnisse bewusst und markiert selbst eine Reihe offener Forschungsprobleme. Im Gefolge der Neuausgaben von Fischarts *FlöhHaz* und Rollenhagens *Froschmeuseler* sind etliche neue Studien entstanden.[4] Es ist zu hoffen, dass die Forschung zum *Mückenkrieg* durch die verdienstvolle Neuausgabe einen ähnlichen Schub erfährt.

Michael Schilling (Magdeburg)

4 Genannt seien nur die Arbeiten, die sich nicht in Schus Literaturverzeichnis finden: Helmut K. Krausse: Die Circe-Episode in Rollenhagens ‚Froschmeuseler'. In: *Arcadia* 15 (1980), S. 242−257; Uwe Ruberg: Das ‚Manthier': Zur Rolle des Menschen in der Tierepik, insbesondere im ‚Froschmeuseler' Georg Rollenhagens. In: *Tierepik* (wie Anm. 3), S. 217−227; Johannes Kandler: „Vnser Messigkeit vns gedeyet". Anmerkungen zum Essen und Trinken in Georg Rollenhagens ‚Froschmeuseler'. In: *Tierepik* (wie Anm. 3), S. 229−249; Ludger Lieb: Krieg der Sprichwörter. Zur fragwürdigen Autorität von Erfahrung und Lehre in Georg Rollenhagens ‚Froschmeuseler'. In: *Tierepik* (wie Anm. 3), S. 251−277; Jan-Dirk Müller: Fischarts Gegenkanon. Komische Literatur im Zeichen der „imitatio". In: *Maske und Mosaik. Poetik, Sprache, Wissen im 16. Jahrhundert*. Hrsg. von Jan-Dirk Müller und Jörg Robert. Berlin 2007 (Pluralität & Autorität 11), S. 281−321; Laura Auteri: Wissensvermittlung und Erkenntnisleistung in Georg Rollenhagens ‚Froschmeuseler' (1595). In: *Erzählen und Episteme. Literatur im 16. Jahrhundert*. Hrsg. von Beate Kellner [u. a.]. Berlin, New York 2011 (Frühe Neuzeit 136), S. 329−344; Michael Schilling: Skeptizistische Amplifikation des Erzählens. Fischarts Antworten auf die epistemische Expansion der Frühen Neuzeit. In: *Erzählen und Episteme*, S. 69−89.

Catharina Banneck: *Georg Philipp Harsdörffers „Specimen Philologiae Germanicae“. Strategien zur Profilierung des Deutschen im 17. Jahrhundert*. Berlin: Weidler 2012 (Germanistische Arbeiten zur Sprachgeschichte 18). 442 S., zahlr. Ill.

Bei der zu besprechenden Untersuchung handelt es sich um eine Dissertation, die an der Universität Kiel im Wintersemester 2011/2012 angenommen wurde. Inhaltlich entstammt sie dem Umfeld einer sprachhistorischen Barockforschung, wie sie in den letzten Jahren u. a. von Markus Hundt (Kiel) initiiert und vorangetrieben worden ist. Dessen umfassende Monographie zu wichtigen Protagonisten der Sprachgesellschaften des 17. Jahrhunderts und ihrer jeweiligen sprachbezogenen Programmatik / Praxis gehört zweifellos zu den geistigen Nährböden der Studie.[1] Catharina Banneck legt nun eine ‚Tiefenbohrung' zu einem der sperrigsten Texte vor, die zu Sprachreflexion und Sprachtheorie in der Frühen Neuzeit verfasst worden sind: Das *Specimen philologiae germanicae* (SPG) von Georg Philipp Harsdörffer, entstanden 1646, steht im Mittelpunkt der Arbeit. Dieses in lateinischer Sprache geschriebene und von gelehrter Intertextualität strotzende Opus wird für eine breitere Leserschaft zugänglich gemacht, indem die zugrunde liegenden Strukturen offen gelegt und kommentiert werden. Die Verfasserin intendiert damit zugleich eine philologische Ehrenrettung des Werks, dem gegen Ende des 19. Jahrhunderts von Seiten Hermann Pauls und Karl Goedekes durchaus kritisch begegnet wurde (vgl. S. 43, dazu Anm. 80 und 81).

Das SPG gliedert sich inhaltlich in zwölf Untersuchungen (*disquisitiones)*, die der Verfasserin unterschiedlich relevant erscheinen und von ihr deshalb in acht Themenfelder gebündelt werden. Im Einzelnen mag man auch andere Auswahlen und Gewichtungen vornehmen können, nichtsdestoweniger wird durch die Zusammenfassungen und die Bezugnahme auf moderne sprachwissenschaftliche Begrifflichkeiten ein praktikables Ordnungsschema geschaffen. Darin sind im Einzelnen unterschieden: „1. Sprachnormierungsdebatte 2. Stammworte und Wortbildung 3. Die Theorie der Onomatopoie [sic! J. M.] 4. Institutionalisierung des Deutschen und lexikographische Spracharbeit 5. Die Diskussion um die *lingua prima* 6. Sprach- und volksgenealogische

---

1 Vgl. Markus Hundt: *„Spracharbeit“ im 17. Jahrhundert. Studien zu Georg Philipp Harsdörffer, Justus Georg Schottelius und Christian Gueintz*. Berlin, New York 2000.

Reflexionen 7. Etymologische Reflexionen zur Volksgeschichte 8. Sprachvergleichende Studien des Deutschen mit dem Hebräischen, dem Griechischen, dem Lateinischen und den europäischen Volkssprachen.“ (S. 36) Da dieses Gliederungsschema auch den ‚Orientierungsrahmen für den Aufbau der beiden Hauptteile‘ der vorgelegten Studie bilden soll (vgl. S. 19), ist man etwas überrascht, dass die Punkte 6. und 7. unter 4.2 ‚Sprach(en)entstehungsmythen im SPG‘ subsumiert sind und dass der Vergleich mit dem Hebräischen nicht explizit unter 4.3 auftaucht, sondern unter 4.1 abgehandelt wird.

In der Frage des von Harsdörffer anvisierten Rezipientenkreises für sein SPG sieht die Verfasserin mit guten Gründen eine Zweifach-Adressierung gegeben. „Die ‚doppelte Lesart‘ des SPG als ein Text einerseits für die sprachliebenden Mitglieder der FG (Fruchtbringenden Gesellschaft, J. M.) und andererseits für die Gelehrten des gesamteuropäischen Raumes begründet die besondere Stellung dieses sprachtheoretischen Textes […]“ (S. 19). Harsdörffer zielt also sowohl auf eine ‚binnendeutsche‘ Wirkung, insofern zu laufenden und kontroversen Debatten der Sprachgesellschaften den ‚Schriftgelehrten‘ ansatzweise Lösungsmodelle präsentiert werden, als auch bezogen auf den europäischen Gelehrtendiskurs auf eine Profilierung der deutschen Sprache gegenüber den anderen, scheinbar überlegenen Nationalsprachen. In den Kapiteln 3, für den ersten Aspekt, und 4, für den zweiten Aspekt, werden Harsdörffers diesbezügliche Überlegungen ausgefaltet und analysiert.

Wie sieht seine Argumentation in formaler und struktureller Hinsicht aus? „Das SPG besteht – insbesondere im Kontext der sprachprofilierenden Überlegungen – zu einem großen Teil aus Zitaten und Bezugnahmen auf einzelne Prätexte, die mit Hilfe von eigenen Kommentaren von Harsdörffer miteinander verknüpft werden, wodurch sich im Ganzen ein hinreichend dokumentierter Text über die Entstehung, Geschichte und Entwicklung der deutschen Sprache, über ihre Besonder- und Eigenheiten präsentiert.“ (S. 38) Dieses Verfahren der ‚Kompilation als Methode zur Textgenerierung‘ (vgl. S. 38), das Harsdörffer anwendet, demonstriert seine Verwurzelung in der überkommenen Tradition der Späthumanisten. Zugleich kann damit die Legitimation (die Verfasserin spricht auf S. 42–43 von ‚Verifikation‘) der eigenen Gedankengänge geleistet werden.

Es ist in dieser Rezension nicht Raum genug, um die in Kapitel 3 und 4 sehr ausführlich und detailliert vollzogene Darstellung der einzelnen Themenfelder und die darin geleistete Erläuterung der Prätexte

für Harsdörffer nachzuzeichnen. Sowohl die die antiken Bezüge als auch diejenigen zur zeitgenössischen Sprachwissenschaft erscheinen in der Regel angemessen wiedergegeben und gedeutet. Als ein Beispiel für die instruktive Präsentation Harsdörfferscher Thesen kann der Abschnitt 4.2.1 gelten, in dem dessen Vorstellungen vom Alter und von der Würde der deutschen Sprache zusammengefasst sind. Auf den Seiten 252 bis 262 wird Harsdörffers Explikation der folgenden Behauptung eingehend behandelt: „Die deutsche Sprache entwickelte sich vor der *confusio linguarum* in Babel zu Zeiten der ersten Völkerwanderungen." (S. 253) (Dass sie infolgedessen auch eine besondere Dignität beanspruchen kann, braucht nicht speziell betont zu werden.) Wie der barocke Autor Begründungszusammenhänge aus der Bibel und aus den Werken zeitgenössischer Gelehrter übernimmt, um die vorbabylonische und damit gewissermaßen ‚vorproblematische Entstehung' des Deutschen zu rechtfertigen, ist klar strukturiert und gut nachvollziehbar beschrieben. Für uns heutige Zeitgenossen, denen ‚sprachhistorische' Thesen solcher Provenienz ungewöhnlich bis abstrus erscheinen, eröffnet sich durch die Darstellung ein Einblick in barocke Denkzusammenhänge: Nur unter Hinzunahme einer im weiteren Sinne religiös-theologischen Dimension lassen sich Teile der linguistischen Argumentationspraxis des 17. Jahrhunderts einigermaßen adäquat verstehen.

Fazit: Die Studie bildet ungeachtet des ‚barocken Verschachtelungscharakters' ihres Aufbaus und eines bisweilen feststellbaren Hanges zur stilistischen Redundanz einen wertvollen Beitrag zur Harsdörffer-Forschung. Indem dem lateinischen Text des SPG und seinen vielgestaltigen Verweisen – nicht zuletzt auch altphilologisch – angemessen Rechnung getragen wird, entsteht das umfassende und kenntnisreich kommentierte Bild eines Werkes, dessen Bedeutung weniger in seiner inhaltlichen Originalität als vielmehr in seiner kompilatorischen Kraft begründet liegt. Seine systematische Aufschlüsselung durch Catharina Banneck lässt außerdem zum wiederholten Male erkennen, dass Georg Philipp Harsdörffer nicht nur als Poet, Poetologe und europäisch gesinnter Kulturvermittler in der *respublica literaria* eine wichtige Rolle spielte, sondern dass er auch zum bisweilen etwas kruden sprachwissenschaftlichen Diskurs seiner Zeit nicht unerheblich beigetragen hat.

Jürgen Macha (Münster)

Horst Bredekamp: *Leibniz und die Revolution der Gartenkunst. Herrenhausen, Versailles und die Philosophie der Blätter*. Berlin: Verlag Klaus Wagenbach 2012 (Kleine kulturwissenschaftliche Bibliothek 83). 165 S., zahlr. Abb.

Der Verlag Klaus Wagenbach produziert seit vielen Jahren drucktechnisch-typografisch und haptisch sehr schöne Bücher, doch auch die Inhalte wissen zu überzeugen, wie sich an Horst Bredekamps *Leibniz und die Revolution der Gartenkunst. Herrenhausen, Versailles und die Philosophie der Blätter* zeigen lässt. Der Autor, von Hause aus Kunsthistoriker, stellt in seinem Buch vor, wie der Rationalismus, hier speziell Gottfried Wilhelm Leibniz' Philosophie, verschiedene Impulse zur Komposition bzw. Anlage eines Barockgartens gab.

Im 1. Kapitel erfährt der Leser von den Plänen und Wünschen der Protagonisten. Hier sind zu nennen Herzogin Sophie von Hannover, deren Tochter Sophie Charlotte, die spätere Frau Friedrich I. von Preußen und Gottfried Wilhelm Leibniz, der zeitlebens ein guter Freund der Herzogin Sophie gewesen ist. Die Schloss- und Gartenanlage von Hannover-Herrenhausen wurde ab 1676 in verschiedenen Etappen ausgebaut. Impulsgeberin war ab 1680 die Herzogin, Leibniz konnte persönlich viele Ideen für die Erweiterung einbringen. Aber auch die Berufung des Franzosen Martin Charbonnier zum Chefgärtner im Jahr 1685 führte zu Erweiterungen der Anlage. Bredekamp informiert sehr detailliert über die einzelnen Ausbaustufen und Veränderungen des Gartens durch zwei Jahrhunderte, ferner illustriert er kenntnisreich die Gesamtdisposition von Herrenhausen und schreibt auch Interessantes zum Beginn der Forschung durch Udo von Alvensleben im frühen 20. Jahrhundert. Das erste Kapitel schließt mit Anmerkungen zum so genannten Leibniztempel (Monopteros) im Georgengarten in Hannover.

Das zweite Kapitel befasst sich mit den gartenplanerischen Aktivitäten von Leibniz in Herrenhausen. Für Leibniz waren die Wasserspiele des Gartens ein Hauptanliegen, vor allem die Ingenieurskunst der Kanalplanung bzw. des Kanalbaus werden von Bredekamp sehr umfassend erläutert. Aber auch die Errichtung der Fontänen wird technisch und symbolisch in den Blick genommen. Seit 1695 war Gottfried Wilhelm Leibniz für die Konstruktion der Wasserversorgung und für die technische Einrichtung der Wasserspiel von Herrenhausen wesentlich mit verantwortlich.

Darüber hinaus korrespondieren für Bredekamp Leibniz' philosophische Ideen mit den Grundaspekten barocker Gartenbaukunst – hier-

über gibt der Autor im 3. Kapitel sehr kenntnisreich Auskunft. Bredekamp stellt das Indiszernibilienprinzip vor: Weil kein Blatt der Büsche und Bäume im Garten einem anderen gleicht, erkannte der Philosoph Leibniz in dieser unendlichen Vielfalt der Formen eines barocken Gartens zugleich die Vielgestaltigkeit der allumfassenden Natur selbst. Dieser Formenpluralismus findet sich für Bredekamp bereits im Garten von Versailles, der Vorbild auch für Herrenhausen wurde. Ein Barockgarten, der sich am Versailler Vorbild orientiert, bedeutet für Leibniz Individualität, intrinsische Unendlichkeit und letztlich Freiheit und dient dem menschlichen Bewusstsein als Ort der Erkenntnis, denn der Mensch, der die Prinzipien der Gartengestaltung denkerisch nachvollzieht, gewinnt – angeregt durch die Ästhetik des Ortes – eben über diese Affizierung neue Erkenntnisse. In diesem Zusammenhang verfolgt Bredekamp im dritten Kapitel über viele Seiten seines Buches eine „gezeichnete Monadologie“. Es geht ihm dabei um das Prinzip der Abweichung von geradlinigen Kompositionen, aus dem sich das kosmische Ganze erschließen lässt.

Der Modernität des Barockgartens wird das vierte und letzte Kapitel des Buchs gewidmet. Für Bredekamp ist – entgegen der allgemeinen Meinung – gerade nicht der Landschaftsgarten englischer Prägung die architektonische Manifestation der individuellen Autonomie. Vielmehr ist er der Auffassung, dass sich die Freiheit des Denkens bereits in den sachlich-geometrischen Grundmustern des Barockgartens, in der „Natürlichkeit der Geometrie“, auffinden lässt. Der Barockgarten reizt zwar durch strenge formale Vorgaben und Formen gleichsam das Auge des Betrachters in eine bestimmte Richtung, doch spricht diese geometrische Ästhetik eben für Horst Bredekamp nicht nur die Sinne an, sondern im Wesentlichen den menschlichen Verstand. Diese ästhetischen Perzeptionen bedeuten nicht Engführung, sondern fördern laut Bredekamp die Weite des menschlichen Denkens.

Diese philosophische Ideenwelt der Vielgestaltigkeit, die hinter der Anlage des großen Gartens von Hannover-Herrenhausen steckt, bringt der Autor seinen Lesern auf sehr anschauliche Art und Weise näher. Mit Hilfe von insgesamt annähernd hundert zum großen Teil farbigen Abbildungen, die auch Detailausschnitte zeigen, versucht der Kunsthistoriker die Gartenbaukunst im Sinne einer ästhetisch-architektonischen Philosophie des Barock zu erläutern. In seinem kleinen Buch gelingt es dem Verfasser aufzuzeigen, auf welche Weise der Barockgarten den Philosophen Leibniz anregte und wie sich in der Gartenarchitektur in

concreto die philosophische Grundmotivik des Rationalismus wiederfindet.

Die Landschaftsarchitektur und das Denken im Barockzeitalter beziehen sich beide auf den strengen Verstandesgebrauch: Die Geometrie und die Mathematik der Zeit machen die formalen Vorgaben für das Denken und für den Nachvollzug des Seienden aus – eben auch für die gärtnerische Ausgestaltung der Formenwelt von Herrenhausen.

Erst im England des frühen 18. Jahrhunderts wird dann der künstlich angelegte Garten entrationalisiert; nun wirkt als Leitmaxime für die architektonische Ausformung der künstlichen Anlagen der philosophische Sensualismus. Die Grundideen und Prinzipien der Gartengestaltung orientieren sich jetzt nicht länger an der menschlichen Rationalität, sondern folgen der Flüchtigkeit der Sinneseindrücke. Der Garten wurde deshalb nicht länger geradlinig und symmetrisch-geometrisch angelegt, sondern muss nun als Spiegelbild der Natur krumm, asymmetrisch-urwüchsig, naturbelassen-wild und verschlungen sein.

Horst Bredekamp widersetzt sich mit Nachdruck der landläufigen Meinung, dass erst dieser englische Landschaftsgarten des 18. Jahrhunderts die Autonomie des Denkens repräsentiere. Die Gedankenfreiheit findet er bereits im Barockpark manifestiert, bereits dessen sinnliche Inszenierung zeitgenössischer Ideen habe neue denkerische Impulse geschaffen. Die Wasserfontänen, Lichtspiele und grundlegende Aspekte der Parkgestaltung bespiegeln die Grundlagen von Leibniz' Perzeptionstheorie.

Wer die Theorie der Gartengestaltung im Barock und die ihr korrespondierende rationalistische Philosophie des 17. Jahrhunderts besser verstehen will, sollte Horst Bredekamps *Leibniz und die Revolution der Gartenkunst. Herrenhausen, Versailles und die Philosophie der Blätter* zur Hand nehmen und lesen.

Torsten Menkhaus (Hamm)

Ernst Christoph Homburg: *Schimpff- und Ernsthafte Clio. Historisch-kritische Edition nach den Drucken von 1638 und 1642*. Hrsg. und kommentiert von Achim Aurnhammer, Nicolas Detering und Dieter Martin. 2 Bde., Stuttgart: Anton Hiersemann Verlag 2013 (Bibliothek des Literarischen Vereins Stuttgart 345. 346). 392 S. (Textband), 336 S. (Kommentarband).

In Gedichtanthologien und Literaturgeschichten nimmt Ernst Christoph Homburg (1607–1681) einen eher bescheidenen Platz ein. Das liegt wohl daran, dass sich mit seinem Namen keine poetologischen Neuerungen oder herausragende dichterische Leistungen verbinden. Literarhistorisch bedeutsam ist sein Schaffen dennoch: zum einen als früher Beitrag zur Festigung und Verbreitung der opitzianischen Reformvorstellungen und ihres Formen- und Motivrepertoires (und in Grenzen auch ihrer metrischen und sprachlichen Erweiterungen und Präzisierungen durch Augustus Buchner und Philipp von Zesen), zum anderen als Beitrag zur Vermittlung französischer und vor allem niederländischer zeitgenössischer Dichtung, aber auch antiker und neulateinischer Epigrammatik (John Owen). Dabei ist sein dichterisches Werk überschaubar: Zwei Gedichtsammlungen (*Schimpff- vnd Ernsthaffte Clio*, 1638, erweitert 1642; *Geistliche Lieder*, 1659), ein Schäferspiel nach einer französischen Vorlage (*Tragico-Comoedia Von der verliebten Schäfferin Dulcimunda*, 1643) und die Übersetzung von Jacob Cats' allegorischer Alexandrinerdichtung *Self-Stryt*, die die biblische Episode von Josef und Potiphars Frau behandelt (*Selbstreit/ das ist/ Kräfftige Bewegung deß Fleisches wider den Geist*, 1647).

Die vorliegende Edition der *Schimpff- vnd Ernsthafften Clio* gründet sich auf die zweite vermehrte Auflage von 1642; semantische und metrische Varianten zur Erstauflage und den wenigen Einzeldrucken verzeichnet der Apparat. Der Editionsbericht im Kommentarband enthält präzise Ausgabenbeschreibungen (nicht nur der *Clio*), ein Verzeichnis der korrigierten Druckfehler und eine kurze Darlegung der Editionsprinzipien (Editionsvorlage, Erfassung von Varianten, Verfahren bei der Umstellung auf Antiquasatz, stillschweigenden Druckfehlerkorrekturen, Emendationen und der Auflösung von Abbreviaturen). Dass die Herausgeber auf das Verzeichnen orthographischer Varianten verzichten und sich bei der Korrektur offensichtlicher Druckfehler oder der Auflösung von Abbreviaturen mit pauschalen Hinweisen begnügen, entlastet die Edition und ist daher nur zu begrüßen.

Diese Zurückhaltung charakterisiert auch den Textband, der außer den am Fußende der Seiten verzeichneten Varianten keine weiteren Angaben oder Hinweise enthält. Die Blattangaben, die man vermissen könnte, finden sich im Kommentarband (das Original hat keine Seitenzählung). Die Gedichtsammlung besteht aus zwei Teilen, die sich wesentlich voneinander unterscheiden. Während der kürzere zweite Teil sich auf die nichtstrophischen Texte Homburgs beschränkt (Epigramme und Sonette, meist Übersetzungen oder Bearbeitungen), dominieren im ersten liedhafte Formen, die in vielfältigen metrischen Variationen ein breites thematisches Repertoire abdecken (Casualcarmina, Schäferdichtung, Scherz- und Liebesgedichte, Trinklieder, Klagelieder usw.). Homburgs Anlehnung an Opitz bzw. andere Opitzianer dokumentieren u. a. ‚Parodien' von bekannten Gedicht- und Liedmustern. Zu den liedhaften Formen kommt im ersten Teil eine Reihe von z. T. längeren Alexandrinergedichten wie etwa das einleitende Lehrgedicht *Bawer-Leben*, das in 220 Versen die üblichen Topoi der Landlebendichtung verarbeitet. Allerdings liegt Homburgs Stärke eher in den vom Studenten- und Schäferlied inspirierten Texten.

Die Textedition ist sorgfältig gearbeitet. Der Vergleich längerer Partien mit dem digitalisierten Original von 1642 (Exemplar der Bayerischen Staatsbibliothek) war erfreulicherweise recht frustrierend. Mehr als zwei Fehler habe ich nicht gefunden: S. 296, in der Überschrift von Nr. XLIV, muss es „verehret worden" statt „verehret wurden" heißen, und S. 358, in der ersten Zeile von Nr. CCXIII, „letzlich" statt „letztlich". Die wahre Leistung der Edition und damit die Rechtfertigung dieses aufwendigen Unternehmens stellt jedoch der Kommentarband dar, der neue Maßstäbe für die Edition barocker Lyrik setzt. Er beginnt mit einer längeren Einleitung, die über Leben und Werk Homburgs, über Entstehung, Aufbau und Formen sowie über Einflüsse und Quellen der *Schimpff- vnd Ernsthafften Clio* informiert. Wichtig ist der Hinweis auf die Verbindung zwischen der *Clio* und den späteren *Geistlichen Liedern* (1659), die – trotz Homburgs Absage an seine frühere weltliche Dichtung – gelegentlich kontrafaktisch auf Formen und Motive der Liebesdichtung zurückgreifen (Paralleldruck eines entsprechenden Gedichtpaars auf S. 14–16). Abschnitte über die Wirkungsgeschichte der Sammlung, weitgehend aufs 17. Jahrhundert beschränkt, und eine Forschungsbibliographie beschließen die Einleitung.

Nach der bereits erwähnten Darstellung der Editionsprinzipien folgt der eigentliche Kommentar, der alle nur denkbaren Aspekte der Dichtung und ihrer literarhistorischen Bezüge zu erfassen sucht. Er

behandelt jeden einzelnen Text – soweit anwendbar – nach folgendem Schema: Blattangabe, Beschreibung der Gedichtform, ein Abriss des Aufbaus (bei längeren Texten), Angaben zu Anlass oder Adressaten von Gelegenheitsgedichten (wenn verfügbar), Quellennachweise mit vielen originalsprachlichen Zitaten und schließlich ein ausführlicher Stellenkommentar, der zu Recht wenig voraussetzt und bei dem man allenfalls ein paar Worterklärungen vermissen könnte.[1] Eine vorbildliche Edition, die hoffentlich Nachfolger findet.

Volker Meid (Wolfschlugen)

1 Beispielsweise „bekleiben" (Textbd. S. 8, Z. 49); damit verwandt „Was klebbar [...]." (ebd. S. 9, Sonnet, Z. 8); „Carthaunen" (ebd. S. 13, Z. 5; wird in einem späteren Gedicht erklärt); „Vberlaß" (ebd. S. 13, Z. 14).

Irmgard Scheitler: *Schauspielmusik. Funktion und Ästhetik im deutschsprachigen Drama der Frühen Neuzeit.* Bd. 1. *Materialteil.* Tutzing: Hans Schneider 2013. 1099 S.

Das sehr umfangreiche Repertorium zur deutschen Schauspielmusik der Frühen Neuzeit (1500 bis 1700) schließt eine Forschungslücke, indem es am konkreten Material zeigt, welch hohen Anteil tatsächlich die Musik bei Aufführungen des so genannten Sprechtheaters der Zeit hatte. Es dokumentiert umfassend die – freilich je nach Untergattung und Vorliebe der Autoren oder Auftraggeber unterschiedlich intensive – Präsenz von Musik (Liedeinlagen, Chorpartien, Zwischenaktmusik, Reyen usw.) in Schauspielen des 16. und 17. Jahrhunderts. Die behandelten Stücke sind in deutscher, auch ober- und niederdeutscher Sprache sowie in Latein abgefasst, wenn die Dramen deutsche Anteile haben. Ein vielleicht doch überraschendes Fazit der Bestandsaufnahme findet sich gleich zu Beginn der sehr knappen Einleitung: Irmgard Scheitler nimmt an, „dass im Theater nahezu immer musiziert wurde.“ (IX) Auch wenn mir ein wirklicher Nachweis dieser These prinzipiell unmöglich scheint und auch mit dem vorliegenden Repertorium wohl nicht geleistet werden kann, sollte den Frühneuzeitwissenschaftler das vorliegende Buch unbedingt dazu bringen, musikalische Elemente in Schauspielen (aber auch in anderen Kunstformen) stärker zu beachten und eigene, modern gedachte Trennungen von Musiktheater und Schauspiel für die Frühe Neuzeit kritisch zu überdenken.

In das Repertorium nicht aufgenommen wurden u. a. theatrale Formen des barocken Festes, wenn sie nicht den für heutige Vorstellungen typischen Charakter eines Schauspiels hatten (Trionfi, Maskeraden, Pferdeballette, Prozessionen, Gregoriusfeiern usw.), Dialoge und Gespräche, die offensichtlich nicht zur Aufführung bestimmt waren, volkstümliche geistliche Spiele (von Laien präsentierte Passionsdramen usw.), Schulactus,[1] soweit sie nur vorgetragen, aber nicht im engeren Sinne szenisch präsentiert werden, lateinische Stücke deutscher Autoren und Spiele der Wanderbühne, wenn sie nicht gedruckt vorliegen. Naturgemäß gibt es in diesen Fällen Übergangsbereiche und Streitfälle; eine Entscheidung, wie das umfangreiche Material einzugrenzen ist, musste aber natürlich getroffen werden. Sie erscheint mir insgesamt nachvollziehbar und für den konkreten Zugriff letztlich auch hilfreich.

---

1 Eine Begriffserklärung der nicht immer sauberen Unterscheidung von Actus und Schauspiel findet sich auf S. XXV.

Der Aufbau der nach Autornamen alphabethisch und in Bezug auf die einzelnen Stücke chronologisch geordneten Einträge wirkt übersichtlich: Zu Beginn finden sich kurze biographische Hinweise; es folgen die Schauspiele, geordnet nach ihrer Erstaufführung bzw. nach dem Erstdruck. Dann finden sich Angaben zu bibliothekarischen Fundorten, neuen und zeitgenössischen Editionen und Handschriften, zur Referenzliteratur, zu vorhandenen Noten, zu etwaigen Vorlagen, Aufführungen und zur Sprache des Schauspiels. Nach Akten oder Szenen werden dann die musikalischen Elemente genannt und wenn nötig beschrieben. Zudem finden sich Hinweise zu Fehlzuschreibungen, Varianten, Übersetzungen, Übertragungen oder Nachdichtungen. Insofern erfährt man aus dem Repertorium zur deutschen Schauspielmusik, weit mehr als man erwarten würde. In mancher Hinsicht liegt hiermit ein kleines Schauspiellexikon der Frühen Neuzeit vor. Ein zweiter monographischer Band mit einem Register sowie einem Abbildungs- und Notenanhang ist geplant. Dem Buch ist eine wunderbare CD mit Musik zu zehn Schauspielen (im *mp3*-Format) beigegeben; sie wurde in der Kirche St. Pankratius in Ochsenwerder vom Ensemble *Bell'Arte Salzburg* unter der Leitung von Annegret Siedel eingespielt. Die weitestgehend unbekannten Stücke (von Rollenhagen über Opitz/Tscherning und Neumark bis Weise) vermitteln einen sehr guten Eindruck von den unterschiedlichen Formen der frühneuzeitlichen Schauspielmusik (Titelübersicht, S. 1071–1073, Texte, S. 1074–1099). Eine kommerzielle CD *Musik für die BAROCKE BÜHNE* des gleichen Ensembles (Cantate C 58048) im normalen Format bietet ergänzend eine Auswahl von sieben Schauspielen, etwa die vollständige Musik zu *Judith* von Opitz und Tscherning; Komponist dieser Fassung ist Apelles von Löwenstern.

Naturgemäß liegt der Ehrgeiz des Rezensenten darin, einen solchen enzyklopädisch wirkenden Materialband durch eigene Funde zu ergänzen. Das fällt in diesem Fall zugegeben schwer. Ein Versuch sei trotzdem gewagt. In den *Deutschen Poëtischen Gedichten* (1650) von Sibylle Schwarz findet sich ein kleines *Trawer-Spiel/ Wegen einäscherung ihres Freudenortes Fretow*,[2] das zwar vom Kreis der Freundinnen in Greifswald oder auf dem Gut Fretow vor den Toren der Stadt hätte aufgeführt werden können, aber auch als eine Art Trauer- oder Schäfergedicht in verteilten Rollen gelesen werden kann. Der Text besteht aus

2 Vgl. Sibylle Schwarz: *Deutsche Poëtische Gedichte*. Nachdruck der Ausgabe von 1650. Hrsg. von Helmut W. Ziefle, Bern, Frankfurt a. M., Las Vegas 1980. [Bd. 1,] S. CV–CXII.

vier Szenen, die zum Teil Chorpartien enthalten (Chor der Schwäger, Chor der Schäfer und Hirten, Chor der Musen). Diese wurden wohl, wenn das Stück aufgeführt worden ist, musikalisch dargeboten. Denn aus den Paratexten und den *Fretow*-Gedichten der *Deutschen Poëtischen Gedichte* kann man schließen, dass sich Sibylle Schwarz zwischen 1633 und 1637 auf dem Landgut mit einigen Freundinnen (mit den „Freunden und Mitgenießern der Fretowischen Fröligkeit“[3], mit ihrer „Compagney“[4]) zur Lektüre, zum Tanz und wohl auch zu kleinen Aufführungen getroffen hat. Ein Bibeldrama in Versen von Sibylle Schwarz, *Susanna*, ist Fragment geblieben.[5] Von der Musikalität der Autorin zeugen zudem einige Kirchenlieder. Welchen Anteil an den Dichtungen der spätere Herausgeber der Werke, der Württembergische Pfarrer und Schwankdichter Samuel Gerlach, hat, bleibt eine offene Frage der Forschung.

Mit dem Repertorium zur deutschen Schauspielmusik der Frühen Neuzeit ist Irmgard Scheitler ein großer Wurf gelungen, der sich durch Kompetenz und umfassende Informiertheit auszeichnet. Der sehr brauchbare Materialband lässt hoffen, dass der zweite monographische Band mit den Registern möglichst bald erscheint.

Dirk Niefanger (Erlangen)

3 Schwarz, *Deutsche Poëtische Gedichte* (wie Anm. 2), Bd. 1, S. XIII.
4 Schwarz, *Deutsche Poëtische Gedichte* (wie Anm. 2), Bd. 1, S. XVI.
5 Schwarz, *Deutsche Poëtische Gedichte* (wie Anm. 2), Bd. 2, Nr. 11.

***Franz Callenbach (1663–1743). Acht Schulkomödien.* Hrsg. von Reinhard Roth. Edingen-Neckarhausen: Edition Ralf Fetzer 2010. 1000 S.**

Der Jesuit Franz Callenbach (1663–1743) führte in den ersten beiden Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts mit seinen Schülern des kleinen Gymnasiums in der freien Reichsstadt Wetzlar, dem damaligen Sitz des Reichskammergerichts, satirische Komödien in lateinischer Sprache auf und übersetzte die Texte ins Deutsche. Acht Schulkomödien wurden erstmals 1714 anonym veröffentlicht und erlebten zahlreiche Auflagen.[1] Die humorvollen gesellschaftskritischen Theaterstücke fanden zu Callenbachs Lebzeiten beim Theater- und Lesepublikum große Resonanz, gerieten im Laufe der Jahrhunderte jedoch immer mehr in Vergessenheit, bis sie nach fast 300 Jahren wieder ediert wurden. Es ist das Verdienst von Reinhard Roth und seines Verlegers, acht Schulkomödien nun in einem preiswerten, 1000 Druckseiten umfassenden Nachdruck herausgegeben zu haben (40,00 €), der auch in druck- und buchtechnischer Hinsicht ansprechend ist. Man vermißt allerdings ein kurzes Vor- oder Nachwort, das über die Biographie und das Werk Callenbachs orientiert.[2]

In den amüsanten Texten, die zwischen 1705 und 1712 entstanden, wird auf satirische Weise Kritik am absolutistischen Staat und an gesellschaftlichen Mißständen geübt. Sie zielt zunächst auf lokale Verhältnisse in Wetzlar, geht jedoch weit darüber hinaus und nimmt allgemeine Mängel in Politik, Verwaltung, Wirtschaft, Militär und Gesellschaft ins Visier. Eine kritische Problematisierung erfährt das Justizwesen, die Erosion der alten ständischen Ordnung durch Nobilitierung als Konsequenz der absolutistischen Staatsform, die Ämterpatronage, Korruption und Verselbständigung der staatlichen Verwaltungsbehörden. Nicht selten werden Konflikte zwischen Staatsbeamten und dem „gemeinen Mann“, d. h. Handwerkern und Bauern, dargestellt, wobei auch letztere Objekt der Satire sein können. Man findet vehemente Attacken auf die zeitgenössi-

1 Zur Druckgeschichte vgl. Gerhard Dünnhaupt: Callenbach, Franz, S. J. (1663–1743). In: ders: *Personalbibliographien zu den Drucken des Barock*. Zweite, verbesserte und wesentlich vermehrte Aufl. des Bibliographischen Handbuches der Barockliteratur. Tl. 2. Breckling–Francisci. Stuttgart 1990, S. 949–968.

2 Einen kurzen Überblick über Leben und Werk bietet Franz Günter Sieveke: Callenbach, Franz. In: *Killy Literaturlexikon. Autoren und Werke des deutschsprachigen Kulturraumes*. 2., vollständig überarbeitete Auflage. Hrsg. von Wilhelm Kühlmann in Verbindung mit Achim Aurnhammer, Jürgen Egyptien, Karina Kellermann, Helmuth Kiesel, Steffen Martus und Reimund B. Sdzuj. Bd. 2. Boa–Den. Berlin, New York 2008, S. 333–335.

sche Adaption französischer Sitten, das Alamode-Wesen, die Sprachverderberei, Heucheleien aller Art und den Kaffee- und Tabakgenuß.

Mit der Thematisierung aktueller politischer und sozialer Fragen und dem brisanten gesellschaftskritischen Potential hob sich Callenbach von den im Jesuitendrama üblichen Bearbeitungen von Stoffen aus Bibel, Kirchengeschichte und Mythologie, von Heiligen- und Märtyrerlegenden sowie der oft penetranten Glaubenspropaganda ab. Damit setzte er sich souverän über die limitierten Gattungskonventionen der traditionellen Jesuitenkomödie hinweg.

Roths Reprint und die hoffentlich erfolgende intensive literaturwissenschaftliche Rezeption der darin veröffentlichten Texte könnten Anlaß für eine längst überfällige kommentierte Ausgabe der Schulkomödien Callenbachs bilden. In der Erforschung der frühneuzeitlichen Dramen- und Theaterkultur wurden sie bisher viel zu wenig beachtet.[3] Einer ausführlicheren Analyse und Würdigung bedürfen beispielsweise die – im Vergleich zur konventionellen Jesuitendramatik – inhaltlichen und dramaturgischen Innovationen des weitgehend vergessenen Autors. Insbesondere die Sozialkritik, die Ironie und der Witz einer zuweilen burlesken Sprachkomik lassen die Komödien Callenbachs noch heute zu einer durchaus vergnüglichen Lektüre werden.

Peter Heßelmann (Münster)

---

3 Es liegen bisher nur zwei größere Auseinandersetzungen mit dem Werk Callenbachs vor. Vgl. Rudolf Dammert: *Franz Callenbach und seine satirischen Komödien*. Diss. Freiburg i. Br. 1903; Doris Behrens: *Franz Callenbachs Dramen. Satirische Absolutismuskritik zu Beginn des 18. Jahrhunderts im Kontext des Jesuitentheaters*. Rheinfelden 1981 (Deutsche und vergleichende Literaturwissenschaft 4). Richard Brinkmann widmete sich Callenbachs *Die quasificirte Welt*. – Richard Brinkmann: ‚Quasificirte Welt' oder resigniertes Theatrum Mundi. Im Dickicht politischer Klugheit zur Zeit der deutschen Frühaufklärung. In: *Theatrum Europaeum. Festschrift für Elida Maria Szarota*. Hrsg. von Richard Brinkmann, Karl-Heinz Habersetzer, Paul Raabe, Karl-Ludwig Selig und Blake Lee Spahr. München 1982, S. 409–427, hier S. 416–426.

***Literatur des 17. Jahrhunderts. Barock. Das modulare Medienkonzept für den Unterricht. Deutsch interaktiv 7.* 2 DVDs. Mit didaktischem Begleitmaterial (CD-ROM). Münster: Anne Roerkohl dokumentARfilm 2012.**

Die von der Anne Roerkohl dokumentARfilm GmbH (Münster) herausgegebene DVD-Unterrichtsreihe setzt im Fach Deutsch auf ein modulares (Film-)Medienkonzept für den Unterricht der Sekundarstufen I und II. In *Deutsch interaktiv 7: Literatur des 17. Jahrhunderts - Barock* DVD wird das 17. Jahrhundert über das Unterrichtsmedium Dokumentarfilm (und mit entsprechenden weiteren Arbeitsmaterialien) als ein Jahrhundert der Gegensätze präsentiert, wobei die Auseinandersetzungen des Dreißigjährigen Krieges mit seinen verheerenden Folgen für Deutschland eindeutig im Zentrum der fachlichen Auseinandersetzung stehen.

Über den Hauptfilm „Leben im Barock“ wird ein Überblick über Politik, Gesellschaft, Kunst und Kultur des Barock geliefert, um so im Anschluss die fiktionalen Texte besser verstehen und einordnen zu können. Dabei wird besonders auf die prunkvollen Feste und die verschwenderische Üppigkeit des Zeitalters („Höfische Feste, Mode und Kommunikation“) und auf die grandiose Architektur des Barock („Rom und Versailles: Inszenierung zwischen Prunk und Macht“) fokussiert. Der Dokumentarfilm erläutert ferner die politisch-gesellschaftlichen und historisch-kulturellen Verhältnisse der Barockzeit. In den fünf weiteren Filmmodulen, die auch einzeln im Fachunterricht einzusetzen sind, werden zeitgenössische Autoren und deren Hauptwerke vorgestellt und die Mentalitäten des Zeitalters vertieft.

Mit den Überblicksfilmen der DVD 1 korrespondiert die Materialsammlung der DVD 2, die inszenierte Lesungen, fachwissenschaftliche Interviews und Gedichtrezitationen für den Unterrichtseinsatz im Fach Deutsch anbietet, die den Schülerinnen und Schülern z. B. die Möglichkeit an die Hand geben, eigene Sprechfassungen zu erproben und zu vergleichen. Die Impulse der DVD 2 bieten also Schlüsselszenen für die Aufbereitung bzw. Vertiefung unterrichtsrelevanter Texte, in einem thematischen Längsschnitt sind darüber hinaus epochenübergreifend ausgewählte Texte zum literarischen Motiv „Krieg“ zusammengestellt, die vom Dreißigjährigen Krieg einen Bogen bis in die Gegenwart (Afghanistankrieg) schlagen.

Für den Einsatz im Unterricht können von den Lehrkräften auch einzelne Filmmodule ausgewählt und so gezielt sinnvolle Unterrichts-

schwerpunkte gesetzt werden. Die einzelnen Filmmodule sind dabei mehr als reine Illustrationen: Die Dokumentationen machen den Schülerinnen und Schülern das Unbekannte und Undurchschaubare des Barockzeitalters zugänglich und können somit bislang Verschlossenes öffnen. Die Filmsequenzen verbinden sich biographisch und eröffnen den Schülerinnen und Schülern durch die Ausgestaltung von Lebensmustern und -entwürfen die Wirklichkeit des 17. Jahrhunderts. Das Zeitalter des Barock stellt für die Schülerinnen und Schüler ein fernes, exotisches Zeitalter dar, aber durch die Filme sind die jungen Rezipientinnen und Rezipienten gezwungen, die Bilder mit ihrer Gegenwart abzugleichen und somit zu interpretieren.

Mit den beigefügten Textdokumenten, den Methodenkarten, Biografien, Zeitleisten und Literaturlisten lassen sich unkompliziert und fachwissenschaftlich fundiert Unterrichtssequenzen entwerfen. Das beiliegende Material eröffnet verschiedene Zugänge zur literarischen Welt und liefert abwechslungsreiche Ideen für den Umgang mit den Personen und Werken aus der Zeit des Barock. Den Schülerinnen und Schülern werden anhand der verschiedenen Materialien diverse Hintergrundinformationen zu einzelnen Werken, Autoren sowie zum Zeitgeist der Epoche vermittelt, wodurch ein tieferes Verständnis für die Literatur des Barock entwickelt werden kann.

Die Arbeitsaufträge, die wahlweise als Einzel-, Partner- oder Gruppenarbeit durchgeführt werden können, dienen sowohl dem Verständnis der präsentierten Module als auch einer differenzierten Textanalyse (Reproduktion/Reorganisation) und Reflexion. Sie unterstützen die Ausbildung der Medienkompetenz der Schülerinnen und Schüler, indem spezifische Darstellungstechniken des Mediums Film und die jeweilige Wirkungsabsicht hinterfragt werden.

Ein Film entsteht bekanntlich „im Kopf“ – jede und jeder sieht ihren bzw. seinen Film; somit verlangen die filmischen Interpretationsangebote nach Anschlusskommunikation im Klassen- und Kursverband und initiieren Kommunikations- und Lernprozesse im Deutschunterricht, der auf Nachvollzug und Verständigung hin angelegt ist. In einer offenen Unterrichtskommunikation kann das Thema Barock entdeckt und vertieft werden. Die verschiedenen Originalaufnahmen, Rezitationen und Bilder von Lebensorten der Autoren liefern Anregungen für die weiterführende Arbeit an den ausgewählten Werken und Themen. Darüber hinaus ordnen die Schülerinnen und Schüler in intertextuelle Bezüge ein und vergleichen in der Materialsammlung „Längsschnitt“ themenverwandte oder motivgleiche Werke aus verschiedenen Epochen

bis hin zur Gegenwart. Die dabei gestellten Aufgaben ermöglichen ein Fächer verbindendes Arbeiten, z. B. in Zusammenarbeit mit den Fächern Kunst, Sozial- und Politikwissenschaften und Geschichte.

Die Doppel-DVD führt thematisch in die Lyrik von Christian Hoffmann von Hoffmannswaldau, Paul Fleming, Martin Opitz, Andreas Gryphius, Simon Dach und Friedrich von Logau ein. Grimmelshausens *Simplicissimus* wird in Auszügen („Plünderung des elterlichen Hofes", 1. Buch, 4. Kapitel, „Zusammentreffen mit dem Einsiedler", 1. Buch, 8. Kapitel, „Ständebaum", 1. Buch, 15. Kapitel, „Völlerei am Hanauer Hof", 1. Buch, 30. Kapitel, „Simplicissimus als Narr", 2. Buch, 11. Kapitel, „Schlacht bei Wittstock", 2. Buch, 27. Kapitel) präsentiert. In dem oben erwähnten Längsschnitt „Krieg" geraten weitere Ausschnitte des *Simplicissimus* zur Entfaltung; Grimmelshausens Courasche korrespondiert mit Ausschnitten aus dem Theater-Solo „Die Courasche". Ein längeres Experteninterview mit Peter Heßelmann befasst sich aus fachwissenschaftlicher und fachdidaktischer Sicht mit der Übertragung des *Simplicissimus* in das „Gegenwartsdeutsch" durch Reinhard Kaiser.

Die einzelnen Filmmodule befassen sich mit Martin Luthers Bibelübersetzung, der Funktion der barocken Sprachgesellschaften, der Vielfalt der Barocklyrik, dem Versmaß und der Gedichtform barocker Lyrik, Hans Jacob Christoph von Grimmelshausens *Simplicissimus* (Biografie, Erläuterung des Titelkupfers, dem *Simplicissimus* als Antikriegsroman bzw. als satirischem Roman) und der *Courasche* (Inhalt des Romans im Vergleich mit Bertolt Brechts *Courage*).

Als Fazit lässt sich festhalten: Die Doppel-DVD ist fachdidaktisch fundiert und für die Zielgruppe verständlich aufbereitet, somit bietet sie eine interessante und lehrreiche Sicht auf das Barockzeitalter und stellt eine sehr nützliche Bereicherung für den Deutschunterricht der Sekundarstufen I und II dar.

Torsten Menkhaus (Hamm)

Nachricht von dem Geschlecht und der Herkunft der Cunoen (1672–1957). Ergänzt und hrsg. von Reiner Stephany. Münster: MV-Verlag 2012. 374 S.

Obgleich die Familienforschung seit langer Zeit als eine anerkannte (historische) Hilfswissenschaft gilt, wird sie bislang in der literaturwissenschaftlichen Forschung leider nur sehr spärlich zur Kenntnis genommen. Dies könnte sich nun mit der von Reiner Stephany herausgegebenen *Nachricht von dem Geschlecht und der Herkunft der Cunoen (1672–1957)* ändern: Stephany interpretiert Familiengeschichte als Methode zur Konstruktion von Zeiträumen und sein Vorwort bzw. seine Einleitung stellen hierzu die (fachmethodischen) Grundlagen vor, die auch für Literaturwissenschaftler von Bedeutung sein könnten, denn das Werk gibt „Einblick in das Wohl und Wehe einer Sippe im Laufe der Geschichte" (S. 1). Die „Nachricht von dem Geschlecht und der Herkunft der Cunoen" repräsentiert die Familienforschung als anschauliche Wissenschaft von den Vorfahren; die Sippe wird durch die Jahrhunderte als bürgerlicher Verband rekonstruiert, wobei der interessierte Leser durch den Ereignisverlauf der Jahrhunderte „die Geschichte von der Familie als Keimzelle des Staates" (ebd.) erfährt, insofern Schauplätze und wichtige Ereignisse des Familiengeschehens vorgestellt werden.

Auf die Entwicklung und Bedeutung der Genealogie wird von Reiner Stephany ebenso hingewiesen wie auf die Erforschung der Grundlagen sozialer Hierarchien in der ständischen Gesellschaft durch die Nutzanwendung von Familienchroniken und Niederschriften der Familiengeschichte. Die Einleitung behandelt die Niederschrift(en) und berichtet – im Stil von Kurzbiogrammen mit konkreten Bezügen auf die Texte – von den dazugehörigen einzelnen Nachrichtenschreibern (Johannes Cuno [bereits abgehandelt],[1] I. Sigismund Andreas Cuno, II. Johann Heinrich Theodor Cuno, III. Eduard August Cuno, IV. Carl Albert Sigismund Cuno und V. Friedrich Gustav Carl Cuno). Ferner umfasst die Einleitung die Ergänzungen von Reiner Stephany und Ausführungen zu den Stammbäumen, Bemerkungen zur Textausgabe und einen Ausblick. Anschließend wird unter A. die Schrift in der Chronologie der jeweiligen Nachrichtenschreiber (I.–V.) abgedruckt. Dieser Text

1 Vgl. hierzu die Rezension von Torsten Menkhaus: Johannes Cuno. Nachricht von dem Geschlecht und Herkommen der Cunoen (1505–1684). Hrsg. von Reiner Stephany. In: *Simpliciana* XXXI (2009), S. 616–617.

umfasst im Buch 229 Druckseiten und stellt einen reichlichen Fundus familiengeschichtlicher Begebenheiten und Abenteuer dar. Unter B. schließt sich ein ausführlicher Teil „Anmerkungen“ an, der Personen und einzelne Ereignisse näher erläutert. Der Teil C. enthält eine vom Herausgeber verfasste „Ergänzung“ zu Johann Georg Cuno und seinen Nachkommen. Der Anhang D. liefert die Stammbäume und ein umfangreiches Verzeichnis der Abkürzungen, Abbildungen, verwendeten Literatur, Namen und Orte; hier wird die grafische Umsetzung von Stammtafeln bzw. Ahnenreihen vorgeführt.

Dem Autor ist es gelungen, mit der Geschichte der Cunoen ein für die Sozialgeschichte der Frühen Neuzeit wichtiges Thema zu präsentieren: Die Schilderung des bürgerlichen Alltags als Familienchronik aus der jeweiligen zeitgenössischen Sicht. Die Literaturwissenschaft kann somit durchaus von den Forschungen zum Familienverband der Cunoen profitieren. Im Sinne einer kommentierten und erläuternden Wiedergabe einer Familienniederschrift bildet die *Nachricht von dem Geschlecht und der Herkunft der Cunoen* fächerübergreifend einen wichtigen empirischen Zugang zur Erforschung von Ordnungs- und Strukturierungsprinzipien von Individuum und Gesellschaft des 17. bis 20. Jahrhunderts. Sonderlich die für das 17. Jahrhundert protokollierten Ereignisse, die im Familienleben und Alltag der Cunoen eine wichtige Rolle gespielt haben, sind in der Niederschrift festgehalten, so dass der frühneuzeitlich interessierte Leser Vielfältiges und Aufschlussreiches zu einzelnen Stationen des menschlichen Lebens von der Geburt bis zum Tode erfährt.

Reiner Stephany führt den Leser in einer klaren, theoretisch und empirisch fundierten Weise an die konkrete Familienforschung heran, denn der Aufbau der *Nachricht von dem Geschlecht und der Herkunft der Cunoen* ist sehr gelungen. Dieser Aufbau verdeutlicht im Nachvollzug der Arbeitsschritte, wie ein Familienforscher im Aneignungsprozess den Stoff bewältigen kann. Es ist also nicht nur vom genealogischen Inhalt, der die Vielfalt familiären Lebens ablichtet, sondern auch von der in Anwendung gebrachten theoretischen Grundlegung ein sehr wertvolles und nützliches Buch. Der Herausgeber stellt mit seinem Buch in einer anschaulichen und umfänglichen Form seine Forschung dar; Literatur- und Sozialwissenschaftler erhalten eine wertvolle Lektüre, die ihre eigene konkrete Forschungspraxis sinnvoll begleiten und wichtige Anregungen liefern kann.

Torsten Menkhaus (Hamm)

Michael Köhlmeier: *Die Abenteuer des Joel Spazierer*. Roman. München: Carl Hanser Verlag 2013. 656 S.

„Meine Geschichte beginnt in einer Zeit, von der viele glaubten, sie sei die letzte.“ (S. 7) Michael Köhlmeiers Erzählerfigur Joel Spazierer, die Grimmelshausens berühmten Initial-Satz (fast) an den Anfang ihrer Lebensgeschichte stellt, ist, bevor sie eigentlich zur Figur wird, literarische Referenz. Aber was heißt das schon? Spazierer betont ausdrücklich, dass er mit seiner „literarischen Anspielung“ (S. 7) bloß einem Rat seines Schriftsteller-Freundes Sebastian Lukasser folge, der ihm empfohlen habe, sich auf diese Weise „das Debüt bei den Kritikern“ (S. 7) zu erleichtern. Und um die totale Austauschbarkeit seines Romanbeginns gleich noch zu demonstrieren, montiert Spazierer neben das Grimmelshausen-Zitat einen alternativen Einstieg, den er seinen Kneipenfreunden widmet: „Ein Mann kommt in eine Bank, hält der Frau am Schalter die Pistole an die Stirn und sagt: Keine Angst, das ist kein Überfall, das ist nur ein Amoklauf.“ (S. 7)

Dass in Spazierers intertextuellem Spiel gattungstheoretische Ironie steckt, ist kaum zu übersehen: Je lauter Köhlmeiers Roman die Referenz auf die pikarische Erzähltradition platzen lässt, desto mehr wird er dem Subversivitätsanspruch gerecht, den das Genre nicht erst seit Grimmelshausen erhebt. Dabei lässt schon die metapoetische Scharfsinnigkeit der Exposition erahnen, dass dem Leser mit den *Abenteuern des Joel Spazierer* eines der gelungensten pikarischen Erzählexperimente der letzten Jahre in die Hände gelegt ist. Mit einem ungeheuren Aufwand an Identitätsmasken, Personal, Schauplätzen, Geschehnissen und Diskursen entfaltet der Roman vor dem Leser eine Welt, die, durch die Augen des Joel Spazierer gesehen, vertraut und verzerrt zugleich wirkt. Dies hat seinen Grund in den tiefen Rissen, die Geschichte und Erzählung des Protagonisten durchziehen: So heißt dieser ursprünglich natürlich nicht Spazierer, sondern András Fülöp und wächst als Kind einer bildungsbürgerlichen Familie im stalinistischen Ungarn der 1950er Jahre auf. Dort widerfährt ihm, mit gerade vier Jahren, ein existenzielles (traumatisches?) Erlebnis, das sich in seine Biographie als psychogene *black box* einsenkt. Souverän spielt Köhlmeier an diesem Knotenpunkt des Romans mit dem Leser. So wird zwar wahrscheinlich, dass der kleine András, für fünf Tage allein in der Wohnung seiner Eltern, von Schergen des Stalin-Systems missbraucht worden ist. Durch die konsequent eingehaltene Ich-Perspektive bleibt der Leser jedoch gefangen in Spazierers selektiver Erinnerung, aus der heraus sein Leben

ebenso gut als psychologische Fallgeschichte wie als entpsychologisierter pikarischer Parcours gelesen werden kann. Die Fremdheit der Figur, die kein identifikatorischer Lese-Impuls zu überwinden vermag, resultiert genau aus diesem Sowohl-als-auch: Spazierer ist Mensch und Un-Mensch zugleich, der Andere, in dem sich das Eigene spiegelt: „Das Menschsein als solches war mir fremd geworden, weil ich mich nicht mehr als Mensch begriff.“ (S. 16)

Auf die Budapester Zeit folgt eine Jugend in Wien, in der Spazierer (unter dem Namen Andres Philip) unter anderem als Stricher und Erpresser ehemaliger Freier viel Geld verdient. Mit siebzehn begeht er den ersten Mord, kommt in ein Schweizer Gefängnis, lebt wieder in Wien, taucht in Luxemburg, Kuba, Mexiko auf und übersiedelt schließlich in die DDR, wo er unter dem bizarren Namen Ernst-Thälmann Koch als Professor für wissenschaftlichen Atheismus Karriere macht. An sämtlichen dieser Stationen spiegelt sich Zeitgeschichte, erlebt die Figur bunte Abenteuer und entlarvt dabei *en passant* die Ideologien des 20. Jahrhunderts (Stalinismus, Wirtschaftswunder-Kapitalismus, DDR-Sozialismus, Laissez-faire-Liberalismus) als phantasmatische, im Kern lügengestützte Ordnungen. Die zwar erwartbare, aber doch erhellend-ergötzliche Lehre ist: Es lügt sich im akademischen Betrieb der DDR genauso gut wie im theologischen Studentenheim in Wien, allein müssen die Aussagen den innersystemischen und zwischenmenschlichen Erwartungen angepasst werden: „Ich durchschaue die Wünsche der Menschen, vor allem jene, die sie vor sich selbst nicht zugeben“. (S. 38)

Das alles ist in seiner pikarischen Anlage keineswegs neu und in großen deutschsprachigen Schelmenromanen – man denke an Grass’ *Blechtrommel* (1959) oder Brussigs *Helden wie wir* (1995) – bereits erprobt und variantenreich durchgeführt worden. Köhlmeier weiß das natürlich. Und vielleicht liegt darin der Grund, dass er seine Figur jenseits der Zirkel postmoderner Ironie geradezu verzweifelt nach einem archimedischen Punkt suchen lässt, von dem aus die längst verlorenen Elementar-Unterscheidungen von Gut und Böse, Wahrheit und Lüge, Sinn und Nicht-Sinn doch noch in den Blick kommen könnten. „Was heißt: Etwas hat einen Sinn?“ (S. 422), fragt Spazierer. Und entscheidet sich dafür, dass das menschliche Leben einen Sinn haben *muss*: „Da musste ich für mich denken: Also hat das Leben eines Menschen in jedem Fall einen Sinn. Und musste weiter denken: Also kommt niemand darum herum, in seinem Leben nach Gut und Böse zu suchen. Und ich suchte.“ (S. 422) Es kann wohl gesagt werden, dass in diesem

Ethos der Suche – und zwar einer Suche, die um ihre eigene Vergeblichkeit weiß – der Schlüssel zur verlorenen Menschlichkeit Spazierers liegt. Und gerade das verändert den Blick auf die Figur und Köhlmeiers pikarisches Projekt in letzter Instanz. Denn auch wenn der Leser mit Spazierer niemals an den Punkt gelangen kann, an dem das Rätsel menschlichen Daseins gelöst wird, macht er sich mit ihm bestenfalls doch auf die Suche und erfüllt damit das ethisch-poetische Programm, das Köhlmeier seinem Roman eingeschrieben hat. Es ist ein Programm, das gerade Grimmelshausen-Lesern nicht unbekannt sein dürfte, aber unter den Bedingungen des 21. Jahrhunderts neue und unerwartete Potenziale entfaltet.

Simon Zeisberg (Berlin)

Mitteilungen

Walter Ernst Schäfer verstorben – Ein Nachruf

Am 1. Januar 2014 verstarb nach einer schweren Herzoperation im Alter von 85 Jahren Prof. Dr. Walter Ernst Schäfer, der Nestor der Oberrheinforschung und mehrere Jahre Vorstandsmitglied der Grimmelshausen-Gesellschaft. Seit geraumer Zeit hatte er mit Krankheiten zu kämpfen, doch bis zum Schluß setzte er die Reihe seiner Beiträge fort, mit denen er so dicht, so sachkundig und so kontinuierlich wie kaum ein Zweiter die Literaturgeschichte des deutschen Südwestens unter Einschluß des alten Elsaß erforschte. Er wurde geboren und starb in Karlsruhe, doch sein Herz hing an der Landschaft der Ortenau, zumal an dem Örtchen Nonnenweiher, wo seine Familie einst Fischereirechte und Ländereien jenseits des Rheins besaß.

Das Schicksal meinte es zunächst nicht gut mit ihm. Noch von der Schulbank aus wurde er an die Ostfront geschickt und im April 1945 bei den Kämpfen vor Berlin schwer verwundet. Dabei verlor er einen Arm. Seine scharf geschnittene politische Haltung als Pazifist und Rüstungsgegner hatte mit diesen Erfahrungen zu tun, wohl auch seine Hinwendung zur Satire als Genre der sozialen Kritik. Nach dem Abitur studierte er in Bonn Germanistik, Romanistik und Geschichte, unterbrochen durch ein unvergeßliches Stipendium in Aix-en-Provence, in einer Landschaft, in die er später noch einmal als stellvertretender Leiter des Goethe-Instituts von Marseille (1962–1964) zurückkehrte. Frankophil blieb er sein Leben lang. Bei Günther Weydt promovierte er sich 1957 mit einer Dissertation über Grimmelshausens heroisch-galante Romane. Bis 1966 wirkte er als Gymnasiallehrer, dann an der Universität Freiburg i. Br. 1973 nahm er einen Ruf auf eine Professur an der Pädagogischen Hochschule Schwäbisch Gmünd an.

Nach der Pensionierung zog es ihn, den ‚Alt Badener' wieder nach Westen, nach Baden. Auch nach der Dissertation blieben Grimmelshausen, Moscherosch, die Straßburger Tannengesellschaft, insgesamt die Sozial- und Kulturgeschichte des Oberrheins Domänen seiner Forschung, dies mitunter auch im Ausgriff auf die Literatur des 18. und frühen 19. Jahrhunderts (Pfeffel und Hebel z. B.). Jeder Grimmelshausenforscher benutzt mit Gewinn weiterhin seine große Abhandlung über die satirischen Titelkupfer (1972) und seine Beiträge in den *Simpliciana*, darunter den Sammelband über Grimmelshausen in seiner regionalen Umwelt (2003). Moscherosch widmete er eine meisterhafte Biographie (1982), später auch dessen Bruder Quirin Moscherosch

(2005). Er verfaßte ferner Studien, die zum Teil in dem Sammelband *Literatur im Elsaß von Fischart bis Moscherosch* (zusammen mit W. Kühlmann 2001) erschienen sind und seine Bücher über Moral und Satire am Oberrhein (1992) oder über die satirischen Schriften Wolfhart Spangenbergs (1998) ergänzen. Mit Kühlmann gab er die große Rompler-Ausgabe (1988) heraus, hatte mit ihm vorher schon ein Buch über die frühbarocke Straßburger Stadtkultur (1983) publiziert. Immer wieder gelang es ihm, auch das breite, zumal das regionale Publikum für seine Themen und Erkenntnisse zu gewinnen. Dem diente zum Beispiel auch die sprachlich modernisierte Ausgabe von Moscheroschs Gesicht *Soldatenleben* mit dem Titel *Unter Räubern* (1996). Zum 65. Geburtstag erschien eine Festschrift, die seine bis dato gedruckten Arbeiten verzeichnet. Die danach publizierten kleinen Schriften wollte ich in diesem Jahr herausgeben. Das geht nun ohne ihn nicht mehr. Seitdem Walter Schäfer um 1974 in Freiburg auf einen frischgebackenen Assistenten aufmerksam wurde, der es wagte, ein Seminar über „Satire am Oberrhein" anzukündigen, wurde er mir zum Weggefährten, Freund und Partner bis zuletzt. Die Wissenschaft verliert in ihm einen großen, doch bescheiden-skeptischen Gelehrten, dem aller mittlerweile gängige akademische Rummel zutiefst zuwider war.

Wilhelm Kühlmann (Heidelberg)

In memoriam Erich Graf (1923–2013)

Die Grimmelshausen-Gesellschaft trauert um ihr Ehrenmitglied Erich Graf, der am 10.07.2013 im Alter von 90 Jahren verstorben ist. Er hat sich in den vergangenen vier Jahrzehnten in vielfältiger Weise und mit großem Engagement um Grimmelshausen und die Grimmelshausen-Gesellschaft verdient gemacht. Als Grimmelshausen-Experte und als Förderer des Heimat- und Grimmelshausenmuseums Oberkirch erkannte er als einer von wenigen bereits früh, welche Bedeutung der Barockdichter für Oberkirch, Renchen und die Ortenau hat. Zahlreiche kostbare Leihgaben, darunter seltene Erstausgaben von Texten des simplicianischen Erzählers, hat er dem Heimat- und Grimmelshausenmuseums Oberkirch zur Verfügung gestellt. Er gehörte 1977 zu den Gründungsvätern der Grimmelshausen-Gesellschaft. Die Forschungen

zum Leben und Werk Grimmelshausens hat er stets mit leidenschaftlichem Interesse begleitet. Auf zahlreichen Tagungen der Grimmelshausen-Gesellschaft in Oberkirch und Renchen war er immer präsent. Er war Mitbegründer und jahrzehntelang unermüdlicher Organisator der 1985 ins Leben gerufenen Grimmelshausen-Gesprächsrunde, die seither nahezu monatlich im Gasthof „Silberner Stern“ zu Oberkirch-Gaisbach zusammenkommt. Die Gesprächsrunde traf sich im Juni 2013 zum 275. Mal. Als Mitglied des Kulturausschusses der Stadt Oberkirch war Erich Graf bis zuletzt aktiv im Kulturbeirat tätig.

Für seine Verdienste wurde Erich Graf 1990 mit der Ehrennadel des Landes Baden-Württemberg ausgezeichnet. 2001 erhielt er als erster Oberkircher Bürger den Grimmelshausen-Kulturpreis der Stadt Oberkirch. Seine Leidenschaft gehörte der Kunst und Kultur der Ortenau und in besonderem Maße der Erforschung des Lebens und der Werke von Grimmelshausen. Im Juli 2010 wurde Erich Graf wegen seiner immensen Verdienste zum Ehrenmitglied der Grimmelshausen-Gesellschaft ernannt.

Die Grimmelshausen-Gesellschaft nimmt in großer Dankbarkeit Abschied von ihrem Ehrenmitglied. Wir werden Erich Graf immer ein würdiges Andenken bewahren.

Peter Heßelmann (Münster)

Bericht über die Tagung „Der Teutsche Michel. Kulturpatriotismus und Sprachverhalten im Werk Grimmelshausens und in der oberrheinischen Literatur der Frühen Neuzeit“, 20.–22. Juni 2013 in Oberkirch und Renchen

Die Grimmelshausen-Gesellschaft veranstaltete vom 20. bis zum 22. Juni 2013 in Oberkirch und Renchen eine Tagung zum Thema „Der Teutsche Michel. Kulturpatriotismus und Sprachverhalten im Werk Grimmelshausens und in der oberrheinischen Literatur der Frühen Neuzeit“. Nach einem Grußwort von Hermann Brüstle, Leiter des Haupt- und Kulturamtes der Stadt Oberkirch, wurde die Tagung vom Präsidenten der Grimmelshausen-Gesellschaft eröffnet.

Das reichhaltige Vortragsprogramm begann mit einem Referat von Jürgen Macha (Münster), der sich sprachlichen Konfessionalismen in der Frühen Neuzeit zuwandte und interessante Zusammenhänge von Konfession und Sprache darstellte. Dieter Breuer (Aachen) ging Grimmelshausens Ansichten vom „allergottsbesten Teutsch" (*Teutscher Michel*, Cap. XI) nach und brachte den „simplicianischen" Sprachstil in Verbindung mit der „Teutschen Bewegung". Dabei wurde Grimmelshausens Position in der zeitgenössischen kultur- und sprachkritischen Debatte verdeutlicht. Sebastian Rosenberger (Heidelberg) untersuchte Grimmelshausens Werk und seine Vernetzungen – vorgestellt als „Autordiskurs" – vor dem Hintergrund des sprachpatriotischen Diskurses der Epoche. Im Mittelpunkt stand als Beispiel der Topos vom „Turmbau zu Babel" und seine Bedeutung und Funktion in der sprachpolitischen Auseinandersetzung. Der Frage „Wie ‚teutsch' ist der *Teutsche Michel*?" ging Timothy Sodmann (Südlohn) nach. Ins Zentrum seiner sprachhistorischen Überlegungen rückte der Wortschatz des Traktats, der in den posthumen Werkausgaben Grimmelshausens in sprachlich und inhaltlich mehrfach bearbeiteter Form Aufnahme fand. Peter Hess (Austin) beleuchtete den *Teutschen Michel* als Leseanleitung für den *Simplicissimus*-Roman. Leitende Fragestellungen waren darüber hinaus Sprachbewußtsein, Spracherwerb und Sprachfähigkeit, Mehrsprachigkeit und ethisches Sprechen, sprachliche Fehlleistungen und Zusammenhänge von Sprache mit Phänomenen wie Selbsterkenntnis und Identität. Zur Diskussion gestellt wurde die Hypothese, daß das im *Teutschen Michel* beschriebene sprachliche Fehlverhalten dem transgressiven Sprechen und Verhalten des Hauptprotagonisten um *Simplicissimus* entspreche. Gezeigt wurde auch die wichtige Rolle, die transgressive Kleidung im Traktat und im Roman haben. Simon Zeisberg (Berlin) widmete sich dem Thema Pluralität und Ordnung im *Teutschen Michel*. Dabei konnten durch das Ordnungsmodell des Gartens und die Gartengespräche des Simplicissimus anregende Perspektiven auf das Werk gewonnen werden. Diskutiert wurde, ob der Sprachtraktat bei der satirischen Beobachtung fremder Wissensansprüche stehen bleibt oder ein implizites, simplicianisches Sprachwissen formiert.

Für den fulminanten Abschluß des ersten Konferenztages sorgte eine Projektgruppe unter Leitung von Ekkehard Wallat mit einer Theateraufführung im „s'Freche hus" zu Oberkirch. Man präsentierte: „‚Wo der Bärenhäuter seine Haut gelassen'. *Der erste Beernhäuter* von Hans Jacob Christoffel von Grimmelshausen in einer szenischen Bearbeitung". Das Stück wurde von Ekkehard Wallat eigens für die Grimmels-

hausen-Tagung 2013 geschrieben und inszeniert. Das Publikum dankte ihm und seinem Ensemble – Karl Schnurr, Andreas Blassmann, Bernd Hechler, Marina Haupt, Marina Gonzalez, Nadine Schmidt und Dennis Sommerau – für die vergnügliche Unterhaltung durch eine furiose Aufführung mit lang anhaltendem Applaus.

Am zweiten Konferenztag waren die Tagungsteilnehmer im Simplicissimus-Haus in Renchen zu Gast, wo sie Bernd Siefermann, Bürgermeister der Stadt Renchen, begrüßte. Zunächst referierte Dirk Niefanger (Erlangen-Nürnberg) über Johann Rists *Rettung der Edlen Teutschen Haupt-Sprache in unterschiedenen Briefen* (Hamburg 1642) und seine Spuren im *Teutschen Michel*. Gemeinsamkeiten und Differenzen im sprachpatriotischen Diskurs zwischen Rist und Grimmelshausen wurden herausgearbeitet. Thomas Althaus (Bremen) stellte Aspekte der „Umdeutungskunst" des Aegidius Albertinus in der Perspektive auf den simplicianischen Erzähler dar, wobei er sich insbesondere mit einigen Emblemen aus dem *Hirnschleiffer* und ihren Implikationen befasste. In den Blick geriet auch das für Grimmelshausens Werk relevante Konzept der Selbsterkenntnis. Die Aktualität des *Teutschen Michel* in der Zeit zwischen 1810 und 1864 untersuchte Jakob Koeman (Maartensdijk). Die Rezeptionsstudie konzentrierte sich auf in der Grimmelshausenforschung teilweise nicht beachtete Texte von Joseph von Eichendorff, Theodor Echtermeyer, Wilhelm Arthur Passow, Karl Rosenkranz und Heinrich Kurz. Nicolas Detering (Freiburg i. Br.) stellte Ergebnisse einer Untersuchung über die Europa-Semantik im *Simplicissimus Teutsch* vor und hinterfragte Europabewußtsein, Europaabsage, Nationalpatriotismus und kontinentale Identität nach den Erfahrungen des Dreißigjährigen Krieges.

Am Nachmittag führte die Grimmelshausen-Gesellschaft eine Busexkursion in die elsässische Kleinstadt Molsheim durch, die ca. 30 Kilometer westlich von Straßburg liegt. Es ist erst seit wenigen Jahren bekannt, daß der Ort mit Grimmelshausen in Verbindung zu bringen ist. Klaus-Dieter Herbst (Jena) machte 2008 erstmals auf den von ihm entdeckten dritten Jahrgang 1675 eines bis dahin unbekannten simplicianischen Kalenders, verlegt und gedruckt von Johann Heinrich Straubhaar in Molsheim, aufmerksam. Mit Straubhaar tauchte in der Grimmelshausenphilologie unversehens ein vorher nie genannter Verleger und Drucker auf. In Molsheim standen eine Stadt- und Museumsführung auf dem Programm. Louis Schlaefli führte durch das Stadtmuseum in der ehemaligen Kartause, zeigte die alte Jesuitenkirche (St. Georg- und Dreifaltigkeitskirche), das ehemalige Stadtschloß und die Altstadt. Der Dank der

Exkursionsteilnehmer galt ihm für seine kenntnisreichen und sachkundigen Erläuterungen, die keine Frage offen ließen.

Den dritten Konferenztag eröffnete Sylvia Brockstieger (Freiburg i. Br.), die über Facetten des Sprach- und Kulturpatriotismus im Straßburger Kreis um Johann Fischart sprach. Ein Schwerpunkt lag auf Mathias Holtzwart, Johann Fischart und Bernhard Jobin und der Profilierung der Emblematik aus dem Geist des Kulturpatriotismus. Klaus Haberkamm (Münster) würdigte Georg Rodolf Weckherlin als Anwalt von „reichtumb vnd schönheit" der deutschen Sprache und überraschte, indem er die bisher übersehenen ironischen Bezüge in manchen Sonetten herausstellte und damit neues Licht auf die Opitz-Rezeption des Autors warf, der sich zunehmend von seinem einstigen „Lehrmeister" distanzierte. Rosmarie Zeller (Basel) machte die Sprachtheorien Harsdörffers, Schottels und Zesens und den Vorrang der deutschen Sprache in der Sprachdiskussion des 17. Jahrhunderts zum Gegenstand ihres Vortrags. Sie skizzierte in diesem Kontext auch die Besonderheit der Position Grimmelshausens im Sprachdiskurs. Johann Heinrich Schills *Der Teutschen Sprache Ehren-Krantz* (1644) galt das Interesse von Dieter Martin (Freiburg i. Br.), der den Text als Quelle für Grimmelshausen analysierte und in seinem Beitrag sprachtheoretische Auffassungen von Mitgliedern der Straßburger Tannengesellschaft berücksichtigte. Wilhelm Kühlmann (Heidelberg) gab einen Überblick über Positionen und Formen des affektiven Patriotismus bei Zincgref, Rompler und Grimmelshausen. Dabei gerieten neben Rompler mit seinem Gedicht „Das Rásend Teütschland" (1634) auch weitere Mitglieder der Straßburger Tannengesellschaft und ihr reichsstädtischer Sympathisantenkreis in den Fokus. Michael Hanstein (Heidelberg) befasste sich mit dem Germanenmythos im frühneuzeitlichen Straßburg und untersuchte Funktionen des ästhetischen Atavismus bei Caspar Brülow und Johann Michael Moscherosch.

Nach der Mitgliederversammlung beendete ein gemeinsamer Abschiedsschmaus im „Silbernen Stern" zu Gaisbach eine Tagung, die neue Erkenntnisse zum *Teutschen Michel* und zum kultur- und sprachpatriotischen Diskurs des 17. Jahrhunderts erbrachte.

Peter Heßelmann (Münster)

Protokoll der Mitgliederversammlung der Grimmelshausen-Gesellschaft am 22. Juni 2013 in Oberkirch

Anwesend:	22 ordentliche Mitglieder	
Sitzungsleitung:	Der Präsident	
Protokoll:	Der Geschäftsführer	
Beginn:	17.00 Uhr	Ende: 18.30 Uhr

Zu der Mitgliederversammlung wurden fristgerecht schriftlich alle Mitglieder eingeladen.

TOP 1: Feststellung der Tagesordnung
Der Präsident begrüßt die versammelten Mitglieder und eröffnet die Sitzung. Die vom Vorstand vorgeschlagene und mit der Einladung versandte Tagesordnung wird in folgender Form ohne Gegenrede angenommen:

1. Feststellung der Tagesordnung
2. Protokoll der Mitgliederversammlung vom 10. Juli 2010
3. Ehrung der verstorbenen Mitglieder
4. Tätigkeitsbericht des Präsidenten
5. Bericht des Geschäftsführers
6. Bericht des Schatzmeisters
7. Bericht der Kassenprüfer
8. Entlastung des Vorstandes
9. Wahlen
   a) Präsident
   b) Mitglieder des Vorstandes
   c) Kassenprüfer
10. Planungen für die nächsten Jahre
11. Verschiedenes

TOP 2: Protokoll der Mitgliederversammlung vom 10. Juli 2010
Das Protokoll der Mitgliederversammlung vom 10. Juli 2010, das allen Mitgliedern durch die Publikation in den *Simpliciana* XXXII (2010), S. 577–582, bekannt gemacht worden ist, wird ohne Einwände angenommen.

TOP 3: Ehrung der verstorbenen Mitglieder
Der Präsident bittet die Versammlung, sich zum Gedenken an die seit der letzten Mitgliederversammlung verstorbenen Mitglieder Dieter Kauß und Arno Kupka zu erheben.

TOP 4: Tätigkeitsbericht des Präsidenten
Der Präsident berichtet über die Aktivitäten der Gesellschaft in den zurückliegenden Jahren:
erstens über die durchgeführten Tagungen und die in diesem Zusammenhang eingeworbenen Sponsorengelder: „Die Schlacht bei Wittstock (1636) und ihre Folgen. Krieg und Frieden im Werk Grimmelshausens und in der Literatur der Frühen Neuzeit" (Wittstock, 1.–3. Juli 2011; Organisation: Peter Heßelmann; Antje Zeiger, Wittstock); „Grimmelshausen und das Wissen vom Menschen" (Basel, 21.–23. Juni 2012; Organisation: Maximilian Bergengruen; Rosmarie Zeller); „Der Teutsche Michel. Kulturpatriotismus und Sprachverhalten im Werk Grimmelshausens und in der oberrheinischen Literatur der Frühen Neuzeit" (Oberkirch, Renchen, 20.–22. Juni 2013; Organisation: Peter Heßelmann; Hermann Brüstle und Sabine Huber, Oberkirch);
zweitens über die Publikationen der Gesellschaft:

a) die Jahrgänge XXXII (2010), XXXIII (2011) und XXXIV (2012) der *Simpliciana*, die jeweils neben den Kongressreferaten eine Reihe freier Beiträge, Nachrichten von öffentlichkeitswirksamen Aktivitäten und Rezensionen zu Neupublikationen enthalten; an der Redaktionsarbeit und der Betreuung der Homepage haben dankenswerterweise mitgewirkt: Eric Achermann, Klaus Haberkamm, Hans-Joachim Jakob, Lars Kaminski, Svenja Kroh, Ortwin Lämke, Daniel Langner, Alexander Lügering, Nadine Lenuweit, Torsten Menkhaus und Timothy Sodmann.

b) die Reihe der *Beihefte zu Simpliciana*; erschienen sind während der letzten Amtsperiode die Beihefte 5: *Grimmelshausen als Kalenderschriftsteller und die zeitgenössische Kalenderliteratur*. Hrsg. von Peter Heßelmann (2011); 7: *Spielregeln barocker Prosa. Historische Konzepte und theoriefähige Texturen ‚ungebundener Rede' in der Literatur des 17. Jahrhunderts*. Hrsg. von Thomas Althaus und Nicola Kaminski (2012); 8: Jana Maroszová: *„Denn die Zeit ist nahe". Eschatologie in Grimmelshausens Simplicianischen Schriften: Zeit und Figuren der Offenbarung* (2012);

drittens über weitere Aktivitäten der Jahre 2010 bis 2013, besonders über

a) die Vortragstätigkeit des Präsidenten:

– öffentlicher Abendvortrag am 7. Oktober 2011 im Rahmen der interdisziplinären Tagung „Astronomie – Literatur – Volksaufklärung. Der Schreibkalender der Frühen Neuzeit mit seinen Text- und Bildbeigaben“ im Rathaus der Stadt Altenburg zum Thema: „Die simplicianischen Jahreskalender in der Altenburger Kalendersammlung“; der Vortrag ist im Jahr 2012 in einem Sammelband mit den Tagungsbeiträgen erschienen.

– Abendvortrag am 8. Februar 2012 im Haus der Brandenburgisch-Preußischen Geschichte zu Potsdam zum Thema „Grimmelshausens *Simplicissimus Teutsch* und die Schlacht bei Wittstock (1636). Mit einem Blick auf Romane von Günter Grass“.

– Vorträge in der Grimmelshausen-Gesprächsrunde in Oberkirch: „Thomas Mann und Grimmelshausen“ (2. November 2010), „Grimmelshausen und Hermann Hesse“ (5. Oktober 2011), „Grimmelshausens *Simplicissimus* und die Schlacht bei Wittstock (1636)“ (2. Oktober 2012).

b) den von der Grimmelshausen-Gesellschaft 2010/2011 ausgeschriebenen und organisierten 2. Fachdidaktischen Wettbewerb „Grimmelshausen im Schulunterricht“, den das Grimmelshausen-Gymnasium Offenburg gewonnen hat. Die herausragende Produktion *Courasche – Musiktheater nach Grimmelshausen*, die in Teilen im Rahmen der Tagung der Grimmelshausen-Gesellschaft im Juli 2010 vorgestellt wurde, hat der Präsident am 29. November 2011 in Renchen in einer Laudatio gewürdigt. Das Preisgeld (€ 500,–) wurde von der Stadt Renchen und einem privaten Sponsor zur Verfügung gestellt.

c) die Durchführung einer größeren Unterrichtseinheit zum Thema ‚Pikaroroman‘ im Rahmen der Abiturvorbereitungen am 6. Juni 2011 an der Hamburger Sophie-Barat-Schule, die in Vertretung des Präsidenten dankenswerterweise Vorstandsmitglied Klaus Haberkamm übernommen hat, um damit die Präsenz der Grimmelshausen-Gesellschaft in der Schule zu gewährleisten.

d) die in Vertretung des Präsidenten dankenswerterweise durch Vorstandsmitglied Klaus Haberkamm und Torsten Menkhaus wahrgenommene Teilnahme an den Mitgliederversammlungen der Arbeitsgemeinschaft Literarischer Gesellschaften und Gedenkstätten e. V. in den Jahren 2010 bis 2012; hervorgehoben wird die besondere Bedeutung der Kontakte zur ALG, die auch die Tagung in Oberkirch und Renchen (2013) finanziell fördert; der Präsident liefert regelmäßig Kurzberichte

über die Gesellschaftsaktivitäten an die ALG; er weist ferner auf die von Vorstandsmitglied Klaus Haberkamm entworfenen Postkarten hin, die die ALG anlässlich der Leipziger Buchmessen 2010 und 2011 für die Grimmelshausen-Gesellschaft hat drucken lassen (die Auflage betrug jeweils 1.000 Stück; die Grimmelshausen-Gesellschaft, die für ihre Kostenbeteiligung von € 100,– jeweils 500 Exemplare erhielt, hat einen Teil davon *Simpliciana* XXXII (2010) und XXXIII (2011) beigefügt).

e) die Fortschreibung der auf der Homepage der Gesellschaft veröffentlichten kumulierten Inhaltsverzeichnisse der *Simpliciana* I (1979) bis XXXIV (2012), des kumulierten Beiträgerverzeichnisses (Autoren und Titel der Aufsätze) sowie des Personen- und Werkregisters *Simpliciana* I (1979) bis XXXIV (2012); letzteres besorgte dankenswerterweise Geschäftsführer Dieter Martin mit seinen Mitarbeitern.

f) den von Vorstandsmitglied Eric Achermann in Kooperation mit dem Präsidenten technisch realisierten Verkauf von *Simpliciana*-Altbeständen via Internet, deren Erlöse (2012 gut € 300,–) der Gesellschaft zufließen.

TOP 5: Bericht des Geschäftsführers

Der Geschäftsführer dankt dafür, dass seine Arbeit wesentlich vom Schatzmeister Hermann Brüstle und seiner Mitarbeiterin Sabine Huber unterstützt wurde, besonders durch Führung der zentralen Mitgliederdatei. Er berichtet von der Mitgliederentwicklung, die in den letzten Jahren bei geringen Fluktuationen stabil geblieben ist:

Ende 2010:	223 Mitglieder
Ende 2011:	222 Mitglieder
Ende 2012:	222 Mitglieder

Als vordringliche Aufgabe erscheint die Anwerbung jüngerer Mitglieder der Gesellschaft, die vor allem durch vermehrte Einladung von Doktoranden zu den Tagungen betrieben werde.

TOP 6: Bericht des Schatzmeisters

Der Schatzmeister berichtet über die insgesamt als stabil zu bezeichnende, je nach Sponsoreneinwerbung und Tagungs- sowie Publikationskosten leicht schwankende Kassenlage und stellt den Kassenbericht der Gesellschaft für die Jahre 2010 bis 2012 vor:

Am 31. Dezember 2009 wurde nach 2010 ein Guthaben von € 8.260,95 übertragen.

Am 31. Dezember 2010 wurde nach 2011 ein Guthaben von € 8.927,78 übertragen.

Am 31. Dezember 2011 wurde nach 2012 ein Guthaben von € 7.827,95 übertragen.

Am 31. Dezember 2012 wurde nach 2013 ein Guthaben von € 3.821,51 übertragen.

Der vergleichsweise wesentlich geringere Guthabenübertrag von 2012 nach 2013 erklärt sich daraus, dass der Verlag Peter Lang die Honorare für *Simpliciana* 2011 nicht im Rechnungsjahr 2012, sondern erst Anfang 2013 überwiesen hat. Da 2013 auch die Honorare für *Simpliciana* 2012 überwiesen worden sind, bewegt sich der Kassenbestand zwischenzeitlich wieder im üblichen Bereich.

Der Schatzmeister informiert über die obligatorische Einführung des SEPA-Überweisungssystems, das mit einigen organisatorischen Modifikationen verbunden ist. Der Einzug des Mitgliedsbeitrags erfolgt künftig zum 15. November eines jeden Jahres. Der mit der Einführung dieses Überweisungssystems verbundenen Informationspflicht der Gesellschaft an ihre Mitglieder ist durch die Bekanntgabe in der Mitgliederversammlung und im vorliegenden Protokoll Genüge getan.

TOP 7: Bericht der Kassenprüfer

Dr. Fritz Heermann, der die Kasse gemeinsam mit Rainer Fettig geprüft hat, erklärt in seiner Eigenschaft als Kassenprüfer, dass der Bericht des Schatzmeisters zutreffend sei und dass er alle Belege geprüft und für rechtens befunden habe.

TOP 8: Entlastung des Vorstandes

Auf Antrag von Hermann Joseph Müller werden alle Mitglieder des Vorstands sowie die Rechnungsprüfer einstimmig entlastet.

TOP 9: Wahlen

Als Wahlleiter für die Wahl des Präsidenten fungiert Hermann Joseph Müller. Der bisherige Präsident erklärt, dass er für dieses Amt weiterhin zur Verfügung stehe. Anträge auf geheime Wahl werden nicht gestellt. Der bisherige Präsident wird einstimmig wiedergewählt.

Als Wahlleiter für die weiteren Wahlen fungiert der Präsident. Er gibt bekannt, dass vom bisherigen Vorstand lediglich Wentao Ma (Peking) nicht mehr zur Verfügung stehe; alle anderen Mitglieder des Vorstands hätten erklärt, dass sie neuerlich kandidieren und im Falle ihrer Wiederwahl die Wahl annehmen würden. Weitere Wahlvorschläge liegen nicht vor. Anträge auf geheime Wahl und auf Einzelwahl der Vorstandsmitglieder werden nicht gestellt. Auf Antrag von Dirk Nie-

fanger erfolgt die Abstimmung per Handzeichen und en bloc für alle weiteren Funktionsträger und Mitglieder des Vorstands. Bei Enthaltung der zur Wahl stehenden Personen wird der bisherige Vorstand im Amt bestätigt.

Daraus ergibt sich die folgende Zusammensetzung des Vorstands der Grimmelshausen-Gesellschaft:

Präsident:	Prof. Dr. Peter Heßelmann
Vizepräsident:	Prof. Dr. Ruprecht Wimmer
Geschäftsführer:	Prof. Dr. Dieter Martin
Schatzmeister:	Hermann Brüstle

Vorstandsmitglieder:

Prof. Dr. Eric Achermann
Prof. Dr. Maximilian Bergengruen
Prof. Dr. Friedrich Gaede
Dr. Klaus Haberkamm
Prof. Dr. Nicola Kaminski
Prof. Dr. Wilhelm Kühlmann
Dr. Martin Ruch
Prof. Dr. Gábor Tüskés
Prof. Dr. Jean Marie Valentin
Prof. Dr. Rosmarie Zeller

Die Herren Rainer Fettig und Dr. Fritz Heermann werden erneut einstimmig mit dem Amt der Kassenprüfer betraut.
Perspektivisch teilt der Präsident mit, dass mehrere ältere Vorstandsmitglieder angekündigt haben, zum Ende der nächsten Wahlperiode (2016) nicht mehr für den Vorstand kandidieren zu wollen.

TOP 10: Planungen für die nächsten Jahre
Vorgesehen sind folgende Tagungen:

a) 12.–14. Juni 2014 Gelnhausen: „Chiffrieren und Dechiffrieren in Grimmelshausens Werk und in der Literatur der Frühen Neuzeit“; Organisation: Peter Heßelmann; Simone Grünewald (Gelnhausen). Die Tagung wurde in *Simpliciana* XXXIV (2012) und auf der Homepage der Gesellschaft angekündigt. Gegenwärtig liegen bereits 18 Vortragsangebote vor.

b) Juni 2015 Oberkirch: Arbeitsgespräch zu Grimmelshausens *Der seltzame Springinsfeld*; Organisation: Peter Heßelmann; Hermann Brüstle und Sabine Huber (Oberkirch).

c) Juni 2016 Oberkirch, Renchen: „Schuld und Sühne im Werk Grimmelshausens und in der Literatur der Frühen Neuzeit"; Organisation: Peter Heßelmann; Hermann Brüstle und Sabine Huber (Oberkirch).

In Vorbereitung befinden sich folgenden Publikationen:

a) *Beihefte zu Simpliciana* 9: Jakob Koeman: *Die Grimmelshausen-Rezeption in der nicht-fiktionalen deutschen Literatur zwischen 1800 und 1860* (2014).

b) Reproduktion des Portraits von Wolf Eberhard Felßecker (Kupferstich von Johann Alexander Böner) mit Versen von Grimmelshausen; vorgesehen ist ein ergänzendes Begleitheft; die zu erwarteten Gesamtkosten von ca. € 2.000,– sollen möglichst durch Zuschüsse und Werbeträger abgedeckt werden.

Auf Betreiben des Vorstandsmitglieds Nicola Kaminski ist das in der Leibniz Bibliothek – Niedersächsische Landesbibliothek Hannover verwahrte Exemplar des von Grimmelshausen redigierten *Teutschen Friedens-Rahts* (von Claus von Schauenburg) digitalisiert worden. Ein Link auf dieses Digitalisat soll auf der Homepage der Gesellschaft erscheinen. Über damit verbundene Projekte (Edition und Kommentar) soll weiter beraten werden.

TOP 11: Verschiedenes

Beraten wird über die bislang nicht erfolgreichen Versuche, die Stadt Offenburg für intensivere Kooperationen mit und für eine Mitgliedschaft in der Grimmelshausen-Gesellschaft zu gewinnen.

Besprochen wird die Höhe der seit über 20 Jahren stabilen Mitgliedsbeiträge und die Möglichkeit einer moderaten Erhöhung auf der nächsten Mitgliederversammlung im Jahr 2016. Der Präsident regt an, über eine Beitragserhöhung auf € 30,– für ordentliche Mitglieder nachzudenken, die jährliche Mehreinnahmen von ca. € 1.000,– zur Folge hätten. Die Aussprache ergibt, dass man die Frage 2016 auf die Tagesordnung stellen und im Lichte der dann bestehenden finanziellen Verhältnisse beschließen wird.

Hermann Joseph Müller berichtet über die in Oberkirch gegründete Franz und Gabriele Hättig-Stiftung, die bereits die Tagung 2013 unterstützt hat, und über die Perspektiven künftiger Unterstützung.

Erörtert werden die Möglichkeiten, junge Mitglieder für die Gesellschaft zu gewinnen. So soll etwa der fachdidaktische Wettbewerb künftig wieder ausgeschrieben werden.

Hingewiesen wird auf den Plan, im Gelnhauser „ Grimmelshausen-Hotel“ eine Grimmelshausen-Gesprächsrunde nach dem Muster der Gesprächsrunde im „Silbernen Stern“ zu Gaisbach einzurichten.

Herr Rosenberger schlägt vor, die Homepage der Gesellschaft mit der digitalen Grimmelshausen-Edition an der Herzog August Bibliothek Wolfenbüttel (http://diglib.hab.de/edoc/ed000133/start.htm) zu verlinken.

Für die Richtigkeit:

Peter Heßelmann	Dieter Martin
Versammlungsleiter	Protokollant

Einladung zur Tagung „Chiffrieren und Dechiffrieren in Grimmelshausens Werk und in der Literatur der Frühen Neuzeit“, 12.–14. Juni 2014 in Gelnhausen

Alle Mitglieder der Grimmelshausen-Gesellschaft und alle Interessenten sind herzlich eingeladen, an den öffentlichen Tagungen teilzunehmen. Aus Kostengründen ist es leider nicht möglich, alle Mitglieder der Grimmelshausen-Gesellschaft brieflich zu den Tagungen einzuladen. Aktuelle Informationen zu den Tagungen findet man auf der Homepage der Grimmelshausen-Gesellschaft: www.grimmelshausen.org.

Die Grimmelshausen-Gesellschaft wird vom 12. bis zum 14. Juni 2014 in Gelnhausen eine Tagung zum Thema „Chiffrieren und Dechiffrieren im Werk Grimmelshausens und in der Literatur der Frühen Neuzeit“ ausrichten. Die Tagung wird im Romanischen Haus, Untermarkt 2, stattfinden.

Auf der einen Seite das sinnenfrohe Zurschaustellen, auf der anderen Seite die stetige Suche nach geheimem Sinn: In diesem Widerspiel von Zeigen und Verbergen bewegt sich das Zeichenverständnis des 17. Jahrhunderts, das mit Hingabe sowohl Geheim- als auch Universalsprachen zu entwickeln trachtet. So finden wir auch in Grimmelshausens Werk nicht nur zahlreiche kryptologische Zeichenkombinationen – allen voran die kunstvollen Anagramme des Autornamens –, sondern auch die Überzeugung, daß die gesamte Natur zeichenhaft zu deuten sei, ja, daß sogar die angeblich sprachlosen Kreaturen zum Menschen sprechen. Der Allegoriker Simplicissimus vermag in Gottes Buch der Natur zu lesen und darin eingeschriebene Heilsbotschaften zu dechiffrieren.

Als versierter „Zifferant", als Schreiber und Entzifferer von Geheimschriften, ist Simplicissimus darüber hinaus in der Lage, „einen Brieff auff einen Faden: oder wohl gar auff ein Haar zuschreiben/ den wohl kein Mensch wird außsinnen oder errathen können". Er kennt „verborgene Schrifften" in der Tradition der *Steganographia* von Johannes Trithemius. Steganographie, Kryptographie, Hieroglyphik, Emblematik, Zahlensymbolik, Hermetik, Chiromantik, Magie, Alchemie und Kabbalistik haben ihre Spuren in Grimmelshausens Werkkosmos hinterlassen.

Auseinandersetzungen mit diesen Themenbereichen können ebenso wie Einblicke in frühneuzeitliche Rätselliteratur und in nicht nur in der politischen Diplomatie eingesetzte Verschlüsselungstechniken und -maschinen dazu beitragen, Bedeutung und Funktion der „Arcana" im Werk des simplicianischen Erzählers zu ergründen.

Die interdisziplinär ausgerichtete Tagung widmet sich nicht nur Grimmelshausen, sondern nimmt darüber hinaus weitere Autoren der Frühen Neuzeit in den Blick.

Tagungsprogramm

Donnerstag, 12. Juni 2014

13.00 Eröffnung der Tagung
Grußworte von
Thorsten Stolz, Bürgermeister der Stadt Gelnhausen,
Jürgen Michaelis, Vorsitzender der Kulturstiftung der Stadt Gelnhausen

Peter Heßelmann (Münster), Präsident der Grimmelshausen-Gesellschaft, Münster

13.30 Klaus Schmeh (Gelsenkirchen)
Dechiffrierung verschlüsselter Texte der Frühen Neuzeit – Methoden, Probleme, Forschungsbedarf

14.15 Christine Roll (Aachen)
Zum Wandel von Chiffren in der politischen Kommunikation der Frühen Neuzeit

15.00 Kaffeepause

15.30 Martin Ruch (Willstätt)
Chiffrierte Post von Friedrich Rudolph Fürst von Fürstenberg aus Prag 1647 an seinen Kinzigtäler Amtmann Finck

16.15 Karl de Leeuw (Amsterdam)
Kryptographie in Simon Witgeests *Konst en Tooverboek* (1670)

17.00 Besuch des Museums Gelnhausen mit „Grimmelshausenwelt“

20.00 Abendvortrag: Jörg Jochen Berns (Marburg)
Titelbild-Mnemonik. Theorie und Praxis gedächtnisstützender Titelblätter vom 15. bis zum 17. Jahrhundert

21.15 Abendspaziergang zum Halbmond mit Empfang (Imbiss)

vormittags Programm für Schulklassen:
„Chiffrieren und Dechiffrieren“
Unter Mitwirkung von
Klaus Haberkamm (Münster), Torsten Menkhaus (Hamm), Klaus Schmeh (Gelsenkirchen)

Freitag, 13. Juni 2014

09.00 Dieter Breuer (Aachen)
Chiffrieren und Dechiffrieren in Tomaso Garzonis *Piazza Universale* und im Werk Grimmelshausens

09.45 Ulrich Ernst (Wuppertal)
Klarschrift und Geheimschrift in Grimmelshausens *Simplicissimus*. Paradigmata – Typologien – Theoreme

10.30 Kaffeepause

11.00 Friedrich Gaede (Freiburg i. Br.)
„Es hat mir so wollen behagen, ‚verziffert‘ die Wahrheit zu sagen“

11.45 Eric Achermann (Münster)

Wie liest sich das Buch der Natur? Zu exegetischer Methode und Darstellung des Welthaften bei Grimmelshausen

12.30 Mittagspause

14.30 Nicola Kaminski (Bochum)
H. J. C. V. G. oder Der semiologische Sprengsatz des „Beschlusses“ der *Continuatio des Abentheulichen Simplicissimi*

15.15 Kaffeepause

15.45 Martin Helbig (Freiburg i. Br.)
Mit anderen Augen sehen. Ein Beitrag zur Selbstsicht bei Grimmelshausen

16.30 Wolfgang Winter (Achern)
Grimmelshausen und das Geheimnis der Zahl 666

17.15 Kaffeepause

17.30 Verena Börder (Bochum)
Traumsymbolik und Traumdeutung als transzendente Marker in Grimmelshausens *Keuschem Joseph*

19.00 Kulinarischer Stadtrundgang

Samstag, 14. Juni 2014

09.00 Klaus Haberkamm (Münster)
Agrippa von Nettesheim und Grimmelshausen. Nochmals zur Steganographie der *Gauckel-Tasche*

09.45 Jakob Koeman (Maartensdijk)
Die Chiffrensprache der Natur bei Grimmelshausen, Eichendorff und Caspar David Friedrich

10.30 Kaffeepause

11.00 Maximilian Gamer (Zürich)
Archana ioannis tritemii – Die Kunst des Chiffrierens, Verbergens und Irreführens

11.45 Maximilian Bergengruen (Genf)
Johannes Trithemius: Steganographie und/oder Magie?

12.30 Mittagspause

14.30 Tomas Tomasek (Münster)
Zur Geschichte des deutschen Rätsels insbesondere im 17. Jahrhundert

15.15 Kaffeepause

15.45 Ruprecht Wimmer (Eichstätt)
Kaspar Schotts *Steganographia*
16.30 Hans-Joachim Jakob (Siegen)
Ein Altdorfer Fachmann der „Zifferantenkunst“. Daniel Schwenters *Steganologia & Steganographia Nova* (um 1620) und ihre Verbindung zum ersten Band der *Mathematischen und philosophischen Erquickstunden* (1636)
17.15 Kaffeepause
17.30 Simon Zeisberg (Berlin)
Erquickliche Magie. Daniel Schwenters *Steganologia & Steganographia* (um 1620) und die populäre Geheimschriften-Literatur des 17. Jahrhunderts
19.30 Gelnhäuser Gastey im Gewölbekeller des Grimmelshausen-Hotels

Hotelzimmerreservierungen nimmt entgegen:

Heinrich Denhardt, Grimmelshausen-Hotel, Schmidtgasse 12, D-63571 Gelnhausen, Telefon: (06051) 9242-0, Telefax: (06051) 9242-42, E-Mail: info@grimmelshausen-hotel.de

Ankündigung der Tagung „Grimmelshausens *Der Seltzame Springinsfeld*“, 11.–13. Juni 2015 in Oberkirch und Renchen

In *Der seltzame Springinsfeld*, dem achten Buch des simplicianischen Zyklus, wird das Leben des zeitweiligen Ehemanns der Courasche erzählt, eines ehemaligen Söldners, Landstreichers und Bettlers, mit dem Simplicissimus in seiner Zeit als „Jäger von Soest“ einige „Stücklein“ in Westfalen erlebte. Simplicissimus ist inzwischen aus der Kreuzinsel-Eremitage in die Gesellschaft zurückgekehrt und repräsentiert in seiner abgeklärten Weisheit einen Christen, der sich in sozialer Verantwortung aktiv um das Seelenheil seiner Mitmenschen bemüht und damit den Rückzug aus der zivilisierten Welt am Ende des *Simplicissimus Teutsch* und der *Continuatio* revidiert hat. Dieser seelsorgerische und erzieherische Anspruch soll auch dem moralisch verkommenen Kriegskrüppel Springinsfeld von Nutzen sein, der das zeitgenössische Sprichwort „Junge Soldaten – alte Bettler“ verkörpert und von seinem vorbildhaf-

ten Mentor in tätiger Nächstenliebe dazu gebracht werden soll, sich zu bekehren und ein christliches Leben zu führen.

In der Rahmenerzählung illustriert der Autor in sinnbildlichen Episoden sein Selbstverständnis als Künstler, seine poetischen Verfahrensweisen und die intendierte Rezeption seiner satirischen Romane anhand des Modellrezipienten Springinsfeld, den er in die Literaturallegorese und die allegorische Betrachtung des menschlichen Lebens einführt.

Es könnte sich unter anderem als lohnend erweisen, die Vernetzung des Romans innerhalb der Simplicianischen Schriften zu analysieren und nach der Funktion und Bedeutung des achten Buches im Zyklus zu fragen. Auch die narrative Komposition des Textes und die romanimmanenten Reflexionen über das Erzählen sollen in den Blick geraten. Dabei wird die polyperspektivische Organisation des Erzählkosmos samt Wechselspiel von Rahmen- und Binnenerzählung zu beleuchten sein.

Die Verarbeitung von historischen und literarischen Prätexten und die Kombination von *fabula* und *historia* bieten ebenso wichtige Untersuchungsfelder wie die Modi der sozialkritischen Kriegs- und Gewaltdarstellung. Das Titelkupfer, Springinsfelds Courasche-Bild, Dimensionen allegorischer Weltauffassung und Bildlichkeit, religiös fundierte Bekehrungskonzepte und poetologisch relevante Sinnebenen sollen ebenfalls Gegenstand von Interpretationen sein. Auseinandersetzungen mit den erwähnten Themenaspekten können dazu beitragen, neue Einblicke in den Roman zu gewinnen.

Die Tagungskapazitäten sind begrenzt. Die Auswahl der Vorträge übernimmt eine vom Vorstand der Grimmelshausen-Gesellschaft eingesetzte Kommission. Vortragsangebote bitte an:

Prof. Dr. Peter Heßelmann
Westfälische Wilhelms-Universität Münster
Germanistisches Institut
Abteilung Neuere deutsche Literatur
Schlossplatz 34
48143 Münster
E-Mail: info@grimmelshausen.org

Anhang

Beiträger *Simpliciana* XXXV (2013)

Prof. Dr. Thomas Althaus, Universität Bremen, Fachbereich 10, Sprach- und Literaturwissenschaften, Bibliothekstr., GW 2, B 3600, D-28359 Bremen

Prof. Dr. Jörg Jochen Berns, Barfüßertor 17, D-35037 Marburg

Prof. Dr. Dieter Breuer, Rolandstr. 34, D-52070 Aachen

Sylvia Brockstieger, Universität Freiburg, Deutsches Seminar – Neuere Deutsche Literatur, Platz der Universität 3, D-79085 Freiburg i. Br.

Nicolas Detering, Universität Freiburg, Deutsches Seminar – Neuere Deutsche Literatur, Platz der Universität 3, D-79085 Freiburg i. Br.

Karl Ebert, Binzigstr. 8, D-77704 Oberkirch-Zusenhofen

Prof. Dr. Guillaume van Gemert, Dr. Verbeecklaan 22, NL-5845 CE St. Anthonis

Dr. Klaus Haberkamm, Nienborgweg 37, D-48161 Münster

Michael Hanstein, Heidelberger Akademie der Wissenschaften, Projekt Europa Humanistica, Karlstr. 5, D-69117 Heidelberg

Dr. Fritz Heermann, Löwengasse 3, D-77704 Oberkirch

Prof. Dr. Peter Hess, University of Texas at Austin, Department of Germanic Studies, 2505 University Ave, Stop C 3300, USA-Austin, TX 78712-1088

Prof. Dr. Peter Heßelmann, Universität Münster, Germanistisches Institut, Abt. Neuere deutsche Literatur, Schlossplatz 34, D-48143 Münster

Dr. Jakob Koeman, Reigersbek 12, NL-3738 TM Maartensdijk

Prof. Dr. Wilhelm Kühlmann, Universität Heidelberg, Germanistisches Seminar, Hauptstr. 207–209, D-69117 Heidelberg

Prof. Dr. Jürgen Macha, Universität Münster, Germanistisches Institut, Abt. Sprachwissenschaft, Schlossplatz 34, D-48143 Münster

Dr. Jana Maroszovà, Univerzita Karlova v Praze, Ústav germánských studií, Náměstí Jana Palacha 2, CZ-11638 Praha 1

Prof. Dr. Dieter Martin, Universität Freiburg, Deutsches Seminar – Neuere Deutsche Literatur, Platz der Universität 3, D-79085 Freiburg i. Br.

Prof. Dr. Volker Meid, Hauffstr. 19, D-72649 Wolfschlugen

Dr. Torsten Menkhaus, Rhynerberg 38, D-59069 Hamm

Prof. Dr. Dirk Niefanger, Universität Erlangen-Nürnberg, Department Germanistik und Komparatistik, Bismarckstr. 1 B, D-91054 Erlangen

Marius Pietruschka, Wienburgstr. 26, D-48147 Münster

Sebastian Rosenberger, Akademie der Wissenschaften zu Göttingen, Arbeitstelle Frühneuhochdeutsches Wörterbuch, Johann-Friedrich-Blumenbach-Institut für Zoologie und Anthropologie, Berliner Str. 28, 37073 Göttingen

Dr. Martin Ruch, Waldseestr. 53, D-77731 Willstätt

Nikos Saul, Kettelerstr. 58, D-48147 Münster

Prof. Dr. Michael Schilling, Universität Magdeburg, Institut für Germanistik, Universitätsplatz 2, D-39106 Magdeburg

Dr. Timothy Sodmann, Sickinghook 9, D-46354 Südlohn

Prof. Dr. Jörg Wesche, Universität Duisburg-Essen, Fakultät für Geisteswissenschaften – Germanistik, Universitätsstr. 12, D-45141 Essen

Simon Zeisberg, Freie Universität Berlin, Fachbereich Philosophie und Geisteswissenschaften, Institut für Deutsche und Niederländische Philologie, Habelschwerdter Allee 45, D-14195 Berlin

Prof. Dr. Rosmarie Zeller, Universität Basel, Deutsches Seminar, Nadelberg 4, CH-4051 Basel

Simpliciana und *Beihefte zu Simpliciana.* Richtlinien für die Druckeinrichtung der Beiträge

Die Richtlinien für die Druckeinrichtung der Beiträge findet man auf der Homepage der Grimmelshausen-Gesellschaft: www.grimmelshausen.org. Sie können auch postalisch und per E-Mail angefordert werden. Schicken Sie bitte nach den Richtlinien eingerichtete Texte als Datei im Anhang einer E-Mail (Word-Datei oder rtf) an folgende Adresse: info@grimmelshausen.org.

Der Umfang der Aufsätze soll 20 Druckseiten nicht überschreiten. Die Höchstgrenze bei Rezensionen beträgt 5 Druckseiten.

Bezug alter Jahrgänge der *Simpliciana*

Mitglieder der Grimmelshausen-Gesellschaft können Restbestände der Jahrgänge I (1979) bis XXX (2008) der *Simpliciana* zum Vorzugspreis von 5,- € pro Jahrgang – solange der Vorrat reicht – erwerben. Hinzu kommen Versandkosten. Bei Interesse kann man sich wenden an: Sabine Huber, Stadtverwaltung Oberkirch, Eisenbahnstr. 1, 77704 Oberkirch, Tel. 07802-82-111, Fax 07802-82-200, E-Mail: s.huber@oberkirch.de

Grimmelshausen-Gesellschaft e. V.

Die Grimmelshausen-Gesellschaft e.V. wurde 1977 anlässlich der großen Gedenkausstellung *Simplicius Simplicissimus – Grimmelshausen und seine Zeit* in Münster gegründet. Sie ist inzwischen zu einer internationalen Vereinigung von Literatur- und Kulturhistorikern, interessierten Laien und der Grimmelshausen-Städte Gelnhausen, Soest, Offenburg, Oberkirch und Renchen geworden. Gemeinsames Ziel ist es, die wissenschaftliche Erforschung der Werke Grimmelshausens in ihren zeit- und wirkungsgeschichtlichen Bezügen zu fördern und deren Kenntnis zu verbreiten. Die Grimmelshausen-Gesellschaft bemüht sich dabei besonders um die Zusammenarbeit mit Forschern anderer Disziplinen und den wissenschaftlichen Dialog. Sie versucht mit ihren Aktivitäten zugleich der Mahnung Grimmelshausens gerecht zu werden, Leserinnen und Leser aller Bildungsstufen anzusprechen.

Die Grimmelshausen-Gesellschaft hat zu diesen Zwecken in regelmäßigen Abständen wissenschaftliche Symposien durchgeführt (1979 in Welbergen bei Münster, 1983 in Offenburg, 1986 in Marburg, 1987 in Aachen, 1989 in Zürich, 1992 in Eichstätt, 1994 in Wolfenbüttel, 1995 in Karlsruhe, 1996 in Aachen, 1998 in Zürich, 1999 in Wolfenbüttel, 2000 in Straßburg, 2001 in Oberkirch und in Renchen, 2002 in Aachen und in Budapest, 2003 in Renchen, 2004 in Oberkirch, 2005 in Münster, 2006 in Oberkirch, 2007 in Oberkirch und Renchen, 2008 in Eger, 2009 in Oberkirch und Gelnhausen, 2010 in Oberkirch, Offenburg und Renchen, 2011 in Wittstock, 2012 in Basel, 2013 in Oberkirch und Renchen). Sie gibt das Jahrbuch *Simpliciana – Schriften der Grimmelshausen-Gesellschaft*, eine Reihe *Sondergaben der Grimmelshausen-Gesellschaft*, kommentierte Reproduktionen schwerzugänglicher Dokumente und Texte aus dem Umkreis Grimmelshausens oder der Forschungsgeschichte, die die Mitglieder der Gesellschaft unentgeltlich erhalten, sowie die Buchreihe *Beihefte zu Simpliciana* heraus.

Die Grimmelshausen-Gesellschaft ist ein gemeinnütziger Verein zur Förderung der wissenschaftlichen Erforschung und Verbreitung der Werke Grimmelshausens. Sie ist von der Körperschaftssteuer freigestellt und berechtigt, für Spenden Spendenbestätigungen auszustellen. Der jährliche Mitgliedsbeitrag beträgt 25,00 € (12,50 € für Studierende), für korporative Mitglieder 150,00 €. Überweisungen bitte auf das Konto der Grimmelshausen-Gesellschaft beim Schatzmeister Hermann Brüstle, Sparkasse Offenburg/Ortenau (BLZ 664 500 50), Kontonummer 853508. Zahlungen aus dem Ausland sind auch mit Verrechnungsscheck möglich. Der jährliche Mitgliedsbeitrag schließt die Lieferung des Jahrbuchs ein.

Beitrittserklärung

Hiermit erkläre(n) ich/wir den satzungsmäßigen Beitritt zur Grimmelshausen-Gesellschaft e.V.

Name und Vorname / Firma / Institut / Körperschaft:

____

____

Student/in: ☐ ja ☐ nein

Adresse: ____

____

Telefon: ________________ E-Mail: _________________________

Ort, Datum und Unterschrift: _________________________________

Bitte senden an:

Grimmelshausen-Gesellschaft e. V.
Herrn Schatzmeister Hermann Brüstle
c/o Stadt Oberkirch
Postfach 1443
77698 Oberkirch
Telefax: 07802-82-200
E-Mail: h.bruestle@oberkirch.de
E-Mail: info@grimmelshausen.org
Internet: www.grimmelshausen.org

Beihefte zu Simpliciana

Es ist ein Ziel der Grimmelshausen-Gesellschaft, die wissenschaftliche Erforschung der Werke Grimmelshausens in ihren zeit- und wirkungsgeschichtlichen Bezügen zu fördern und deren Kenntnis zu verbreiten. Dazu trägt auch die Buchreihe „Beihefte zu Simpliciana" bei. Bisher sind folgende Beihefte erschienen:

1 Dieter Breuer / Gábor Tüskés (Hrsg.)
Das Ungarnbild in der deutschen Literatur der frühen Neuzeit.
Der *Ungarische oder Dacianische Simplicissimus* im Kontext barocker Reiseerzählungen und Simpliziaden. 2005
978-3-03910-428-4

2 Peter Heßelmann (Hrsg.)
Grimmelshausen und Simplicissimus in Westfalen. 2006
978-3-03910-991-3

3 Misia Sophia Doms
„Alkühmisten" und „Decoctores". Grimmelshausen und die Medizin seiner Zeit. 2006
978-3-03910-949-4

4 Franz M. Eybl / Irmgard M. Wirtz (Hrsg.)
Delectatio. Unterhaltung und Vergnügen zwischen Grimmelshausen und Schnabel. 2009.
978-3-03911-734-5

5 Peter Heßelmann (Hrsg.)
Grimmelshausen als Kalenderschriftsteller und die zeitgenössische Kalenderliteratur. 2011
978-3-0343-0493-1

6 Dieter Breuer / Gábor Tüskés (Hrsg.)
Fortunatus, Melusine, Genovefa. Internationale Erzählstoffe in der deutschen und ungarischen Literatur der Frühen Neuzeit. 2010
978-3-0343-0314-9

7 Thomas Althaus und Nicola Kaminski (Hrsg.)
Spielregeln barocker Prosa. Historische Konzepte und theoriefähige Texturen ‚ungebundener Rede' in der Literatur des 17. Jahrhunderts. 2012
978-3-0343-0579-2

8 Jana Maroszová
„Denn die Zeit ist nahe". Eschatologie in Grimmelshausens Simplicianischen Schriften: Zeit und Figuren der Offenbarung. 2012
978-3-0343-1164-9